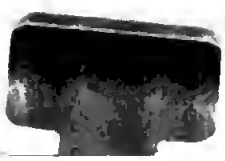
ÖSTERREICHISCHE
NATIONALBIBLIOTHEK
781415-D
ALT-

Absichtl. Dubl. zu 26.999 Fid. Komm.

3640/289
150

Bd 1-3

Digitized by Google



Digitized by Google

Faust.

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung.

Mit 72 Kunst-Beilagen verschiedener Druckfächer und vielen Holzschnitten.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der persönlichen Einflussnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Alois Auer.

Redigirt von Dr. Hermann Meynert unter literarischer Betheiligung nachstehender Schriftsteller:

Alois Auer, Amand Baumgartner, Braun von Braunthal, Dr. Castelli, Wilhelm Chezi, Friedrich Doexaa, A. E. v. Eitelberger, Dr. M. Falk, J. A. F. Fladang, Lud. Aug. Frankl, Baron Hammer-Purgstall, K. A. Kaltenbrunner, Kratochvilla, Malvea, Dr. Märzroth, Dr. Hermann Meynert, Dr. S. H. Mosenthal, H. Pfeiffer, Rauftl, Dr. Moriz Reich, Freiherr v. Sacken, Andreas Schuhmacher, Anton Xaver Schurz, C. E. Seelieb, Johann Gabriel Seidl, Staiahnaser, Emanuel Straube, Dr. Johann Nepomuk Vogl, Voit, A. Worring, Franz Xaver Warm ꝛc. ꝛc.

Mit artistischen Beiträgen

von

Benedetti, J. Bucher, Beeyer, v. Exter, Peter Fendi, Franz, Carl Geiger, A. Geyer, Conrad Grefe, Höfel, Christian Meyer, Leander Raß, Möhmee, Marie Pokorny, Piil, Rahl, Rauftl, A. Schiadler, Torsch, Teeml, Prof. Weiß, Wüebl, Zastieea ꝛc. ꝛc.

Erster Jahrgang.

Wien, 1854.

Druck und Verlag von M. Auer.

781415-D.

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckte Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Inhalt: Pränumerations-Anzeige. — Glück auf! — Ein Wort über die Entstehung dieses poligrafisch illustrirten Blattes. — Feierliche Nachklänge an den 24. April. — Ueberblick des technischen Verfahrens der verschiedenen Druckkünste. — Peter v. Cornelius. — Mutter und Kind. — Erklärung des litografirten Prämien-Bildes: »Die Auswanderer.« — Ernst Rudolf Vogel's Holzschnitte berühmter Meister.
Artistische Beilagen: Oesterreichs Barde. (Musik-Beilage.) — Cornelius. — Mutter u. Kind. (Stahlstiche.)

Nr. 1. I. Jahrgang. Wien 1854.

Ganzjährige Pränumeranten erhalten als Prämie ein Placat-Prachtexemplar einer Litografie,

darstellend eine Familiengruppe:

Die Auswanderer, von August v. Heckel.

(Die Erklärung des Bildes befindet sich auf der Seite 8 dieser Numer.)

Pränumerations-Anzeige.

Die Zeitschrift »Fanst« wird sich die doppelte Aufgabe der Belehrung und Unterhaltung stellen.

Der belehrende Theil soll alle Fächer des Wissens und der Forschung in seinen Kreis ziehen, durch populäre und faßliche Darstellung sich auch Solchen verständlich machen, die für diese oder jene Wissenschaft oder Kunst sich wohl interessiren, aber doch nicht fachgemäß darauf eingehen können. Dem Gehalte des Gegenstandes soll eine edle, gefällige, klare Form zur Seite gehen, alles Trockene entfernt, die Behandlung licht und volksthümlich sein. Die Zeitschrift hofft um so nachhaltiger und ersprießlicher einzuwirken, als ihrem bescheidenen Theile auch stets die Mittel der grafischen Künste zur Verfügung stehen, und sie durch Abbildungen aus jeder Sfäre bringen, was sie bespricht, zugleich in beigegebenen Illustrationen anschaulich zu machen im Stande ist.

Der unterhaltende Theil, für welchen bereits viele unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller und Dichter gewonnen sind, wird Alles begreifen, was spannend, erheiternd, anregend zu wirken dient; die Form sei nun die der kurzen Erzählung und Novelle, der Sage, Sittenschilderung, Reisebeschreibung, Humoreske &c. Abwechslung und Mannigfaltigkeit in den Gegenständen, Frische und Eleganz in der Darstellung werden hiebei durchgehends in's Auge gefaßt werden.

Die Illustrationen, in deren Art und Weise diese Zeitschrift sich von allen vorhandenen ähnlichen Unternehmungen zu unterscheiden bestimmt ist, werden theils in dem Texte eingedruckten Holzschnittchen, theils in artistischen Beilagen: Kupfer- und Stahlstichen, Litografien, Holzschnitten, Chemitypien, Glisagrafien, Golauanografien, Stilografien, Glasdrucken, Gravirungen, Guillochirungen, Verkleinerungen, anastatischen Abbildungen, Farbendrucken, Fotografien, Mikrotypien, Original- und Naturselbstdrucken &c. bestehen.

Dadurch, daß der eines europäischen Rufes genießende Director unserer weltberühmten k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Herr Regierungsrath Alois Auer, sich bei der Auswahl und Anordnung der artistischen Beilagen speciell betheiligen wird, ist wohl am besten bezeichnet, was in dieser Hinsicht geleistet werden soll. Es werden die artistischen Beilagen für die Herren Interessenten mit der Zeit nicht nur zu einem höchst werthvollen und reichhaltigen Album anwachsen, sondern sie werden sich auch trefflich zu Zimmer-Zierden eignen.

Digitized by Google

Glück auf!

Freundlicher Leser! dem wir diese neuen Blätter mit dem Wunsche und der Hoffnung widmen, daß sie Deinen Beifall haben mögen, Du wirst uns vor allen Dingen sagen wollen: welchen Faust wir meinen? — ob den ehrsamen Mainzer Bürger Faust oder Fust, den zweiten Schöpfer und gleichsam Nachgeborner der jungen Buchdruckerkunst, die, ohne sein Zuthun, schon kurz nach ihrer Geburt wieder zur Waise zu werden drohte? — ob den Wittenberger Wundermann, von dessen Thun die Volkssage so Herrliches und Grauenhaftes zugleich berichtet?

Dir sei geziemend erwidert, daß dieß in Deine eigene Wahl gestellt ist. Denke Dir nach Belieben den einen oder den anderen Faust, oder besser, denke Dir beide zusammen; aber nimm von einem jeden nur, was der Idee, die uns leitet, eben am nächsten liegt. Wir wollen Dir ganz dieselbe Freiheit lassen, welche die kühne und sinnige deutsche Sage sich herausgenommen, die ebenfalls den einen und den anderen Faust zu einer einzigen Gestalt verschmolzen, ihr den Odem untheilbarer Einheit eingehaucht hat. — Lasse dem Mainzer Faust seinen Antheil der Erfindung, den er sich redlich um den Preis seines Fleißes und seines Besitzes erworben, und befreie ihn höchstens von den nutzlosen Anhängseln, die der grämliche Ernst der Geschichtforschung ihm aufgebürdet hat. — Dem Wittenberger Faust lasse seine Geister und Dämonen, denn er hat, wie gar nicht zu bezweifeln, sie unlösbar an sich, und sich unlösbar an sie gebannt. Aber feierlich sei er losgesprochen von allem Frevel und Höllenzwange. Die Geister, über welche er gebietet und immerdar gebieten wird, sind reine, sind gute Geister; es sind die Geister der Zukunft, die, ewig sich verjüngend, fort und fort aus dem magischen Kreise ihres Meisters steigen, um, unwiderstehliche Eroberer, von Land zu Land zu ziehen, die frohe Botschaft des Wissens, der Bildung, der Veredlung unter den Völkern des Erdkreises auszubreiten.

Betrachte, freundlicher Leser, um es in Ein Wort zu fassen, den einen als den Körper, den anderen als den Geist jenes Faust, den wir meinen und dessen Symbol uns leitet; denn auch wir möchten Dir gern Beides auf das Engste vermählt bieten: Geist und Körper der unsterblichen Kunst, welche Faust's Genie, wenn nicht erfunden, doch zuerst zur höheren Reife gebracht, und darum soll in unseren Blättern der Geist des Sinnes und des Wortes sich bekleiden mit dem Körper des Bildes.

Was wir Alles in dieses unser Streben hineingeheimnissen, wie und in welcher Weise wir es auszuführen gedenken, darüber, theurer Leser, laß' uns lieber durch die That, als durch ein weitläufiges Program zu Dir sprechen. Wir müßten sonst gar viele gelehrte Worte in den Mund nehmen, müßten von Menschen-, Länder- und Sprachkunde, von Mathematik, Astronomie, Statik und Mechanik, Physik, Chemie, Mineralogie und Geologie, von Botanik und Zoologie, Anatomie, und was weiß ich, reden, und Du könntest dann vielleicht glauben, wir wollten Dich in einen gelehrten Nebel entführen, in welchem man sich weise dünkt und doch Nichts sieht. Das besorge nicht. Wir werden zwar alle jene Gebiete betreten, auf welchen solche vornehme Namen ruhen; aber der Staub der Schule wird uns dorthin nicht folgen. Wir werden vielmehr nur faßliche, volksthümliche, angenehme Belehrung finden, und da kommt uns wieder die Abbildung trefflich zu Statten, um Alles in's Klare und Anschauliche zu bringen.

Nicht wenig wird es überhaupt unsre Werk erleichtern, daß die Kunst unserem Blatte sowohl Gegenstand, als auch Hilfsmittel ist. Sie wird durch ihre Leistungen nicht nur sich selbst, sondern auch vieles Andere erklären. Malerei, Bau- und Bildhauerkunst, zeichnende und vervielfältigende Künste jeder Art werden, wie wir ihnen, so uns dienstbar sein. — Welches unabsehbare Gebiet uns namentlich die eben erwähnten, vervielfältigenden Künste aufschließen, welche kaum geahneten, riesigen Kräfte sie uns zum Tribut stellen, darüber, werther Leser, möge Dich der nachfolgende Aufsatz aus der Feder des eingeweihtesten, schöpferischsten aller lebenden Meister dieses Fachs: unseres Faust Auer, belehren. Mit den gewaltigen Waffen aller dieser Künste ausgerüstet, treten unmittelbarste Bundesgenossen und Mitarbeiter die formende Natur selbst (Naturselbstdruck) und der mächtige Sonnengott (Fotografie) sind, beherrschen wir das ganze weite Reich des Sichtbaren, und alle Theile und Gegenstände desselben eilen freiwillig in den Rahmen unseres Bildes hinein, in dem Augenblicke, wo wir sie rufen.

Aber nicht blos *anregen* und *belehren* will unser Blatt, es stellt sich auch die angenehme Aufgabe: zu *unterhalten*.

Unsere wertheſten Dichter und Schriftsteller werden hier zusammenstrechten, was Fantasie und Seldsterlebniß ihnen an die Hand geben. Erzählungen und Novellen, Charakteristiken und Sittenschilderungen, Reiseschreibungen, Humoresken ꝛc. durch gefällige Bilder illustrirt, werden hier abwechseln. Was nicht der umständlicheren Behandlung bedarf, aber doch erwähnt zu werden Anspruch hat, was in den verschiedenen Kreisen des Lebens der Moment schafft und gibt, das soll, in ein buntes Feuilleton gereiht, dem Auge des Lesers begegnen.

Der Familie überhaupt gewidmet, will unser Blatt für kein einziges Glied derselben ohne Nutzen und Anwendbarkeit bleiben. Wir bieten daher auch eine Rubrik: »*Für Kinder*,« mit Aufsätzen, welche nach Inhalt, Form und Fassung eigens den Bedürfnissen jenes Lebensalters entsprechen.

Politik, religiöse und sociale Streitfragen suche man bei uns nicht. Ihnen ist in der übrigen Journalistik Raum und Baden hinreichend vorbehalten. Unsere Aufgabe beschränkt sich darauf: den Stand- und Hochpunct der Druckkunste in Oesterreich dem größeren Publikum ersichtlich zu machen, und zugleich die Wirksamkeit der veredelten, gegenüber der gesunkenen Presse, ins Licht zu stellen.

Genug hiermit. Wir hoffen, daß Du, freundlicher Leser, uns verstanden hast. Das Weitere wird sich finden, wenn wir erst gegenseitig näher mit einander bekannt sind.

Und so nimm ihn wohlwollend, vertrauensvoll auf, den »Faust«, der, ein ewiger, oder froher Wanderer, ohne Fluch und Verhängniß jetzt bei Dir einkehren möchte! Er ist Dir aus vielen schönen alten Sagen, und aus dem herrlichsten aller Gedichte bekannt, die jemals von den Erwählten der Menschheit erdacht und gesungen worden. Möge er Dir nun auch willkommen sein, wenn er Dir hier in Wort und Bild zeigt, wie wir, seine Enkel, mit dem geistigen und fischen Erdtheile, das er uns hinterließ, gehaust, Zinsen zu Zinsen geschlagen haben, und möge solche Buchführung Dich und ihn zufriedenstellen!

Die Redaction.

Digitized by Google

Ein Wort über die Entstehung dieses poligrafisch-illustrirten Blattes.

Wer seit so vielen Jahren, als wir, sich dem Studium der Geschichte der Buchdruckerkunst und ihrer Erzeugnisse gewidmet, wird oft auf die Frage gekommen sein: Warum die Presse für ihre manigfachen Kunst-Producte aus mehr als 30 verschiedenen Drucksachern nicht ein Organ besitze, durch welches sie dieselben den Kunstgenossen sowohl als dem übrigen größeren Publikum vor Augen zu führen im Stande wäre?

Im Jahre 1834 trat zwar Heinrich Meyer in Braunschweig mit seinem Journal für Buchdruckerkunst und die verwandten Fächer hervor, welches bis heute mit Theilnahme von allen Fachmännern gelesen wird. Dasselbe beschränkt sich indessen eigentlich nur auf die reinsteer Technik der Presse, und unterscheidet sich von dem gegenwärtigen Unternehmen dadurch, daß wir den Hoch-, Tief-, chemischen und Naturselbstdruck in allen seinen untergeordneten Manieren, durch Beilagen von Kunst-Producten selbst veranschaulichen wollen, welche dem Fachmanne genügende Anhaltspuncte zur Nachahmung bieten, dem minder Eingeweihten aber die Art der Ausführung in kurzer und leicht faßlicher Darstellung die Erklärung liefern sollen.

Nach vor mehren Jahren mangelte es in und außer Europa an einem Institute, in welchem alle Druckkünste in einem Etablissement vereinigt gepflegt und praktisch betrieben worden waren. Schon im Jahre 1837 befand sich bei den Behörden in Wien ein Plan zur Gründung eines solchen poligrafischen Institutes in Verhandlung, in welchem die Wichtigkeit dieser industriellen Zweige mit aller Waerme dargestellt, und wobei zugleich die Dringlichkeit auseinander gesetzt wurde, die in jeder österreichischen Buchdruckerei befindlichen verschiedenen Typen-Großen auf einen einheitlichen Kegel (Größe) nach einem originell aufgestellten Systeme, wie es schon früher auf ähnliche Weise in Frankreich durch Napoleon I. zwangsweise durchgeführt worden war, zurückzuführen, um bei grammatischen, statistischen, historischen, geografischen Arbeiten den Schriftstellern es möglich zu machen, ihre einmal in gewisse Raume geschriebenen (tabellarischen) Werke in jeder Buchdruckerei gleichförmig drucken lassen zu können. Ein weiterer Vortheil eines gleichen Typensystemes würde aber den Schriftgießern und Buchdruckern selbst geboten werden, wenn die Ersteren ihre Lettern ohne vorhergehende Bestellung in größeren Vorräthen anfertigen konnten, und die Letzteren sie in jedem Augenblicke in genügender Menge zum Ankauf bereit finden würden.

Ein ganz besonderer Nachdruck mußte in dem gedachten Plane darauf gelegt werden, daß die verschiedenen Illustrationsfächer in Oesterreich wieder mehr belebt würden, und das große Vaterland nicht seine Stahl- und Kupferstiche, seine Holzschnitte und Litografien von außen herbeischaffen müsse.

Voll von solchen patriotischen Ideen würde es jeden Oesterreicher hinausgetrieben haben, um die auslandischen artistischen und wissenschaftlichen Anstalten Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs, Englands ꝛc. kennen zu lernen, und so viel Bewundernswerthes man da gesehen in den vier Hauptzweigen der Druckkunst, so würde doch Niemand seinem Ideale eines poligrafischen Institutes begegnet sein, wo alle grafischen Kunstfächer beisammen und miteinander wetteifernd, sich gegenseitig unterstützend, Kunst, Wissenschaft und Technik fördernd, das hervorgebracht hätten, was der Presse und ihrer Vervielfaltigungsweise noch vorbehalten ist, nämlich nicht Bücher allein zu drucken, sondern außer der Herstellung von Bibliotheken auch die Vervielfaltigung von Gemälde-Gallerien durch den Farbendruck, — Gliptotheken, Herbarien und ganze naturhistorische Museen durch die Galvanoplastik und den in jüngster Zeit erfundenen Naturselbstdruck anzustreben.

Im Jänner 1841 ward nun als eine hohe Ueberraschung, nach all' den vielfach ausgesprochenen voestehenden Ansichten, welche die damaligen Staats-Manner, und namentlich Se. Durchlaucht der k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürst von Metternich, und Se. Excellenz der Staats- und Conferenz-Minister Graf von Kolowrat, so wie Se. Excellenz der Hofkammer-Präsident Freiherr von Kubeck mit warmer Würdigung entgegengenommen, derselbe Mann, von dem diese Ideen ausgegangen, durch die Gnade Sr. Majestat des Kaisers Ferdinand I. zum Director der Hof- und Staatsdruckerei in Wien, die sich in ziemlicher Abnahme befand, berufen.

Das unabsehbare und ganz unbebaute Feld mußte natürlich sie den neuen Leiter reichlichen Stoff bieten, um so mehr, als die damalige Tendenz der Staatsdruckerei nach dem aufgestellten Begriffe eines Hilfszweiges des Hofkammer-Expedits eine ganz verschiedene von dessen Ideal einer würdigen tipografischen Staatsanstalt war.

Es kann hier um so weniger die Stelle sein, die nun mehr als dreizehnjährigen Anstrengungen zu berühren, welche unerläßlich waren, um die Anstalt zu jener Höhe emporzuheben, die sie in den Augen des Vaterlandsfreundes einnimmt, als die Angaben, welche wir der gedruckten und veröffentlichten »Geschichte der Staatsdruckerei« entnehmen, daselbst näher beleuchtet erscheinen. Ihr Verkehr nach außen zeigt zwar bei Weitem nicht ihre hohe Entwicklung; im Innern aber birgt sie, nach den eben genannten Schilderungen, einen Reichthum von aufgehäuften Ergebnissen und technischen Forschungen, die kaum in irgend einem Privat- oder Staats-Institute der Welt vorliegen dürften, und was das Erhebendste ist, es sind die Früchte harmonischer Leitung, Leistungen einheimisch-herangebildeter Talente, größtentheils Zoglinge desselben Institutes, die den gesunkenen Zustand der Anstalt mit eigenen Augen wahrgenommen, und im Jahre 1851 die Zuerkennung der einzigen, großen Raths-Münze bei der denkwürdigen Welt-Ausstellung in London erlebten.

Nach diesen in so kurzer Zeit erlangten Resultaten ist am klarsten bewiesen, wie leicht Oesterreich in allen Fächern an der Spitze aller auslandischen Anstalten und Einrichtungen stehen kann, wenn Jeder in seinem Bereiche leistet, was hier in diesem Staats-Institute geleistet worden ist, dem dieses Ziel durchaus nicht instructionsmäßig vorgeschrieben ward.

Dürfen wir uns an dieser Stelle bei technischen Aufgaben nicht fragen: Was sind Grundsätze, wenn die Ausführung im Widerspruche steht? Das beste Princip verfehlt seine Wirkung, wenn nicht genügende Fähigkeit in der Handhabung des Gedankens liegt; dagegen vermögen die hemmendsten Erschwerungen nicht zu hindern, wenn man mit Sachkenntniß und unerschütterlichem Willen sich die Lebensaufgabe stellt und sie zu lösen strebt.

So fassen wir unsere Aufgabe in's Auge. Unsere einheimischen illustrirten Zeitschriften haben bisher den Erscheinungen der Nachbarstaaten keine Gleichstellung abzuringen vermocht. Auch wir wollen uns nicht schon im Voraus einbilden, daß wir diese schwierige Aufgabe gleich so lösen, daß wir unsern Rivalen den Rang abzulaufen vermogen, o nein! im Gegentheile, tasten wie ganz schüchtern aus unserem Bergschachte ans Tageslicht, und wollen ganz vorsichtig und weniger versprechend herumblicken, wohin wir unseren Hauptangriff lenken müssen, so wie die kais. Staatsdruckerei uns in London bei der großen Welt-Ausstellung mit einem

Digitized by Google

nachahmenswerthen Beiſpiele vorangegangen iſt, als ſie glaubte, daß es faſt unmöglich ſei, dort unter allen Völkern im Bereiche der Preſſe, in welcher Nord- und Süd-Deutſche, Franzoſen, Engländer und Amerikaner in den Specialfächern der Druckerei längſt vorausgeeilt, einen zweiten Preis zu erlangen, geſchweige den einzigen und höchſten, und ſiehe da, ſie errang ihn mit einem einzigen durchgeführten Gedanken: die Vereinigung aller graphiſchen Kunſtfächer und ihrer Leiſtungen, den wir uns in unſerem Blatte ebenfalls zur Aufgabe geſtellt haben. Mögen wir eben ſo glücklich das Ziel erreichen! Wir wollen ſorgſam unſer aufgehäuftes Material an meiſterhaft ausgeführten Illuſtrationen, für mehr als ein ganzes Jahr ſchon hinreichend, in unſerer Vorrathskammer verwahren, die Erſtlinge als Verſuche laslaſſen, das Beſſere aber nachliefern, und mit immer ſchwererem Geſchütze conſequent das Ziel bis zum Gelingen verfolgen.

Die illuſtrierten Zeitſchriften haben, wir ſchon erwähnt, bisher ſich größtentheils auf die Beilage von Kupfer- oder Stahlſtichen, Litographien oder eingedruckten Holzſchnitten beſchränkt; mit der Illuſtrirung eines Journales aus allen graphiſchen Kunſtfächern, wie wir ſie projectiren, ſtehen wir allein auf dem unabſehbaren Gebiete in und außerhalb unſerem Vaterlande. Außer den angeführten bekannten Zweigen bringen wir Chromotypien, Glyphographien, Galvanographien, Stylographien, Glasdrücke, Gravierungen, Prägungen, Guillochierungen, Verkleinerungen, anaſtatiſche Abbildungen, Farbendrücke, Fotographien*), Mikrotypien, Original- und Naturſelbſtdrücke ꝛc. aus dem endloſen Raume der Natur und Kunſt.

Manche der illuſtrirten Journale haben gleich anfangs ſo viel zu leiſten verſprochen, was ſie ſpäter zu erfüllen außer Stande waren, und dadurch zu große Erwartungen hervorgerufen; — die darauf erfolgte Täuſchung mußte das natürliche Ende des Unternehmens herbeiführen, und jedes ſolche Mißlingen ſchadete der öſterreichiſchen illuſtrirten Preſſe mehr, als es die Anſtrengungen Anderer zu paraliſiren vermochten.

Wir verſprechen dagegen uns nur ſo weit einzulaſſen, als unſere Preſſe in den mehr als 30 verſchiedenen Druckkünſten und Manieren nach unſerem Kunſtbegriffe zu gehen vermag, und nehmen gefliſſentlich nur die beſcheidene Production der Preſſe, nicht aber die Stellung der Kunſt und Wiſſenſchaft ſelbſt in Anſpruch, als deren Hebel wir nur dienen. Dadurch wird unſere Stellung eine freiere, weil wir weniger verſprechen, und das Mehrgeleiſtete eine angenehme Ueberraſchung bildet.

In einem Zweige hoffen wir Größeres zu leiſten, als alle Auswärtigen, nämlich im Original- oder Naturſelbſtdrucke, der von dem Director der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Regierungsrath Alois Auer, in Gemeinſchaft mit dem Factor Worring in's Leben gerufen, und auf deren Bitte, von Sr. Majeſtät unſerem allergnädigſten Herrn und Kaiſer der ganzen Erde zur freien Benützung übergeben worden iſt. Wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß die Tochter (unſerer neuerrichteten Anſtalt) die Mutter an Reiz und Schönheit überträfe, ſo wollen wir doch ihr möglichſt folgſam nachſtreben.

Auf dieſen unſern Liebling wollen wir alle Sorge und Pflege verwenden und den Verſuchen, die in England, Frankreich, Italien, Griechenland, das Licht der Welt erblickten, als Muſter vorleuchten.

Durch die Ausbeute dieſer Erfindung wollen wir noch eine andere Abſicht erreichen. Bisher kamen alle höheren Kunſtleiſtungen der Preſſe aus dem Auslande auf unſeren vaterländiſchen Boden. Holzſchnitte, Kupfer- und Stahlſtiche, Litographien wanderten in Hunderttauſenden von Abdrücken und in einer Menge von abgenützten Platten, wie beim Pfennig-Magazin ꝛc. um die deutſche und öſtreichiſche Schauluſt zu füttern in unſere gemeinſame Heimat! wir wiſſen uns aber nicht zu erinnern, daß von uns Platten und zahlloſe Abdrücke umgekehrt ſo leicht Käufer im Auslande gefunden hätten.

Dieß ſoll nun anders werden. Unſer Naturdruck ſoll und wird ſich die Bahn zum Gegentheile brechen. Bereits haben wir angeknüpft, daß unſer »Fauſt« in London, Paris, Mailand, in die dortigen Hauptſprachen überſetzt, erſcheinen werde.

Und ſo übergeben wir im Vertrauen, daß dieſes vaterländiſche Unternehmen, als erſte Nachahmung der allen Induſtriellen des In- und Auslandes mit kaiſerlicher Liberalität geöffneten Hof- und Staatsdruckerei, dem höchſten Palaſte bis zur niederen Hütte freundlichen Anklang und warme Aufnahme finde, die erſte Nummer, worin jeder Erwachſene und namentlich Eltern mit ihren Kindern erheiternde und belehrende Anregung erhalten, mit dem Wunſche, daß die bildlichen Darſtellungen dieſer Zeitſchrift den üblichen Satz zwiſchen den Eltern und Kindern verbannen: »Laſſe das liegen, Du könnteſt das Blatt, das Bild beſchädigen,« ſondern daß unſre Product bis zum erwünſchten Abnützung recht oft angeſehen und betrachtet werde, denn Bilder prägen ſich bei den Erwachſenen und Kleinen unverlöſchlich ein, und deingen in viel kürzerer Zeit als der Buchſtabe den Gegenſtand ein. Für eine zweite Auflage wollen wir bereitwilligſt ſorgen.

Die Buchdruckerei und Verlagshandlung.

---

*) Bezüglich unſerer Schreibart noch eine Bemerkung. Wir gehören nicht zu den extremen Puriſten; wir nehmen nur ſtatt des ph ein f und wo thunlich ſtatt des y das i an, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ph den Laut des f ohne große Einbildung, wenn dem Laute nach der Figur nach, nicht beſſer zu bezeichnen vermag. Wozu einen zuſammengeſetzten Buchſtaben, der noch überdieß anders (nämlich Potagrapie) lautet, wenn das deutſche Alfabet dafür ein einfaches Zeichen beſitzt? Man wird uns ſogleich einwenden: den griechiſchen Urſprung nicht zu vergeſſen. — Darauf können wir einzig erwidern: Wir haben ſo viele Worte aus anderen Sprachen, wie z. B. aus dem Sanscrit, bei denen wir uns ſolche Abweichungen gerne gefallen laſſen. Weil aber das Griechiſche noch heute in den Schulen gelehrt wird, und daher mehr Kenner hat als das Sanskrit, ſo räumen wir der alten Sprache Vorzüge ein, die im Vergleiche zu anderen als eine Unbilligkeit erſcheinen.

Würden wir den für das Griechiſche geltend gemachten Grundſatz für alle anderen Sprachen im Deutſchen aufrecht erhalten, ſo müßte man ſich bequemen, beim Schreiben viele Worte manche ſehr entfernt liegende Sprachen zu Rathe zu ziehen, und wir würden nach und nach einem Ausſchritte verfallen, der uns mehr Mühe machen würde, als der Fortſchritt. Aus dieſem Grunde folgen wir dem Lateinern, und verbannen auch das y wo möglich in allen Wörtern, wo das einfache i dem Laute nach das y vollkommen erſetzt, und machen das offene Geſtändniß: daß diejenigen, welche die Abſtammung des Wortes wiſſen, auch ohne y ſie erkennen, und ſolche, welche ſie nicht wiſſen, auch durch das fremde Zeichen y nicht weſentlich belehrt werden. Hat man dasſelbe ſchon ſeit geraumer Zeit bei dem Hilfszeitworte ſeyn (»ſein«) entfernt, wo offenbar eine Zweideutigkeit mit dem zueignenden Fürworte (ſein Vater) als Grund hätte geltend gemacht werden können, ſo dürfen wir zuverſichtlich hoffen, daß das y in unſerer Sprache keine lange Exiſtenz mehr haben könne, und folgen wir dem Beiſpiele der Academia della Crusca und jener von Madrid, die im Italieniſchen und Spaniſchen in ihrer Sprache ſo Vieles ausgeſchieden haben und zeitgemäß fortſchreiten ſind, dann werden wir nicht, wie manche Grammatiker zu große Sprünge gemacht, unbeachtet bleiben, ſondern zur Nachahmung einladen.

Wir ſind daher der Meinung, daß Dinge, die keine Dauer haben, und durch Beſſeres ſchon früher erſetzt werden können, nicht mit Hartnäckigkeit oder aus Gewohnheitſucht länger gefriſtet werden ſollen. Wenn man weiß, daß dieſer oder jener Buchſtabe in einem Dezennium aus den beſten Druckwerken verbannt ſein wird, ſo laſſe man ſeinen Nachfolger lieber je früher deſto beſſer an deſſen Stelle treten. Nur dann wird die goldene Regel der deutſchen Sprache: »Schreibe wie du ſprichſt, und ſpreche wie du ſchreibſt,« jenen unvergleichlichen Werth haben, deſſen ſich faſt keine Sprache zu erfreuen hat. Wir reden gefliſſentlich nur von Druckwerken und wollen nicht fordern, daß der Schreibe ſich ſogleich bequeme, auf einmal ſeiner Feder Lauf zu hemmen, ſondern es überlaſſe dieß ganz beruhigt dem Setzer. Der vernünftig fortſchreitende Stiliſt wird ſich gerne dem Neueren anſchmiegen, und dem Liebhaber der älteren Schreibart räumen wir, aber ausnahmsweiſe, eben ſo gerne ein Plätzchen ein, wenn dieß ausdrücklich gewünſcht wird.

Feierliche Nachklänge an den 24. April.

Festode.

Begrüßt vom Lustruf liebender Völker lag
Im Mutterarm' Er, weinend die erste Thrän',
Der Cäsarn Enkel; hoch im Himmel
Trübet ein Schatten der Ahnen Frieden.

Da schwebt sein Engel eilenden Fluges auf
Zum Thron' der Throne, Cherub und Seraf weicht
Dem hehren Bruder, denn Sorg' treibt ihn,
Leise verjubelt das Lied der Harfen.

»Wo Deinem Bild treu, waltet ein Kaiserstamm,
Allvater, flog ich, weihend das zarte Haupt,
Das einst umglänzt der Kronen eeste;
Aber, o Vater, sie drückt zu lastend!

»Noch grünt der Lenz Ihm, maiender Wonnen reich,
Da läßt schon ernst Er Reigen und Blutenkranz; —
Muß, wild umdröhnt von lautem Schlachtruf,
Bucken der Krone die junge Stirne,

»Der Völker Zweteacht zwingen mit Heldenarm
Und felsenkräftig gründen des Reiches Ban
Und Stürmen steh'n, Eueopas Schirmwall, —
Wetter entdrüttet der Tag der Zukunft!«

Allvater blickt sanft, winket dem Engel zu,
Wie Gottes Klarheit strahlet es auf in ihm:
Ein Frauenbild voll hehrer Anmuth
Schmücket dem Herrscher die Burg der Väter;

Ein Eedenengel wallet Sie neben Ihm,
Von dessen Stirn' nie heil'ger Sorgen Schwarm
Entflattern will, — denn alse schwor Er's
Feomm auf den Knie'n in der treuen Marchstadt —

Und geußt in's Herz Ihm süßen Genuß des Glück's,
Des Glück's, das ausfingt keiner der Sängerschae,
Das nne der Lese gottgeliebter
Sterblichen schimmeet, ein Himmelsabglanz;

Und hoch den Scheitel, trägt Er die Kronenlast,
Im Lebensherbst noch lächelt Er lenzesgleich!
Still feierte der Engel, heller
Strahlte das Auge der hohen Ahnen.

Kremsmünster. Amand Baumgartner.

Hymne

zur Begrüßung der hohen Kaiserbraut,
Ihrer kaiserlichen Hoheit, der durchlauchtigsten Prinzessin
Elisabeth,
Herzogin in Baiern,
von
Dr. J. H. Mosenthal.

Der Frühling ist in's Land gekommen
Mit seiner süßen Zaubermacht,
Und neues Leben ist erwacht,
Und neue Blüten sind entglommen.
Das ist ein Klang, ein Liedersegen!
In allen Herzen wird es lant,
Es zieht die Welt der holden Braut
Im weißen Blütenschmuck entgegen.

Die Jugend ist in's Land gekommen,
Die wunderholde Feenmaid,
Hat alles alte Herzeleid
Mit leichter Hand hinweggenommen,
Und jedes Herz mit raschern Schlägen,
Und jedes Auge mild bethaut
Begrüßt die jugendliche Braut,
Verjünget sich durch ihren Segen.

Die Liebe ist in's Land gekommen,
Die Tochter Gottes klar und rein,
Im Siegesgndel zieht sie ein,
Hat alle Herzen eingenommen.
Heil, dreimal Heil der selt'nen Stunde,
Wo des erhab'nen Herrschers Hand
Ans Liebe sich die Braut verband,
Und dreimal Heil dem hohen Bunde.

Der Segen ist in's Land gekommen;
Er folgt der Liebe immer treu;
Du Habsburgs Baum erblühe neu,
Dich hat der Herr in Schutz genommen;
Kein Sturm wird deine Krone rühren,
Groß wußt Du sein durch Lieb' und Treu:
»Du glucklich Oest'reich, lieb' und frei',
Wenn Ant're blut'ge Kriege führen.«

Der drei und zwanzigste April.

Der Tag des Einzuges der Kaiserbraut.

Vinalia Veneris

von

Hammer-Purgstall.

Nicht gleichgiltig sind die Zahlen der Jahre, der Monde,
Und der Sonntag ist glücklichster Tag in der Woch'!
Glücklich das Jahr, das mit dem Sonntag dem heil'ren begonnen!
Sechzehn Wochen darnach feiert mit Ehren den Tag
Sechzehnjähr'ge Braut, die selber am Sonntag geboren,
Als ein Sonntagskind Sonntag den Völkern verheißt.
Sechzehn war die Zahl der Freude, der Wonne, der Hochzeit
(Wie uns Hermes lehrt) einstens am Ufer des Nils,
Bei den Persern die Zahl dem Mithras dem Mittler genannt,
Welcher als Genius schirmt Wahrheit und Liebe zugleich.
Heilig der Venus war zu Rom der Monat Aprilis,
Der Eröffner genannt, weil er eröffnet das Jahr,
Welcher des Frühlings Mitt', in dessen blühender Mitte
Venus die gold'ne, süßlächelnd den Wogen entstieg;
Mit des Monats Beginn war Spiel und Rennen der Pferde
Göttin der Liebe zur Ehr' so wie dem männlichen Glück,
Spiele der Ceres bestimmt die megalensischen Spiele
Gingen dem Gründungstag Roma der ewigen vor,
An dem egyptischen Tag ward Roma die hohe gegründet,
Mit den Palilien schloß Feier der ewigen Stadt.
Nur Ein Tag trennt sie *) von afroditischer Weinlef
Von dem Winzerfest', welches der Venus geweiht,
An dem achten Tag' vor dem Ende des blühenden Monats,
Venus der Herrscherin wurde gekeltert der Wein,
An dem Tag', der heut' zuführt die Verlobte dem Kaiser,
Eine Mutter dem Volk, eine Gebiet'rin dem Reich',
Stimmet ihr Völker, vereint nun mitsammen, den fröhlichen Chor an:
Hymenäe Jó! Venus und Hymen Jó!
Nach dem Winzerfest' geweihet der Göttin der Liebe
Wurden im blühenden Spiel Flora und Vesta gefeiert,
Feiert den blühenden Lenz und feiert das blühende Brautpaar
Hymenäe Jó! Venus und Hymen Jó!

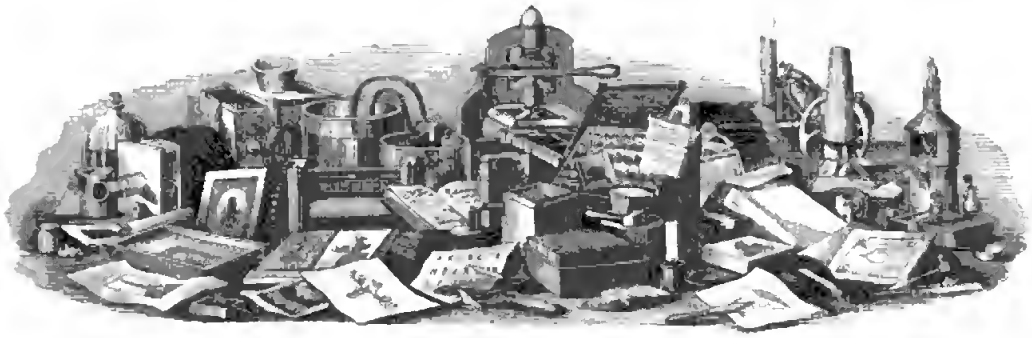
*) Dicta Palen nobis idem Vinalia dicam.
Una tamen media est inter utramque dies.
Ovidii Fastorum liber IV.

Oesterreichs Bitte.

(Musikalische Beilage.)

Volks-Jubelgesang zur allerhöchsten Vermählungsfeier Sr. k. k. apost. Majestät unsers allergnädigsten Kaisers Franz Josef I. mit Ihrer kön. Hoheit der Prinzessin Elisabeth, Herzogin in Baiern ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Vocalchor für Sopran, Alt, Tenor und Baß mit willkürlicher Pianoforte-Begleitung von Laurenz Weiß, Professer am Wiener-Conservatorium.



Ueberblick

des

technischen Verfahrens und der Anwendung der verschiedenen Druckkünste.

Wenn man ein gedrucktes Bild oder Buch beſieht, ſo entſteht die natürliche Frage: wie daſſelbe verfertiget wurde? Bei deſſen Anfertigung können nun entweder einzelne oder mehre der nachſtehenden graſiſchen Kunſtzweige betheiliget ſein; es kann entweder Erhaben- oder Tiefdruck ſein, d. h. die Zeichnung kann aus einer Hohlform oder Matrize gegoſſen erſcheinen, und ſich im letzteren Falle ſo darſtellen wie ein Holzſchnitt mit erhabener Oberfläche, wobei alle Räume ausgeſchnitten ſind, die nicht zur Zeichnung gehören, oder in eine Platte geätzt erſcheinen wie ein graviertes Steindruck oder ein Kupferſtich. Aber außer dem Holzſchnitte und dem Typendrucke, oder dem Kupferſtiche und der Steingravirung gibt es noch eine Menge untergeordneter Manieren, die zur Darſtellung des geiſtigen Bildes dienen, und es iſt nicht gleichgiltig, die bildliche Darſtellung auf irgend eine beliebige Art zu liefern. Jede der Druckarten hat Vorzüge, die auf eine andere als die richtig gewählte Manier gar nicht oder nur auf Umwegen zu erreichen wären. Der Holzſchnitt beſitzt eine eigenthümliche Kraft im Ausdrucke und liefert auf der Buchdruckerpreſſe in einer Stunde ſo viele Abdrucke, als die Kupferdruckerpreſſe in einem Tage hervorzubringen vermag; dagegen finden wir im Stahl- oder Kupferſtiche jenen hohen Grad der Detail-Ausführung, welche dem Holzſchnitte kaum erreichbar erſcheint. Der Stein liefert aus der freien Hand des Schreibers die Züge der Feder, der Kreide oder der Nadel, und auf dem Abdrucke ſehen wir die vollſte Freiheit des Künſtlers, wenn er nicht erſt durch einen Copiſten ſein geiſtiges Product wiedergegeben wünſcht. Schon dieſe einfachen Manieren aber im Abdrucke zu erkennen, würden dem Laien Schwierigkeiten verurſachen, wie vielmehr aber müßten ſich dieſelben ſteigern, würde man die übrigen Arten der Ausführung theoretiſch erklären wollen. Wie in Allem, leiſtet die Praktik, worunter wir die bildliche Anſchauung zählen, in kurzer Zeit, was techniſche Erklärungen nur mit Anſtrengung zu erſetzen vermögen. Wir liefern dieſe verſchiedenen Darſtellungsweiſen in Producten der Preſſe, und legen wir ſie nebeneinander, ſo können wir in viel kürzerer Zeit das Ziel erreichen, jede der Druckarten von einander fachgemäß zu unterſcheiden; wir verweiſen daher nun vorläufig auf die unten ſtehende ſpecielle Aufzählung der Fächer und liefern die Producte ſelbſt in den folgenden Numern nach.

Erhabendruck.

Zum Erhaben- oder Typendruck gehören folgende Fächer:

1. Der Stempelſchnitt, wodurch man einen gezeichneten Buchſtaben oder eine Verzierung in Stahl erhaben darſtellt, um dieſelben nach vorgenommener Härtung in Kupfer einzuſchlagen und daraus Hohlformen oder Matrizen zu gewinnen, aus welchen

2. die Schriftgießer viele Millionen Buchſtaben entweder durch Guß mit freier Hand, mittelſt Inſtrumenten, oder auch durch die noch nicht lange erfundene Schriftgießmaſchine erzeugen. — Dieſe gegoſſenen Buchſtaben ſind der weſentlichſte Beſtandtheil der

Buchdruckerei, welche ſich in die zwei Beſchäftigungen des Setzens und Druckens ſowohl für Sehende als für Blinde theilt.

Schon vor der Erfindung des Druckes mit beweglichen Typen benutzte man geſchnittene Holztafeln, in welchen Bilder und Schrift erhaben ausgeſchnitten ſich befanden; ähnlich dieſem alten Verfahren iſt die neuere

Stereotypie. Stereotypen-Platten ſind ebenfalls feſte Tafeln mit erhabenen Figuren, jedoch mit dem Unterſchiede, daß die Buchſtaben dieſer Tafeln von einem Satze mit beweglichen Typen abgeformt oder abgegoſſen ſind. Solche Tafeln werden erzeugt mit Gips- oder Papierformen und durch den Guß mit Lettermetall, oder auch mit Formen aus Guttapercha, und durch den kalten Guß des Kupfers — die Galvanoplaſtik. — Alle dieſe eben aufgezählten Fächer ſtehen jedoch in Berührung mit der

Typometrie, und der

Schrift- und Sprachenkunde. Die Erſte ſorgt für genaue Bemeſſung und Ausführung aller derjenigen Körper, Kegel, Linien, leeren Räume u. ſ. w., die für typograſiſche Zwecke beſtimmt ſind, und zwar nach einem gewiſſen mathematiſch berechneten Verhältniſſe der einzelnen Körper zu einander; — die Letztere ſorgt für die geiſtige Erkenntniß alles deſſen, was in Beziehung zum Schrift- und Sprachenweſen für den Typografen zu wiſſen nothwendig iſt.

Zur Illuſtration dienen:

1. Die Holzſchneidekunſt oder Xilografie, welche mehre Manieren beſitzt, von denen ſich ein Theil mehr der Nachahmung des Kupferſtiches nähert, während ſich der andere Theil mit dem getreuen Wiedergeben einer freien Handzeichnung befaßt.

2. Die Chemitypie iſt beſonders für Pläne, Landkarten, Guillochierungen, Nachahmung von radirter Manier geeignet, den Holzſchnitt zu vertreten. Die gegebene Zeichnung wird nämlich auf einer Zinkplatte auf gewöhnliche Weiſe in die Tiefe geätzt, dann die Platte gereinigt, und die nun tiefliegenden Striche der Zeichnung mit einem leichtflüſſigen Metalle derartig ausgegoſſen, daß die ganze Platte mit dieſem Metalle bedeckt iſt. Der Ueberfluß deſſelben wird ſo lange durch Schaben entfernt, bis das Zink wieder eben erſcheint, und nur die tiefliegenden Striche der Zeichnung mit dem genannten Metalle angefüllt bleiben. Abermaliges Aetzen entfernt die Zink-Oberfläche und macht die frühere tiefliegenden nunmehr mit dem leichtflüſſigen Metalle ausgefüllten Striche der Zeichnung erhaben, da ſelbe nämlich von der Säure darum nicht angegriffen werden, weil ſich das leichtflüſſige Metall von dem Zink bezüglich ſeiner Angreifbarkeit durch das Aetzmittel weſentlich unterſcheidet, und ſich zu dem verhält, wie poſitive Elektricität zu der negativen. Die großen leeren Stellen aber werden auf mechaniſchem Wege ausgeſchnitten.

3. Die Glifografie verfolgt ähnliche Zwecke, aber in verſchiedener Methode; auch ſie ſtrebt einen Theil der Aufgaben des Holzſchnittes an ſich zu ziehen.

Die in erhabener Stellung entworfene Schrift oder Zeichnung wird auf gewöhnliche Weiſe geätzt; der Grund oder alle ſpäter weiß und leer zu erſcheinenden Räume werden durch ſchnell trocknende Farbe allmälig ſo lange erhöht, bis die Striche der Zeichnung oder Schrift hinlänglich tief erſcheinen, um die ganze Platte gleich einer Matrize durch die Mittel der Galvanoplaſtik abformen zu können, deren Reſultat ein Product für den typografiſchen Hochdruck bildet.

Digitized by Google

Tiefdruck.

Chalkografie und Siderografie. Als Gegensatz des Druckes von erhabenen Oberflächen erscheint der Kupferdruck, oder der Abdruck von Schrift und Zeichnung, welche in die Tiefe gravirt sind. Solche können in Kupfer, Zink oder Stahl ausgeführt sein.

Galvanografie; Tusch- oder Pinselzeichnung auf Metall mit gewissen substantiellen Farben, und copirt durch Galvanoplastik; da die erst Zeichnung gleichsam eine Hochplatte liefert, so ist das galvanische Product eine Tiefplatte für die Kupferdruckpresse.

Stilografie ist eine Radirung mit der Nadel auf einer schwarzen Masse, welche vor der Zeichnung mit Silberstaub überzogen wurde, und der freien Hand des ausübenden Künstlers keine Schranken setzt, dem Auge desselben aber durch ihre schwarze Farbe im Gegensatze zu deren weißem Ueberzuge hinlängliche Merkmale bietet, die Wirkung seiner Arbeit berechnen zu können.

Galvanoplastische Copien hievon liefern druckfähige Platten.

Die Hialografie oder Glasätzkunst unterscheidet sich zwar im Materiale, aber nicht in der Methode des Druckes von den vorhergehenden Zweigen. Der Körper, auf dem gearbeitet wird, nämlich das Glas, erlaubt dem ausübenden Künstler gewisse Töne seiner Zeichnung hervorzubringen, welche auf keinem anderen Materiale zu erreichen wären. Selbst die Schwierigkeit des Druckens ist durch die galvanische Copirung gänzlich beseitigt.

Auch die Gravirung, Guillochirung und die numismatische Maschine wirkt für die Kupferdruckmethode wie für Typografie und den Steindruck.

Das Verkleinern gestochener oder gravirter Platten. Die durch Hausenblase oder Gelatine gewonnenen Copien solcher Platten werden durch zusammenziehende chemische Mittel dergestalt behandelt, daß das Ergebniß die verlangte Verkleinerung gewährt; z. B. eine Ausdehnung von 12 Quadratzoll kann mit vollkommener Genauigkeit auf 4 Quadratzoll reducirt werden, ohne der entsprechenden Brauchbarkeit zu schaden. Die so gewonnenen Hochplatten werden durch Galvanoplastik für den Druck vervielfältiget.

Chemischer Druck.

Die dritte Gruppe von grafischen Kunstfächern ist diejenige, welche auf chemischem Drucke beruht, d. h. wo die abzudruckende Fläche weder merkbar hoch noch tief ist, sondern der Abdruck irgend einer gegebenen Zeichnung oder Schrift dadurch bewirkt wird, daß nur die gezeichneten Stellen der Oberfläche die Druckfarbe anziehen, alle übrigen Stellen aber durch ihre Präparatur dieselbe abstoßen und nicht anzunehmen geneigt sind. Hieher gehören:

1. der Steindruck oder die Litografie;
2. die Chemigrafie oder chemischer Druck auf Metall, namentlich Zink;
3. Die Anastatik, oder die Wiederbelebung und Druckfähigkeit alter Holzschnittbilder und anderer Druckwerke.

Die Manieren zur Anfertigung der Zeichnung oder Schrift für den chemischen Druck sind sehr mannigfaltig; solche können mit Kreide oder Tusche, mit Feder, Pinsel oder Nadel u. s. w. ausgeführt werden.

Die gravirte Manier nähert sich zwar am meisten dem Kupferstiche, der Druck jedoch dieser wie jeder anderen Manier wird durch chemischen Einfluß bewirkt.

Die Chromolitografie oder der Farbendruck mittelst Steinzeichnung liefert nicht allein colorirte Zeichnungen, sondern vollkommen befriedigende Nahahmungen von Aquarell- und Oelbildern.

Das Feld der Wirksamkeit ist beinahe unbegrenzt, da solche Kunst und Wissenschaft, Vergangenheit und Gegenwart umfaßt.

Der Farbendruck als solcher kann jedoch auch durch die ersteren zwei Druckmethoden, oder durch ein Gemisch der ersteren miteinander, oder auch mit der dritten erreicht werden.

In allen Methoden muß jedoch der ausübende Künstler, nebst Richtigkeit und Lebendigkeit der Zeichnung, auch die Zusammenstellung und Aufeinanderfolge der Farben praktisch studiert haben, um die beabsichtigte Wirkung zu erreichen.

Naturselbstdruck.

Wir gelangen nun zur vierten Gruppe von grafischen Kunstzweigen, in welcher entweder Urkräfte der Natur selbst zur Hervorbringung solcher Producte benutzt, oder Gegenstände der Wirklichkeit durch technische Hilfsmittel der Vervielfältigung unterworfen werden. Nämlich:

1. die Galvanoplastik; die Benützung des hidro-elektrischen Stromes, um Metalle aus ihren Lösungen in fester Form niederzuschlagen, wird hier in ausgedehntester und erfolgreichster Weise in beinahe allen grafischen Zweigen angewendet. Sie liefert der Schriftgießerei kupferne Hohlformen von gravirten Gegenständen aus Materialien, von denen es früher rein unmöglich war, solche zu gewinnen; sie bietet der Buchdruckerpresse die dauerhaftesten Stereotypen und Vervielfältigungen in unbegrenzter Anzahl von Bild und Schrift in erhabener Manier; das letztere ist auch der Fall für die Kupferdruckpresse in allen Methoden. Ueberdieß zeigt schon ihr Name an, daß sie alte und neue Kunstwerke würdig in Gestalt und Material wiederzugeben berufen und fähig ist.

2. Der Naturselbstdruck umfaßt mehrt Methoden, die gebotenen Gegenstände in allen, auch den feinsten und zartesten Einzelheiten getreu darzustellen. Blatter, Kräuter, Pflanzen u. s. w. werden in weiches Metall eingedruckt, durch Galvanoplastik copirt, um in den entsprechenden Farben durch die Kupferdruckpresse in jeder geforderten Anzahl vervielfältiget zu werden.

Dasselbe ist bei fossilen Fischen, Blattern und anderen Versteinerungen der Fall, nur daß hier zur Gewinnung der ersten Form die Guttapercha benützt wird.

Spitzen, gehäckelte Damen-Arbeiten u. dgl. werden hingegen wie Blätter und Pflanzen behandelt, mit dem Unterschiede jedoch, daß die hier durch gewonnenen Platten sich hauptsächlich für die Buchdruckerpresse eignen. — Meteorsteine und geätzte Quarze aber werden durch eine ähnliche Methode in Platten für Hoch- oder Tiefdruck gleichsam umgewandelt.

Wie bei der Galvanoplastik die Alles durchströmende Urkraft der Welt, die Elektricität, der Technik dienstbar gemacht ist, so wird bei der

Fotografie die allbelebende Urkraft des Lichtes gezwungen, Abbildungen von Gegenständen zu liefern, die beinahe alle Kenntnisse der Menschheit umfassen. Richtigkeit der Zeichnung, der Beleuchtung und des Perspectivs charakterisiren die guten Erzeugnisse der Fotografie, welche selbst im Stande sind, dem schöpferischen Künstler als Studienstücke zu dienen.

Im Wiedergeben von Sculptur-Arbeiten ist sie unübertrefflich, ebenso in der Aufnahme von Ansichten.

Selbst werthvolle Gemälde ausgezeichneter Künstler werden zuerst durch Fotografie in jeder beliebigen Größe wiedergegeben, um durch den Farbendruck vervielfältiget zu werden.

Verkleinern und Vergrößern liegt in ihrem Bereiche; das Letztere geschieht jedoch insbesondere durch die

Mikrotypie, welche die Wunder des Mikroskopes durch die Mittel der Fotografie in fast gezeichnetem Bilde dergestalt zu Papier bringt, daß solche Darstellungen jeden Zweifel an dem Gesehenen zu verbannen geeignet sind.

Obwohl diese Bilder schon auf fotografische Weise vervielfältiget werden, so hat man durch die Aetzbarkeit galvanisch copirter Fotografien sogar die mechanische Presse für die Erzeugung größerer Mengen gewonnen.

Um sich einen genauen Begriff von der technischen Handhabung aller dieser Kunstfächer zu bilden, bleibt wohl nichts übrig als eine Anstalt zu besichtigen, in welcher alle diese grafischen Hilfszweige selbst gepflegt werden; denn dieser hier beschränkte Raum gestattet uns um so weniger in die nähere Beschreibung derselben einzugehen, als der rasche Fortschritt in den mannigfachen Verfahren den heutigen Standpunct manchmal schon in der nächsten Stunde überflügelt und zur Vergangenheit macht.

Erklärung des Holzschnittes, die Poligrafie darstellend.

Von der Mitte, wo sich im Vordergrunde der Stempelschnitt mit den wichtigsten Bestandtheilen und Werkzeugen befindet, und die Buchdruckerei mit Presse, Setzkasten und aufgelegten Druck-Werken versinnlichet erscheint, breiten sich gegen rechts die grafischen Kunstfächer aus, Litografie und Gravirung, zwischen beiden die Stempelschneidung und endlich die Schriftgießerei und Stereotypie; dagegen und gegen links der Reihe nach die Naturselbstdruck mit einigen Erzeugnissen, die Fotografie in ihren Details, der Camera, ein ausgestelltes negatives Bild, die Taffe mit der Präparation und einem fertigen Bilde, dann ist noch im Hintergrunde die Galvanoplastik, dargestellt durch einen Apparat mit Smee'scher Batterie und einem Depôt-Gefäße.

Digitized by Google

Peter von Cornelius,

geboren den 3. September 1787 zu Düsseldorf.

(Mit einer Abbildung, gemalt von Karl Rahl, geschabt von Christian Mayer.)

Als Cornelius im Jahre 1820 das Directorat der Düsseldorfer Akademie übernahm, und dadurch seine Kraft den Kunstbestrebungen Deutschlands zuwuchs, war es hohe Zeit, die Malerei wieder zu der reinen Wahrheit der Natur und zum Ausdrucke edler Gesinnung zu erheben, welche sie durch den Leichtsinn der vorhergegangenen Epochen verloren hatte. Die manierirtischen und unwahren Richtungen in ihr Nichts zurückweisend, suchte Cornelius die ideale Kunst auf ihre klassische Höhe zurückzuführen und in seinen Schülern nur Priester dieser würdigsten Richtung heranzuziehen. Hierbei mußte sein Augenmerk auf die monumentale Malerei sich wenden, daher er vor Allem bemüht war, das schon früher in Rom von ihm begonnene Werk der Wiedererweckung des Fresco's nun in Deutschland fortzusetzen. Er bildete sich zu diesem Zwecke die besten Kräfte unter seinen akademischen Eleven heran; namentlich waren es Kaulbach (dessen Portrait wir in einer der nächsten Nummern bringen), Götzenberger, Stilke, Stürmer, Eberle, Hermann und Förster, welche den Stamm der neuen Schule für monumentale Kunst bildeten.

Cornelius ist frei von eigentlicher Manier, und seine schöpferische Kraft weiß sich in sich selbst zu verjüngen. Ihm genügte keine Schule, sein Gepräge ist das der Eigenthümlichkeit. Er ist Dichter und als solcher bewegt er sich nach allen Richtungen hin in einer ganz eigenthümlichen Weise. Er durchwandert, wie ein Poet, in allen Gestalten sein Gebiet, und kleidet seine Gedanken mit charakteristischer Wahrheit in die angemessenste Form. Der Stoff muß sich seinem Willen fügen, und daher erscheinen seine Werke, je nach dem es der Geist der Darstellung erfordert, jedesmal in eigenthümlichem Lichte. Deswegen herrscht in seinen Werken nicht durchgängig ein und derselbe Stil; sie sind in ihrer Weise verschieden, wenn es das Wesen seiner Darstellung erheischt, und der Geistesfreiheit, welche er sich bewahrte, ist ein großer Theil seines außerordentlichen Einflusses zuzuschreiben. Mit Recht darf man behaupten, daß Cornelius es gewesen, welcher der neuen deutschen Kunst ihre Sprache gegeben und die Wege vorgezeichnet habe, auf denen sie zur Entfaltung all' ihrer innwohnenden Kräfte gelangen mag.

Mutter und Kind.

(Mit einer Abbildung, gezeichnet von Peter Fendi, geschabt von Thomas Benedetti.)

Die Mutter hält an ihre Lippen
Der Schale Trank, — doch nicht allein
Darf sie genießen, — noch so klein,
Will doch das Kindlein auch schon nippen.

Und ob sie auch was immer hätte,
Die Mutter hat es nie allein;
Des Kindleins wird die Schale sein
Im nächsten Augenblick — ich wette!

Die erste Stimme ist — Begehren!
Des Menschen Art bezeugt das Kind;
Die Mutter aber, treugesinnt,
Hat als ihr letztes Wort — Gewähren.

A. X. Hohenbrunner

Erklärung des Bildes: »Die Auswanderer.«

(Gemälde von Aug. v. Heckel in München. In Kreide-Manier ausgeführt von Jos. Bauer.)

Viele Tausende unserer Landsleute verlassen Europa, um sich in Amerika anzusiedeln. Besonders in Schwaben, wo die Uebervölkerung einen Grad erreicht hat, daß die Fruchtbarkeit des Bodens nicht mehr ausreicht, seine Bewohner zu nähren, ergreift der arbeitsame Landmann, mit dem Erlös seines Gütchens im Reisebündel, den Wanderstab, um in der neuen Welt einen Heerd und sein Glück zu suchen, das sädig ist, ihn und seine Nachkommen zu nähren.

Hier erblicken wir eine schwäbische Bauernfamilie, — europamüde — aus oben erwähnten Ursachen, angekommen an der Grenzscheide des lieben heimatlichen Bodens und der neuen Welt, nur das blaue Meer trennt sie noch. — Nach einer langen Reise aus dem Innern Deutschlands stehen sie hingefesselt durch den Anblick des Seehafens. Jedes Alter hat in einem solchen Augenblicke seine eigenen Gefühle, seine eigenen Gedanken. — Der wackere Bauersmann, der Ernährer dieser Familie, in Mitte der Gruppe, gekleidet in seinem weiß-leinenen Zwilchkittel, zeigt mit der Hand über die See und wendet sein Gesicht freudig erregt zu seinem treu ergebenen Weibe mit einem sich in der neuen Heimat Glück und Freude versprechenden Antlitze — er weiß ja gewiß, daß sein kräftiger Arm, der den Pflug zu führen gewohnt ist, und sein eiserner Fleiß ihm reichlichen Lohn bringen wird. Doch das Weib bleibt Weib und kann die zuversichtlichen Gefühle ihres wagenden Mannes nicht theilen, sie schließt sich nur an ihn an im Vertrauen, daß Alles, was er thut, wohlgethan sei.

Der Alte, der gleichgiltig und theilnemlos sein Pfeifchen schmauchend, hinter dem jungen Ehepaare steht, wohl der Vater des Bauers, lehnt sich an den zweirädrigen Karren, der der Familie Habe birgt, mit der Ruhe des greisen Alters sein Schicksal erwartend. — Die Frau hingegen, welche im Vordergrunde auf einem Bündel sitzt, biegt ihr weinend Antlitz in die Hand, denn ihr schwebt mit einem Mal alles Gute und Schöne, was sie in ihrem Dorfchen erlebt, nochmals vor die Seele, und deßhalb weint sie bitterlich. Anders hingegen spielen gegenüber zwei Kinder mit dem treuen Hunde, dem Wächter der Familie, unbekümmert um ihr weiteres Schicksal.

Aug. v. Heckel.

Kritik.

Rudolf Weigel's Holzschnitte berühmter Meister.

Lief. I—XII. (complet), kl. Fol. Leipzig 1831—1834, bei R. Weigel.

An der Wiege der Buchdruckerkunst und am Ausgange der großen Kunstepochen des Mittelalters steht die Xilografie. Sie feiert ihre größten Triumfe in Deutschland am Ende des 15. und in den ersten Jahrzehenten des 16. Jahrhunderts, ihre größten Meister sind Deutsche ihrer Geburt nach, mehr als irgend eine andere Kunst ist sie Eigenthum des deutschen Volkes.

Mit dem Verfalle der Kunst im 16. Jahrhundert in Deutschland verfiel auch sie; mit der Restauration der Kunst in unseren Tagen wurde versucht, sie zu restauriren. Franzosen und Engländer waren jene, welche in unseren Tagen die Technik des Holzschneidens am meisten förderten, ohne oder auf die künstlerischen Bedingungen ein besonderes Gewicht zu legen, welche die Technik des Holzschnittes erfordert. In dieser Beziehung strebt die deutsche Holzschneidekunst der Gegenwart, unterstützt von einsichtigen Kunstfreunden und hochstehenden Künstlern, wie Cornelius, mit den Leistungen der alten Kunst in die Schranken zu treten. Unter den Kunstfreunden, welche die Xilografie in unseren Tagen fördern, nimmt Herr Rudolf Weigel einen hervorragenden Platz, sein eben vollendetes Werk über berühmte Holzschneider eine bedeutende Stelle ein. Wir begnügen uns diesmal nur mit einer kurzen Anzeige des Werkes, hoffend, Gelegenheit zu finden, ausführlicher auf die Verdienste Weigel's, die Aufgabe der Holzschneidekunst in unseren Tagen (mit Rücksicht auf Oesterreich) einzugehen.

Das Werk bringt mehr als 60 Copien entweder höchst seltener oder sonst bedeutender Werke, und zwar von folgenden Holzschneidern:

I. Aus der deutschen Schule von dem

Anonymus des Brandt'schen Narrenschiffs (Ende des 15. Jahrhunderts).
Hein. Aldegrever, geb. zu Paderborn 1502, gestorb. zu Soest.
Jost Amman, geb. zu Zürich 1539, gest. zu Nürnberg 1591.
Alb. Altdorfer, geb. zu Altorf 1480, gest. zu Regensburg 1556.
Hans Baldung, genannt Grien, geb. zu Gmünd um 1475, gest. zu Straßburg um 1552.
Hans Brasamer, geb. zu Fulda um 1506, gest. zu Erfurt 1552.
H. S. Beham, geb. zu Nürnberg 1500, gest. zu Frankfurt am Main 1550.
Hans Burgkmair, geb. zu Augsburg 1473, gest. ebendaselbst 1529.
Alb. Durer, geb. zu Nürnberg 1471, gest. ebendaselbst 1526.
Hans Holbein der Jüngere, geb. zu Augsburg 1498, gest. zu London 1554.
Daniel Hopfer um 1525.
Zwei Incunabeln aus den Anfängen der Holzschneidekunst.
Lucas Kranach der Aeltere, geb. zu Kronach 1472, gest. 1553.
Melch. Lorch, geb. zu Flensburg 1527, gest. zu Rom 1585 oder 1586.
Hans Schäufelein, geb. zu Nürnberg um 1490, gest. zu Nördlingen 1540.
Hans Springinklee, geb. zu Nördlingen um 1470, gest. zu Nürnberg 1540.
Virg. Solis, geb. zu Nürnberg 1514, gest. ebendaselbst 1562.
Tob. Stimmer, geb. zu Schaffhausen 1534, gest. zu Straßburg um 1585.
Graf. Ulr, geb. um 1471, gest. zu Basel um 1530.
Hans Wächtlin, genannt Pilgrim, lebte in Straßburg um 1515.
Anton Woensam, genannt Anton aan Worms, geb. zu Worms um 1505, gestorb. zu Köln um 1555.
Michael Wohlgemuth, geb. zu Nürnberg 1434, gest. ebendaselbst 1519.

II. Aus der flammändischen und holländischen Schule von

Abraham Bloemaert, geb. zu Gorkum 1567, gest. zu Utrecht 1647.
Theodor (Dirk) de Bray, geb. zu Harlem, gest. in Brabant um 1680.
Gasp. de Crayer, geb. zu Antwerpen 1592, gest. zu Gent 1661.
H. Goltzius, geb. zu Mülbrecht 1558, gest. zu Harlem 1617.
Christ. Jegher, geb. in Deutschland, lebte in Antwerpen von 1620—1661.
Joh. Lievens, geb. zu Leyden 1607, gest. zu Antwerpen 1663.
Lucas aan Leyden, geb. zu Leyden 1494, gest. ebendaselbst 1533.
Rembrandt van Ryn, geb. zu Leyden 1606, gest. zu Amsterdam 1665.

III. Aus der italienischen Schule von

Ugo da Carpi, geb. um 1486, gest. um 1553.
Caviolana lebte in der Zeit Guido Reni's.
Zwei Blätter aus der Hypnerotomachia aan Fra Franc. Colonna.
Giuf. Salviati, geb. um 1525, gest. zu Venedig um 1575.
Francesco Mazzuoli, genannt il Parmeggianino, geb. 1503, gest. 1560.
Cesare Vecellio, geb. zu Pieve di Cadore um 1530, gest. zu Venedig 1606.

IV. Aus der französischen Schule, und zwar:

von dem Anonymus aus den heures à l'usage de Rome etc. etc. Paris. 1514.
B. Salamon, genannt le petit Bernard, geb. zu Lyon um 1520, gest. ebendaselbst 1570,
und Maria de'Medici, Königin von Frankreich, Porträt einer Dame, geb. zu Florenz 1574, gest. zu Köln 1642.

Aus der bloßen Anführung der Namen geht sowohl der Reichthum des Inhaltes, als auch der lebendige Antheil hervor, den man in früheren Jahrhunderten, besonders in Deutschland, an dieser Kunst nahm, die jetzt mehr und mehr zu einer technischen Handfertigkeit herabsinkt, wenn nicht wieder Künstler lebendigen Antheil daran nehmen, und nicht immer und immer wieder auf die alten Muster zurückgegangen wird.

Die Holzschneider, die bei den trefflichen, oft meisterhaften Copien von Herrn R. Weigel verwendet wurden, sind die Herren Krüger, Brückner, Flegel, Keetschmar und Schulze. Insbesondere müssen die zwei Erstgenannten mit Auszeichnung erwähnt werden. Der Text ist mit großer Umsicht und Sachkenntniß gearbeitet. Die Ausstattung vorzüglich.

R. E. v. E.

Herausgeber u. Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Mendert.

Digitized by Google

Digitized by Google

Herausgeber u. Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

PETER v. CORNELIUS,

geb. 3. Sept. 1783 zu Düsseldorf. Gemalt von K. Rahl, geschabt von Chr. Mayer.

Beilage zu Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust".

Druck von Hargt u. Auer.

Digitized by Google

MUTTER UND KIND.

Die Mutter hilft es ihre Lippen
Der Schule Trank, — doch nicht allein
Darf es genossen, — noch so klein,
Will doch das Kindlein auch schon nippen

Und ob sie auch was immer hätte,
Die Mutter hat es nie allein;
Das Kindlein wird die Schale sein
Im nächsten Augenblick — ich wette!

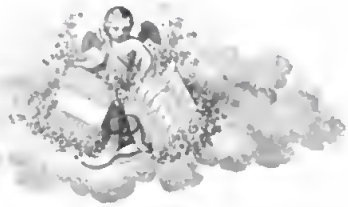
Die erste Stimme ist — Begehren!
Des Menschen Art bezeugt das Kind;
Die Mutter aber, treugesinnt,
Hat als ihr letztes Wort — Gewähren.

R. A. Kaltenbrunner

Beilage zu M. Auer's polyglottisch-illustrierter Zeitschrift „Faust“

Druck von Kargl und Auer

Digitized by Google



Oesterreichs Bitte.

VOLKS-JUBEL-GESANG

zur allerhöchsten Vermählungs Feier

Sr. k. k. Apost. Majestät unsers allergnädigsten Kaisers

FRANZ JOSEF I.

mit Jhrer kön. Hoheit

der Prinzessin **Elisabeth**, Herzogin von Baiern

etc. etc. etc.

Vocalchor für Sopran, Alt, Tenor, und Bass.

willkührlicher Pianoforte Begleitung

von

LAURENZ WEISS

Professor am Wiener Conservatorium.

N° 1

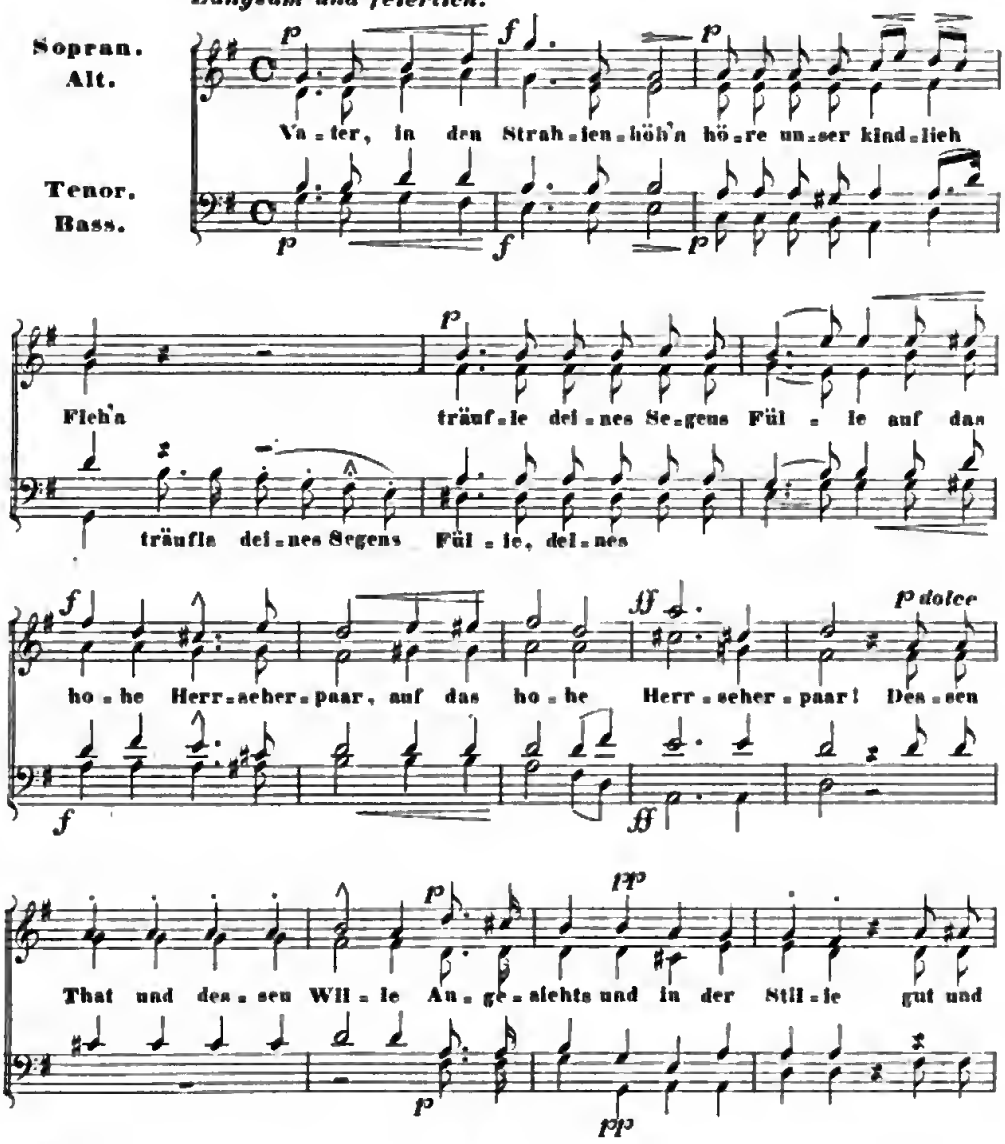
Verlag v. M. Auer Wien

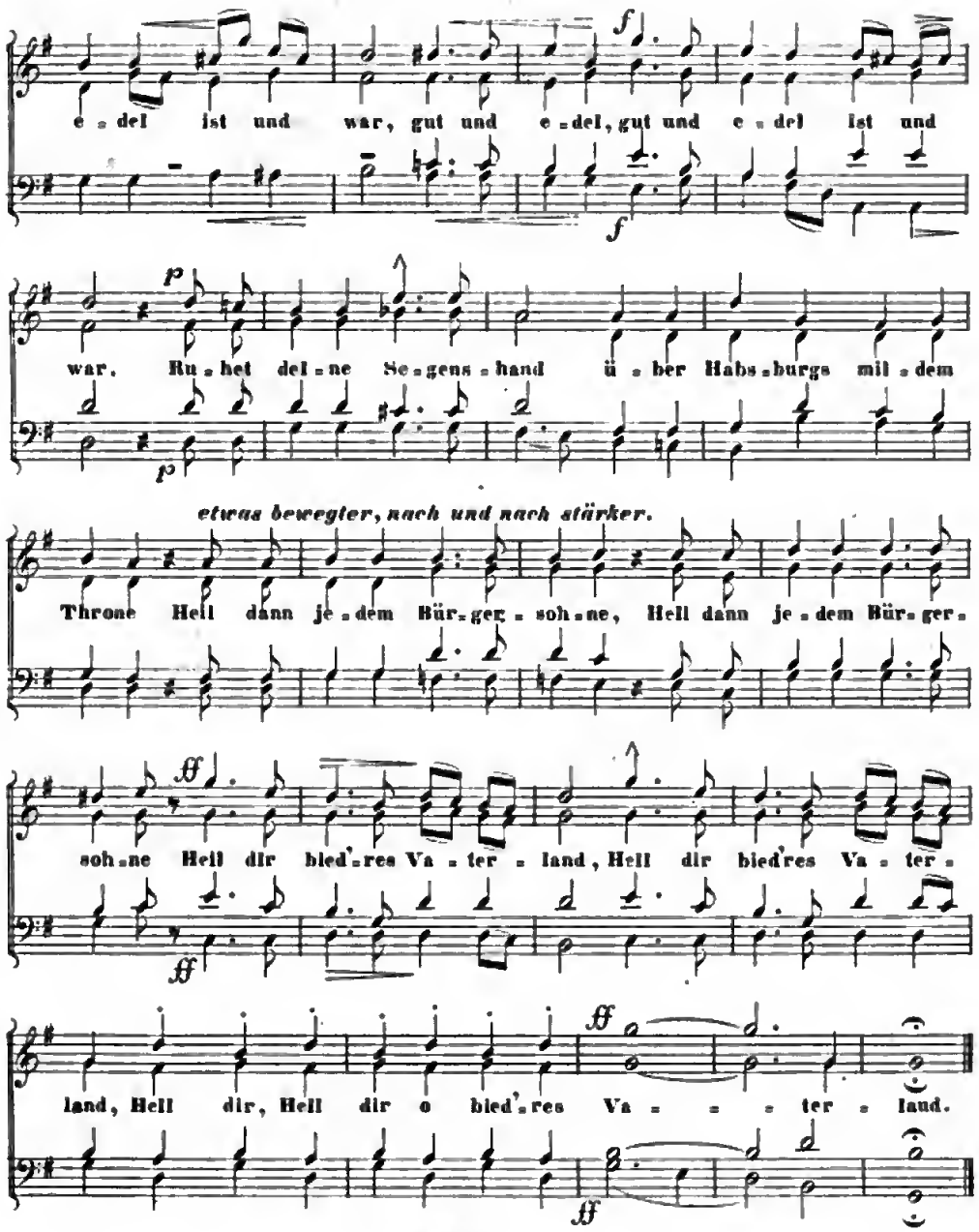
Digitized by Google

„OESTERREICHS BITTE“

L. Weiss, op. 34.

Langsam und feierlich.





Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.

Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.

Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.

Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.

Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.

Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 72.

Inhalt: Die Entdeckung des Naturselbstdruckes. — Erklärung zu den Hackelmustern von Marie Pockorny. — Spitzen und Gewebe mit Metall-Ueberzug. — Kupfer in feinster Zertheilung als Nebenproduct auf galvanischem Wege gewonnen, und dessen Benützung. — Der Engel auf der Erde. — Die Schriftzüge des Erdreises in ihrer Entwickelung. — Gott erhalte! — Die Kinder und die Vögel. — Die Wirthin am Wege.

Artistische Beilagen. Alkadeten-Stammbaum. (Lithografirte Grauüre.) — Zwei Kinder, von Fendi. (Radirt.) — Hackelmuster von Marie Pockorny. (Originalselbstdruck.)

Nr. 2. I. Jahrgang. Wien 1854.

Die Entdeckung des Naturselbstdruckes

oder die Erfindung, von ganzen Herbarien, Stoffen, Spitzen, Stickereien und überhaupt allen Originalien und Copien, wenn sie auch noch so zarte Erhabenheiten und Vertiefungen an sich haben, durch das Original selbst auf einfache und schnelle Weise Druckformen herzustellen, womit man sowohl weiß auf gefärbtem Grunde drucken und prägen, als auch mit den natürlichen Farben auf weißem Papiere Abdrücke, dem Originale identisch gleich, gewinnen kann, ohne daß man einer Zeichnung oder Gravure auf die bisher übliche Weise durch Menschenhände bedarf.

Vorgelesen in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien

von

Alois Auer.

(Privilegirt am 12. October 1852, Z. 7690.)

Seine kais. kön. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchstem Handschreiben vom 29. April 1853 in huldreicher Fürsorge für die fortschreitende Entwickelung der Kunst und Industrie allergnädigst zu befehlen geruht, daß die vom Director der Staatsdruckerei, Regierungsrath Alois Auer, in Gemeinschaft mit dem Doctor Andreas Worring, gemachte und durch ein Privilegium geschützte Erfindung des Naturselbstdruckes, welche nach den Allerhöchstdenselben zugekommenen Auskünften sich eben so wichtig als gemeinnützig darstellt, zur allgemeinen Benützung frei gegeben werde.

Am 14. Juni 1849 ward in Anwesenheit mehrer Mitglieder der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, und zwar des General-Secretärs, Regierungsrathes von Ettingshausen, Sectionsrathes Haidinger, Doctors Fenzl, Custos Heckel und des Gefertigten, eine Commissions-Sitzung über eine Eingabe zur Errichtung einer eigenen lithografischen Abtheilung für den Druck der bildlich darzustellenden wissenschaftlichen Gegenstände abgehalten.

Nach längerer Besprechung ward der geduchte Vorschlag abgelehnt und man vereinigte sich dahin, daß die Verfertigung derselben der k. k. Hof- und Staatsdruckerei fortan überlassen bleiben solle.

Bei dieser Gelegenheit sprach ich zum ersten Male den lange gehegten Gedanken aus, daß man in Zukunft, und wahrscheinlich in den meisten Fällen die Zeichner der Vervielfältigung von Gegenständen, die schon ein Mal in der Natur oder im Bereiche der Kunst, Wissenschaft und Gewerbe vorhanden sind, entbehrlich machen könne, wobei ich noch hervorhob, daß dann dem Originale nicht mehr so viel Abbruch geschehen werde, als bisher.

Auf vorhergegangene Fragen, wie dieß geschehen könne, besonders wenn die Bedingung eintreten würde, daß das Original, ein Unicum, nicht verletzt werden dürfe, ersuchte ich Herrn Custos Heckel um einige Versteinerungen, bei denen dem Zeichner der meiste Spielraum zur Entfernung vom Originale gegeben sei. Bereitwillig wurd mir entsprochen. Ich übergab dieselben meinem Factor der Galvanoplastik, Andreas Worring, und in ein paar Wochen waren die galvanischen Druckplatten und genaue Abdrücke davon geliefert. Obwohl dieselben allseitig befriedigten, so verging doch wieder eine geraume Zeit, ohne daß dieses Verfahren ausschließend angewendet wurde.

Digitized by Google

Einige Zeit darauf verſuchte der Profeſſor an dem k. k. polytechniſchen Inſtitute zu Wien, Dr. Leydolt, Aehor-Aetzungen, um ſie mittelſt der galvaniſchen Vervielfältigung und des Druckes auf der Kupfer- und Buchdruckerpreſſe in beliebiger Menge darſtellen zu können, deren Copirung durch die Mitwirkung der Staatsdruckerei ſo vollkommen gelang, daß für Laien und Fachmänner nichts zu wünſchen übrig blieb.

Im Monate Mai 1852 erhielt ich durch Seine Excellenz den Herrn Miniſter des Handels, der Gewerbe, öffentlichen Bauten und der Finanzen, Ritter von Baumgartner, mehre Muſter gedruckter Spitzen zur Einſicht, die der öſterreichiſche Conſul von London eingeſendet hatte, mit dem Bedeuten: »daß man in England derlei Muſter drucke und ſie ſtatt der wirklichen Spitzen verſende, um dieſe Waare mit geringeren Koſten zur Anſchauung zu bringen.« — Man hatte dieſelben als beſonders gelungen bezeichnet. Ich hielt meine Anſicht zurück und bemerkte nur, daß die Copirung auf eine einfachere und weniger koſtſpielige Weiſe erzielt werden könne.

Nach einiger Zeit wurden mir dieſelben Spitzenmuſter von der niederöſterreichiſchen Handelskammer zugeſendet, nachdem bereits die meiſten Fabriks- und kaufmänniſchen Firmen ihren Beifall gezollt hatten. Nun konnte ich mich nicht enthalten, einige Bemerkungen dem mir zugeſendeten Circulandum beizufügen.*)

Die Sache ließ mich nicht ruhen. Einerſeits beunruhigte mich der Gedanke, daß, nachdem der Wiener Staatsdruckerei bei der Londoner Weltausſtellung 1851 die einzig verliehene große Raths-Medaille zuerkannt worden war, einem Londoner Spitzenmuſter ein größerer Beifall gezollt werde, als es verdient, andererſeits hatte ich die ſicherſte Ueberzeugung, daß dieſes und jedes derlei Muſter auf eine natürlichere Weiſe nachgebildet werden könne, ja ich bezeichnete das dabei eingeſchlagene Verfahren ſogar als ein verfehltes, von der Natur der Sache ganz abweichendes, durch künſtliche Mittel hervorgerufenes, während die Copie durch das Original ſelbſt ohne Mitwirkung eines Zeichners, Groveurs oder anderen Künſtlers zu erlangen ſei.

Ich beſprach mich nun mit einigen meiner Factoren, und ſtellte ihnen die Aufgabe der Nachahmung durch Fotogeaſie, Chemitipie und Litogroſie, dann auf galvaniſchem Wege mit Zuhilfenahme von Guttapercho u. ſ. w. Die Verſuche brachten verſchiedenartige Reſultate, und jedenfalls ein ſo erfreuliches Ergebniß, daß ich nach meinem Vorhaben ſicher auf die Erzeugung von unzähligen Copien vermittelſt des Originals rechnen konnte, um ſo mehr, als Factor Werring noch den vortrefflichen Einfall hatte, ſtatt Guttapercho weiches Blei zu verwenden. Ich erſuchte den Secretär der Wiener Handelskammer, Herrn Holzhaus, mir einige im Verkehre nicht vorhandene Spitzenmuſter zukommen zu laſſen, um den Verdacht einer etwaigen Vorbereitung fernzuhalten, und der Handelskammer ſowohl bezüglich der Schnelligkeit in der Ausführung, als auch der naturgetreuen Aehnlichkeit des Abdruckes mit dem Originale, den unwiderlegbaren Beweis zu liefern.

Wir erhielten nun einige Muſter auf dieſem Wege und verfertigten die Abdrücke ſo ſchnell, daß ſie am folgenden Tage als Muſterblätter bei der Sitzung der Handelskammer zur Verwunderung der Mitglieder vorlagen, von welchen dieſelben ſo ähnlich befunden wurden, daß ſie für wirkliche Spitzen galten, bis man ſich durch Berührung und nähere Unterſuchung überzeugte, daß ſie ein Werk der Buchdruckerpreſſe ſeien. Dieſe Thatſache verurſachte ein ſolches Aufſehen unter den Induſtriellen, daß ſie den Entſchluß faßten, die Staatsverwaltung zu erſuchen, in der Staatsdruckerei dieſem wichtigen Induſtriezweige, der natürlich zu viel weiterer, ja unabſehbarer Anwendung die Ausſicht bietet, allen Vorſchub zu leiſten.

Bald darauf kam der Director der öſterreichiſchen geologiſchen Reichsanſtalt, Sectionsrath Haidinger, zu mir ins Bureau; ich zeigte ihm die gedruckten Spitzenmuſter und unterhielt mich mit ihm über den Hergang ihrer Erzeugung, ſowie über die weitere Ausbeute dieſes Gedankens. Er erwähnte der Wichtigkeit der Anwendung desſelben Verfahrens auf Pflanzen, und ſchickte mir durch Dr. Conſtantin von Ettingshauſen mehre Muſter, welche durch die Geſchicklichkeit unſeres Kupferdruckereifactors Prey und ſeiner Gehilfen einen wunderbar gelungenen Abdruck gaben.

*) Geſehen mit dem freundlichen Bemerken, daß bei dem Fortſchritte und dem jetzigen Standpuncte der graphiſchen Künſte, welche in der meiner Leitung anvertrauten Staatsdruckerei gepflegt werden, mir die vorliegenden Spitzenmuſter als nichts weniger als Neues vorkommen, ſondern die Hervorbringung derſelben auf mehrfache Weiſe und ſelbſt auf billigere Art als durch die lithographiſche Preſſe thunlich erſcheine. Bei dieſer Gelegenheit kann ich den Wunſch nicht unterdrücken, daß alle vorſtehenden Intereſſenten ſich nähere Einſicht und Ueberzeugung von dem Hohepuncte der graphiſchen Darſtellungen durch die verbeſſerte Preſſe an hierortiger Stelle verſchaffen mochten, da hier in Wien ſo viel Brauchbares für ſo manche andere Geſchäftsgenoſſen zu finden ſein dürfte. So weit es in meinen Kräften liegt, bin ich gern für vorkommende techniſche Anfragen zur Auskunft bereit.

Ich erhielt nun von mehren Seiten verſchiedene Pflanzen, um davon Abdrücke zu liefern, die, ſo wie die Spitzen, bezüglich der Aehnlichkeit mit dem Originale wetteiferten.

Nach mehren vorgeſchlagenen Bezeichnungen oder Namen für dieſe Entdeckung nannte ich ſie den Original- oder Naturſelbſtdruck, und behnte dieſe Benennung auch auf die früheren Abdrücke von foſſilen Fiſchen und geätzten Achaten aus, die ich anfangs, wenn ſie auf der Kupferdruckerpreſſe erzeugt worden waren, Mineralografie, bei Hochdruck auf der Buchdruckerpreſſe Mineralotipie genannt hatte, da die Herſtellung auf ein und demſelben Wege geſchehen kann, und man nur zur Schonung des Gegenſtandes ſich eines Hilfsmittels, nämlich eines Ueberzuges von aufgelöſter Guttapercha, bedient.

Sectionsrath Haidinger zeigte mehre ſolcher Naturſelbſtdrucke bei der Naturforſcher-Verſammlung zu Wiesbaden vor, worauf die ausgezeichnetſten Sachkenner, beſonders L. v. Buch, dieſem neuen Verfahren die vollſte Anerkennung zollten.

Profeſſor Leydolt übergab der Staatsdruckerei behufs weiterer Verſuche eine Zuſammenſtellung der Familie der Eycheublätter zum Abdrucke, und dieſe waren ſo täuſchend ähnlich, daß ſie für aufgeklebt gehalten wurden. Mehre ſolcher Blätter in ausgeſchnittener Form, natürlich auf beiden Seiten gedruckt, und zwar mit abwechſelnder Farbe der Vorder- und Rückſeite, das Gruppe genau aufeinander paſſend, erkannten Fachkenner, ſie in der Hand haltend und mit der Lupe betrachtend, nicht für gedruckt, ſondern für wirkliche der Natur entnommene Blätter, und ſie erſtaunten, als ich ihnen lächelnd bemerkte: »Dieß ſind ja die künſtlich erzeugten Abdrücke!«

Ritter von Perger, Profeſſor an der kaiſerlichen Akademie der bildenden Künſte in Wien, der unſere Naturſelbſtdrucke ebenfalls geſehen, hielt bald darauf (im Februar 1853), unter Vorlage ſolcher Abdrücke, einen öffentlichen Vortrag vor den zoologiſch-botaniſchen Vereinsgliedern, und ſetzte nicht nur die Mühe der bisherigen Herſtellung von Herbarien auseinander, ſondern beleuchtete noch mehr den Nutzen des neu entdeckten Verfahrens, indem er auf die Billigkeit und die allgemeine Nutzanwendung desſelben hinwies.

Profeſſor von Perger benützte dieſen Gedanken weiter für ornamentale Zeichnung, und auf ſeine Veranlaſſung ſandte mir der Director der kaiſerlichen Akademie der bildenden Künſte, Herr Ruben, mehre in Kranzform gewundene Pflanzengattungen, deren Copien zum Entzücken hinriſſen.

Dem Botaniker, Ritter von Heufler, Miniſterial-Secretär im kaiſerl. öſterr. Unterrichts-Miniſterium, welcher bei dem Perger'ſchen Vortrage den Vorſitz führte, gebührt das Verdienſt, unſeren Naturſelbſtdruck zuerſt für die Publication der von ihm im Arpaſchthale in Siebenbürgen 1850 geſammelten Kriptogamen angewendet zu haben, welche damals aus der meiner Leitung anvertrauten Anſtalt hervorgegangen.

Nach ſolchen Ergebniſſen werden koſtſpielige Herbarien ihr Ende finden, und in Zukunft beſſer in Buchform auch dem minder bemittelten Fachmanne um einen billigen Preis zugänglich ſein, und dieß iſt wohl der ſchönſte Lohn unſeres Strebens.

Auf mehrfaches Zureden hatte ich mich, der Priorität wegen, ſchon am 12. October 1852 entſchloſſen, ein kaiſerl. öſterr. ausſchließendes Privilegium nachzuſuchen, und wies den Factor Werring an, um dasſelbe in ſeinem Namen einzuſcheeren, weil die mir anvertraute Staatsanſtalt als ſolche nicht ganz dazu berufen erſchien. Ich bezahlte aus Eigenem die aufgelaufenen Koſten, um ſemerzeit nicht nur die Möglichkeit der Freigebung vorzubereiten, ſondern auch die Patentnahme in irgend einem Staate des Auslandes zu verhindern, und ſo dem Vaterlande nicht nur die Ehre der Entdeckung, ſondern auch den Beweis der Uneigennützigkeit zu ſichern.

Ich fühle mich überzeugt, daß ſeit Gutenbergs Erfindung in der Druckkunſt keine wichtigere Entdeckung gemacht wurde, und daß unſer Naturſelbſtdruck eine neue Aera in der Publication der bildlichen Darſtellung von artiſtiſch-wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden hervorrufen wird. Er ſteht wegen ſeiner Einfachheit höher als der Lichtdruck und die Galvanoplaſtik, denn nur ein geſchickter Kupferdrucker mit ſeiner Preſſe iſt zur Ausübung desſelben nothwendig; will man aber eine ſehr große Anzahl Exemplare liefern, ſo bedient man ſich der galvaniſchen Platten-Vervielfältigung.

Rußland hat Jakobi's Anwendung der Galvanoplaſtik im Jahre 1837, und Frankreich die Daguerreotipie im Jahre 1839 zur allgemeinen Benützung freigegeben; Oeſterreich hat nun zu beiden Erfindungen ein würdiges Seitenſtück geliefert!

Wien, im April 1853. Der Verfaſſer.

Digitized by Google

Nachschrift des Verfassers.

Es ist, wie jedem Erfinder bekannt, eine schwierige Sache, für eine neue Entdeckung den richtigen Namen zu finden. Ganz eigenthümliche Bedingungen treten dabei in den Vordergrund. Zuerst soll die Sache, die Handlung und ihr Ergebniß genau bezeichnet werden. Auch will man gern den Namen des Entdeckers und den Ort der Handlung berücksichtigen. Alles dieß in eine Benennung zusammenzufassen, wird fast in jeder Sprache zur Unmöglichkeit, und eine umständliche Umschreibung gestattet wohl die Diction im Contexte, nicht aber der Titel der Erfindung. Bei der deutschen Sprache kann man allerdings mehrere Hauptwörter zusammenhängen, aber dadurch läßt sich nicht immer Wohlklang, kurze und treffende Bezeichnung erzielen. Noch schlimmer steht es in manchen anderen Sprachen, mit Ausnahme des Sanscrit oder Griechischen, welche Idiome eine reichere Biegungsfähigkeit besitzen. Das Griechische dient daher in Verbindung mit lateinischen Anhängsilben häufig als Aushilfsmittel bei derlei Verlegenheiten. In den meisten Fällen wählt man eine fremdartige Benennung, einerseits um der Sache ein gelehrteres Ansehen zu geben, andererseits um die Blöße der nicht genügenden Bezeichnung in der Muttersprache zu verdecken, oder auch, um schon gegebenen Schwesterbenennungen nicht zu fern zu bleiben, wie z. B.

Tipografie, Litografie, Chalkografie, Siderografie,
Buchdruck, Steindruck, Kupferdruck, Stahldruck rc.

Wie irrig oft die Bezeichnungen gewählt werden, zeigen die Namen Daguerreotipie, Talbotipie, welche letztere Anhängsilben erst dann richtig bezeichnen würden, wenn Lichtbilder druckfähig werden, was zur Zeit Daguerre's, als diese Namen geschaffen wurden, noch nicht möglich war. Ueberhaupt ist die Gewohnheit, den Namen des Entdeckers vorzusetzen, in den meisten Fällen gewagt, da sehr häufig nicht ein einzelner das Verdienst in Anspruch nehmen kann, wie dieses bei dem sogenannten Naturselbstdruck zur Steuer der Wahrheit gewissenhaft angeführt wird.

Ich wollte zu keinem anderen Idiome, als meiner Muttersprache, Zuflucht nehmen, um nicht durch fremde Ausdrücke, wie Fisiografie (-tipie), Autoplastik, welche mir einige meiner Freunde vorschlugen, für die größere Menge der Bevölkerung meines Vaterlandes unverständlich zu werden; gleichzeitig wollte ich die Handlung und das Ergebniß als die hervorragendsten Momente bezeichnen, und wählte daher die Benennung: »Naturselbstdruck«, weil sich die Natur oder das Original selbst so getreu abbildet, daß kein Unterschied zwischen dem Originale und dem Abdrucke wahrzunehmen ist. Ich verstehe, wie es Manche auszulegen versuchen könnten, unter dem Worte Druck nicht allein die Handlung des mechanischen Druckes, sondern den Begriff der Abbildung.

Wenn man ein schön gedrucktes Buch, daß heißt mit schön geschnittenen Lettern, oder einen Kupferstich, oder eine Litografie betrachtet, so sagt man gewöhnlich: Das ist ein schöner Druck! und will dadurch das Ergebniß des Abdruckes und der artistischen Ausführung, nicht aber die mechanische Handlung bezeichnen.

Man könnte vielleicht sagen: Naturselbst-Abbildung, Naturselbst-Abdruck statt Naturselbstdruck; allein ich wollte das ohnehin viersilbige Wort nicht unnöthig um eine Silbe verlängern, abgesehen davon, daß erst wieder andere Ausdrücke für diese Special-Begriffe nothwendig werden, während dieser (Naturselbstdruck) die gleiche Bedeutung einschließt.

Das Wort »Naturselbstdruck« bezeichnet ziemlich genau den durch die Natur der Sache hineingelegten Begriff; es ist deutsch und für den Gelehrten und den Laien gleich verständlich; allein es läßt sich nicht in anderen Sprachen so genau wiedergeben, und Autografie wird schon für eine andere Druckmanier, nämlich den chemischen Umdruck, gebraucht.

Ich zweifle nicht, daß mit der Zeit die Silbe »selbst« aus dem von mir gewählten Ausdrucke der Kürze wegen verschwinden wird, ja ich würde sie gerne gleich anfangs weggelassen haben, hätte ich nicht die unübertreffliche Aehnlichkeit, die nur die Natur durch ihre Abbildung zu erreichen im Stande ist, dadurch deutlicher hervorheben wollen. Geschieht diese Auslassung, so wird in den romanischen Sprachen die Uebersetzung kürzer, und man kann durch den Ausdruck: »Impression naturelle,« »Stampa (impressione) naturale« günstiger Weise für Jedermann verständlich, gleichsam im Gegensatze zu dem bisherigen künstlichen Drucke, den natürlichen Druck bezeichnen.

Anmerkung.

Frage: Wie erlangt man in einigen Secunden fast kostenfrei und täuschend ähnlich von jedem Original eine Druckplatte, ohne eines Zeichners oder Graveurs rc. zu bedürfen?

Lösung: Wenn das Original, sei es eine Pflanze, Blume oder ein Insect, Stoff oder Gewebe, kurz was immer für ein lebloser Gegenstand, zwischen eine Kupfer- und eine Bleiplatte gelegt, durch zwei fest zusammengeschraubte Walzen läuft.

Das Original läßt durch den Druck sein Bild mit allen ihm eigenen Zartheiten, gleichsam mit seiner ganzen Oberfläche auf der Bleiplatte zurück.

Trägt man auf diese gepreßte Bleiplatte die Farben wie beim Druck eines Kupferstiches auf, so erhält man durch einen einmaligen Druck von einer Platte jedesmal die der Natur täuschend ähnliche Copie mit den verschiedensten Farben.

Bei einer großen Menge von Abzügen, welche die Bleiform wegen ihrer Weichheit zu liefern außer Stande ist, stereotipirt oder galvanisirt man dieselbe in beliebiger Anzahl, und druckt die Stereotiplatte oder die galvanoplastisch erzeugte Platte statt der Bleiplatte.

Bei einem Gegenstande, welcher keinen Druck verträgt, überstreicht man das Original mit aufgelöster Guttapercha, und benützt nach vorher statgefundenem Ueberzuge von Silberlösung die abgenommene Guttapercha-Form als Matrize zur galvanischen Vervielfältigung.

Schnellste Anfertigung, unübertreffliche Aehnlichkeit mit dem Originale, zahllose Menge und größte Wohlfeilheit sind die bezeichnendsten Eigenschaften dieses in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei entdeckten Verfahrens.

A. Auer.

Erklärung zu den Häckelmustern von Marie Pockorny.

(Hiezu die Beilage von Original-Selbstdrücken.)

Nr. 1. (Oben dem Beschauer zur linken Hand.)

Man schlägt acht Maschen an und verbindet sie zur Rundung.

1. Tour. 8 Stäbchen. 2. Tour. 2 Luftm., 1 Stäbchen.
3. Tour. 3 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen.
4. Tour. 4 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen.
5. Tour. 2 Luftm., 3 Stäbchen, 2 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm. 2 Stäbchen.
6. Tour. 2 Luftm., 5 Stäbchen, 2 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen.
7. Tour. 8 Luftm., 3 Stäbchen, 8 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen.
8. Tour. 2. Luftm., 3 Stäbchen, 3 Luftm., 3 Stäbchen, 3 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen.
9. Tour. 3 Luftm., 5 Stäbchen, 3 Luftm., 5 Stäbchen, 3 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen, 2 Luftm. 1 Stäbchen. 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen.
10. Tour. 4 Luftm., 2 Stäbchen, 4 Luftm., 3 Stäbchen, 4 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäb-
11. Tour. 2 Luftm., 3 Stäbchen, 3 Luftm., 3 Stäbchen, 3 Luftm., 3 Stäbchen, 3 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen.
12. Tour. 3 Luftm., 5 Stäbchen, 3 Luftm., 4 Stäbchen, 3 Luftm., 4 Stäbchen, 3 Luftm., 1 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäb-
13. Tour. 5 Luftm., 3 Stäbchen, 5 Luftm., 2 Stäbchen, 4 Luftm., 3 Stäbchen, 5 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 1 Stäbchen, 2 Luftm., 2 Stäbchen, 1 Luftm., 2 Stäbchen.

Nr. 2. (Oben rechts.)

4 Maschen schlage an und verbinde sie zur Rundung.

1. Tour. 10 Stäbchen.
2. Tour. 1 Luftm., 1 Stäbchen
3. Tour. 2 Luftm., 2 Stäbchen.
4. Tour. 2 Luftm., 4 Stäbchen.
5. Tour. 2 Luftm., 6 Stäbchen.
6. Tour. 2 Luftm., 8 Stäbchen.
7. Tour. 2 Luftm., 10 Stäbchen.
8. Tour. 3 Luftm., 8 Stäbchen.
9. Tour. 6 Luftm., 6 Stäbchen.
10. Tour. 9 Luftm., 4 Stäbchen.
11. Tour. 11 Luftm., 2 Stäbchen.
12. Tour. Lauter Stäbchen, in jedes Löchel 12 Stäbchen.
13. Tour. 2 Luftm., 1 Stäbchen, von dem vorhergehenden Gang auslassen, 2 Stäbchen.
14. Tour. 2 Luftm., 2 Stäbchen.
15. Tour. 7 Luftm., 1 glatt.

Nr. 3. (Mitte.)

4 Maschen werden angeschlagen und zur Rundung verbunden

1. Tour. 16 Stäbchen.
2. Tour. 2 Luftm., 1 glatt.
3. Tour. 4 Luftm., 1 glatt.
4. Tour. 4 Luftm., 1 glatt.
5. Tour. Bloß Stäbchen.
6., 7., 8., 9. Tour. Ganz glatt und dabei etwas aufnehmen.
10. Tour. 2 Luftm., 1 Stäbchen.
11. Tour. 3 Luftm., 1 glatt.
12. Tour. 3 Luftm., 1 glatt.
13. Tour. 4 Luftm., 1 glatt.
14. Tour. 5 Luftm., 1 glatt.
15. Tour. Jedes Löchel wird mit einer festen Zacke ausgefüllt. 1 glatt, 8 Stäbchen, 1 glatt.

Nr. 4. (Unten links.)

10 Maschen schlägt man an und verbindet sie zur Rundung.

1. Tour. 27 Stäbchen.
2. Tour. 1. Luftm., 1 Stäbchen; mit der Wolle wird statt einmal, wie man bei jedem Stäbchen umschlägt, 2mal umgeschlagen.
3. Tour. Lauter Stäbchen, in jedes Löchel zwei.
4. Tour. 6 Luftm., 2. auslassen, 1. Stäbchen.
5. Tour. In jedes Löchel 7 Stäbchen, 1. Luftm.
6. Tour. 3. Luftm., 5. Stäbchen. 7. Tour. 5. Luftm., 3. Stäbchen.
8. Tour. 7. Luftm., 1. Stäbchen.
9. Tour. Lauter Stäbchen, in jedes Löchel 10 Stäbchen.
10. Tour. 9 Luftm., 4 auslassen, 1 glatt.
11. Tour. 8 Luftm., 1 glatt, 9 Luftm., 1 glatt, 8 Luftm., 1 glatt; jetzt nicht weiter häckeln, sondern umdrehen, 5 Luftm., 1 glatt, 8 Luftm. 1 glatt. Jetzt kommen 4 kleine Zacken auf diese 4 Löchel, in jedes 1 glatt, 8 Stäbchen, 1 glatt. Wenn diese 4 Zacken auf diese Art gemacht sind, so wird am Ende und im Anfange der folgenden 2 Löchel, 7 glatte Maschen hineingemacht. Jetzt kommt wieder die Zacke.

Nr. 5. (Unten rechts.)

4 Maschen werden angeschlagen und zur Rundung verbunden.

1. Tour. 8 glatt. 2. Tour. 16 glatt.
3. Tour. 4 Luftm., 2 auslassen, 1 glatt.
4. Tour. 3 Luftm., 1 glatt. 5. Tour. 7 Luftm., 1 glatt.
6. Tour. 9 Luftm., 1 glatt.
7. Tour. Lauter Stäbchen, in jedes Löchel 12 Stäbchen.
8. Tour. 9 Luftm., 6 auslassen, 1 glatt.
9. Tour. 5 Luftm. in's Löchel, eine glatt, 5 Luftm.. in die glatte, eine glatt.
10. Tour. 9 Luftm., 1 glatt.
11. Tour. Lauter Stäbchen, in jedes Löchel 8 Stäbchen.
12. Tour. 4 Luftm., 4 auslassen, 3 Stäbchen.
13. Tour. 5 Luftm., 3 glatt.
14. Tour. 8 Luftm., 3 Stäbchen, statt in glatten Maschen der vorigen Tour in das Löchel hinein.
15. Tour. 9 Luftm., 3 glatt.
16. Tour. 6 Luftm., 3 Stäbchen, wieder die 3 Stäbchen in das Löchel.

Digitized by Google

Der Engel auf der Erde.

Ein Engel trug Luſt auf die Erde zu geh'n,
Um hier das Getreibe der Menſchen zu ſeh'n.
»Flieg' nieder, ſprach Gott, ſieh' der Menſchen Treiben,
Vier Wochen darfſt Du auf der Erde bleiben!«
Der Engel erfreute ſich überaus,
Er breitete gleich ſeine Flügel aus
Und flog auf die Erde mit Schnelligkeit,
Und als er ſie ſchaute im Herbſteskleid
Voll üppigem Gras und grünem Klee,
Und Bächlein murmeln hört' in der Näh'
Und ſah den Baum ſüße Früchte beugen
Und hört' auf demſelben die Vögelein ſingen,
Da fand er auf Erden großes Vergnügen,
Und es freute ihn, daß er herab war geſtiegen.
Er ging in Städten und Dörfern herum,
Fand Luſt und Fröhlichkeit rund und um,
Denn Frucht und Wein und Alles war
Sehr gut gerathen in dieſem Jahr.
Man lud den Jüngling ſo lieblich und fein
Zu allen Feſten und Freuden ein,
Er thät Erd' und Menſchen ſtets inniger lieben,
Wär' gern wohl noch länger bei ihnen geblieben;
Doch mußt' er nun ſcheiden, die Friſt verſtrich.
Er ſchwang wieder empor zum Himmel ſich,
Und trat vor den Herrn. Der fragt ihn: ſprich,
Hat unter der Menſchen unendlicher Zahl
Doch Mancher meiner gedacht manches Mal?
Der Engel ſeufzte: Muß leider bekennen,
Viel zu ſelten hört' ich Deinen Namen nennen. —
Sprach mild der Herr: Du ſollſt auch wieder
Im nächſten Jahr ſteigen zur Erde nieder,
Vier Wochen dort weilen und ſeh'n, was nun
Die Menſchen weiter treiben und thun.

Im folgenden Jahr ließ nun Gott auf Erden
Gar ſchlechte Zeiten und Mißwachs werden:
Es gab wenig Korn, gar kein Obſt, ſauren Wein,
Allüberall kehrte der Hunger ein,
Man ſah nichts von Tänzen und Schmauſerei'n.
Als der Engel nun ſtieg auf den Erdenball,
Sah er trübe Geſichter überall,
Doch gefiel's ihm noch mehr als das erſte Mal.
Froh kehrt' er zurück in den Himmelsſaal,
Und als ihn der liebe Gott wieder gefragt,
Wie ihm denn jetzt die Erde zugeſagt?
Und ob denn auch jetzt in den ganzen vier Wochen
Die Menſchen ſo ſelten von ihm geſprochen?
Da ſprach der Engel: Gar traurig ſieht's aus
Jetzt unten auf Erden, der Noth iſt zu Haus;
Doch wird Ihr überall Deiner gedacht,
Sie ſingen und beten zu Dir Tag und Nacht,
Sie ſtrömen in Deine Tempel zu Schaaren,
Und flehen, Du wolleſt vor Noth ſie bewahren.
Ich aber wag' eine Bitte an Dich:
Ich weiß, Deine Gnade erhöret mich;
Getheilt mit den Menſchen hab' ich ihre Freuden,
Laß jetzt mich mit ihnen auch theilen die Leiden,
Sie tröſten in ihrer Drangſal und Noth.
Den guten Engel ſegnete Gott,
Und er flog auf die Erde hernieder,
Und wo er hinkam, da kehrten wieder
Der Troſt, die Ergebung, der Friede ein;
Viele Reiche auch lernten vom Engelein,
Den Aermeren Troſt und Hilfe ertheil'n.

Dr. J. F. Caſtelli.

Die Schriftzüge des Erdkreises in ihrer Entwickelung. —

Eine lithographirte Abbildung in Form eines (Stamm-) Baumes der Alfabete.

Bekanntlich iſt die Entwickelung, die genetiſche Entwickelung der Sprachen, das Problem, das eine ganze Wiſſenſchaft, die Linguiſtik und vergleichende Sprachforſchung, beſchäftigt, ja durch ſeine Aufſtellung Veranlaſſung zu ihrer Gründung gegeben hat. — Denn das iſt ja der Unterſchied zwiſchen alter und neuer Sprachforſchung, daß die erſtere die eine Sprache oder die wenigen Sprachen, die ſie zu ihrem Gegenſtande wählte, als fertig und abgeſchloſſen vor ihr liegende Objecte betrachtete, von denen es ſie nicht oder doch wenig kümmerte, wo ſie ihre Entſtehung gefunden hatten, — wogegen die letztere, eine möglichſt große Anzahl von Sprachen und Dialecten in ihren Bereich ziehend, deren Geneſis zum hauptſächlichſten Vorwurfe ihrer Thätigkeit machte, und ſich bemüht, die Verwandtſchaften und Analogien zwiſchen ihnen nachzuweiſen, durch Zurückverfolgung derſelben ſie alle auf möglichſt wenige und originelle Grundtypen zurückzuführen, ſo ſämmtliche menſchliche Sprachweiſen durch möglichſt wenige Repräſentanten darzuſtellen und der filoſofiſchen Sprachforſchung, der Sprachwiſſenſchaft der Zukunft, als paßend präparirtes Material darzubieten. — Es liegt weit ab von dem Zwecke dieſer Zeilen, zu unterſuchen, welche von dieſen beiden Richtungen der Sprachforſchung die meiſte Berechtigung für ſich hat. Wir wollen unſere Aufmerkſamkeit nur einem anderen Problem zuwendrn, das ſich gleichſam als ein Nebenproduct ergeben hat, indem das genannte Hauptproblem der modernen Linguiſtik verfolgt wurde.

Mit der Menge der Dialecte, welche in den Kreis der Betrachtung gezogen wurden, wuchs natürlich auch diejenige der fremdartigen Schriftcharaktere, in welche gekleidet ſie ſich darſtellten. Der Gedanke lag nahe, wie jene, ſo auch dieſe dadurch leichter überſichtlich und erfaßbar zu machen, daß man ſie durch Aufſuchung und Verfolgung ihrer Aehnlichkeiten und Verwandſchaften auf wenige Grundtypen zurückführte. — Bald aber zeigte es ſich, daß die Wege der Entwicklung der Sprache und diejenigen der Entwicklung der Schrift ſich nicht parallel laufen, daß ſie ſich ſomit nicht gleichzeitig verfolgen laſſen.

Und es iſt dieß natürlich. Denn die Sprache iſt dem Menſchen eine Gabe der Natur, die Schrift ein Geſchenk der Civiliſation; die erſtere empfing jedes Volk mit ſeiner Abſtammung, die letztere erſt mit ſeiner Bildung. Daher fielen die Forſchungen nach der Geneſis der Sprachen vielfach und eng zuſammen mit denjenigen auf dem Gebiete der Ethnologie; ſie ſind identiſch mit denen nach dem Umfang, der Begrenzung, den Verwandtſchaften und Uebergängen der Menſchenracen und Völkerſtämme. Für die Geneſis der Schriftzüge gewinnen wir nichts aus der Ethnologie, wohl aber alles aus der Geſchichte, beſonders derjenigen der Cultur. Denn die Schrift war nicht, wie die innerſte Eigenheit der Sprache, an die Menſchenracen gebunden, nicht jeder Völkerſtamm hatte, ſo wie ſeine eigene Geſichts-, ſo auch ſeine eigene Schrift-Züge, — ſondern nur jedes Bildungsvolk, beſſer jedes eigenthümliche Bildungsprincip, repräſentirt auch durch eine eigenthümliche Sprachweiſe, ſchuf ſich ſeine Schrift.

Darum ging die Sprache in ihrer organiſchen Entwickelung den ruhigen, aber unaufhaltſamen Schritt der Natur, ſie hing ſtets an ihrer Scholle, ſie war nationol. Darum theilte im Gegenſatze die Schrift, das Product menſchlicher Geiſtesthätigkeit, auch alle die wechſelvollen Schickſale menſchlichen Thuns. Gleich ihm ſtrebte ſie über die ganze Welt; ſie war kosmopolitiſch. Mit dem Volke, das ſie erfunden, geſchaffen hatte, mit der Bildungsſtufe und Anſchauungsweiſe, zu deren Ausdruck ſie beſtimmt war, wanderte ſie oft in kühnen Zügen einzelner oder weniger unternehmender Geiſter plötzlich in ein fernes Land, zu einem Volke, das ſie anfangs als eine Fremde, empfing, aber bald, zur Erkenntniß ihrer Bedeutung gelangt, ſeinem eigenen Bedürfniſſe dienſtbar machte. — So erlitt ſie gewaltſam, ihrem innern Organismus widerſtrebende Veränderungen, Zuſätze, Verkürzungen. Mit der Sprache gerieth ſie durch ſolche räumliche Uebertragungen oft geradezu in Widerſtreit. — Denn jeder ureigenen menſchlichen Denk- und Anſchauungweiſe entſpricht zugleich eine Sprache und eine Schrift; beide letztern werden daher, da ſie dieſelbe Idee zum Ausdruck bringen, wiederum nothwendig in einem in ihrem Weſen liegenden Zuſammenhange mit einander ſtehen, werden dieß um ſo mehr, als in den ganz ohne Vergleich meiſten bekannten Fällen die Schrift ſich an das Mechaniſche der Sprache eng anſchließt. Wird nun die Schrift mit der Bildung, durch die ſie erzeugt wurde, auf ein anderes ſtammverſchiedenes Volk übertragen, kommt ſie ſo in die Lage, zum Ausdruck eines Sprachorganismus zu dienen, der grundverſchieden iſt von demjenigen, dem ſie urſprünglich angepaßt, für den ſie ihrem innerſten Weſen nach geeignet, dem ſie verwandt war, — ſo muß ihr natürlich von dieſer fremden Sprache eingeübt mehr oder weniger Gewalt angethan werden.

Aus dem, was wir bis jetzt geſagt, geht hervor, daß die Linguiſtik an ſich die Fragen über Geſchichte und Entwicklung der Schriftzeichen nicht löſen kann, weil dieſelben eben in den meiſten ſpätern Fällen nicht ein organiſcher Theil, ein nothwendiges ureigenes Attribut des Sprachen- und Volksſtammes ſind, ſondern etwas Fremdes, von außen hinein Getragenes, hinzu Gebrachtes. — Der Geſchichtsforſcher iſt es, der die genannten Fragen zu löſen berufen und der dazu auch im Stande iſt, ſobald er nachweiſen kann, wie weit ein jedes der in der Culturgeſchichte epochemachenden Völker des Alterthums, jedes Volk, das ein eigenes Bildungsprincip, eine eigene Bildungsſtufe vertrat, ſeinen Einfluß erſtreckte. Denn ſo weit der unmittelbare Einfluß dieſer Bildung ging, ſo weit ging gewiß auch diejenige der Schriftzeichen, in denen ſie niedergelegt, in die ſie gekleidet war, — und in demſelben Grade, in welchem das Weſen dieſer Bildung in dem Geiſte des Volkes, zu dem ſie getragen wurde, irgend welche Nuancirungen und Modificationen erlitt, näherten ſich gewiß auch die Schriftzeichen, die Form derſelben, dem Geſchmacke dieſes Volkes an.

Darum, ſo lange es unmöglich iſt, über die Wege genauen Bericht zu erſtatten, auf denen die menſchliche Bildung eben in den früheſten Zeiten von Volk zu Volk ſchritt, ſo lange wird es auch unmöglich ſein, über die Entwickelung der Schriftzeichen des Erdballs Gewiſſes zu ſagen; und jegliche Forſchung hierüber bleibt mehr oder minder ein — Verſuch.

So nennt ſich auch beſcheiden das vorliegende, bereits vor Jahren vollendete Unternehmen des Staatsdruckerei-Perſonales (zu welchem dieſe Worte der Einbegleitung zuzufügen wir veranlaßt worden ſind), die »Schriftzüge des Erdkreiſes in ihrer Entwickelung« in Form eines (Stamm-) Baumes, als aus nur zwei letzten Quellen herſtammend, darzuſtellen, — aus zwei Quellen, den beiden Theilen des Baumes, von denen die Zeugungs- und Triebkraft des einen bald erloſchen iſt, ſo daß er ſeit Jahrtauſenden keine weitere Fortbildung gefunden hat, wogegen der andere faſt unzählige Sprößlinge gezeugt und über den ganzen Erdball verbreitet und erſt in dieſem Jahrhundert noch eine neue Weiterbildung gefunden hat. Und in der That ſind es nur zwei Anſchauungsweiſen, zwei Principe, nach denen eine menſchliche Schreibweiſe ſich geſtalten kann, nach denen jede dergleichen ſich geſtalten muß.

Das eine dieſer Principe iſt das Princip der Ideenſchrift, der Begriffsſchrift. Nach ihm haben Schrift und Sprache keine unmittelbare Verwandtſchaft, ſie correſpondiren ſich nur als zwei Ausdrucksweiſen für eine Idee, und es liegt kein Maßſtab vor, die eine in die andere umzubilden, ohne eben dieſe gleichmäßig vermittelnde Idee. Jedes geſprochene Wort entſpricht einem Begriff, jedes geſchriebene Schriftzeichen entſpricht einem Begriff; iſt nun dieſer Begriff bei beiden derſelbe, ſo correſpondiren ſich natürlich auch Wort oder Laut und Schriftzeichen, beide jedoch ganz ſelbſtſtändig und unabhängig von einander, ohne innere gegenſeitige Beziehung oder Verwandtſchaft. — Sobald aber — und dieß kann in den meiſten Fällen ſtattfinden — dasſelbe geſprochene Wort einem andern Begriff entſpricht, entſpricht es auch als Laut einem ganz anderen Schriftzeichen, durch das wieder jener andere Begriff dargeſtellt wird. Somit wird die Sprache nur mittelbar, durch den Dazwiſchentritt der Idee, von der Schrift repräſentirt, — nicht nach ihrem Laut, ſondern nach ihrer Bedeutung. — Dieſes Princip hat das chineſiſche Volk aufgeſtellt und durchgeführt; es ſteht zugleich in dieſer conſequenten Durchführung einzig da.

Das andere Princip iſt dasjenige der Laut- oder Buchſtabenſchrift. Nach ihm haben Schrift und Sprache eine unmittelbare Verwandtſchaft, correſpondiren an ſich und durch ſich ſelbſt ohne Rückſicht auf den durch beide Ausgedrückte; es kann das Eine in das Andere umgebildet werden, ohne daß ſogar beiden ein Gedachtes, welches zum Ausdrucke käme, zu Grunde läge, ohne Vermittlung einer Idee. — Auch hier entſpricht das geſprochene Wort einem Begriff, das Schriftzeichen aber kann dieß an ſich nicht, hat an ſich ſelbſt auf dieſen Begriff keine Beziehung mehr, ſondern bezeichnet nur nach feſtgeſetzten äußeren Formen die einzelnen mechaniſch hervorgebrachten Laute, aus denen jenes geſprochene Wort beſtand. Laut und Schrift für denſelben Begriff entſprechen ſich ſomit nicht mehr nur als zwei Ausdrucksweiſen für ein drittes und durch Vermittelung dieſes Dritten ohne in ihnen ſelbſt liegenden Grund, — ſondern auch, weil das eine von ihnen, die Schrift, wieder der Ausdruck des anderen, des Lautes, gleichſam ſeine äußere Form, ſein ſichtbares Kleid, folglich von ihm abhängig und nicht mehr ſelbſtſtändig iſt. Dient nun derſelbe Laut verſchiedenen Begriffen, ſo müſſen mit ihm auch die Schriftzeichen für ihn unverändert bleiben, weil ſie ja eben von ihm abhängen. Die Sprache wird ſomit unmittelbar ohne Zutritt und Hilfe eines geiſtigen Proceſſes nach ihrem mechaniſchen Laut, ohne Rückſicht auf ihre Bedeutung, repräſentirt.

Dieſes Princip der Schrift hat ſich über die ganze Erde verbreitet; alle civiliſirten Völker haben es angenommen und das entgegengeſetzte kommt kaum mehr dagegen in Betracht.

Als die älteſten Proben ſeiner Durchführung ſind im Stammbaume die Hieroglifen Egyptens angeführt. — Und mit Recht: denn wenn dieſelben auch nicht unerhebliche Berührungspuncte mit dem Principe der Ideenſchrift zeigen, ſo iſt ihr hauptſächlichſter und entſcheidender Charakterzug doch der foneti ſche, das heißt derjenige der Laut- oder Buchſtabenſchrift.

Dieſes Princip in ſeinem Laufe zu verfolgen, wie es in den mannigfaltigſten Modificationen, in unzähligen Sprößlingen, im Lauf von Jahrtauſenden ſich über den ganzen Erdball ausbreitete, — kann nicht unſere Abſicht ſein, denn wir müßten zu dieſem Behufe alle Blätter der Geſchichte umſchlagen müſſen, und zwar die der älteren und wichtigeren Zeiten.

Wir haben nur den Standpunct des vorliegenden »Verſuches« in der Wiſſenſchaft, ſeine Bedeutung für dieſelbe, bezeichnen wollen, in dem Augenblick, in dem er vor den Areopag der gebildeten Welt tritt. — Wenn er aus dem Verſuche zum vollendeten Werk werden ſoll, ſo iſt dieß nur dadurch möglich, daß Alle, die es vermögen, über irgend einen ſeiner Zweige Licht zu verbreiten, durch ihre Bemühungen freundlich die Anſtrengungen der gedachten Anſtalt unterſtützen.

C. E. Seelieb.

Digitized by Google

Gott erhalte!

(Ein Bild aus dem Leben.)

Ich kannte einen Mann — verſteht ſich aus älterer Zeit, der kein größeres Vergnügen hatte, als das »Gott erhalte« ſingen zu hören.

Der Mann hieß Omoban und war etwas gar Beſcheidenes, nämlich — »Sammler« bei den »Barmherzigen Brüdern.«

Wenn ich ſagte: er war etwas Beſcheidenes, ſo iſt das nur im materiellen Sinne gemeint; denn im geiſtigen Sinne — vor Gott — ſtehen ja dieſe Brüder ſo hoch, daß ich nichts wußte, was ſich an Erhabenheit und Opferfreudigkeit mit ihnen vergleichen ließe. Wahrlich, wenn ich Einen aus dieſem Orden ſehe, ſo kömmt es mir immer vor, als umleuchte ihn ein Heiligenſchein!

Aber nicht blos die »Brüder« am Krankenbette, die im Anblicke des Leidens und im Kampfe mit demſelben ihr Leben hinbringen, und ihre einzige Freude darin finden, das wiedergewonnene Daſein auf den Wangen des Geneſenden erblühen zu ſehen, den weinenden Dank der Frau, der Kinder zu hören, denen jene den Gatten, den Vater gerettet haben; nicht ſie allein ſind die Frommen, die Gebenedeiten, die Heiligen; Jeder iſt's, der in dieſem Berufe wirkt, dem Berufe ewiger Entſagung, ewigen Ringens mit dem Tode, ewiger Unterordnung in die niedrigſten Dienſte der Menſchlichkeit! Jeder von ihnen iſt ein Bauſtein am Dome des Erbarmens — und der kleinen Steine ſind ja immer mehr als der großen, ſo ein Bauherr bedarf!

Solch ein kleiner Bauſtein nun war unſer Omoboa und ſein Name (homo bonus) war recht wie für ihn geſchaffen.

Lange Zeit war auch er im Krankendienſte verwendet worden und hatte alſo auch von dieſem bitteren Kelche gekoſtet; da er aber ſchwächlich von Complexion und vielleicht etwas zu weichmüthig für eine ſo heroiſche Beſchäftigung war, ſo beſtimmte man ihn endlich zum »Sammler,« d. h. er ging von Haus zu Haus, von Thür zu Thür und bat um Almoſen und bettelte »für die armen Kranken!«

Und Omoboa paßte ganz vortrefflich zum »Sammler.«

Sein ehrliches, frommes Geſicht, ſein harmloſes Weſen, ſeine gefalteten Hände, ſeine flehende Stimme gewannen auf den erſten Blick; und wenn man vollends ſein kindliches Geſpräch vernahm, ſeinen herzlichen Dank für die kleinſte Gabe; wenn man ſah, mit wieviel Gutmüthigkeit er auf die bisweilen nicht ſonderlich feinen Bemerkungen und Scherze der Spender einging, und ſelbſt für abweisliche Beſcheide nur ein leiſes Zucken des Schmerzes hatte, ſo erkannte man alsbald den »Sammler« par excellence, den Virtuoſen, das Genie des »Sammlers.«

Omoboa machte daher auch vortreffliche Geſchäfte. Alle in dem ihm zugewieſenen Bezirke kannten ihn; an jeder Thüre, an die er pochte, lächelte ihm ein freundliches Geſicht entgegen; die Kinder ſprangen jauchzend an ihm hinauf und freuten ſich der Heiligenbildchen oder Votiv-Kreuzchen und Münzen, die er ihnen brachte; die Greiſe ſchüttelten ihm die Hand und ſprachen mit ihm von der »guten alten Zeit;« die Männer, Burſche und Mädchen nickten ihm wie einem milden Mahner der Pietät zu, zu der ſie vielleicht ſelbſt einmal würden flüchten müſſen; kurz: Allen war Omaboa eine liebe Erſcheinung, und die Hand verſchlaß ſich nicht, wenn er ſeine Büchſe daereichte, werbend »für die armen Kranken!«

Omaban bewegte ſich lange Jahre in dieſem Beruf und ward allmälich für ſeinen Bezirk eine Art von ehrwürdiger Tradition, die Jeder kannte, Jeder liebte, und die am Ende Jedem zu einem nothwendigen Zubehör des Daſeins wurde, wie etwa ein altes Crucifix in einer Stubenecke, das wir uns von unſerem Stücke »Daheim« nicht mehr hinwegdenken können! Es war daher immer ein Feſt, wenn das wackere bekannte Geſicht ſich auf der Schwelle zeigte; Jung und Alt eilte an den Frater heran, und wo irgend ein Clavier — vielleicht auch nur ein Hackbret — eine Violine oder Flöte, oder ſonſt ein Inſtrument im Hauſe war, wurde es alsbald in Bewegung geſetzt, und die ſchöne Haydn'ſche Melodie des »Gott erhalte« begrüßte den Gaſt.

Da hätte man Omoboa ſehen ſollen!

Die Hände andächtiglich zuſammenringend, mit leuchtenden Augen, in denen ſich bald ſüße Perlen drängten, ſtand er da, athemlos, ganz Ohr; die Büchſe an's Herz gepreßt, betete er innig und ſeine Lippen bewegten ſich krampfhaft, bis der letzte Ton verklungen war, den er dann noch eine Weile lauſchend nachzugenießen ſchien. Erſt hernach neigte er ſich grüßend und dankend gegen die Anweſenden, präſentirte ſeine Büchſe und ſprach ſeinen gewöhnlichen Refrain: »Für die armen Kranken!«

So hatte man überall die Schwachheit des guten Omaboa abgelauſcht, und das war keine andere, als daß er ſich an dem »Gott erhalte« nicht ſatt hören konnte, und zwar eben ſowohl der Muſik als des Textes wegen. Denn unſer braver »Sammler« war ein Kaiſerlichgeſinnter, wie nie ein wärmerer exiſtirt haben mag. Tauſende von Exemplaren des »Kaiſerliedes« kaufte und verſchenkte er; wenn er Kinder oder Landleute auf der Straße traf, führte er ſie bei Seite, zog ein Stück Papier aus ſeiner Taſche, ſchob es ihnen in die Hand und beſchwor ſie, ſich den Inhalt wohl einzuprägen, ihn ſo oft als möglich zu ſingen und Nichts ſo warm zu beten als »Gott erhalte!«

Doch dieſe Propaganda konnte er nur auswärts üben; daheim trieb er es mit dem »Gott erhalte« wieder anders.

Wenn er ermüdet von ſeinen Sammelfahrten und den dabei gemachten Erfahrungen in den Convent zurückkehrte, in ſeiner Clauſur raſtete und Kraft holte zu neuen Wanderungen, da ſummte er für ſich hin die Melodie des »Gott erhalte,« oder er ließ ſich ſie von irgend einem muſikaliſchen Mitbruder vorſpielen, und ſein Auge verklärte ſich; alle Anſtrengung war vergeſſen; Omaboa nahm ſeine Mahlzeit oder Collation zu ſich, ging hinunter in die Spitalzimmer, machte ſich mit den gefährlichſten Kranken zu thun, und ſeufzte in ſeinem Innern recht paſſend: »Gott erhalte!«

Gleich wie das Publicum war auch die Umgebung Omoban's hinter ſein Geheimniß gekommen, und da ihn alle liebten und ehrten, ſo war ſein Erſcheinen ſtets das Signal zu herzlichen Kundgebungen jeder Art; natürlich nahm die Leidenſchaft des wackeren Alten immer die erſte Stelle darunter ein, und die Novizen und jüngeren Conventualen ließen ſich plötzlich im Chorus vernehmen: »Gott erhalte!«

Und Omoban ſchmunzelte und belobte die jungen Leute und hatte ſeine Herzensfreude daran, wenn ſie »das hohe Lied« recht herzhaft ſangen, und ohne ein »Da Capo« lief es dabei niemals ab.

In ihrem Eifer mögen wohl »die jungen Leute« manchmal ganz tapfer falſch geſungen haben; aber unſerem Freunde verſchlug das Nichts. Er war der mildeſte Kritiker von der Welt und ſein patriotiſches Herz war vollauf befriedigt, wenn er nur das: »Gott erhalte!« hörte, ſo gut oder ſo ſchlimm es eben zu hören war.

Doch o wehe! — dieſer Genuß dauerte nicht lange: »die armen Kranken« beſchwerten ſich über den Lärm, und die Kloſterobrigkeit ſah ſich daher genöthigt, unſerem guten Omoban zu befehlen, daß er ſich für ſeine patriotiſchen Ergüſſe einen paſſenderen Schauplatz wähle!

Welch ein Schlag war das für den armen »Sammler!«

Zwar hatte er noch ſeine »Kundſchaften,« die ihn mit dem »Gott erhalte« erfreuten; zwar blieb ihm das Betheilen der Kinder und Landleute unverkümmert; zwar verweigerte es ihm Niemand, zwiſchen ſeinen vier Pfählen zu ſummen nach Herzensluſt; aber Omoban hatte einmal daheim den Hochgenuß gehabt, das »Gott erhalte« vollſtimmig erklingen zu hören; wie wäre es da möglich geweſen, daß ihm irgend etwas Geringeres Erſatz dafür geboten hätte!

Sein guter Stern half ihm indeſſen über dieſes »Unglück« hinweg.

Unſer Freund hatte nämlich einen Gönner, einen Kaufmann, deſſen Namen ich leider vergeſſen habe. Der hatte nun eine beſondere Neigung zu Omoban gefaßt, und ließ nicht nur, wenn unſer »Sammler« kam, eine ſtattliche Spende »für die armen Kranken« in die bewußte Büchſe gleiten, ſondern nöthigte dem Frater immer auch eine oder ein Paar Flaſchen guten Weines auf, in der frommen Meinung, der geplagte Alte werde ſich daheim damit eine Güte anthun.

Nun, das war gewiß ſchön gemeint; aber groß gefehlt bei Omaban, der der nüchternſte Menſch von der Welt war und nur mit Widerſtreben ſich ein Glas Wein aufnöthigte, wenn etwa ein Ordensfeſt »Duplex« beſcheerte; die guten Tropfen und die gute Meinung des Kaufmannes gingen jedoch darum keineswegs verloren.

Geheimnißvoll trat unſer Omoban nach einer ſolchen Schenkung unter »die jungen Leute.«

»Hört, Bürſchchen!« ſagte er mit vielverheißendem Lächeln: »heut will ich Euch einmal »Duplex« machen! Ich habe ein Weinchen zum Präſent gekriegt — ein Weinchen! — na, ich ſage Nichts, als daß es aus dem Keller des Herrn N. N. kommt; — verſtanden!«

Lauter Jubel begleitete dieſe Mittheilung.

Der brave Heer! »rief ein vorlauter junger Menſch:« er ſoll leben! »Gott erhalte!«

Schmunzelnd nickte Omoban. »Der hat's getroffen,« ſagte er: »wir dürfen hier oben nicht mehr ſingen; ſo kommt denn hinunter in den Keller, dort laßt Eure Mäuler nicht feiern! Trinkt und — »Gott erhalte!«

Da geſchah es denn auch. In der Raßſtunde ſchlich die ganze Geſell-

Digitized by Google

ſchaft nach dem Keller, wo der ehrliche Omobon ein Faß als Aera improviſirt, d. h. ein Kaiſerbildchen zwiſchen zwei Kerzen darauf geſtellt hatte, und mit ſüßer Sehnſucht wartete, bis ſeine Gäſte kamen, ſein Weinchen vertilgten und recht aus voller Bruſt das beſeligende »Gott erhalte« ſangen, vermiſcht mit ſtürmiſchen Vivats und anderen Freudenrufen. Daß es dabei zum Duplex und noch weiter gedieh, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Und das war nun ein Feſt, das ſo oft wiederkehrte, als unſer Sammler zu Heeren N. N. kam; ja am Ende wußten »die jungen Leute« deſſen Wiederkehr ſo ziemlich ſchon zu berechnen, und es bedurfte keiner beſonderen Einladung mehr zu dieſen Stelldichein im Keller, welche von Seite der Obern ignorirt, oder dem Feſtgeber höchſtens durch ein freundlich-drohendes Lächeln gerügt wurden; denn bekanntlich iſt der ganze Orden deſt-katholiſch und würde das »Gott erhalte« am liebſten am hellen Tag und in plenissimo ſelbſt abgeſungen haben. —

Der freundliche Leſer wird ſich aus dem Vorſtehenden ungefähr ein Bild des biederen Omobon machen können, und Mancher hat ihn wohl gar perſönlich gekannt und erinnere ſich, ihn bei dieſer oder jener kirchlichen Function geſehen zu haben, vorzüglich bei Leichenbegängniſſen in ſeinem Bezirke, bei deren keinem er fehlte, mochte es auch einem Bettler gelten; denn er betrachtete ſeinen Bezirk als ſeine Familie und nahm Theil an Freud und Leid auch des Letzten darin. In feierlicher Haltung ſchritt er jedesmal mit dem Zug einher, die eine Hand ſtets unter dem Scapulier verſteckt, um — das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend — zur rechten Zeit die aminöſe Büchſe hervorholen zu können und ſein wehmüthiges Wort anzubringen: »Für die armen Kranken!«

Wohl Tauſende von Leichenbegängniſſen hatte unſer Freund mitgemacht; doch zuletzt kam auch an ihn die Reihe und der Senſenmann trat zu Omobon's langverſchlentem Bette. Er zeigte ſich ihm mild, verſchonte ihn mit Gebreſt und Qualen und half ihm raſch hinüber zu dem Sitze des ewigen Lohnes: »Saat von Gott geſäet, am Tage der Garben zu reifen!«

Als ſchon das hippokratiſche Geſicht die bleichen Züge des Sterbenden bedeckte, da erſchloß er noch von Zeit zu Zeit die Blicke und ſah wie fragend im Kreiſe der Brüder umher, die weinend am Lager ſtanden, es ſchien, als ſuchte er noch Etwas. Endlich neigte ſich der Prieſter an das Ohr Omobon's und liſpelte: »Wünſchſt du Etwas, Bruder?« Aber der hörte ihn wohl nicht mehr und ſchaute blos noch einmal mit Anſtrengung um ſich. Da nickte einer der »jungen Leute« wie errathend mit dem Kopfe, ſchlich in die anſtoßende Clauſe und gleich hernach ertönte mit den weichen gezogenen Tönen der Fiſharmonika durch die offene Thüre die himmliſche Melodie des »Gott erhalte!«

Und ein ſeliges Lächeln glitt über Omobon's Geſicht, eine Thräne ſchlich ſich durch die Wimpern; ein Seufzer hob die entlaſtete Bruſt — und der Himmel zählte nun einen Bürgee mehr! Segen ſeiner Aſche! — Dort lebt er nun wohl im Anſchauen Gottes ein Leben des Glückes; aber gewiß vereinigt er drüben ſeine beiden Lieblingswünſche vor dem Herrn in Einem: »Gott erhalte — für die armen Kranken!« E. Seroube.

Die Kinder und der Vogel.

(Mit einer Abbildung, gezeichnet von Peter Fendi, radirt von Thomas Benedetti.)

Ein Vogel auf dem Baume druben
Verlockt die Kinder in den Bach;
Er fliegt davon, — ſie wollen nach,
Und laſſen ſich die Luſt nicht trüben.

Zwar iſt das Waſſer eine Schranke,
Und keine Brücke jenes Bret,
Doch über ihres Baches Bett
Führt dieſe Kleinen ein Gedanke.

Das Burſchlein will's am Brete wagen;
Er iſt voraus, wie ſich's gebühret,
Der einſt als Mann die Schwächern führet,
Und dann ein Herz im Leib ſoll tragen.

Und wie gedenkt er's zu vollbringen?
Er lehnt ſich, und ſchob ſich vor;
Verſucht'gen Weg zu Fuß erſtor
Das Schweſterlein, um nachzuringen.

Und wenn's mißlingt? Sie wird's nicht grämen,
Das Waſſer heilt den kleinen Schmerz,
Gewährt es doch gar frohen Scherz,
Im klaren Bach ein Bad zu nehmen!

Sie werden ihre Füßchen tauchen;
Und ſind ſie auch ein Bischen naß —
Er, laßt ſie nur, was ſchadet das!
Die werden keinen Doctor brauchen. K. A. Kaltenbrunner

Die Wirthin am Wege.

Ballade.

Die Wirthin ſitzt vor'm Schankenhaus
Und ſchaut zu Weg und Steg hinaus.

Wenn ſchon im Herbſte, iſt ſie doch
Ganz friſch und rührig immer noch.

Ganz friſch und rührig, blank und voll,
Ihr Herz allein hegt alten Groll.

Noch lang bevor in's Dorf ſie zog,
Ein Müllerknecht ihr Liebe log.

Das Aug' ſo treu, das Haar ſo licht,
Kann's jetzt ihm noch vergeſſen nicht.

Und grad' als ſeiner ſie gedenkt,
Ein Burſch herzu die Schritte lenkt,

Das Aug' ſo treu, wie Gold das Haar,
Juſt ſo, wie einſt ihr Liebſter war.

»Frau Wirthin, ſchönen guten Tag,
Gern einen friſchen Trunk ich mag.«

»»Wohee des Weg's, und wo hinaus?
Und ſagt, wie nennt man Euch zu Haus'?««

»Von Halberſtadt komm' ich gerannt,
Ein Müller, Niklas Stauf genannt.«

Doch wenn ſie ihn auch nicht befragt,
Die Stimme hätte ihr's geſagt,

Der alte, einſt ſo liebe Ton:
Sie ſäh' vor ſich des Falſchen Sohn.

Und haſtig eilt ſie d'rauf hinein,
Und zapft ihm von dem beſten Wein,

Und bringt ihm Brot und Braten auch,
Darauf noch Schnaps, noch Landesbrauch,

Und ſchaut ihm zu, wie's ihm behagt,
Und wie er ſchlürft und wie er nagt,

Nur lauſchend ſeiner Stimme Schall,
Als wär's der Sang der Nachtigall.

Und als er ſich zum Gehen ſtellt,
Da nimmt für nichts ſie ein Entgelt,

Und ſchaut ihm nach, ſo lang's nur geht;
Ihr altes Groll iſt wie verweht.

Dr. Johann Nep. Vogl.

Herausgeber u. Verlegee: M. Auee. Wien. Druck von M. Auee. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust".

Gravure in Stein.

DIE KINDER UND DER VOGEL.

Beilage zu M. Auer's poligrafisch-illustrirter Zeitschrift „Faust".

Gedicht von K. A. Kaltenbrunner

Ein Vogel auf dem Baume drüben
Verlockt die Kinder in den Bach:
Er fliegt davon, — sie wollen nach,
Und lassen sich die Lust nicht trüben.

Zwar ist das Wasser eine Schranke,
Und keine Brücke jenes Brot,
Doch über ihres Baches Bett
Führt diese Kleinen ein Gedanke

Das Bürschlein will's am Brote wagen;
Er ist voraus, wie sich's gebührt,
Der einst als Mann die Schwächern führt,
Und denn ein Herz im Leib soll tragen.

Und wie gedenkt er's zu vollbringen?
Er setzte sich, und schob sich vor,
Vorsicht'gen Weg zu Fuss erhor
Das Schwesterlein, um durchzudringen

Und wenn's misslingt? Sie wird's nicht grämen,
Das Wasser heilt den kleinen Schmerz,
Gewährt es doch gar frohen Scherz,
Im klaren Bach ein Bad zu nehmen!

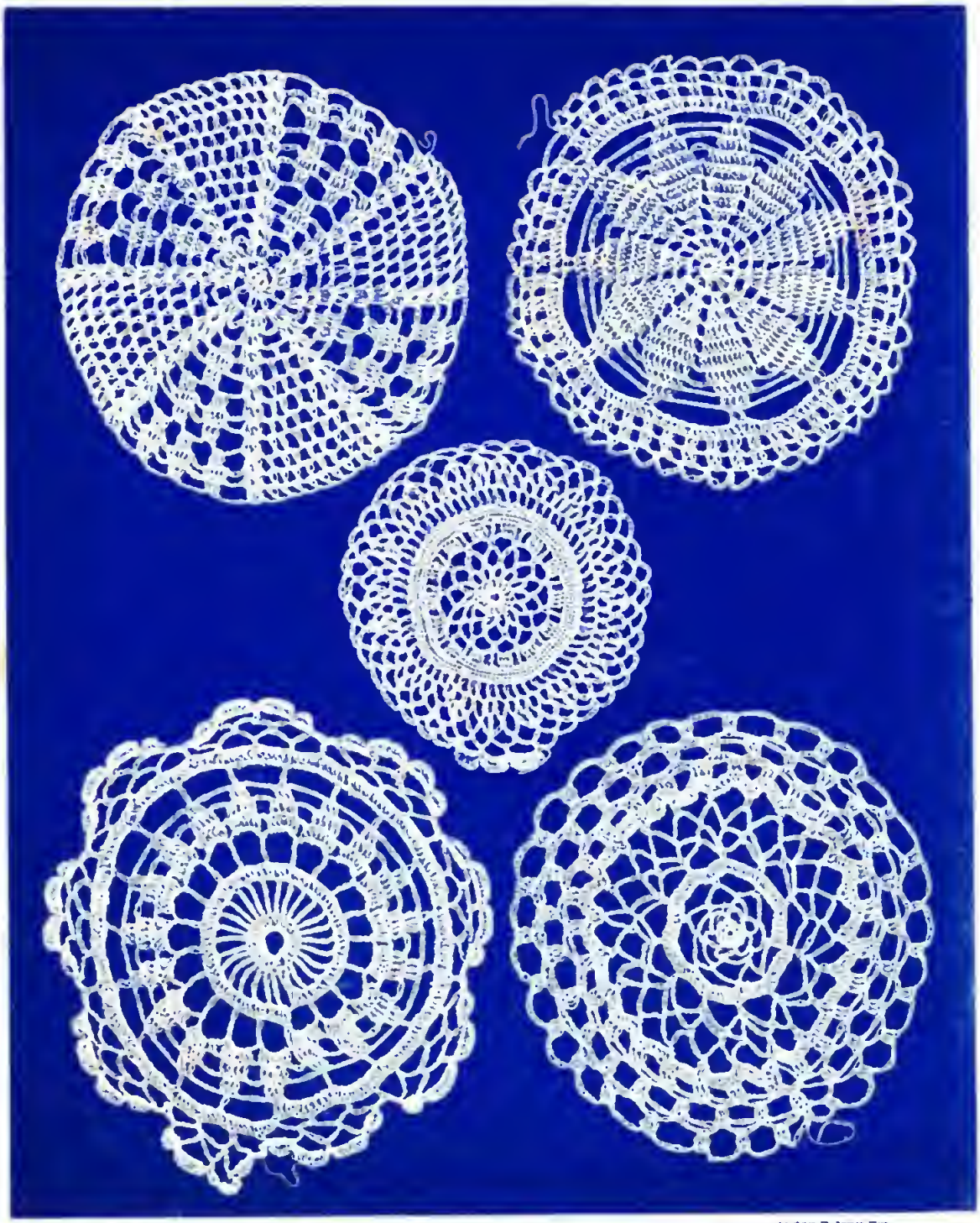
Sie werden ihre Füsschen tauchen;
Und sind sie auch ein Bischen nass —
Es, lasst sie nur, was schadet das!
Die werden keinen Doctor brauchen.

Druck von Hargl und Auer

Digitized by Google

Originalselbstdruck.

Beilage zu M. Auer's poligrafisch-illustrirter Zeitschrift »Faust.«



Gedruckt von Marie Pockorny.

Druck von M. Auer in Wien.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.
Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Inhalt: Eigenthumsstreit bei neuen Erfindungen, insbesondere bei dem in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei entdeckten Naturselbstdrucke. — Gruß aus der Heimat. — Der Königin Ehre. — Ein Schachbrett aus Steiermarks Hochgebirgen. — Sebastopol und Adrianopel. — Das Mundwürmchen. — Kaiser Carl V. und Faust. — Eine Guckkasten-Scene für österreichische Kinder von einem Oberösterreicher. — Der Präfect von Böhmischbrod. — Nekrolog.
Artistische Beilagen: Moose. (Naturselbstdruck in Farben.) — Der steier'sche Hirtenknabe, von Kanstl. (Kreidezeichnung.) — Sebastopol und Adrianopel. (Lithografie.)

Nr. 3. I. Jahrgang. Wien 1854.

Eigenthumsstreit bei neuen Erfindungen, insbesondere bei dem in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei zu Wien entdeckten Naturselbstdrucke,

von

Alois Auer,

wirklichem Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien.

Wenn irgendwo eine Erfindung gemacht wird, so muß man vor Allem darauf gefaßt sein, daß nach einiger Zeit Gerüchte auftauchen: es sei dieselbe schon vor so vielen Jahren oder gleichzeitig an einem andern Orte geschehen.

Noch heute macht man uns zweifeln, ob Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden, und ob man die Entdeckung derselben nicht etwa den Chinesen zuschreiben müsse.

Fast Niemandem ist der Streit über die Entdeckung von Amerika unbekannt geblieben.

Ebenso geht es der heute Alles bewegenden Dampfkraft.

Freilich müssen wir fragen: War sie nicht Jedermann bekannt, der nur einen Topf mit Wasser gefüllt, einen Deckel darauf gelegt, dem Feuer zu nähern brauchte, um im siedenden Zustande dieselbe wahrzunehmen?

Wenn man sich die Einfahrt in ein Bergwerk und den Transport der Materialien in und aus demselben vorstellt, was seit undenklicher Zeit geschieht, so gewahren wir hierin die längst erfundene Eisenbahn.

Daguerre machte im Jahre 1839 in Paris die ersten Experimente seiner neuentdeckten Licht- und Sonnenbilder auf Metall, und Jakobi lieferte einige Zeit vorher wunderbare Proben des galvanischen Stromes.

Wie unbillig wäre es, dem Daguerre zu erwiedern, daß seine Erfindung nahe gelegen, da man beim Anblicke eines Spiegels stets das eigene Portrait gesehen und er nichts weiter zu thun gehabt habe, als das Spiegelbild zu fixiren.

Nicht minder undankbar scheint uns die oft gehörte Bemerkung: Jakobi hatte, da die Volta'sche Säule längst bekannt war, weiter nichts als die fernere Anwendung derselben aufzufinden, ja Manche wollten sogar die Sache als schon längst bekannt darstellen.

Wie es den hier angeführten Entdeckungen ergangen, so verhält es sich auch mit unserem neuangewendeten Naturselbstdrucke. Man druckte zwar auch bisher schon auf verschiedene Stoffe, als: Papier, Leinwand, Seide; selbst auf Metall dehnte sich der Druck aus. Wem ist nicht die Erzeugung von geprägten Buchstaben, Platten ꝛc. bekannt? Wie lange kennt man schon die Leistungen der Transferpresse! — Es dürfte also gar nicht schwer sein, auch unserer Entdeckung bezüglich der Priorität einige Einwendungen, für den Laien berechnet, entgegenzustellen. Wie entfernt und verschieden aber zeigt sich die Sache, wenn man näher zu untersuchen vermag.

Wie ganz anders stellen sich die Fragen:

Hat man schon vor Gutenberg in Europa ein mit beweglichen Typen gedrucktes Buch gesehen? — und konnte Gutenberg im Jahre 1440 von den Chinesen den Buchdruck entlehnen?

Hat man Amerika und die in der Folge entdeckten Gebiete schon vor Columbus gekannt?

Konnte man mit Dampf Alles in Bewegung setzen, was man heut zu Tage damit in Betrieb erhält?

Iſt man neben der gewöhnlichen Straße auf Eiſenſchienen mit Dampfkraft ſo blitzſchnell dahin geflogen, wie man dieß jetzt kann?

Hat man vor Daguerre ſchon fixirte Lichtbilder und vor Jacobi Erzeugniſſe von galvaniſchem Kupfer im gewöhnlichen Verkehr geſehen?

Wenn man nun alle dieſe Fragen mit »Nein« beantworten muß, ſo kommen wir auf die weitere Frage: Hat man vor unſeren Naturſelbſtabdrücken von foſſilen Fiſchen, geätzten Achaten, Pflanzen mit und ohne Blüten, Inſecten, von gewebten Stoffen, Spitzen, von Holzdurchſchnitten ꝛc., ſchon gedruckte Auflagen in Tauſenden von Exemplaren geſehen, wie wir dieſelben in unſeren kürzlich erſchienenen Abhandlungen:

1. der Naturſelbſtdruck,
2. der poligrafiſche Apparat oder die dreißig verſchiedenen Druckkünſte der Wiener Hof- und Staatsdruckerei,
3. die Kryptogamen aus dem Arpaſchthale von Henfler,
4. der Krippenkalender 1853 und 1854

zur öffentlichen Anſchauung gebracht?

Wer hat je Druckformen geliefert, die unmittelbar von dem Originale des Natur- oder Kunſt-Productes herſtammen, und dieſe ſo hergeſtellt, daß man davon auf der Buch- oder Kupferdruckpreſſe Millionen von Exemplaren zu erzeugen im Stande war, ohne dazu irgend eines Zeichners, Graveurs oder Nachhelfers bedurft zu haben?

Wir erkennen nicht, und es iſt in dem gedruckten Hefte über unſere Entdeckung des Naturſelbſtdruckes (Wien 1853) deutlich angegeben, daß längſt ſchon Verſuche gemacht wurden, Copien von Originalien auf eine ſehr mühſame Art durch Licht- oder Lampenruß ꝛc. herzuſtellen, allein, hat man je Abzüge auf der Preſſe in unbeſchränkter Anzahl hervorgebracht?

Obwohl man auch darauf mit »Nein« antworten muß, ſo iſt uns doch von einer Seite her die Priorität unſerer Erfindung ſtreitig gemacht, und die Beanſpruchung des Prioritätsrechtes für Kopenhagen verſucht worden. Wie aber wurde dieß veranlaßt?

Ich ſchickte, wie an viele meiner Freunde, auch an Profeſſor Mehren in Kopenhagen ein Exemplar der Abhandlung dieſer neuen Druckmethode, ohne ein Exemplar unſerer Naturabdrücke, in einem Foliobande beſtehend, beizuſchließen, da dieſe nur für gelehrte Geſellſchaften hauptſächlich beſtimmt ſind.

Nach einiger Zeit ſtand zu meiner Ueberraſchung in der kölniſchen, preußiſchen und leipziger Zeitung ꝛc. eine Notiz, daß der in Wien angeblich erfundene Naturſelbſtdruck ſchon vor zwanzig Jahren in Kopenhagen von einem Goldſchmied entdeckt worden ſei*).

Nach ein paar Wochen erhielt ich vom genannten Dr. Mehren folgendes Schreiben:

Euer Wohlgeboren!

In Bezug auf die beiden mir von Euer Wohlgeboren mitgetheilten Broſchüren erlaube ich mir noch ein paar Worte hinzuzufügen. Damit die ſo erfreuliche Erfindung auch hier vielleicht benutzt werden möchte, erlaubte ich mir durch ein Referat in unſerem Hauptblatte, der Berling'ſchen Zeitung, darauf aufmerkſam zu machen, das 4 Tage nachher einen vom Prof. Thiele an der hieſigen Kunſtakademie veranlaßten Aufſatz hervorrief. Die Erfindung, flache Gegenſtände ohne Zeichnung zu vervielfältigen, iſt danach auf eine ſehr ähnliche Weiſe hier vor 20 Jahren gemacht; da der Erfinder aber, ein Goldſchmied, kurz nachher ſtarb, wurde ſeine Erfindung, die jetzt handſchriftlich in den Archiven der Akademie niedergelegt iſt, vergeſſen und hat geruht, bis ſie durch dieſe Veranlaſſung wieder an den Tag gekommen iſt. Die Euer Wohlgeboren zukommende Ehre der Erfindung wird ſelbſtverſtändlich, weil die hieſige immer verborgen und unbenutzt geblieben iſt, hierdurch nicht im Geringſten verkümmert, und ich hoffe nur, daß die Vergleichung der beiden Verfahrungsweiſen Ihnen willkommen ſein möge. Ich habe mir darum die Freiheit genommen, die beiden Nummern der Zeitung, die vom 20. Mai wo mein Referat, und 1. Juni, wo die Antwort des Profeſſors Thiele ſich befindet, hierbei anzuſchließen, in der Vorausſetzung, daß die in der Wiener Staatsdruckerei angeſtellten Damen Euer Wohlgeboren den Inhalt in Ueberſetzung mittheilen können.

Kopenhagen.

Dr. Mehren.

*) Kopenhagen, den 4. Juni 1853. (Selbſtdruck als Nachdruck.) »Der Director der königl. Kupferſtichſammlung zu Kopenhagen, Prof. Thiele, hat bekannt gemacht, daß die von dem Herrn Director der k. k. Hof- und Staatsdruckerei zu Wien in der k. k. Akademie vorgelegte Erfindung »Naturſelbſtdruck« bereits vor 20 Jahren in Kopenhagen von dem daneſchen Goldſchmied und Graveur Peter Kohl gemacht worden ſei, und daß eine vollſtändige Erklärung der Verfahrungsweiſe, von 46 Abbildungen begleitet, in der königl. Kupferſtichſammlung ausliege. Außerdem hat Prof. Thiele eine kurze Anweiſung der Verfahrungsweiſe nach dem Manuſcripte des mit Tode abgegangenen Erfinders in der Berling'ſchen Zeitung zu Kopenhagen veröffentlicht.« (!)

Aus dieſem Briefe gehen mehr Beweiſe hervor, als wir brauchen, die zu Gunſten unſerer Priorität nicht deutlicher ſprechen könnten.

Wenn erſt bei Gelegenheit der Bekanntmachung unſerer Entdeckung durch ein Referat in der Kopenhagener Berling'ſchen Zeitung die Bewohner von Kopenhagen ſelbſt aufmerkſam gemacht werden mußten, daß in den Archiven der dortigen Akademie eine däniſch-handſchriftlich aufbewahrte Erfindung exiſtire, wornach man ſchon vor 20 Jahren flache Gegenſtände ohne Zeichnung hätte vervielfältigen können, wie ſollte man der übrigen Welt zumuthen, daß ſie Kenntniß von dem habe, was dort höchſtens dem Bibliothekar bekannt ſein konnte.

Noch weniger aber kann man die Priorität einer Erfindung prätendiren, wenn deren Leiſtungen zu keiner öffentlichen Anſchauung gelangt ſind, und daher keine Beurtheilung zulaſſen.

Unſere gleichſam von der Natur abgedruckten Blätter gelangten bereits in aller Welt Hände, und ſcheuen keine Beurtheilung bezüglich ihrer Aehnlichkeit mit dem Natur- oder Kunſt-Originale ſelbſt. Wer hat aber derlei Abdrücke von Kopenhagen geſehen? Wenn es ſich mit der Erfindung von Kohl ſo verhielte, wie Prof. Thiele behauptet, müßte nicht Jedermann die Frage nahe liegen: Warum hat man nicht ſeit 20 Jahren oder doch nach dem Tode des Goldſchmiedes Kohl deſſen erzeugte Copien vervielfältiget und publicirt? Legte man entweder auf deſſen Entdeckung ſo wenig Werth, oder waren ſeine Druckplatten nicht druckfähig? und fand ſich denn gar Niemand in Kopenhagen, der Kohl's Entdeckung hätte publiciren, vervollkommnen und praktiſch anwendbar machen können? Wäre die Welt im Intereſſe der Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie nicht vollen Rechtes berufen, den Kopenhagenern einen Vorwurf zu machen, daß man handſchriftlich eine Erfindung in den Archiven verſchließe und den Menſchen entziehe, die ſeit ſo langer Zeit ſchon ſo viel Nutzliches hätte ſchaffen können? und uns dann die Mühe des Nachdenkens, ſowie die vielen Verſuche erſpart haben würde.

Noch auffallender iſt es, daß Prof. Mehren von Kopenhagen ſelbſt und der in der Wiener Staatsdruckerei beſchäftigte Chemitypiſt Pul, gebürtig von Kopenhagen, von Kohl's Erfindung nie das Mindeſte gehört.

Ich war nie in Kopenhagen, auch wurde mir kein Muſter eingeſchickt; ich konnte daher Kohl's Erzeugniſſe in dieſem Gebiete nicht kennen lernen, und habe ſomit kein Urtheil der Selbſtanſchauung. Aber ſo viel darf ich behaupten, daß weder Kohl noch ſonſt Jemand vor der Erfindung des galvaniſchen Guſſes, ſowie vor der Auffindung der Guttapercha und des Verfahrens, dieſelbe bis zur Flüſſigkeit des Waſſers aufzulöſen, die Entdeckung des Naturſelbſtdruckes in ſeiner gegenwärtigen Vollendung hätte mit Erfolg machen können, da der Eindruck in Blei ohne galvaniſche Vervielfältigung nur wenige Abdrücke gibt, der Eindruck in härteres Metall, wie Zinn, Eiſen und Kupfer, das Kohl verwendet hatte, nur eine mangelhafte ſtumpfe Abbildung zu liefern im Stande iſt, bei ſehr ſtarker Einprägung des Originals aber dasſelbe ſogar zerſtört.

Wie hätte Kohl, der nur flache Gegenſtände einprägen konnte, nach ſeiner Methode Druckformen von Verſteinerungen und tauſend anderen zerbrechlichen Dingen hergeſtellt, die nicht den leiſeſten Druck, geſchweige erſt die Einprägung in hartes Metall vertragen?

Prof. Thiele in Kopenhagen, der uns durch ſeine Veröffentlichung auf dieſes bisher der Welt verborgene Manuſcript Kohl's zuerſt aufmerkſam gemacht, hätte, bevor er die Priorität für Kopenhagen in Anſpruch genommen, und dieß zum Gegenſtande öffentlicher Verhandlung gemacht, vorerſt unterſuchen ſollen: »Was hat Kohl verſucht, und wir weit hat er ſeine Verſuche bezüglich der praktiſchen Anwendung geführt? und hätte der Eindruck in harte Platten für alle Gegenſtände genügt?« Dann wären ihm natürlicher Weiſe unſere Muſterblätter zur Vergleichung nothwendig geworden, woraus er geſehen, daß wir uns nicht bloß auf flache Originalien beſchränken, die einen Eindruck in hartes Metall geſtatten, ſondern daß gar kein Gegenſtand exiſtire, von dem wir nicht die Druckform unmittelbar, auch ohne Eindruck herſtellen; ich fühle mich daher überzeugt, daß er nach Anſicht unſerer Producte in ihrer Vollendung und aus allen erdenklichen Fächern, ob flach, tief oder hoch, uns gern zuerkennen wird, daß unſere Erfindung mit Kohl's Verſuchen nicht verglichen werden könne.

Mehr als Alles aber erklären ſich die von Kohl ſelbſt eingeſtandenen Mängel ſeines Verfahrens in den Schlußworten: »Ich hoffe bei günſtigerer Gelegenheit, mehrerer Erfahrung und Gewandtheit, es zu einer größeren Vollkommenheit in dieſer Kunſt zu bringen«, und dieſe verrathen deutlich bei deſſen Wahrheitsliebe den Standpunct ſeiner Erzeugniſſe.

Digitized by Google

Wenn wir auch den Versuchen Kyhl's, der jedenfalls eine ziemlich deutliche Ahnung und klare Ansicht von der Möglichkeit hatte, durch die Originalien selbst Copien auf solche Art zu gewinnen, nicht im Mindesten nahe zu treten beabsichtigen, um so weniger als er selbst nicht mehr am Leben, somit seine Ansichten nicht zu vertreten im Stande ist, und ihm gern das Verdienst zuerkennen möchten, daß er das Gleiche versucht, was wir nach vielem Nachdenken auf so umfassende Weise auf anderem Wege erreicht haben, so müssen wir nicht nur sein Einprägen in härteres Metall, als Kupfer, Zinn oder Eisen, wie schon oben gesagt wurde, gänzlich verwerfen, sondern demselben auch den Erfolg fast für alle Zukunft absprechen. Jedermann, der den Härtegrad dieser Metalle kennt, weiß, welche Kraft dazu erfordert wird, größere Gegenstände, d. h. solche von bedeutender Ausdehnung und Fläche einzudrucken; daß dabei die feinsten Fasern eines wollartigen Stoffes oder die Details einer Pflanze oder Blume, die nur mit der Lupe wahrnehmbar erscheinen, verloren gehen oder minder kräftig hervortreten, muß jedem Laien, noch mehr aber dem Sachverständigen klar sein.

Einen weicheren Stoff zum Eindrucke zu wählen, ward aus dem Grunde nicht rathsam, weil davon keine genügende Anzahl Abdrücke, noch weniger aber vermehrte Druckplatten gewonnen werden konnten, und darin gerade liegt ja das Hauptmoment unserer Erfindung, ihre praktische Anwendung, ihre Gemeinnützigkeit. Was nützt es dem großen Publikum, oder den zahllosen Theilnehmern der Wissenschaft, wenn man da oder dort Copien von Originalien erzeugt, die entweder, von der harten Druckplatte abgenommen, stumpf erscheinen, oder von einer weichen Druckform keine oder nur eine sehr geringe Vervielfältigung möglich machen? Ein solcher Vorgang kann als ein interessanter Versuch, als ein schönes Experiment gelten, aber den Namen einer Erfindung oder Entdeckung im wahren Sinne des Wortes verdient derselbe doch nicht, unter welcher Benennung wir vielmehr eine solche praktische Vervielfältigung von Gegenständen verstehen möchten, die nicht nur zu aller Welt Anschauung gelangen, sondern auch zu so billigem Preise zugänglich sind, daß jeder minder Bemittelte sich daran betheiligen, und selbst der Fachkenner keine höhere Vollendung des Productes mehr ansprechen könne.

Daß die Idee, Originalien von Copien zu gewinnen, keine neue, sondern eine uralte ist, haben wir schon oben gesagt; und es geht aus einem Aufsatze im Leipziger polytechnischen Centralblatt Jahrg. 1852, Lief. 11 hervor, daß man auch anderswo gleichzeitig mit uns Versuche gemacht, Originalien in Guttapercha einzudrucken, statt aber den galvanischen Strom zu benützen, durch Sand- und Messingguß Druckformen herstellen wollte, welche natürlich bezüglich der Feinheit fast Alles zu wünschen übrig lassen mußten.

Aber nicht nur auf die Herstellung einer makellosen Druckform (welche wir bei solchen Originalien, die einen Druck aushalten, mittelst Eindruck in Bleifolien, bei zerbrechlichen Gegenständen, laut unserer veröffentlichten Beschreibung durch Ueberzug aufgelöster Guttapercha oder durch directen galvanischen Niederschlag hervorbringen) kömmt es an, sondern auf die nachfolgende Galvanisirung der zu vervielfältigenden Platten und ganz vorzüglich auf die bei uns entdeckte Behandlung des Druckverfahrens, die Abdrücke, sowohl einfarbig als vielfarbig, mit jener unmerkbaren Farben-Verschmelzung zu erzeugen, daß der Botaniker oder Mineraloge ꝛc. mit der Lupe keinen Unterschied zwischen dem Originale und der gedruckten Copie wahrzunehmen vermag, wie dieß bei unseren Erzeugnissen mit namenloser Mühe und Ausdauer angestrebt worden ist.

Resultate, wie die hier erwähnten, glaube ich, waren nur einer Anstalt erreichbar, wie es die meiner Leitung anvertraute k. k. Hof- und Staatsdruckerei ist, wo mit unerschöpflichen technischen und personellen Hilfsmitteln ein so freundliches Zusammenwirken sich verbindet.

Daß wir bei dieser Erfindung, ungeachtet der bedrutenden Anbote um die Ablösung, keine egoistische Absicht gehegt, beweist die von uns selbst beantragte und von Sr. k. k. Apost. Majestät so gnädig gewährte Aufhebung unseres ausschließl. kais. österr. Privilegiums, das wir uns nur, um die Priorität der Erfindung zu schützen, verschafft haben.

Und nun überlassen wir der Welt das Urtheil, ob Wien oder Kopenhagen die Ehre der Entdeckung des Naturselbstdruckes anzusprechen berechtiget ist.

Im Juli 1853.

Gruß aus der Heimat.

Dem berühmten Steiermärker

Joseph Freiherrn von Hammer-Purgstall

zu seinem 81. Geburtstage gewidmet.

Nimm, Jüngling-Greis, aus Deinem Vaterlande,
Aus treuen Bergen teenen Sängergruß,
Wo einst in Graz [1] die Grazie Dir zum Pfande
Der Geistesfrische gab den Weihekuß.

Gleichwie Chidher [2] vor sich, der ewig junge,
Jahrhunderte vorüberrauschen sah,
So rauschten Dir Jahrzehnde hin im Schwunge,
Und noch, Dir gleich, am neunten stehst Du da.

Das macht der Lichtstrahl aus dem Oriente [3],
Der in der Frühlingsblüte Kelch Dir fiel;
Das macht, weil, treu dem einen Elemente,
Du grad vom Port aus steuertest an's Ziel.

Das macht, weil, Du in nimmermüdem Schaffen
Gazellenhast mit Bienenfleiß vereint;
Das macht, weil Du im Kampf mit geist'gen Waffen
Stets Deinen Muth nur maßest, nie den Feind.

Das macht die Lust, vom Honigseim zu kosten,
Ob ihn Hafis [4], ob Anvarin [5] Dir lieh;
Das macht — was frag' ich lang? — der Strahl von Osten,
Der Alles Dir verklärt zur Poesie!

Umsonst nicht trieb Dich ostwärts Dein Verlangen,
Schnellt ostwärts doch der Ister seinen Pfeil;
Wär' Oestreichs Zug nach Osten früh gegangen,
Des Ostens Reichthum wäre längst sein Theil.

Weil's nicht um Frachtgut, Schiff und Karawanen
In's Land entsendet, das voll Wunder prangt,
Hast Du geöffnet ihm des Geistes Bahnen,
Du hast der Sphinx den Schlüssel abverlangt.

Nun überschaue stolz in späten Tagen
Der ämsgen Arbeit reichlichen Ertrag!
»Die Ernte hast zur Scheune Du getragen« [6],
Die Nachlese aber hältst Du Tag für Tag!

Halt' sie noch lange, »trag' und schlag's« [7] in Freuden
Mit ungeschwächtem Geist und sich'rer Hand!
Laß lang uns noch Dich um ein Glück beneiden,
Das Gott nur Auserwählten leiht als Pfand.

Und kehr' bei Deinen Lilien am Bache [8],
Selbst Lilie von zehn Zungen [9], spät erst ein,
Wo, Dir benachbart, unterm Weidendache
Die Bülbül Oestreichs [10] klagt im Mondenschein.

Leb' lang im Leben noch! Denn ob versunken
Dein Staub dereinst, die Seel' entschwebt zum Licht« [11],
Du wirst doch leben Deines »Geistes Funken,
Der ew'ge, kennt ein Untergehen nicht!« [12]

Graz im Brachmonat 1854. J. G. Seidl.

---

1) Joh. Freiherr v. Hammer-Purgstall ist geboren in der Hauptstadt der Steiermark (nach ihm Graz, nicht Gratz) 9. Juni 1774.

2) Chidher (Chydhr, der ewig Grüne). S. Hammer, Rosenol. 1. Bandchen. S. 11-, f.

3) „Fx Oriente lux" „der Wahlspruch des Oriental Translation Found, in dessen Sammlung von Hammer eine englische Uebersetzung der turkischen Reisebeschreibung des Kelliyá Efendi (London 1834) erschien.

4) Diwan von Mohammed Schemseddin Hafis. Aus dem Persischen zum ersten Mal ganz übersetzt. Stuttgart u. Tübingen 1812—13. 2 Bde. 8.

5) Gemahnungen des Kaisers Marcus Antoninus an sich, 12 Bücher. Griechisch und persisch. Wien, Strauß. 1821. 8.

6) Vers aus Mosliheddin Sadi's Bostan (Lustgarten).

7) »Trag und schlag's« die Devise auf H.'s Siegelring.

8) Anspielung auf die Blumenkruge voll Lilien des Thales, welche auf dem Grabmale eingehauen sind, das H. auf dem Friedhofe zu Weidling am Bach nahst Wien von dem Bildhauer Kiesling in orientalischem Style schon vorlängst sich hat verfertigen lassen.

9) Mit dieser Bezeichnung wird H. in dem Kundmachungs-Diplome des ihm vom Zeth Ali Schah von Persien am 1. December 1812 verliehenen Sonnen-Löwen-Ordens angeredet. S. Jahrbücher der Literatur XV. Bd. 1821 Anz. Bl. S. 43. f. — das Prädicat, zehnzüngige Lilie, ist ein in Persien üblicher bildlicher Ausdruck für die Kunde mehrerer Sprachen.

10) Anspielung auf N. Lenau, den Sänger der Melancholie, Oesterreichs Nachtigal (vers. Bulbul), dessen einfaches Denkmal zu Weidling am Bach neben H.'s Grabmale steht.

11) H.'s eigene Worte in seinem Gedichte: »Als ich die Donau drüber und drunter schwamm.« Am 11. Sept. 1832. S. Wien. Zeitschrift f. Kunst, Lit., Theat. u. Mode. 1834. 3 Quart S. 918. 919.

12) Die beiden Verse: »Denn des Geistes ewiger Funken
Kennet Untergang nicht.«
enthalten hier eine zweifache Anspielung, nämlich auf die Kunstkraft des damals sechzigjährigen Schwimmers und auf die Devise des demselben eben damals zugekommenen Polarsterns-Ordens, lautend: „Neuvit occasum" (Er kennt kein Untergehen!).

Digitized by Google

Der Königin Ehre.

Geſchichtliche Novelle.

(Neu bearbeitet vom Redacteur.)

I.

In einem Gemache des Königsſchloſſes zu Neapel befanden ſich an einem Sommermorgen des Jahres 1345 zwei Männer bei einander, Beide ziemlich ungleich an Jahren und Weſen. Der ältere war ein ſchöner Mann von etwa vierzig Jahren, in der feierlichen ſchwarzen Kleidung eines Staatsmannes oder Gelehrten. Das kraftvolle, etwas breite, aber edel geformte Antlitz war nicht ohne einen Anflug feiner Sinnlichkeit, dem der überaus ſchwärmeriſche und ſeelenvolle Blick ſeines Auges einigermaßen widerſprach. Der jüngere zählte kaum zwanzig Jahre. Seine Bewegungen waren raſch und ungeſtüm, obwohl nicht ohne vornehmen Anſtand; ſein ſchwarzes Auge war feurig und drohend, und doch ſenkte ſich oft der Flor eines ſanften und ſchwermüthigen Zuges über daſſelbe. Seine Tracht war etwas gemiſchter Art; die einfache Pracht ſeines italieniſchen Coſtümes erhielt durch das reiche, blühende ungariſche Schnürwerk, mit welchem es ausgeſchmückt war, einen eigenthümlichen Anſtrich.

Und wollen Eure Majeſtät mich wirklich mit ſo trübem Beſcheide von dannen ziehen laſſen? fragte der Aeltere, indem er ſich zögernd zum Fortgehen anſchickte. Soll ich dem heiligen Vater, der mich hieher geſendet, keine freundigere Kunde bringen?

Wenigſtens nicht von mir, entgegnete der junge König düſter und verbittert. Aber Sie werden demnach nicht in Verlegenheit gerathen, Freudiges von hier zu berichten. Blicken Sie um ſich, Meſſere Petrarca. Rings umher Idyll, Glanz und endloſe Feſtlichkeiten, und all' dieſes rauſchende, lichterfüllte Leben gruppirt ſich um meine Gemahlin, es geht von ihr aus, und kehrt in ſie zurück, gleichwie der Karfunkel das Licht einſaugt, um es dann wieder auszuſtrahlen. Was kümmere es, daß inmitten dieſes allgemeinen freudigen Schimmers nur eben ich als ein ſchwarzer trauriger Punct ſtehe, der ſich vielleicht bald in einen Blutfleckern verwandeln muß. Gehen Sie, Meſſere, berichten Sie zu Avignon, Sie hätten hier Alles in der Fülle des Wohlſeins gefunden, hätten den Hof von Neapel in Frohſinn und ſeligem Taumel ſchwimmen ſehen, und erzählen Sie nebenbei, der König Andreas ſei auch hier, — — er leide.

Dieſe letzten Worte ſprach der König dumpf und ächzend, wie von einer mühſam verhaltenen innern Qual übermannt.

Ja, Sie leiden, Sire, ſagte Petrarca erſchurrert, indem er unwillkürlich die Hand des Fürſten ergriff und an ſeine Lippen drückte. Sie leiden doppelt, weil Sie Ihren Schmerz verſchließen. O ſprechen Sie, was faltert dieſes edle Herz ſo namenlos?

Der König warf einen mißtrauiſchen Blick auf Petrarca; aber deſſen offenes, theilnehmendes Auge entwaffnete ſeinen Argwohn, und ſeine gemarterte Seele ſeufzte nach Mittheilung. Kennen Sie, ſprach er, indem er unheimlich zu Boden ſtarrte, die beiden Spitzen, in welche die Höllenflamme ſich theilt? Sie heißen Eiferſucht und unbefriedigte Rache. Wehe dem Herzen, in welches der Doppelzahn dieſer glühenden Zange ſich einwühlt; ach, und in meinem Herzen nagt ſie ſchon ſeit langer Zeit!

Sein überſtrömendes Zorn- und Wehegefühl zwang ihn, ſich zu unterbrechen. Er war ſo erregt, daß Petrarca nicht wagte, während der eingetretenen Pauſe ſich des Wortes zu bemächtigen.

Ich bin hier auf das Unwürdigſte behandelt, fuhr Andreas nach einer Weile etwas gefaßter fort. Daß man mir einſtreiten will, ich, der Sprößling des älteren Anjou'ſchen Zweiges, ſei erſt durch meine Vermählung mit Johanna, nicht durch das vom erlauchten Karl Martell auf meinen Vater und von dieſem auf mich fortgepflanzte Recht der Erſtgeburt, Neapels Gebieter, darüber könnte ich mich tröſten. Wie heiß, wie unſäglich ich Johanna liebte, hätte ich dieſe Krone weit eher ihrer Liebe, als meinem guten Rechte verdanken mögen; ja, das Ziel dieſes ſchönen Thrones wurde mir erſt durch die Vorſtellung theuer, ihn mit Johanna theilen zu können. Wo wurde jemals eine größere Hingebung gefunden? Von einer Herrſchaft, die durch Geburtsrecht ganz mein war, begehrte ich nur die Hälfte, und dieſe Hälfte nur als ein Geſchenk von ihr, die ich anbetete! Und welcher Lohn ward mir für meine Großmuth, für meine Aufopferung, die mich, mit Hintanſetzung meiner höchſten Vortheile, König Roberts Teſtament ſtillſchweigend anerkennen ließ, jenes Teſtament, das widerrechtlich ſeiner Enkelin Johanna Alles gab, mir Alles entzog? Herzlos ſieht Johanna zu, wie eine Rotte ehrſüchtiger, ränkevoller Menſchen, die bei unſerem ehelichen Unfrieden ihre Rechnung finden, ſich zwiſchen ſie und mich drängen; ſie ſelbſt unterſtützt die Wühlereien dieſer Elenden, die nur darauf abzwecken, mir ſogar den Schatten der Herrſchaft zu entwinden, ſtatt der mir gebührenden Krone Neapels mich mit dem abenteuerlichen Königstitel von Sicilien und Jeruſalem abzuſpeiſen. Johanna läßt es geſchehen, mehr noch, ſie ſelbſt lenkt die Dinge auf dieſen Punct hin, weil meine Entiedergung im Kreiſe ihrer Berechnungen liegt. Mich abhängig, entwürdigt, an Willen und Einfluß gefeſſelt neben ſich zu ſehen, das iſt ihr einziges Sinnen und Trachten, und — wehe ihr und mir — ich weiß auch warum!

Und ſollte mein König denn doch nicht das Meiſte in zu ſchwarzem Lichte ſehen? ſagte Petrarca begütigend. Sollte es Euer Majeſtät ſo leicht werden, das Warum zu erweiſen, das Sie zu kennen glauben? Ich finde die Angelegenheiten bei weitem nicht ſo hoffnungslos und verzweifelt.

Meſſere Petrarca, erwiederte Andreas, den in ſeiner Anfeegung auch der beſcheidenſte Einwurf zur Bitterkeit reizte, kühl und trocken, Sie machen ſehr gute Gedichte, die mir ſelbſt gefallen haben. Aber mit all' Ihrer Kunſt ſingen Sie kein Jota von dem hinweg, was im Leben unheilvoll und quälend iſt, und die Verhältniſſe, die über uns hereinbrechen, ſind keine Reime, die Sie nach Belieben verſetzen können.

Die Unterhaltung, welche einen etwas peinlichen Charakter anzunehmen drohte, wurde durch das Nahen der Königin unterbrochen. Ein Diener öffnete von außen die Thür, und die Königin Johanna trat in das Gemach. Ihr raſcher leichter Gang, ihre heiteren Mienen ſchienen mit dem Gott der Freude einen ewigen Bund geſchloſſen zu haben, das Bewußtſein der Jugend und Schönheit verbreitete eine freundliche Würde über ihre Erſcheinung; nicht nur das Scepter Neapels, auch das Scepter der Grazien lag in dieſer weißen kleinen Hand, und Hoheit und Anmuth waren hier ſo eng verbunden, daß man Juno's Krone und Cytherens Gürtel in einander verſchlungen zu ſehen glaubte.

Petrarca, an deſſen Empfindung weiblicher Reiz nie ohne lebhafte Anregung vorüberging, erröthete. Er beugte ſich ehrfurchtsvoll, und dieſe Ehrfurcht galt nicht bloß der Königin, ſondern auch dem Genius der Schönheit, der mit ihr kam.

Der König Andreas blickte finſter, als ſeine Gemalin erſchien. Aber es wollte ihm nicht gelingen, dieſen finſtern Blick, den er der lieblichen Verſuchung wie einen Schild entgegenſtreckte, feſtzuhalten, der Glanz der Freude, welchen Johanna's Weſen ausſtrömte, ſchien, gleich einem Sonnenſtrahle, Alles, was er auf ſeinem Wege fand, in ſein Licht zu kleiden und keine düſtere Stelle in ſeinem Umkreiſe zu dulden. Unwillkürlich klärte ſich auch des Königs Blick mehr und mehr auf, als Johanna's frohes Auge ihn traf, und an ſeinen unruhigen Bewegungen konnte man wahrnehmen, wie ſein innerer Trotz ſich gegen den Zauber ſträubte, deſſen unwiderſtehlicher Macht auch er ſich nicht völlig zu entziehen vermochte.

Ich ſtöre, ſagte Johanna mit einem freundlichen Gruß gegen Andreas und einem huldvollen Neigen des Hauptes gegen Petrarca. Aber mein Gemal iſt etwas vergeßlich in Dingen, die der Ergötzung angehören, ich bin daher gekommen, ihn an das Turnier zu erinnern, welches heute abgehalten werden ſoll, und bei dem er hoffentlich nicht fehlen wird.

Ich werde nicht auf mich warten laſſen, erwiederte der König ziemlich ruhig, und bin geſonnen, ſelbſt eine Lanze zu brechen. Sie dürfen auf mich rechnen.

Ich danke Ihnen, mein Gemal, ſagte die Königin freundlich. Sie werden mir geſtatten, Ihre Dame zu ſein; ich werde dadurch in den Fall kommen, daß heute der tapferſte Ritter meine Farben trägt.

Bei dieſen verbindlichen Worten reichte ſie dem Könige ihre ſchöne Hand hin. Dieſer machte eine zuckende Bewegung, aber er ergriff die dargebotene Hand nicht.

Nun, dieſer Anfang war nicht ritterlich, ſprach die Königin verletzt und ihre Hand zurückziehend.

Petrarca, welcher eine unangenehme Wendung fürchtete, glaubte ſich nicht berufen, Zeuge derſelben zu ſein. Er wollte ſich mit einer Verbeugung entfernen, aber der König rief ihm gebieteriſch zu: Bleiben Sie, Meſſere! Und als Petrarca dann einen fragenden Blick auf die Königin warf, ſagte dieſe leiſe: Mein Gemal will es, daß Sie bleiben.

Es ſtreifte bei dieſen Worten einige Bitterkeit über das heitere und blühende Geſicht der jungen Königin, und mit einem gewiſſen Verdruß ſchien ſie ſich darauf gefaßt zu machen, Vorwürfe und unangenehme Worte anhören zu müſſen.

Sie nennen es unritterlich, daß ich die Hand, die Sie mir bieten, nicht ergreife, ſagte Andreas, zu ſeiner Gemalin gewendet, ernſthaft. Nennen Sie mich lieber vorſichtig, weil ich einer Waffe, der ich keine ähnliche

Digitized by Google

entgegenzuſetzen habe, mit einigem Mißtrauen mich nähere. Die Mythe erzählt uns von einer Medusa, die durch ſchlimmen Zauber, vielleicht war es nur der Zauber der Schönheit — jedes Auge, das ſich zu ihr erhob, mit Verſteinerung beſtrafte. Vielleicht hatten die alten Dichter, als ſie das ſchaurige Mährchen erſannen eine Ahnung von Ihnen; Sie ſind, im lieblichſten, aber auch im gefährlichſten Sinne eine falſche Medusa; Sie treiben Ihren Zauber auf die verwegenſte Spitze. Erſt zwingen Sie mich, Sie zu haſſen — und wahrhaftig, ſetzte er haſtig hinzu, ich haſſe Sie vom ganzen Herzen, genau ſo ſehr wie ich Sie einſt anbetete — und dann treten Sie mir entgegen mit dem ganzen Rüſtzeuge der Huld und Schönheit, und entwaffnen mich, noch ehe ich zum Kampfe komme. Dieſe Hand wurde am Altare Gottes in die meinige gelegt, und ich erfaßte in ihr mit meiner Seligkeit auch alle Verdammniß des Lebens; ſeitdem bebe ich, die ſchöne, tödtliche Hand nach einmal zu berühren. Aus Ihrem kalten Herzen gießen Sie in das meinige eine Glut, die mich verzehrt und vernichtet; ſehnſüchtig möchte ich mich vor dieſer Gefahr in Ihre Seele flüchten und finde da andere Bilder, als das meinige, Bilder, die mich erſchrecken, die mich verhöhnen. Wie grauſam ſind Sie, Johanna! in einem Nu vermöchten Sie all' den Haß und Trotz, der mich gegen Sie beſeelt, in eine Fülle der Liebe zu verwandeln, aus meiner Qual ein Entzücken zu ſchaffen! O wie thöricht bin ich, daß ich Ihnen noch Zärtlichkeit zeige, wo Sie nur Haß verdienen!

Johanna, welche dieſe Wendung weit minder unangenehm fand, als ſie gefürchtet hatte, erheiterte ſich ſchnell wieder. Es iſt herkömmlich, daß Ritter ihre Damen grauſam nennen, ſagte ſie lächelnd, ich muß es alſo ebenfalls dulden. Petrarca, der Sänger der Liebe, wird durch uns lernen, daß ausnahmsweiſe auch zwiſchen Eheleuten noch verliebte Klagen gehört werden. Er ſoll aber auch einen Beweis der Galanterie meines Gemals erhalten, an welchen ich eine Bitte auf dem Herzen habe.

Sprechen Sie, Johanna, verſetzte Andreas mit gerunzelter Stirn, denn es erbitterte ihn, daß Johanna's heiterer Sinn die Vorwürfe, die er im tiefſten Ernſte gemeint hatte, in einen bloßen Scherz verwandelte, und ihnen dadurch die Wirkung raubte, auf welche er vielleicht gerechnet hatte.

Sie müſſen mir aber erlauben, mich in dieſem Falle des Zaubers zu bedienen, den Sie mir beimeſſen, ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſchalkhaft die Hand ihres Gemals ergriff. Mein Anliegen hat, ich fühle es, einige Schwierigkeiten; ohne Zauberei dürfte ich kaum zum Ziele kommen.

Johanna, ſagte der König mißtrauiſch, Sie ſtehen im Begriffe, eine Forderung an mich zu ſtellen, deren Inhalt beſchämend für mich iſt.

Das hoffe ich nicht, fuhr die Königin etwas betroffen fort. Eine Gunſt, ein Opfer mag mir dem, um was ich bitte, verbunden ſein, aber keine Beſchämung. Die ungariſchen Herren, die Ihnen hieher nach Neapel folgten, genießen meine volle Achtung, und jede Verletzung derſelben würde ich auch an Andern ſtreng ahnden. Aber andere Sitten, andere Gewohnheiten, als die unſrigen, haften dieſen Männern an, und ſtellen ſie meinem Volke ſchroff und fremdartig gegenüber. Fortwährende Mißverſtändniſſe zwiſchen Ungarn und Neapolitanern, Streitigkeiten, Zweikämpfe waren bisher die bitteren Früchte dieſer Verſchiedenheit in Geſinnungen und Weſen. Waffenſpiele regen die kriegeriſche Leidenſchaft an, führen dort, wo zweierlei Parteien ſich begegnen, leicht zur Eiferſucht, und der ſcheinbare Kampf geſtaltet ſich wohl gar zum wirklichen. Hören Sie meine Bitte, mein Gemal, bewirken Sie, daß Ihre ungariſchen Ritter nicht bei dem heutigen Turniere erſcheinen. Vorſicht iſt keine Zurückſetzung, und für die dieſen Männern heute entzogene Ergötzung will ich ſie eheſtens durch noch glänzendere Feſte entſchädigen.

Andreas hatte, während die Königin ſprach, ſeine Ungeduld mit Mühe zurückgehalten, und ſein Auge, das jenes der ſchönen Bittenden vermied, ward immer unruhiger und finſterer. Nein, ſagte er kurz und trocken, dieſen Wunſch erfülle ich nicht. Gilt, das wäre Ihnen und meinen Gegnern gelegen, wenn ich, an dieſem Hofe von Anbeginn verrathen und verkauft, mich auch noch meiner letzten Freunde und Vertheidiger, meiner Ungarn, entäußern wollte? Vereinſamt, aufgegeben, ohne jedwede Stütze, möchten Sie mich ſehen, um mich den ſchmählichſten Bedingungen ungeſtraft unterwerfen zu können; doch daraus wird nichts. Etwas rauher und ungeglätteter mögen meine Ungarn ſein, als Ihre glatten Welſchen; aber ſie ſind dafür treu wie Gold, und die Schlange der galanten Lüge, die hier umherſchleicht, und ihren Giftzahn in die Falten eines gefälligen Lächelns birgt, iſt an jenen biedern Gemüthern wirkungslos vorübergegangen. Wenn auch in meinen Adern das Blut Anjou's fließt, ſo hat doch die Sonne Ungarns meine Wiege beſchienen; ich bin ein Ungar, und will es ſein, zumal hier. Können ſich Ihre Neapolitaner nicht mit meinen Landsleuten vertragen, ſo ſteht es ihnen frei, ſie zu vermeiden. Aber wo ich bin, da werden auch meine Freunde ſein. Dabei bleibt es.

Johanna preßte die Lippen zuſammen; ſie grüßte ſtumm und wollte das Gemach verlaſſen.

Noch ein Wort, Johanna! rief Andreas ihr zu. Wie ſteht es mit meiner Krönung? Mir vergeht die Laune, noch länger ſo viel als bloßer Herzog von Calabrien zu ſein. Ich bin Neapels König durch Erbrecht und Vertrag; ich will die Krone nun auch ſichtbar auf meiner Stirn wiſſen.

Der Staatsrath pflegt die nöthigen Verhandlungen hierüber; allein habe ich dabei keine Stimme, erſetzte die Königin, gegen die Thür ſich wendend.

Ja, und über dieſen Verhandlungen der gelehrten Herren verliere ich die Geduld! ſprach Andreas zornig. Ihre Gewiſſenhaftigkeit, Johanna, da keine Stimme zu haben, wo es Ihnen nicht gelegen wäre, eine Stimme zu haben, iſt mir bekannt. Sie geſtatten dadurch meinen Feinden, den Durazzo's, den Tarentern, den Perigord's, ihre Stimme deſto lauter gegen mein gutes Recht zu erheben. O, ich durchblicke Sie, Johanna. Sie wollen hier der einzige König ſein, nicht ſowohl um über Neapel, als um über Ihren Gemal, über mich, unbeſchränkt zu herrſchen. Und noch einen andern Grund erblicke ich im Hinterhalte. Zittern Sie, wenn ich auch dieſen Grund nenne!

Johanna hatte ſchon die Hand am Thürdrücker. Bei den letzten Worten des Königs aber wendete ſie ſich um. Nennen Sie den Grund, ſagte ſie mit Würde, ich beſtehe darauf.

In Gegenwart dieſes Mannes? fragte der König, auf Petrarca deutend.

Ja, denn Sie drohten in ſeiner Gegenwart; ſo müſſen Sie jetzt auch vor ihm ſprechen.

Wohl denn! ſprach der König nach einem kurzen Beſinnen, mit einer von heftiger Bewegung bebenden Stimme, deren leiſer, aber ſcharfer Ton beinahe dem Ziſchen einer Schlange glich. Der Geſpiele Ihrer Jugend, der erſte Vertraute Ihres Herzens, deſſen Hand die Politik aus der Ihrigen riß, um meine Hand an dieſe Stelle zu fügen, der ſchöne, verführeriſche Herzog Karl von Durazzo, kehrt zurück; er, deſſen Bild noch jetzt durch Ihre Träume irrt, dem Ihre Hand, doch nie Ihr Herz entſagte. Wer mag errathen, welche Plane in Ihrer Seele ſchlummern, und ob Sie nicht die Krone, um welche Sie mich ſo lange werben laſſen, ihm, dem Götzen Ihrer Fantaſie, aufſparen wollen! Aber warnen Sie den ſchönen Ritter vor mir. Er komme heute oder morgen, immer wird er an Neapels Thoren zuerſt meiner Schwertſpitze begegnen, und über Alle, die ihm näher ſtehen, wird mein Verdacht ein fürchterliches Gericht verhängen. Bedenken Sie, mein Bruder iſt Ludwig, der Ungarkönig, dem man hier ſeine Braut weggekäbert hat, und hinter ihm ſteht ein Heer, mächtig genug, um den Thron Anjou's entweder mir zu erkämpfen, oder ihn in Stücke zu brechen.

Mit dieſen Worten eilte der König zornbebend aus dem Gemache.

Das iſt zu viel, ſagte die Königin, ſich entfärbend; bei Gott, zu viel!

(Fortſetzung folgt.)

Ein Schafhirt aus Steiermarks Hochgebirgen.

Mit einer Abbildung.

Nicht ſelten fehlt dem armen Jungen ein Schaf, wo er dann gezwungen iſt, es tagelang zu ſuchen, und ſich glücklich preiſt, nach mühe- und gefahrvollem Suchen es gefunden zu haben.

Wenn man bedenkt, daß nur da die Schafe weiden dürfen, wo das Hornvieh nicht mehr hinkommen kann, wie leicht die Schafe vom ſteilen Fels zum noch ſteileren ſpringen, und wie ſchwer es ſo einem armen Jungen wird nachzukommen, ſo hat man einen Begriff von ſeinem mühe- und gefahrvollen Dienſt.

Seine Koſt (welche er täglich abwechſelnd von einer Almhütte zur andern bekommt) beſteht aus einer Waſſerſuppe (Schottenſuppe) und, wenn es gut geht, etwas Milch oder Sterz und Brot; ſelbſt wenn es regnet oder auch im Juni oder Juli auf den Alpen ſchneiet, muß er mit ſeiner Herde hinaus, denn er hat nicht wie die Almerin »vorräthiges Futter.« Sein Lohn beſteht aus 3 fr. C. M. für jedes Stück die ganze Almzeit hindurch, d. h. von Hälfte Juni bis October. Und doch ſehnen ſich alle nach dieſer glücklichen Stellung, ſie ſind reichlich belohnt, wenn ſie eine Gemſe ſehen, ſchöne Blumen oder ſeltene Federn finden, und man wird ſie nur dann bewegen, eine kleine Gabe anzunehmen, wenn man ſich dafür den Weg oder eine Quelle zeigen läßt, oder wenn man genau ſo wie ſie ſprechen kann.

Sie ſind heiter und fröhlich, frei und glücklich; frei, weil ſie wenig Bedürfniſſe, und glücklich, weil ſie Gott im Herzen haben und auf dieſer bedeutenden Höhe Ihm auch näher ſind. Ranftl.

Digitized by Google

Sebaſtopol. Adrianopel.

(Mit zwei Abbildungen. Graveure in Steen.)

Politik iſt dieſen Blättern fremd, nicht aber der Beruf, eine maleriſche Aehrenleſe auf den Feldern der Ereigniſſe zu halten, ſolche Plätze in Bild und Wort zu faſſen, welche die Gegenwart eben in den Vordergrund drängt, oder um welche die Sturmvögel künftiges naher Begebenheiten flattern. Im Gegentheil erachten wir dieß als einen weſentlichen Theil unſerer Aufgabe. Wir beginnen mit zwei Orten, beide in unſeren Tagen vielgenannt, weil über dem einen, wie über dem anderen das Damokleſchwert kriegeriſcher Entſcheidung ſchwebt: — Sebaſtopol und Adrianopel.

Sebaſtopol iſt der große Kriegsplatz des Pontus und einer der ſchönſten Kriegshäfen der Welt, ebenſo tief, geräumig und gegen Stürme geſchützt, wie die Rhede von Toulon. Vor dieſer hat Sebaſtopol die vielen kleinen, in das Land einmündenden Meerzungen oder kleinen Baien voraus, welche eben ſo viele abgeſonderte natürliche Häfen bilden. Die Schiffahrt erfordert hier die größte Vorſicht wegen der vielen Sandbänke. Letztere werden im Frieden durch farbige Tonnen bezeichnet, welche aber ſeit dem Eintritte des Kriegszuſtandes verſchwunden ſind. Die erſte der erwähnten kleinen Meerzungen an der Südweſtſeite der Bucht iſt den Kauffahrteiſchiffen als Ankerplatz angewieſen. Oeſtlich von der Stadt mündet eine zweite Seezunge ziemlich weit in das Land hinein; hier iſt der Ankerplatz für die abgetakelten Kriegsſchiffe, zur Winterzeit flüchtet ſich die ganze Flotte in dieſes ſichere Baſſin. Die Schiffe liegen hier ganz ſicher und ruhig; kein Windſtoß, keine Brandung vermag ſie zu rütteln. Gegen einen äußeren Angriff iſt die Flotte ſowohl durch einen vorſpringenden Hügel, auf welchen man die Stadt erbaut hat, als durch die ſtark armirten Forts Alexander, Nikolai, Konſtantin und zahlreiche Landbatterien geſichert. Eine feindliche Flotte müßte erſt alle dieſe coloſſalen Befeſtigungen und Redouten zum Schweigen gebracht haben, bevor ſie die ruſſiſche Flotte in ihrem Aſile erreichen könnte. Eine weitere Sicherheit liegt in dem Fahrwaſſer, welches bei der Einfahrt der Rhede ſo äußerſt ſchmal iſt, daß kaum zwei leichte Kriegsſchiffe neben einander ſegeln können. So groß dieſer Uebelſtand für die ruſſiſche Flotte iſt, wenn ſie bei ſtürmiſcher See einzulaufen verſucht, ſo wird derſelbe wieder aufgewogen durch den Vortheil der ungeheuren Schwierigkeit, welche ein mächtigerer Feind zur See bei einem Verſuche, Sebaſtopol und die darin verborgene Flotte zu zerſtören, zu beſiegen haben würde. Die Anlage der Werke hat viel Mühe und Geld gekoſtet. Der Granit, den man zum Bau verwendet hat, kommt aus dem Gouvernement Cherſon, 150 Werſte von Sebaſtopol. Die großartigen Docks ſind nach dem Plane und unter der Leitung des engliſchen Ingenieurs John Hupton angelegt. Sie enthalten drei geräumige Behälter für Linienſchiffe, zwei andere für Fregatten und kleinere Kriegsſchiffe. Durch einen Verbindungskanal mit dem Meere werden die, der Ausbeſſerung bedürftigen Kriegsſchiffe in ihre Behälter gebracht, wo ſie dann durch Schleußenthore vom Meere abgeſperrt werden können.

Adrianopel (türkiſch: Edreneh), die zweite Hauptſtadt des osmaniſchen Reiches, liegt in Rumelien (dem alten Thrakien), 24 Meilen nordöſtlich von Conſtantinopel, an der Maritza, und zählt 90.000 Einwohner, von denen die Hälfte Turken, ein Drittheil Griechen und Bulgaren, die übrigen Armenier und Juden ſind. Es iſt durch eine Citadelle geſchützt, mit alten Mauern umgeben, hat ein Arſenal, eine Kanonengießerei und iſt Sitz eines griechiſchen Metropolitanen. Die Stadt beſitzt Webereien, Seiden- und Lederfabriken, und treibt nicht unbeträchtlichen Handel. Das umliegende Land iſt beſtens angebaut; an der Maritza liegen die ſchönſten Gärten. Unter 40 Moſcheen der Stadt gelten die Selim's II. und Murad's I. als die prachtigſten; an anderen Bauten ſind hervorzuheben: die alte Reſidenz der Sultane (1366 — 1453), der Bazar Ali Paſcha's, den man für einen der ſchönſten der Erde hält und deſſen hohe Gallerie faſt eine halbe Viertelſtunde lang iſt, ferner die ſchöne Waſſerleitung und die Brücke über die Tundſcha. Bis zum Jahre 1827 wurde in Adrianopel auch der Schlüſſel der Kaaba verwahrt, der ſich ſeitdem in Conſtantinopel befindet. Die Stadt iſt ſehr alt und durch Kaiſer Hadrian gegründet. Im Jahre 1360 durch die Osmanen erobert, war Adrianopel bis zur Einnahme von Byzanz Hauptſtadt des osmaniſchen Reiches. Obwohl ſtark befeſtigt, wurde es im ruſſiſch-türkiſchen Kriege am 20. Auguſt 1829 durch General Diebitſch eingenommen, und hierauf daſelbſt der bekannte, für Rußland günſtige Friede am 19. September unterzeichnet.

Das Glühwürmchen.

Eine Fabel von Dr. Johann Nep. Vogl.

Es lebte einmal ein kleines graues Glühwürmchen, das einen gar lieblichen Schimmer von ſich gab, ſobald es leuchtete.

Sein Schimmer aber war gar gering und beleuchtete nur immer das Blättchen, auf welchem es eben ſaß, daher trug das Würmchen immer eine gar gewaltige Sehnſucht heller zu leuchten, und die Blicke der Menſchen auf ſich zu ziehen.

Einſtmals nun geſchah es, daß das Glühwürmchen wieder, gar traurig über ſeine Nichtigkeit, umher flog durch die dunklen Geſträuche, als es in der Ferne einen großen hellblendenden Schimmer gewahrte.

Da dachte das Würmchen: »Ach, was doch das für ein ſchöner leuchtender Schimmer iſt,« und ſein kleines Herz erfaßte ein heiliger Drang, den ſchönen großen Schimmer näher zu beſehen. Und es flatterte dem Schimmer näher und ſah zu ſeinem Erſtaunen, daß dieſer nichts weiter als ein Irrlicht ſei, welches über einem Sumpf hin und her ſchwankte, wie es gerade der Wind wollte, und das die nächtigen Wanderer verlockte von ihren Pfaden in den ſchwarzen Pfuhl.

Da dachte das Würmchen bei ſich: es iſt doch beſſer ein kleines Lichtchen ſein, das nur wenig leuchtet, als ein ſcheinbar großes Licht, das ſeine Entſtehung faulen Dünſten zu verdanken hat.

Und von nun an ſehnte ſich das Würmchen nicht mehr heller zu leuchten, als es leuchtete.

Kaiſer Karl V. und Fauſt.

Als nach dem Siege bei Mühlberg 1547 das kaiſerliche Heer mit allen ſeinen Befehlshabern in jener Gegend lagerte, bezogen — ſo entnehmen wir aus einer gleichzeitigen Handſchrift — Kaiſer Karl und ſein Bruder, König Ferdinand I., die Behauſung Johann Fauſt's, »mit welchem ſich Kaiſerl. Majeſtät, weil er als ein alter wittenberger und leipziger Student der lateiniſchen Sprache kundig, oft und viel unterredeten.« In ihrem Zimmer hat man einen Tiſch mit herrlichen Tafeln in Form eines Altars zugerichtet und täglich Meſſe gehalten. Dieſer Beſuch wurde von einem damals lebenden Meiſterſänger in folgenden Reimen beſungen, die man, zum Andenken, in dem vom Kaiſer bewohnten Zimmer des Fauſt'ſchen Hauſes aufheftete:

1547.

Als Kaiſer Karl, König Ferdinand
Ein Krieg gefuhet in dieſem Land,
Dieß Haus war Beider Loſament,
Der Krieg und Sieg bald hat ein End.
Thue falſcher Lehr, Krieg, Mord und Brand
Behut Gott hinfort dieß Vaterland.

Aus mancherlei Ueberlieferungen, ebenſo aus einer Stelle in Melanchthon's Briefen geht hervor, daß der, durch die Volksſage zum Magier geſtempelte Johann Fauſt eine Zeitlang in der Gegend von Wittenberg ſich aufgehalten hat, und ſo möchte der damalige Gaſtfreund der erlauchten öſterreichiſchen Brüder leicht eine und dieſelbe Perſon mit dem vielgenannten Wundermanne ſein.

Eine Guckkaſten-Scene

für öſterreichiſche Kinder von einem Oberöſterreicher.

Guckkäſtner.

Kommt, liebe Kinder! all herbei,
Gar viele Dinge ſchön und neu
Zeig ich Euch durch mein rundes Glas,
Ich wette drauf, es macht Euch Spaß.
Und wenn die Bilder Euch gefallen,
Die Ihr in meinem Kaſten ſeht,
Dürft keinen Kreuzer Ihr bezahlen —
Das, mein' ich, iſt doch wohl honnet.
Halt, meine Jungen! fein gemach,
Ihr ſeht es Alle nach und nach.
Das kleine Mädchen laßt herbei,
Gedrängt! an Alle kommt die Reih'. —
Ein jedes Schaubild will ich auch,
So gut ich es vermag, erklären,
Ihr müßt nur nur nach gutem Brauch
Ein aufmerkſam Gehör gewähren.

Erſtes Bild.

Der Kaiſer.

Guckkäſtner.

Du kleiner Krauskopf, nun wohlan!
Was ſiehſt du?

Knabe.

Einen jungen Mann.
Er ſieht ſo ernſt und doch auch mild —
Wen ſtellt es vor das ſchöne Bild?

Guckkäſtner.

Ihn zu erkennen iſt nicht ſchwer,
Es iſt der Kaiſer — unſer Herr.
Am Schwertgriff ruht die eine Hand,
Weil Er beſchirmt das Vaterland,
Und auf drei gold'ne Worte hin
Die andere weiſt. —

Knabe.

Was iſt ihr Sinn?
Ich leſe: »Mit vereinter Kraft.«

Guckkäſtner.

Weil ſie nur dauernd Gutes ſchafft. —
Wir müſſen feſt zuſammen ſteh'n,
Wenn wild die Zeitenſtürme weh'n;
Der Deutſche, Ungar, Böhm', Kroat,
Der Bürger, Bauer und Soldat —
Und nie wird Oeſt'reich untergeh'n.

Knabe.

Ich möchte wohl ein Kaiſer ſein.

Guckkäſtner.

Du Kleiner, denkſt fürwahr nicht klein.
Du weißt nicht, was das heißen will
Und meinſt, es ſei ein Kinderſpiel;
Der Thron allein noch nicht beglückt,
Gar ſchwer das Haupt die Krone drückt;
Wie ernſt des Fürſten heil'ge Pflicht,
Ihr Kinder, das begreift Ihr nicht.
Raſtloſen Sinn's darauf bedacht,
Was groß ſein Volk und glücklich macht,
Hat Er nicht Ruh' bei Tag und Nacht. —
Ein Jüngling zog Er aus zum Kampf,
Verhüllt in ſchwarzem Pulverdampf
Stand Er beherzt im Kugelregen —
Sah Manchen ſich zur Ruhe legen.
Die Krone hatt' Ihm nichts genützt,
Ihn hat der Arm des Herrn beſchützt —
Und daß der Herr ſein ſtarker Schild
Seht Ihr gar ſchön im zweiten Bild.

Zweites Bild.

Die Rettung.

Guckkäſtner.

(Zu einem Mädchen.)

Das Bild mußt Du dir gut beſeh'n.

Mädchen.

Zwei Herren die ſpazieren geh'n;
Und hinten d'rein wie eine Schlange,
Sein Anblick macht mir völlig bange —
Ein wilder Mann verſtohlen ſchleicht,
Der ſinnt nichts Gutes, wie mich däucht;
Wie er ſo furchtbar gräßlich blickt,
Die Fauſt ein ſcharfes Meſſer zückt;
Ich mag nichts weiter ſeh'n — mir graut —

Guckkäſtner.

Und Jedem, der das Bild beſchaut. —
Der Freitag iſt Euch wohl bekannt,
Es war im Monat Februar,
Wo aus verruchter Mörderhand
Der Herr gerettet wunderbar
Des guten Kaiſers junges Leben,
Den Er zum Herrſcher uns gegeben.
Habt Ihr denn nicht mit Herz und Mund
Aus Eurer Seele tiefſtem Grund
Dem Herrn gedankt, wie ſich's gebührt?

Knabe.

Ich hab' beim Hochamt miniſtrirt. —

Guckkäſtner.

(Zum Mädchen).

Wag's noch einmal und ſchau' hinein,
Das Bild wird jetzt wohl ſchöner ſein.

Mädchen.

Ei ja — jetzt ſteht mit hellem Glanz
Ein Engel d'rin im Strahlenkranz,
Der ſchirmend ſich zum Kaiſer neigt
Und mit der Hand ge'n Himmel zeigt.

Guckkäſtner.

Ihn hat der gute Gott geſendet,
Der Uebles ſtets zum Guten wendet —
Wer wandelt fromm in Seinem Schutz,
Der bietet leicht der Hölle Trutz.
Gedenket oft der heh'ren Stunde,
Wo aus des Kaiſers Schmerzenswunde
Das Blut in warmen Tropfen floß,
Das für Sein Volk Er gern vergoß.
In unſrer Bruſt werd' es zum Samen,
Aus dem die Treue neu entſprießt —
Schmach ihm, der ſeines Fürſten Namen
Und Seinen Opfermuth vergißt!
Nun merkt wohl auf, was ich Euch ſage:

Digitized by Google

Wenn Ihr im kindlichen Gebet
Zu Gott für Eure Lieben flehtet —
Versäumet ja an keinem Tage
Zu bitten: daß der Vorsicht Walten
Den guten Kaiser lange noch
Zu unserm Glücke mög' erhalten;
Franz Josef, ja, Er lebe hoch!

Die Kinder.

Vivat! der Kaiser lebe hoch!

Dieters Bild.

Radetzky.

Guckkästner.

Nun will ich seh'n, ob dieses Bild
Nicht Euer Herz mit Lust erfüllt?
Schaut Euch den lieben alten Mann,
Ihr Kinder! recht behaglich an,
Das ist der greise Marschallheld
Sein Ruhm erfüllt die ganze Welt;
An Jahren und an Siegen alt,
Noch jünglingsheiß das Blut Ihm wallt.
Wo Er das Schwert zum Kampfe zieht,
Der Feind in wilder Eile flieht.
Radetzky ist's — kennt Ihr den Namen?

Knabe.

Ich hab' Ihn unter Glas und Rahmen.
Gar freundlich ist Er anzuseh'n.
Dem Vater, wenn er von Ihm spricht,
Die Augen voller Thränen steh'n.
Und freudig strahlt sein Angesicht;
Die Krieger, sagt er, nennen gern
Nur »Vater« ihren alten Herrn;
Er hat ja unter Ihm gedient. —

Guckkästner.

Das hör' ich gern, mein liebes Kind!
Merkt auf: Vor mehr als fünfzig Jahren,
Da wir noch nicht geboren waren,
Führt Oestreich Krieg mit der Türkei, —
Da war Radetzky schon dabei,
Und wie die alten Leute sagen,
Hat Er auch wacker d'rein geschlagen.
Als späterhin Napoleon
Als Kaiser saß auf Frankreichs Thron,
Gar viel des Uebles uns gethan,
War unser Held der rechte Mann,
Und Leipzigs blut'ge Völkerschlacht
Hat neue Lorbeern Ihm gebracht.
D'rauf lebten wir im Frieden tief
Durch eine lange, lange Zeit —
Doch unser Marschall ja nicht schlief,
Er war zum Kampfe stets bereit.
D'rum, als auf's neu' vor wenig Jahren
Der Krieg in Welschland wild entbrannt,
War auch mit seinen tapfern Scharen
Der alte Herr sogleich zur Hand.
Gar traurig sah es damals aus;
Fast wankte Oestreichs altes Haus.
Für Kaiser und für Vaterland
Zog er den blanken Ehrendegen,
Der Gott der Heere stark und treu
Stand Ihm im heißen Streite bei,
Gab seinen Waffen reichen Segen.
Und als der stolze Feind besiegt
Zu seinen Füßen flehend liegt,
Wie ist Er da so mild, so gut —
Ja, das ist wahrer Heldenmuth,
Der selbst dem Feinde Gutes thut!
Drum, sinkt Er — sei es spät — in's Grab,
So gibt Ihm, Kinder, ganz gewiß
Der Herr in Seinem Paradies
Den allerschönsten Marschallsstab.

(Schluß folgt.)

Der Profet von Böhmischbrod.

Die große Taboritenschlacht bei Böhmischbrod vom 30. Mai 1434, in welcher die Reste des Hußitismus verbluteten, ist allbekannt, und hat jenem Orte eine historische Weihe gegeben. Weniger bekannt ist es, daß Böhmischbrod auch in der deutschen Literargeschichte des vorigen Jahrhunderts eine vorübergehende Rolle hat übernehmen müssen.

Das Jahr 1752 ist das Entstehungsjahr der komischen Opern in Deutschland. Koch, der damalige Theaterprincipal in Leipzig, hatte noch nicht so viele und so gute Schauspieler beisammen, um dem Publicum das Andenken an die Neuberischen und Schöneman'schen Gesellschaften aus dem Gedächtniß zu bringen. Der Hang zu Burlesken war durch Gottsched's Bemühung erstickt, oder wenigstens schämte man sich, ihn ferner offen einzugestehen. Nur in einer fremden Sprache vorgetragen, konnten sie noch geduldet werden. Einige musikalische Zwischenspiele, mit welchen man sich für den Anfang half, brachten den trefflichen Christian Felix Weiße, der zu jener Zeit sich in Leipzig aufhielt, auf den Gedanken, den »Devil to pay« des Coffey für die Deutschen umzuarbeiten. Der talentvolle Standfuß, Correpetitor der Gesellschaft, schrieb die Musik dazu, und so schritt die Operette unter dem Titel: »Der Teufel ist los«, am 6. October 1752 unter ungeheurem Beifall über die Koch'sche Bühne.

Ein kritisches Ungewitter erhob sich über diese neue Erscheinung, und gibt einen Begriff von der damaligen theatralischen Kritik. Die Kunstrichter, welche gegen die Oper, gegen die Engländer, gegen alle Unregelmäßigkeit und gegen allen freien Scherz arge Vorurtheile hegten, glaubten, der Untergang des guten Geschmackes nahe mit der neuen Operette heran, und hielten es für Pflicht, Lärm zu blasen. Gottsched, welcher befürchtete, daß jetzt seine steifen, classisch-französelnden Trauerspiele in den Hintergrund gedrängt werden könnten, führte, kraft seines kunstrichterlichen Amtes, bittere Klage gegen die Operette. Seine Gattin und »gelehrte Freundin,« Frau Gottschedin, rückte als polemisches Auxiliarcorps für ihn in's Feld, schrieb eine biblisch-weissagende Satire unter dem Titel: »der kleine Profet von Böhmischbrada,« und so ward aus dem Schlachtfelde der Prokope ein strategischer Posten im Kampfe für die Herrschaft der Gottschedischen Rococo-Classicität.

Nekrolog.

Still und unbemerkt ist wieder ein Geist heimgegangen, der in den Tagen der Jugend muthvoll und kriegerisch sich gebarte, und welchem erst das höhere Alter die Waffe aus der rüstigen Hand nahm: der ungebudigte Polemiker, der ästhetische Lanzknecht Wilhelm Hebenstreit. Nicht auf österreichischer Scholle war er entsprossen; im alten Thüringerlande, in Eisleben, ma beinahe drei Jahrhunderte vor ihm auch der streitfertige Martin Luther das Licht erblickt hat, war er den 24. Mai 1774 gebaren. Im kräftigen Mannesalter kam er nach Wien, teilte hier weidlich die nach schlafriger und ungelenk Jovenalistik, half der »Wiener Zeitschrift« zu Ruf und Ehren, kritisirte und polemisirte nach Herzenslust, und plänkelte, leichte Wunden bald empfangend, bald austheilend, selbst mit dem damaligen Privilegiumsinhaber der kritischen gottlichen Grobheit, dem gefürchteten Müllner.

Hebenstreit's Weise war nicht glänzend und bestechend, aber es lag thüringische Kernfestigkeit in seinem Stile, und mit einer gewissen gutmuthigen Selbstgefälligkeit, welche nicht verletzte, glaubte er und gab er sich die Miene, seine Meinung durchgesetzt zu haben, auch da, wo vielleicht Niemand mit ihm einverstanden war.

Als nachmals die Tage kamen, von denen der Apostel sagt, daß sie ihm nicht gefallen, floh Hebenstreit den Staub der Residenz, ging der reineren Luft nach und ließ sich nieder zu Gmunden am Traunsee. Der thätige Alte gedachte auch hier nicht zu feiern, aber es wollte ihm mit Nichts mehr recht glucken. Sein »Waeterbuch der Aesthetik« drang nicht durch, denn der gewandtere Ignaz Zitteles war ihm mit etwas Aehnlichem zuvorgekommen und hatte der Gegenwart bessere Rechnung getragen, als Hebenstreit. Noch einmal erhob dieser seine Stimme. Es erschien sein Buch über »Schauspielerei,« ein Werk voll gelehrten Zornes, in welchem er alle Galle, die er dem Theaterwesen und den Theaterleuten gegenüber seit Jahren in sich angesammelt, zu bittern Demonstrationen verarbeitet hatte. Das Buch, mit der Sicherheit der Sachkenntniß, doch ohne die nöthige Ruhe abgefaßt, ärgerte, aber es ging vorüber ohne tiefere Eindrücke, und hatte nicht einmal den vom Autor wahrscheinlich erwarteten und gewünschten Erfolg — ernsthaft angefochten zu werden. Seitdem hörte man fast nichts mehr von ihm, und am 17. April d. J. legte sich der achtzigjährige Greis auf die Bahre.

Die Geister der alten Schule geben applaudirend ins Grab. Auch wir beanspruchen keine Monumente für sie, aber wir möchten sie wenigstens nicht vergessen, ihre Gräber und ihr Andenken nicht ignoriert wissen.

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

MOOSE IM NATURSELBSTDRUCKE.

Eingesendet von Franz Aspöck in Linz.

1. Hypnum salebrosum. 2. Hypnum lutescens. 3. Hypnum pilifernm. 4. Hypnum alopecurum L. 5. Hypnum alopecurum.

Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust."

Druck von M. Auer.

DER STEIERSCHE HIRTENKNABE.

Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust.“ Verlag v. M. Auer Lithographirte Kreidezeichnung

Digitized by Google

SEBASTOPOL

ADRIANOPEL.

Beilage zu Auer's polygraphisch illustrirter Textbibel „Faust“

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse No. 75.

Inhalt: Gedrängte Geschichte der Elektricität. — Der Königin Ehre. (Fortsetzung.) — Des Dichters Traum. — Etwas von Leffein. — Eine Besteigung des Stefansthurmes. — Das Glacis der Wiener. — Ueber Balthasar Permoser. — Ein oesterreichisches Küstenwort. — Nekrolog. —
Artistische Beilagen: Moos. (Naturselbstdruck in Farben.) — Spitzen. (Originalselbstdruck.) — Ideal einer Landschaft. (Radirung in Kupfer.)

Nr. 4. I. Jahrgang. Wien 1854.

Gedrängte Geschichte der Elektricität.

Es gibt Künste und Wissenschaften, welche über den Wechsel des Schicksals erhaben sind, und der Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit der durch sie gemachten Entdeckungen wegen fortwährend im blühenden Zustande bleiben; wenn sie auch früher unbekannt waren, nach ihrer Auffindung aber nie mehr in Verfall kommen können, da ihre Anwendung gleichsam Lebensbedürfniß geworden ist. Die Lehre von der Elektricität überhaupt ist unter allen Theilen der Naturlehre der angenehmste und bewunderungswürdigste Abschnitt derselben. Nachdem sich einmal der Umfang, die allgemeine Anwendung dieser Wissenschaft gezeigt, nachdem man ihren Gegenstand einmal für eine der wirksamsten Triebfedern der Natur erkannt hatte, blieb sie immer in Aufnahme, ward mit großem Vortheile bearbeitet und fortwährend erweitert, und befindet sich gegenwärtig in einem Zustande, wodurch sie die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und ihren Freunden die freigebigste Belohnung ihrer Mühen darbietet. Die Optik enthält viele bewunderungswürdige und nützliche Dinge, welche aber bloß das Geschäft des Sehens betreffen; die Lehre vom Magnet zeigt anziehende und zurückstoßende Kraft und die Richtung nach den Polen, aber bloß an den Magneten; die Chemie behandelt die verschiedenen Zusammensetzungen und Auflösungen der Körper; aber die Elektricität vereinigt in ihrem Umfange, wenn man so sagen darf, alle diese Wissenschaften, verbindet verschiedene Kräfte mit einander, setzt unsere Sinne auf eine besondere und überraschende Weise in Erstaunen, erregt dadurch Vergnügen, und ist dem Unwissenden sowohl, als dem Gelehrten, dem Reichen wie dem Armen, nützlich; bei der Elektricität vergnügen wir uns an dem lebhaften und intensiven Lichte, welches sie unter unzählig verschiedenen Gestalten hervorbringt; wir bewundern ihre anziehende und zurückstoßende Kraft, die auf alle Körper wirkt, wir gerathen in Erstaunen über ihren Schlag, in Schrecken über die Explosion und Gewalt ihrer geladenen Flaschen; wenn wir sie aber als die Ursache des Donners und Blitzes, des Nordlichtes und anderer Naturbegebenheiten betrachten, deren fürchterliche Wirkung wir durch sie zum Theile nachahmen, erklären, ja sogar von uns abwenden können, so werden wir in Erstaunen gesetzt, welches unsere ganze Seele mit einer unbeschreiblichen und bleibenden Empfindung der Bewunderung erfüllet.

Die älteste Nachricht von einer beobachteten elektrischen Wirkung findet sich bei dem bekannten alten Naturforscher Theophrast, welcher 300 Jahre vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung lebte. Er erzählt uns, daß sowohl der Bernstein, als das Linkurium (Turmalin) die Eigenschaft haben, daß sie leichte Körper anziehen. Diese einzige war jedoch beinahe fünfzehnhundert Jahre nach dem Theophrast fast alles, was man von dieser Sache wußte; denn man findet in der Geschichte dieses so langen Zeitraumes keine Nachricht von irgend einer Person, welche in diesem Theile der Naturlehre einige Entdeckungen gemacht, oder auch nur einige Versuche angestellt hätte. So lag diese Wissenschaft gänzlich im Dunklen bis auf die Zeit des Wilhelm Gilbert, eines englischen Naturforschers, dessen Abhandlung »de magnete«, worin mehre elektrische Versuche enthalten sind, im Jahre 1600 erschien, und den man wegen seiner Entdeckungen in diesem neuen und unbearbeiteten Felde mit Recht den Vater der Wissenschaft der Elektricität nennen kann. Er bemerkte, daß nicht allein der Bernstein und das Linkurium, wenn sie gerieben werden, leicht Körper anziehen, sondern daß diese Eigenschaft noch vielen anderen Körpern außer dem Bernsteine zukomme. Er führt eine große Menge von solchen Körpern mit vielen besonderen Umständen an, welche, in Betrachtung des damaligen Zustandes dieser Wissenschaft, in der That für merkwürdig und wichtig zu halten sind.

Nach Gilbert nahm diese Wissenschaft, obgleich mit langsamen Schritten zu, und ging gleichsam aus der Kindheit in ihr jugendliches Alter über. Viele vortreffliche Naturforscher unternahmen es, die Natur von dieser

Digitized by Google

Seite zu unterſuchen. Dahin gehörten: Franz Bacon, Boyle, Otto Guericke, Newton und vorzüglich Hawksbee, ein Mann, dem wir viele wichtige Entdeckungen, und eine beträchtliche Erweiterung der Lehre von der Elektricität zu danken haben. Hawksbee bemerkt zuerſt die große elektriſche Kraft des Glaſes, einer Materie, welcher von dieſer Zeit an alle Kenner der Elektricität den allgemeinen Vorzug vor allen andern zum Gebrauche dienenden elektriſchen Körpern gegeben haben. Auch bemerkt er zuerſt die verſchiedenen Erſcheinungen des elektriſchen Lichtes, und das Geräuſch, welches man dabei verſpürt, nebſt einer zahlreichen Menge von Phänomenen, welche das elektriſche Anziehen und Zurückſtoßen betreffen.

Nach Hawksbee findet ſich in der Geſchichte der Elektricität, ſo ſehr dieſelbe auch bisher erweitert worden war, ein Stillſtand von ungefähr 20 Jahren. Nach dieſer Periode der Vergeſſenheit war Grey 1729 der erſte, der dieſe Lehre wieder an's Licht hervorzog. Durch ſeine großen Entdeckungen brachte er die Naturforſcher auf's neue mit ihr in Bekanntſchaft, und man kann ſagen, daß mit ihm die wahre Epoche ihres blühenden Zuſtandes den Anfang nimmt.

Seit dieſer Zeit hat ſich die Anzahl der Liebhaber der Elektricität täglich vervielfältiget. Obgleich die Lehre von der Elektricität durch die unermüdeten Bemühungen ſo vieler ſcharfſinniger Gelehrten, und durch die täglich in ihr gemachten Entdeckungen, die Wißbegierde der Naturforſcher reizte und ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſo fand doch auch bei ihr ſtatt, was man gemeiniglich bemerkt, daß man auf die Urſache der Dinge, ſie mögen nun wichtig oder unwichtig, bekannt oder unbekannt ſein, ſelten eher aufmerkſam wird, als bis man ihre erſtaunenswürdigen und ſonderbaren Wirkungen gewahr wird. So wurde auch die Elektricität bis auf das Jahr 1745 von Niemand, außer von den Naturforſchern bearbeitet; weil Niemand an ihr etwas Seltſames fand.

In dem ſo merkwürdigen Jahre 1745 wurde von Hrn. v. Kleiſt, Prälaten und Domdechant zu Kamin in Pommern, zufälliger Weiſe die große Entdeckung ihrer verſtärkten Gewalt in der ſogenannten Leidner-Flaſche gemacht. Dann erſt ward das Studium der Elektricität allgemein, ſetzte jeden Beobachter in Erſtaunen und führte zu den Wohnungen der Naturlehrer weit größere Mengen von Zuſchauern, als ſich vorher jemals zur Betrachtung irgend eines phſikaliſchen Verſuches verſammelt hatten.

Seit dieſer Zeit iſt die Anzahl der Freunde der Elektricität, der Verſuche und der neuen Beobachtungen, die man täglich in allen Winkeln Europa's und den anderen Welttheilen gemacht hat, bis zu einer faſt unglaublichen Menge angewachſen. Entdeckungen ſind über Entdeckungen, Erweiterungen über Erweiterungen gehäuft und die Wiſſenſchaft iſt ſeit jener Periode mit ſo ſchnellem Laufe fortgegangen und hat ſich mit einer ſo erſtaunlichen Geſchwindigkeit ausgebreitet, daß es ſcheinen ſollte, als würde der Gegenſtand bald erſchöpft, und der Liebhaber der Elektricität an das Ende ſeiner Unterſuchungen gekommen ſein. Da wurde gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ungefähr im Jahre 1792, von Aloiſ Galvani, einem berühmten Arzte und Lehrer der Fiſik, zu Bologna eine höchſt wichtige Entdeckung gemacht, welche der Lehre der Elektricität eine andere und äußerſt ſchätzbare Richtung gab.

Galvani entdeckte von ungefähr, daß ein Froſch, dem die Haut abgezogen war, und der überhaupt gar kein Zeichen des Lebens mehr von ſich gab, in convulſiviſche Bewegung gerieth, wenn er in eine elektriſche Atmoſfäre kam, während man dem elektriſchen Körper Funken entzog und zugleich den Froſch mit einem Leiter der Elektricität berührte. Er wollte dieſem Einfluß der Elektricität weiter nachſpüren, und bereitete ſich zu dieſem Zwecke Fröſche, indem er ſie tödtete, ihnen die Haut abzog und die Cruralnerven entblößte. Einſt hing er ſolche Fröſche mittelſt kupferner Haken an eine eiſerne Terraſſe auf, und fand, daß die Füße plötzlich zu zucken anfingen, wenn ſie das Eiſen berührten. Galvani widmete dieſer Erſcheinung eine beſondere Aufmerkſamkeit, und fand, daß man dieſe Zuckungen am leichteſten hervorbringen könne, wenn man Muskeln und Nerven zugleich mit verſchiedenen Metallen berührt, die Metalle aber ſelbſt mittelſt eines guten Leiters der Elektricität in Verbindung ſetzt, daß ſie aber alſogleich ausbleiben, wenn man ſtatt der Metalle einen ſchlechten Leiter anwendet. Dieſes mit obiger Erfahrung zuſammengehalten, brachte ihn auf die Meinung, daß durch gleichzeitiges Berühren der Muskeln und Nerven eine darin enthaltene Elektricität in Umlauf geſetzt werde, und daß dadurch eine Entladung erfolge. Volta wiederholte dieſelben Verſuche mit kritiſchem Blicke, und fand ſich durch die dabei ſtattfindenden Erſcheinungen veranlaßt, die Sache umzukehren, und anſtatt die Metalle als bloße Leiter und den animaliſchen Körper als Erreger der Elektricität anzuſehen, erſtere als Erreger der Elektricität und letztere als Ableiter derſelben zu betrachten. Dazu vermochte ihn beſonders der Umſtand, daß die Zuckungen an einem Froſch ſehr ſchwach ausfallen, wenn er mit gleichartigen Metallen berührt wird, und daß ſich zwei iſolirte Metallplatten, wovon eine aus Zink, die andere aus Kupfer beſteht, während und nach ihrer Berührung mittelſt des Condenſators elektriſch zeigen. Einem Froſchſchenkel ähnlich verhalten ſich auch die Organe anderer jüngſt verſtorbener Thiere, ja man wollte ſogar aus dem Eintreten oder Unterbleiben der Contractionen bei der Berührung mit einer einfachen Kette den Scheintod vom wahren Tode unterſcheiden. Aldini bewirkte durch eine Volta'ſche Säule an einem Leichname eine heftige Bewegung der Füße, die Augen öffneten ſich und ſchloßen ſich wieder, Mund und Backen und das ganze Geſicht verzerrete ſich heftig. Ure brachte ſogar an einer ſolchen Leiche den Athmungsproceß wieder in Gang, doch hörte derſelbe mit dem elektriſchen Strome wieder auf. Legt man auf eine Zinkſcheibe ein Silberſtück und darauf einen Blutegel, ſo zeigt dieſer kein Unwohlſein, ſo lange er nur das Silber berührt: ſobald er über hinaus auf das Zink kommt, prallt er wie vom Schmerz getroffen plötzlich zurück.

Volta conſtruirte, um ſeine Verſuche auf dieſem Felde mehr zu vervollkommnen, eigene conſtant wirkende Säulen aus Kupfer- und Zinkſcheiben, welche er in folgender Anordnung aufſtellte: Kupferplatte, ein mit Salzwaſſer befeuchteter Tuchlappen oder ein Stück Pappdeckel, Zinkplatte und ſo fort bis er eine für ſeinen Zweck hinreichend ſtarke Elektricitäts-Entwickelung erzielt hatte. Der bereits verſtorbene Profeſſor Daniell erfand eine conſtant wirkende Batterie, durch welche das Kupfer in einem fort auf die negative Platte niedergeſchlagen wird und welchem wir die Entdeckung der Elektro-Metallurgie oder Galvanoplaſtik zu verdanken haben. In ſeinem erſten Verſuche beobachtete Profeſſor Daniell, als er ein Stück reducirtes Kupfer von dem Elektrode abnahm, daß Ritze der letzteren mit vollendeter Genauigkeit auf dem Kupfer ſich copirt hatten.

Dieſe Erſcheinung wäre eigentlich ſchon die Entdeckung der Galvanoplaſtik geweſen, hätte der Gelehrte nicht ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Conſtruktion der Batterie ſelbſt gerichtet und von jener wichtigen Thatſache nur oberflächlich Notiz genommen. Da man gegenwärtig viele andere Combinationen von Batterien im Gebrauche hat, ſo dürfte es wahrſcheinlich ſein, daß man ſelbe ſeltener beibehält; aber wenn die Batterie nicht wäre entdeckt worden, würde ſich die Galvanoplaſtik nicht in dem Grade ausgebildet haben, als dieß durch dieſe Entdeckung geſchehen iſt. Der Name Daniell verdient in der Metallurgie einen der erſten Plätze, obgleich Daniell ſelbſt ſchwerlich die wichtigen Reſultate geahnt hat, welche aus der Erfindung ſeiner Batterie hervorkommen würden, als er ſie zuerſt dem Publikum veröffentlichte.

Kurze Zeit nach der Entdeckung dieſer elektriſchen Säule ſtellte de la Rue Verſuche über die Eigenſchaft der Letzteren an. In einer Abhandlung, welche im Filoſofical-Magazin für 1836 abgedruckt iſt, findet ſich, nachdem er jene eigenthümliche Form der Batterie, die er angenommen, beſchrieben hat, folgende merkwürdige Stelle: »die Kupferplatte wird auch mit einem Ueberzug von metalliſchem Kupfer bedeckt, und dieſes fährt fort ſich abzuſetzen; und ſo bildet ſich eine Kupferplatte, welche der Unterlage ſo vollkommen entſpricht, daß, wenn man ſie abnimmt, der Abdruck jedes Ritzes darauf zu bemerken iſt.« Dieſe Abhandlung ſcheint nur wenig Aufmerkſamkeit erregt zu haben; und was noch auffallender iſt, auch der Verfaſſer, der doch aus ſeinen wiſſenſchaftlichen Entdeckungen dieſe Thatſachen abzog, machte keine praktiſchen Anwendungen davon, ſo ſehr dieſer Verſuch dergleichen an die Hand geben konnte.

In dieſem Zuſtande blieb die Angelegenheit bis zum October 1838, wo Profeſſor Jakobi zuerſt anzeigte, er könne die Reduction des Kupfers auf galvaniſchem Wege, zu Zwecken der Künſte anwenden. Sein Verfahren nannte er Galvanoplaſtik. Unmittelbar, nachdem dieſe Entdeckung in England bekannt wurde, kündigte Spencer an, daß er einige Medaillen in Kupfer copirt habe, und im Publikum hörte man für dieſe Copien die Namen Elektrotypen, auch wohl Voltatypen gebrauchen.

Was hebt aber den Werth der Entdeckung dieſer Erzeugniſſe über die ſchon beſchriebenen Thatſachen? — Man ſieht hieraus, daß die Reduction des Kupfers als eine vollkommene Platte, welche genau die Form des negativen Metalls, auf welchem ſie ſich bildete, wiedergibt, ſchon lange vorher beobachtet worden war.

Wie einfach iſt alſo der Gedanke, dieſe Thatſache für dieſen Zweck anzuwenden; und dieſer Gedanke iſt am Ende das Weſen der Galvanoplaſtik.

Der Apparat, welchen Spencer anwendete, war wirklich eine einfache Daniell'ſche Batterie. Er benutzte verſchiedene Metalle zur Aufnahme des

Digitized by Google

präcipitirten Metalles, was jedoch nichts Neues war; aber ſchien nicht glücklich beim Gebrauche einer nicht leitenden Subſtanz zu ſeyn.

Bis hieher beſtand alſo die Galvanoplaſtik Jakobi's und Spencers nur in der Anwendung der ſchon lange von Daniell entdeckten, von de la Rue erwähnten und von vielen beobachteten Thatſachen. Ohne Zweifel können aber Jakobi und Spencer das Verdienſt in Anſpruch nehmen, zuerſt die Galvanoplaſtik zu praktiſchen Anwendungen geführt zu haben. Die Anwendung dieſer neuen Kunſt war zu dieſer Zeit jedoch ſehr beſchränkt. Allerdings operirten Jakobi und Spencer nur mit Kupfer, und wenn man ihnen auch das unbeſtreitbare Verdienſt zugeſteht, die erſten Ideen der Galvanoplaſtik ausgeführt zu haben, ſo läßt ſich auf der anderen Seite doch nicht läugnen, daß Andere, welche dieſen Gegenſtand tiefer verfolgten, bald die Entdeckung machten, daß die meiſten Metalle denſelben Geſetzen der Reduction, wie das Kupfer, unterworfen ſind.

Eine Entdeckung, welche ſehr viel dazu beigetragen hat, die Galvanoplaſtik von ihrem Urſprung an zu verbreiten, verdanken wir Herrn Murray. Er macht die Bemerkung, daß die nicht leitenden Körper dennoch eine Metallablagerung aufnehmen können, ſobald ſie mit einer Schichte Graſit überzogen werden. Dieſes Verfahren verbindet mit großer Einfachheit auch große Vollkommenheit. Die erſte Anwendung dieſer Entdeckung wurde im Jahre 1840 gemacht.

Andere Männer, wie z. B. Sally und Spencer, haben ſpäter Verfahrungsarten angegeben, um auf nicht leitende Körper einen metalliſchen Ueberzug aufzutragen, wodurch ſie geeignet werden, den Niederſchlag vom reducirten Metalle aufzunehmen.

Die erſten Verſuche wurden zuerſt mit Gypsmodellen angeſtellt, die man metalliſirte, indem man ſie entweder mit Blattgold überzog, oder mit der Auflöſung eines Metallſalzes, welches ſpäter durch verſchiedene chemiſche Reagentien in den metalliſchen Zuſtand reducirt wurde. Es war damit ein doppelter Nachtheil verbunden; denn einmal zerſtörte eine metalliſche Schichte auf dem Gipſe, wie dünn und wie gut vertheilt ſie auch war, doch unvermeidlich die feinen Linien der Graairung; aber außerdem hatte die große Poroſität des Gipſes und ſeine Abſorptionsfähigkeit zur nothwendigen Folge, daß, ſobald man ihn in eine Flüſſigkeit tauchte, ſeine Maſſentheilchen ihren Zuſammenhang verloren, und war das Modell einmal verändert, ſo mußte auch die Copie unförmlich werden. Dieſem Uebelſtande wurde durch den glücklichen Gedanken Herrn Smee's abgeholfen, indem er auf ein Verfahren aufmerkſam machte, welches zwar allen Modellirern ſchon bekannt war, nämlich dem Gips ſeine Einſaugungsfähigkeit zu nehmen. Herrn Smee verdanken wir auch große Vervollkommnungen in der Darſtellung der Modelle aus Harz und Wachs. Um nun endlich in Betreff der Modelle nichts zu übergehen, muß man auch derer erwähnen, welche nach dem Verfahren des Dr. Baettger aus einer leichtſchmelzenden Legirung erhalten werden, ſowie auch endlich der verſchiedenen Arten des Abklatſches durch Compreſſion, durch Stoß oder durch Schmelzung.

(Schluß folgt.)

Der Königin Ehre.

(Fortſetzung.)

II.

Laſſen Sie mich, Sie verſuchen umſonſt mich zurückzuhalten, ſagte ein ritterlich und reich gekleideter junger Mann zu Petrarca, mit welchem er in der Nähe des Neapler Schloſſes, obwohl an einem wenig betretenen Platze, in angelegentlichem Geſpräche ſtand.

Sie ſtürmen in Ihre Gefahr, gnädigſter Herr, ſtellte Petrarca vor. Vor einigen Stunden war ich Zeuge einer heftigen Scene, in welcher König Andreas ſeine Eiferſucht und den Haß, den er gegen Sie nährt, vor ſeiner Gemalin und vor mir ausſchüttete. Er weiß um Ihre Rückkehr, er kennt Sie als den Jugendgenoſſen der Königin und argwöhnt Einverſtändniſſe zwiſchen Ihnen und ihr.

Wie ungerecht, wie grundlos! ſprach der Herzog Karl von Durazzo, denn er war dieſer Ritter. Seit fünf Jahren bin ich von Neapel abweſend. Als ich von hier fortging, war Johanna beinahe noch ein Kind, ach ein holdes, ſüßes Kind, deſſen Bild mich auch über die Schwelle des Jünglingsalters begleitet hat, und noch jetzt wie ein Stern über meinem Leben ſteht. Mehrmals ſendete ich aus Frankreich und Deutſchland ihr Briefe; als Geſpielen ihrer Kindheit, als Blutsverwandter hatte ich ein Recht dazu. Und dennoch wartete ich vergebens auf eine Antwort, ja, auf einen Gegengruß.

Sie war ſchon damals die Verlobte ihres jetzigen Gemals, bemerkte Petrarca ernſthaft; Pflicht und Sitte verboten ihr eine Correſpondenz, die zu Mißdeutungen hätte führen können. Andreas befindet ſich in einer krankhaften Aufregung; das lange Harren auf die Krone verſetzt den armen Fürſten in die gereizteſte Stimmung, in welcher er überall nur Feinde und Schuldige erblickt. Bei ſpäterer ruhigerer Faſſung wird er vielleicht den ungerechten Verdacht, den er jetzt gegen Sie und die Königin hegt, bereuen; aber im gegenwärtigen Augenblicke iſt er gefährlich, furchtbar. Ich weiß, mein Herzog, daß er ſeine Paſten ausgeſtreut hat, um jeden Ihrer Schritte zu überwachen; dieſe Wächter könnten Ihnen in übertriebener Dienſtesbefliſſenheit leicht verderblich werden. Hüten Sie ſich, Herzog, betreten Sie dieſes Schloß nicht eher, als bis Sie es mit Sicherheit thun können.

Sie ſind ein Mann des Friedens, Meſſere Petrarca, ſagte der Herzog von Durazzo lächelnd; Ihnen darf man ſchon geſtatten, furchtſam zu ſeyn; ich aber bin ein Fürſt und ein Ritter und werde mir von jenem eiferſüchtigen Fremdling nicht verwehren laſſen, dieſes Schloß zu betreten, in welchem mein Rang und meine Abſtammung mir ein Heimatsrecht erworben haben. Mich drängt es die Königin zu ſehen; ich muß ſie ſprechen, vielleicht iſt ſie unglücklich und bedarf eines beſchützenden Armes. — Ich fürchte keine Gefahr und hier gibt es auch keine Gefahr für mich; der Name Durazzo iſt in dieſem Palaſte ein Schild, dem keine Feindeshand etwas anhaben kann. Sie ſchütteln den Kopf Petrarca? Nun gut; damit Sie ſehen, daß ich Ihre, ob auch ungegründete Sorge um mich mit Dank erkenne, werde ich das erſte Mal das Schloß im Geheimen und unerkannt betreten. Sein neuen Kinderjahren kenne ich jeden unbewachten Winkel, jeden verborgenen Gang in dieſem Schloſſe; ich werde unbemerkt zu den Zimmern der Königin gelangen, ſie wird, ſie muß mich hören, und meine Ritterdienſte annehmen. Aber nur dieſes eine Mal, hören Sie — Petrarca — nur dieſes eine Mal werde ich es über mich gewinnen, im Dunkeln zu ſchleichen, wogegen mein ganzer Stolz ſich empört. Von morgen an werde ich offen handeln, werde, wenn es gelten ſollte, dieſem Andreas unvermummt gegenüber treten und ihm ſagen, wie weit die Rechte unſerer Königin gehen und wo die ſeinigen aufhören.

Er drängte Petrarca zum Fortgehen. Dieſer entfernte ſich ungern und zögernd.

Der Herzog von Durazzo drückte ſein von Federn beſchattetes Baret tiefer in die Augen, und verhüllte den untern Theil ſeines Geſichtes in den Mantel, den er enger um ſich ſchlang. Sein Augenmerk richtete ſich auf eine aus früheren Zeiten ihm wohlbekannte kleine Thür, die an einem nicht ſehr ganghaften Seitenbau des Schloſſes zwiſchen dicken Strebepfeilern ſich verbarg, und nur durch labirinthiſch ſich kreuzende, bloß Wenigen bekannte Gänge, in den Haupttheil des Palaſtes führte. Er blickte vorſichtig um ſich und wollte ſchon auf die Thür zugehen, als er hinter einem jener Pfeiler einen vollſtändig gepanzerten Ritter gewahrte, der, in einfacher ſchwarzer Rüſtung und mit geſchloſſenem Viſiere, unbeweglich, wie ein gedunkeltes Bild von Erz, auf ſeinem Platze ſtand.

Etwas überraſcht trat der Herzog zurück und war einen Moment zweifelhaft, was er thun, und ob er, unter ſolchen Umſtänden, ſein Wagſtück nicht lieber auf eine gelegenere Zeit verſchieben ſollte. Doch gewöhnt, von einem einmal gefaßten Vorſatze ſchwer abzugehen, und Hinderniſſe meiſt nur der Einbildung beizumeſſen, ſah er das Erſcheinen des Ritters blos als etwas Zufälliges an und ging, ſchnell entſchloſſen, geradeswegs auf den Unbekannten zu, der bei ſeiner Annäherung eine leichte Bewegung machte.

Ritter müſſen einander helfen, auch wenn ſie ſich nicht kennen, ſagte er unbefangen und mit dem einnehmenden Weſen, welches ihm zu Gebote ſtand. Nur liegt daran, ungeſehen in das Schloß zu kommen und mich vor Lauſchern ſicher zu wiſſen. Erzeigen Sie mir die Liebe, mein ſchwarzer Ritter, dieſen Eingang ſo lange zu bewachen, bis ich zurückkomme. Sie ſollen nicht lange auf mich warten dürfen. Zählen Sie dafür, in jedem Falle, auf die bereitwilligſten Gegendienſte des Herzogs von Durazzo.

Bei dieſem Namen machte die Hand des ſchwarzen Ritters eine Bewegung, als wolle ſie zum Schwerte greifen.

Der Herzog bemerkte dieſe Bewegung nicht und fragte arglos: Wollen Sie?

Nein! ſprach der Angeredete dumpf in ſein Helmviſier hinein.

Und warum nicht? fragte der Herzog verwundert und etwas bitter. Verzeihen Sie, ich habe mich in Ihnen geirrt. Ich ſprach Sie um dieſen Manneredienſt an, weil ich Sie für einen Ritter hielt. Aus Ihrer Weigerung entnehme ich, daß Sie keiner ſind.

Er wendete ſich zum Gehen.

Halt! ſagte der Angeredete dumpf, wie vorher, und mit einer gebieteriſchen Haltung.

Des Dichters Traum.

Ein Fantaſie- und Nachtſtück.

Dichter ſind von jeher — Träumer, daher es Leute gibt, welche die — aufgeweckten Dichter gar nicht als Dichter gelten laſſen wollen, und nur eine ernſte, düſtere, aber gar grauenſelige Muſe anerkennen, die heitere, lachende aber in die Reihe der bloßen geſellſchaftlichen Unterhaltungsmittel ſtellen. Und es iſt doch den Leuten ſchon oft genug geſagt worden, ſowohl von Humoriſten, die uns zum Weinen bringen, wie von Tragikern, die uns zum Lachen reizen, daß der »Humor durch Thränen lächelt!« — Mein Gott! Es iſt oft ſo ſchwer, und es gehört ein weit feiner blickendes Auge dazu, als man glaubt, um immer zu erkennen, ob Thränen vom herzlichen Gelächter oder vom tiefſten Schmerze herrühren! —

Auch in obigem Fantaſiegemälde ſind, um mit Goethe zu reden, »Weinen, Lachen, Luſt und Schmerz — Geſchwiſterkinder«. — Da aber dieſe wunderliche Sippſchaft ſchon mehr als einen Menſchen im Leben konfus gemacht hat, ſo glaube ich, wird es nicht unlieb erſcheinen, wenn ich dem freundlichen Beſchauer ein bischen an die Hand gehe und den Traumdeuter mache.

Denke Dir, der Dichter hat ſein Werk endlich vollendet. Der fünfte Act iſt fertig! Wee der dieſer Zeit, welche die Kürze, die Schnelligkeit zum Princip gemacht, fünf Acte ſchrieb, bei dem iſt es kein Wunder, wenn ihm der Kopf ſchwer wird, wenn er ihn in Folge der Anſtrengung, und in Vorahnung kommender Bedrängniſſe ſinken läßt! Das iſt die beſte Gelegenheit, um in Traume zu verſinken, was der Zuſchauer auch ſehr wohl benutzte, um nun über dem glühenden Dichterhaupte die dunkelſten Traumgeſtalten heraufſteigen zu laſſen, ſcheinbar in toller Vermiſchung, aber, Gott ſei's geklagt! es liegt Methode, ſehr viel Methode in dieſem Wahnſinn! —

Da rauſchen ſie feierlich heran, die ſchönen, roſigen Dichterhoffnungen! Sie ſind ein zartes Gewebe aus Duft und Licht und Harmonie, und jeder Tropfen Blut in dem Dichterherzen brauſt auf wie Champagner, der jubelnde Toaſte illuſtrirt!

Da naht zuerſt des Dichters Genius mit zwei Kränzen, dem Dornen- und dem Lorbeerkranze, denn auch dieſe ſind wie »Luſt und Schmerz« von jeher Geſchwiſterkinder! Freilich ſpeit die Kritik, dieſes Ungeheuer mit den vielen Augen, von denen jedes ſeinen Gegenſtand von einem »andern Standpunkte« aus betrachtet, Feuer und Flammen über die Bekränzung, und ſo bleibt nur die Dornenkrone in der rechten Richtung; während der Lorbeer etwas zur Seite geſchoben wird, vielleicht um von der — Nachwelt gehörig placirt zu werden; aber gerne läßt ſich der Dichter die Dorne in die Stirne drücken, wenn ihm doch auch der Lorbeer winkt. Doch fehlt es nicht an Anerkennung. Des Dichters Bildniß prangt in den Schau-Fenſtern der Kunſthandlungen, Müßiggänger haben dadurch eine neue Veranlaſſung gefunden zu gaffen; ſeine Büſte wird von einer wandelnden Walhalla, einem Gypsfigurenhändler, durch die Straßen gefahren; ein »Feſteſſen« duftet aromatiſch durch die Lüfte; die durch »Subſcription« vervielfältigte Büſte des Dichters ſteht als Zierde auf den Oefen in eleganten warmen Geſellſchaftszimmern und Salons, während vielleicht der Dichter ſelber bisher oft ſchon in der Verſuchung war, ſeine Manuſcripte in den eiſernen Wandofen ſeiner Dachſtube zu werfen, um nicht zur Gefahr des Verhungerns auch jene des Erfrierens zu fügen! — Liebliche Rendez-

vous-Briefchen flattern duftend heran, denn die Damen sind von jeher Freundinnen der Dichter, und ihre Beglückerinnen, so lange sie nämlich nicht an Dichter — verheiratet sind. Widmungen kriechen herbei, Heirathsanträge kommen, — jedoch wie Einige wissen wollen, jetzt nur nach gemachten Tantieme-Berechnungen. Verleger beugen sich vor dem Dichter, worunter jedoch den Verlegern gewiß innerlich, — wie der Zeichner natürlich äußerlich andeutete — die Haare zu Berge stehen . . . . . .

. . . . . .

der Dichter jubelt!

Nun kommt das zweite Janusgesicht des Bildes.

Der Pegasus macht eine Wendung, — der Reiter stürzt — das edle Roß stürmt allein auf den Parnaß hinauf, — auf dessen Spitze ein Tempel steht, den der Zeichner unbegreiflicher Weise so klein und enge darstellte, daß ich nicht begreifen kann, wie z. B. die 50.000 Schriftsteller, die nur allein in Wien leben, da drinnen Platz haben sollen! — die Nähe, in welcher sich des Dichters Rettungsanker von dem »Dramaturgen« befindet, läßt annehmen, daß dieser vielleicht daran Schuld sei, und den Pegasus — sich en gemacht habe. Deutlich ist das aus dem Bilde nicht zu entnehmen.

Gräßlich aber ist die Operation, welche die schwerfällige Dramaturgen-Schere an des Dichters Manuscripte vornimmt!! Alles was dem Kopfe angehört, wird »kurzweg« abgeschnitten, aber bald fehlen dem Werke auch »Hand und Fuß«! Warum übrigens der Dramaturg eine Kopfbedeckung erhielt, die einer »Schlafhaube« wie ein Ei dem andern gleich sieht, das vermag ich nicht zu enträthseln! —

Nahe am »Dramaturgen« befinden sich Wölfe und Raben, welche immer in großer Gesellschaft ziehen, und die Urbilder der Cliquen und Cameradschaften sein dürften. Löwen, und andere edlere Raten lieben das heerdenweise Leben nicht! — Es ist aber unnöthig, daß der arme Dichter von diesen hungrigen Schaaren angehenlt und angeächzt werde, — die »unparteiische« Kritik hat ihn ohnehin schon durchbohrt, — zu dem hält ihn die moderne Laokoons-Schlange: Theaterdichter-Contract, so gefesselt, daß er sich nicht rühren kann, wenigstens nicht so wie er's könnte und möchte! — Zum Schlusse tritt noch das gleißnerische Geisenk: die Tantieme, auf, höhnisch den Dichter lockend, gleichzeitig aber auch dessen Gläubiger, von denen der Zeichner ungerechterweise den Schuster zum letzten machte, der doch der erste sein sollte, denn wie viel Sohlen der Dichter zerriß, bis er das Stück zur Aufführung brachte, das kann man sich kaum vorstellen! — Ihr seid aber Alle getäuscht! Glaubt nicht an diese vollen Tantiemen-Beutel! Ihr meint, daß wenigstens Hunderte von Dukaten darinnen seien? — Ja öffnet nur! Ihr findet höchstens 4 fl. 30 kr! — . .

. . . . . .

Ist das nur ein Traum, oder Wirklichkeit? das geht auf Eines hinaus, denn es ist »der Traum ein Leben, das Leben ein Traum!«

Dr. Marzroth.

Etwas von Löffeln.

Ein Scherz, der aber auch ernsthaft genommen werden kann.

Von E. Straube.

Was man mitunter für wunderliche Einfälle hat.

Da hab' ich neulich in den Zeitungen von einem verkannten finanziellen Genie gelesen, das irgendwo im Auslande lebt, und welches von der fixen Idee geplagt ist, ein Geheimniß zu wissen, wie unseren Geldverhältnissen mit Einem Schlage und sicher abgeholfen werden konnte. Der Mann soll unserer Regierung wiederholt diese seine staatsökonomische Revalenta Arabica — versteht sich gegen Prämie — angeboten haben; aber man wollte die Katze nicht im Sacke kaufen, und so bleibt denn fortwährend jenes glorreiche Licht unter den Scheffel gestellt.

Ich für meinen Theil verstehe nichts vom Finanzwesen; aber ich glaube, das Arcanum jenes Ausländers wird am Ende ein Columbus-Ei sein, das hinterdrein Jeder begreift, wie etwa z. B. der Rath, eine artesische Zwanziger- oder Thaler-Quelle zu entdecken, aus welcher Tag und Nacht die geprägten Silberlinge laufen, so daß man nur die Säcke unterzuhalten und sie gefüllt wegzuführen braucht; das wäre unstreitig die raschteste und sicherste Hilfe, eine wahre Panacee für das Geldübel, an welchem jetzt die meisten europäischen Staaten laboriren. Das Mittel würde überdieß wenig Kopfbrechen kosten und nur geringe Regie-Auslagen verursachen, ein Vorzug, der am Ende auch nicht zu verachten ist. Leider steht aber zu befürchten, daß ein solcher Brunnen sorgfältig geheim gehalten werden würde, am allersorgfältigsten von Ausländern, die für Oesterreich meist nur guten Rath haben und dafür unser Bischen gutes Geld holen möchten!

Beim Nachsinnen über diesen Gegenstand fällt nun auch mir etwas ein — zwar keine Universal-Medizin, aber doch ein nicht übles Hausmittelchen — das ich hier mittheile, ohne mir eine Prämie dafür zu bedingen.

Silber! Silber! so heißt das große Postulat, dessen Erfüllung unserer Valuta-Drangsal ein Ende machen könnte; aber woher nehmen und nicht stehlen?

Das vormalige Silberbergwerk am Kahlenberge nächst der sogenannten »Wildgrube« von Neuem bebauen, dürfte mißlich genug ausfallen; sich eine Wünschelruthe zu schneiden, welche verborgene Schätze weist, gehört eben auch nicht zu den verläßlichsten Sperulationen; und den Stein der Weisen zu finden, welcher alle unedlen in edle Metalle verwandelt, ist eine Sache, mit der man wenigstens um ein Jahrhundert zu spät kömmt; was also sonst? —

Es gibt eine Mine, deren köstliche Ausbeute noch niemals versiegt ist, eine Wünschelruthe, deren Kraft sich immer gleich bleibt, einen Stein der Weisen, dessen Wirkung sich nie verläugnet hat, und das ist — der Patriotismus, dieser unerschöpfliche Born, welchem in Oesterreich noch Keiner auf den Grund gesehen hat; er ist wie ein Meer, das man mit dem größten Eimer der Welt nicht ausschöpft, geschweige denn mit Löffeln?

Mit Löffeln? ja, ja, lacht nur über den schlechten Witz; sucht indessen das Körnlein, welches darin steckt, und beherzigt es; man nimmt ja auch die Arznei mit Löffeln und zuletzt wird die Genesung durch sie gewonnen!

Gebe also Jeder den Staats-Finanzen einen Löffel ein; sie werden im schlimmsten Falle mindestens einige Besserung davon verspüren.

Ich meine das so:

Seitdem die edlen Metalle sich immer mehr über die Erde verbreitet haben, hat sich ihrer außer den Münzstätten auch der Luxus bemächtigt; kostbare Geräthschaften sind in alle Kreise gedrungen, und wer weiß, ob nicht — namentlich an Silber — mehr in Eßbestecken, Leuchtern, Vasen und sonstigen Prunksachen, als in geprägten Geldstücken, vorhanden ist; von diesem Ueberflusse nun zapfe sich Jeder freiwillig ein Tröpflein ab und —. dem Vaterlande wurde geholfen sein!

Nehmen wir beispielsweise die Löffel!

Es gibt gewiß kein auch nur mäßig reputirliches Haus, in welchem nicht ein ganzes oder ein halbes Dutzend Silberlöffel als Prachtstück der Einrichtung vorhanden sind; daß nur Ein solches Eßwerkzeug da ist, dürfte zu den Seltenheiten gehören, dagegen selbst mancher solide Garçon zu finden sein, welcher seinen künftigen Hausstand auf Silber zu bauen angefangen, d. h. sich einen Silberlöffel aus seinen Ersparnissen angeschafft hat, mit welchem er in den Stunden behaglichen Daheimseins anmuthig kokettirt und die res parva domus im Geiste sich mehren und anwachsen sieht. In allen diesen Löffelchen und Löffeln steckt eine Art von silbernem Californien, dessen Diggings nur ausgebeutet werden dürfen, um einen ergiebigen Schatz zu bilden.

Wie wär's nun, wenn jeder Besitzer von solchen Löffeln ein Stück auf den Altar des Vaterlandes niederlegte? Diejenigen, welche Dutzende besitzen, brauchten ihrer Großmuth im Spenden keine Schranken zu setzen; aber es genügte auch schon die Einheit, deren Gesammtertrag man mit einer Million von Löffeln schwerlich überschätzen würde — und diese nun zur Vermehrung der Silberbarren abgeliefert, würde einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die Ausgleichung des Barvorrathes mit dem Werthpapier ausüben, und eine Besserung der Valuta im Gefolge haben müssen! Das ist so mein Finanz-Arcanum, für dessen Preisgebung ich übrigens kein Portefeuille in Anspruch nehme.

Aber ach — wird Mancher seufzen: das heißt ja mein (ganzes oder halbes oder Viertel-) Dutzend zerreißen! mein Prachtstück hingeben!

Allerdings: doch der Lohn im Innern würde solchen Verlust vollauf ersetzen, beim Anblicke jedes eigenen oder fremden Silberlöffels würde der Gedanke an das gebrachte patriotische Opfer sich wohlthuend erneuern, das Herz mit Befriedigung füllen und höchstens das Bedürfniß stacheln, die entstandene Lücke durch weise Oekonomie baldigst wieder zu ergänzen; — Eines wie das andere eine ersprießliche, die innerliche Förderung bezweckende Wirkung!

Ich überlasse es besseren Leuten, den Gedanken weiter auszuführen; aber treuen würde es mich, wenn Alle, welche die Mittel dazu haben, beitrügen, ihn unter das Publicum zu bringen und zu beherzigen. Es handele sich um etwas wirklich Gemeinnütziges, und dazu anregen kann Jeder, wenn er auch nicht die Weisheit mit Löffeln gegessen hat!

Will Jemand die Sammlung eröffnen; mein Löffel steht zu Diensten!

Digitized by Google

Eine Beſteigung des Stefansthurmes.

Warum beſteigen wir ſo gerne die Höhen, mag ſie nun die Natur mit feuriger Hand gegen Himmel geſchlendert haben als Berge, oder des Menſchen Fleiß, der dem kühnen Entwurf des Genius kopfſchüttelnd wie ein Greis dem Jünglinge folgt, für mühſam aus zuſammengetragenem Geſtein zu Thürmen emporgerichtet haben? — Alles Beſtreben des Menſchen geht dahin, das von Natur Horizontale verneint, das Verticale horizontal zu machen! Indem er das Horizontale gipfelt, bäumt er ſich ſelber aus der gleichgültigen Breite des Lebens empor; indem er das Verticale ebnet, empört er ſich gegen die Mutter Natur, die aus allzugroßer Zärtlichkeit oder vielleicht aus Spottſucht dem ſchwächlichen Kinde die Mühe erſparen wollte, die Leiter in den Himmel zu bauen — Gott hat voller Gnade dem Jakob im Schlafe die Himmelsleiter gezeigt, aber als die Menſchen auf der Ebene in Schinar ſelber Hand anlegten, um wachend hinanzuklettern — da machte er's nicht leiden und er verwirrte ihre Sprache. Es iſt eine große Frage, ob der Thurm zu Babel der gothiſchen Bauart angehörte, — wir ſind freilich darüber ganz im Klaren — denn der Stefansthurm hat uns in einer ſehr geheimen und vertraulichen Unterredung unter vier Augen entdeckt, er ſei der babyloniſche Thurm! ich ſollte aber ja reinen Mund halten, »denn du glaubſt gar nicht,« ſagte der gute Alte ſehr leiſe in mein Ohr, »wie ich immer in Gefahr lebe, entdeckt zu werden! — Ich baue auf die Discretion der Menſchheit, der ja viel daran liegen muß, daß das Geheimniß unter uns bleibt!« — Wir haben vorhin gefragt, warum man gerne die Höhen erſteigt? Gewöhnlich, um ſich aus dem verſchlungenen Knäuel des Lebens heraus zu retten, und dann oben mit gelaſſener Hand wie Zeus den entwirrten Faden aufzunehmen und um das Haupt eines Gipfels zu winden! Aber noch ein anderer Reiz lockt uns hinauf, — es iſt der Reiz — uns hinabzuſtürzen — die Erwedoklesmuth, an das mächtig pulſirende Mutterherz der Erde, von magiſchen Banden gefeſſelt, zu ſinken und an ihrem Buſen mit langen heißen Zügen die ſüße Milch des Daſeins zu trinken, die uns auf dem weiten Wege durch die Millionen Adern herauf an die Oberfläche vertrocknete, ſo, daß wir abgezehrt wurden am Fleiſche. — Wer weiß, ob das nicht der geheimnißvolle Tod des Propheten auf dem Berge Nebo geweſen? Vom Gipfel zeigte ihm der Finger des Herrn eingeſchr die Lande, wo Milch und Honig floß, mit einem Blicke ſaugte er die Fülle der Erde ein und — ſtarb — kein Mann in Iſrael hat je ſein Grab geſehen! — Wir ſehen einen Jüngling eingehen in die Sakriſtei des Stefansdomes, ein Mädchen empfängt ihn kalt, denn ſie iſt es gewöhnt, daß man ſo nächtig iſt, ſich den Athem abzulaufen, bei Gefahr, Hals und Bein zu brechen, eine Stunde klettert, um oben mit Frau Eule und Herrn Uhu zu konverſiren. Sie ſagt, der Führer werde bald kommen. Jener ſetzt ſich auf die unangeſtrichene hölzerne Bank und zieht ein Büchlein aus der Taſche. — Es iſt Göthes italieniſche Reiſe! Mit zitternder Handblättert er darin, als ob er zu ſeinem Entſchluß ſich erſt recht entſchließe, als ob er in den Todesbächen die letzten Giftstropfen aus der farbenprächtigen Pflanze der Göthe'ſchen Individualität preſſen wollte — Gift? Gothe und Gift? fragt ihr — ja — der Geſunde ſaugt Leben aus ihm, der Kranke Geneſung — der Siechc, der Todſiechc aber den Tod! Nicht umſonſt heißt es, wer die Gottheit ſehe, müſſe ſterben! wer der Sonne in das Angeſicht blicke, werde blind! Der gottbegeiſterte Seher darf mit Gott ſprechen, das Adlerauge in das ſtrahlende Antlitz der Sonne ſchauen — aber wehe dem geiſtig oder körperlich Halberblindeten, der Eines oder das Andere wagte! Jener Jüngling ſah mit Schaudern Göthes großes, ſtilles, feneriges Auge auf den Objecten ruhen, ſich in dieſelben eingraben, als wie die Biene in den Honigſchooß der Blume; — er ſah mit ſchmerzlichen Thränen, wie aus den Marmorwerken die Alten mit Geiſterhänden hinausgriffen und dem Genius des fremden Gaſtes die noch gebundenen Fittige löſten, daß er ſie freudig ſchlug und um ſo tiefer in den antiken Spiegel ſich verſenkte, wie der Schwan, der mit gehobenem Flügel auf leuchtender Woge einherzieht, oft ſtille ſteht, ſein göttliches Bild in ruhiger Flut zu betrachten! — Wer wird es einem andern Schwane, der ſich am trocknen Ufer mit abgeſchnittnem Fittig in einem Käfig jenem herrlichen Bruder gegenüber ſieht, verargen, wenn er ſein Schwanenlied durch die Lüfte erzittern läßt, wie eine langgezogene Klage gegen die Welt, wie die goldene Furche, die jener Beglückte hinter ſich läßt, über welcher die Wogen des Todes zuſammenſchlagen! Das iſt die einzige Genugthuung für den Geiſt, der ſich ſelbſt verlor, wie der Vogel Phönix ſeinen eigenen Scheiterhaufen zuſammenzutragen und wenn die goldene Flamme des Todes lodert, eine letzte Hymne der reinen, vollen, ganzen Menſchheit zu ſingen, deren Verluſt er nicht überleben möchte! — Das Mädchen ſah dem Jüngling oft in das bleiche Angeſicht. Der Führer kam; ein altes Männlein, voll Freundlichkeit, dem »Euer Gnaden« wie Honig von den Lippen floß. Sie ſtiegen hinan; der Führer erzählte die Geſchichte des Thurmes, unterließ es nicht mit Jahreszahlen und Namen herumzuwerfen, zeigte gewiſſenhaft die Feuerbrände, die vom Thürmer herablaufen, die große Glocke, aus Türkenkugeln gegoſſen, mit Kreide auf allen Seiten beſchrieben von Leuten, die ſich gar zu gerne auf die leichteſte Weiſe unſterblich machen möchten — er benützte jedes Luftloch, durch das ein Zugwind ſtrich, ein Stückchen Ausſicht einzufangen, und ließ endlich, da er bemerken mußte, daß alle ſeine Notizen buchſtäblich in den Wind geſprochen waren und der junge Mann, die Augen nur auf die ſchmalen Stufen gerichtet, ſtumm und ernſt emporkletterte, als gälte es, noch heute den Sitz der Engel zu erklimmen, den Thoren allem laufen, indem er ihm einen ziemlich dicken Strick in die Hand gab, der ihn über die dunklen Treppen hinaufführen ſollte, wie ein maſſiver Ariadnefaden. Immer enger und ſteiler wurden die Stufen, die Finſterniß nur durch einzelne Lichtblicke unterbrochen, einiam hallten ſeine Tritte, wie die Abadonas, der aus den ſchwarzen Irrgängen der Hölle einen Weg zurück in den Himmel ſuchte. Das Gekrächze des Nachtgevögels begleitete ihn und wie ein Blinder am Gängelbande richtete er ſein Auge nach Oben. Warum hielt er ja ängſtlich den Strick? Warum ließ er ihn nicht los? Jetzt war er beim Thürmer angelangt; da zeigte man ihm die Uhr, welche ein äußeres und ein inneres Zifferblatt hat, wie der Menſch ein äußeres und ein inneres Auge; tief unter ſich ſah er die Stadt, Paläſte zuſammengeſchrumpft zu Hütten, Menſchen zu kriechendem Gewürm — in der Ferne glitzerte der Thurm von Hamburg und die ungariſchen Berge griffen in den Himmel — auf der andern Seite das anmuthig geſchweifte Kahlengebirge mit manchem weißen Kirchlein oder leicht hingeklebten Häuschen — und in der Nähe überall die Stadt — lange brütete er ſo hin — endlich packte er den Thürmer beim Arme: »Freund«, ſagte er im vollen Ernſte, »wo iſt denn der Stefansthurm?« und glotzte dem Mann in's Auge, welcher lachte und um aus der Verlegenheit zu kommen, dem tollen Gaſte das Fremdenbuch präſentirte; dieſer nahm es mechaniſch und ſchlug es auf; eine Stelle fiel ihm in's Auge, weil ſie dreimal unterſtrichen war; er las:

»Ueberall ſiehſt du den Thurm, wenn du nicht weſt außer dem Thurme —
Alles, nur nicht den Thurm, ſiehſt du vom Thurme herab:
Kannſt du den Garn in der Welt mit Geiſtesaugen nicht finden,
Tröſte dich, Freund, denn du ſuchſt wohnend in Gott den Gott!«

Weiter unten ſtand:

»Weiſe bauten die Alten ſo ſchmale Stiegen herauf dir!
Einzelne wagen es nur, muthig zu klimmen empor!
Finſter auch legten ſie an die Schlangenwindung der Treppen:
Denn durch Finſterniß nur leiten die Pfade zum Licht!
Wer bequem und hell zu wandeln immer gedenket,
Bleibe am Fuße des Thurms, fern vom errungenen Licht!«

So ſüß mag das Leben im Buſen des todten Jünglings ſich wieder geregt haben, den der Heiland berührte, als es ſich in der kranken Seele unſeres Jünglings zu regen begann! Das iſt die unſterbliche Kraft des Geiſtes, daß jeder Krim aus ihm endlich in irgend einem Gemüthe aufgehen muß, wenn er auch noch ſo lange verſchloſſen gelegen! — Er ſtarrte wohl mehre Stunden in das Fremdenbuch — die ihm ſo wohlthätigen Zeilen trugen keine Unterſchrift, als wären ſie vom Finger eines guten Geiſtes eben für ihn hingeſchrieben worden! — Ein Windzug blies auf der Zinne und blätterte um — es war die nächſte leere Seite aufgeſchlagen — »Ja,« lispelte der tief bewegte Jüngling, »ja, holder Geiſt: auch ich will für einen betrübten Bruder einen Balſam bereiten!« —

Er ſchrieb:

»Rüſtig ſtieg ich empor, den ſicherſten Tod hier zu ſuchen,
Doch wie wuchs aus dem Tod ſchoneres Leben hervor!
Wag' es zu ſterben, wenn todt die Säfte des Lebens die ſtocken:
Selbſt am Wagniß des Tod's zündet das Leben ſich an!«

Eben regte die Glocke unter ihm ihre fernhintönende Zunge, ihm war's, als riefe ſie ſeine Verſe der Menſchheit zum Troſte herab, ſich gegenüber ſah er auf dem Giebel des Domes den goldenen Hahn, ihm ſchien er zu krähen, was die Glocke tönte, was vor ihm geſchrieben lag und von der Frühlingsſonne vergoldet ward, was in ſeinem Buſen wie Muſik wogte und wollte, was der reine blaue Himmel in heiterer Anmuth verkündete; was die Vögel ſangen und die Lüfte klangen: Es gibt keinen Tod!

Er ſprang auf und umarmte den Thürmer, wie einen alten Freund, der viel Leid und Luſt mit ihm erfahren, und rannte eilig herab, das Mädchen zu umarmen, das ihn ſo traurig geſehen, ſie hatte ihn ſchon lange vergeſſen gehabt. Er lief noch am ſelben Tage auf den Kahlenberg, um von da den Stefansthurm recht herzlich zu begrüßen. Nun las er nochmals auf duft'gem Berge in Göthe's italieniſcher Reiſe und ſein Herz lachte vor Wonne.

M. R.

Das Glacis der Wiener.

Ein Fremdee richtete jüngst in der Nähe des Waſſer-Glacis die Frage an uns: Wem dieſee prachtige ausgedehnte Garten gehöre? Wir antworteten ganz unbefongen: daß dieß nur ein kleiner Theil ſei, und von einem Kaffeeſiedee in Pacht beſtehe. Und wem gehört das übrige umfangreiche Gebiet dee herrlichen Anlagen? war die weitere Bemerkung, die wir ihm gehörig erläuterten.

Nachdem wie uns längere Zeit über den Werth ſolcher Erholungsplätze in der unmittelbarſten Nähe von Reſidenzen unterhielten, bedauerte dieſer Mann, daß der fatale Unfug geduldet weede, daß Buben und Mädchen, ſogar an dee Seite ihrer Eltern oder beaufſichtigenden Begleitung die Bäume in ihrer Blutezeit durch Herabſchlagen von Blättern und Zweigen ſo aeg mißhandeln dürfen, und fügte hinzu: es ſei doch betrubend, daß ſich wie überall an der Seite der Roſe die Dornen bemerkbar machen. — Gibt es etwas Schöneres, als eine unabſehbare Baumreihe im reichſten Blutenſchmucke, unter welchem die Stadt- und Vorſtadtbewohner taglich aus- und einwandeln und die erfriſchende Meegenluft einathmen! *) Kann es abee auch zugleich etwas Empörenderes geben, ols wenn Kindee ſchon in ihrer früheſten Jugend gewöhnt werden, fremdes Eigenthum, zugleich das köſtlichſte Geſchenk des Himmels, die herrliche Natur mißachten zu lernen, und wenn Voeübergehende, welche die Kleinen ermahnen, von den Erwachſeneu, denen die Aufſicht über ihre Angehörigen auvertraut iſt, noch für ihre Waenung die bitterſten Erwiedeeungen erfaheu müſſen, wie wie vor einiger Zeit ſelbſt Zeuge waren In Prag ꝛc. und eben ſo in faſt allen ausländiſchen Stadten ſind deeleu Anlageu unter deu Schuß des Publicums geſtellt, und am Ein- und Ausgange von Allem Warnungstafeln angebracht. Wie wohlthätig wirkt die in der Jugend eingeflößte Achtung des öffentlichen Eigenthums auf die fernere Bildung des Menſchen, und veredelt ſo nicht nur einzelne Indiviouen, ſondeen ganze Volker. Wie haben in Dresden und Leipzig nie ein ähnliches Beiſpiel voon Unart dee Kinder geſehen, und was ſind die dortigen Anſogen in ſo kleinem Maßſtabe gegen das prächtige Wieuer-Glacis!

Wäre es nicht für den Anfang wenigſtens ausführboe, Invaliden aufzuſtellen, bis das Publicum ſpäter ſelbſt die Wache übeenimmt, die Bäume und Blüten zu ſchüben, deeeu Genuß von den Behörden dem Publicum als gemeinſames Eigenthum zugedacht iſt? Nicht das Spielen und muntere Herumſpringen der Kleinen auf deu Raſenplatzen, das jedem Menſchenfreunde willkommen ſein wird, ſoll gehemmt werden, nue den Auswuchs, die muthwillige Beſchädigung ſoll mau zu beſeitigen ſtreben.

*) Bei dieſer Stelle möchten wie gerne noch eines anderen Uebelſtandes erwähnen, allein für dieß Mal begnügen wie uns gerne, wenn nue dieſer allgemein gehegte Wunſch Berückſichtigung findet.

Ueber Balthaſar Permoſer.

Zu jener, dem vorigeu Jahrhuudert eigenthümlichen Claſſe von Künſtlern, welche zugleich durch ihre Talente und Sonderbarkeiteu ſich auszeichneten, gehört auch der, ſeiuer Zeit berühmte Bildnee dee Statue des Prinzen Eugeu im Belvedere zu Wieu; Balthaſar Permoſee. Die Nachrichten über ihn ſiud ſpärlich, uud die Augaben, welche mau in vaterländiſchen Werken, namentlich in dee »öſterreichiſchen National-Encyklopädie« über ihn findet, groſſentheils falſch. Er war nicht 1650, ſondern den 3. Auguſt 1651 zu Kammer, einem unter das Gericht Trauenſtein gehörigen Dorfe, geboren. Ein Kind ſchlichtee Landleute, muſte re als Knabe das Vieh hüten, zeigte aber ſchon damals eine entſchiedene Neigung für die Kunſt, indem er Figuren auf ſeinen Hirtenſtab oder in anderes Holz ſchnitte. Sein Lehree in der Sculptrue war Weißenkirchner in Salzburg. Ein vierzehnjähriger Aufenthalt in Italien gob ihm Gelegenheit, ſich in der Kunſt immer mehr zu vervollkommnen. In Floreng machte er ſich durch verſchiedene Aebeiten in Elfenbein, die er für den Großherzog fertigte, ruhmlich bekannt. Nach Deutſchland zurückgekehrt, ging er zuerſt nach Berlin, das ebenfalls Werke von ihm aufweiſet, und von da, als Hofbildhauer des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Auguſt II., nach Dresden, wo er am 20. Februar 1732, im Alter von 81 Jahren, ſtarb. Ee ruht dore unter einem ſchönen Denkmale, das er für ſich ſelbſt gearbeitet hat; es iſt eine Maemorgenppe, die Abnahme vom Kreuze darſtellend.

Permoſer wae fromm, menſchenfeeundlich und launig; voenehmlich oder charakteriſirte ihn ein gutmüthig-eigenſinniger Künſtlerſtolz. Er trug, was damals ſelten, einen groſſen Bart, und ſoll zur Vertheidigung der Barte eine eigene Schrift verfaßt haben. Das von ihm aus Elfenbein gefertigte Bildniß einer vornehmen Dame zerſchlug er, weil ihr Gemal ihm die dafür bedungene Summe nicht vollſtandig auszahlen wollte. — Den König Karl XII. von Schweden, bewunderte er und hörte gern von deſſen Thaten erzählen. Auf die Aeußerung eines Gegners deſſelben, daß er doch das Standbild ſeines Helden meißeln möchte, antwortete Permoſer: »Recht geen; wenn ee nur nicht ſo eigenſinnig ware, und mir ſtande.« Als nun jener meinte, daß Beide mit einander aufheben konnten, erwiederte Permoſer: »Allerdings, denn er iſt König, und ich bin Künſtler!

Ein öſterreichiſches Fürſtenwort.

Als König Ferdinand I. von Ungarn und Böhmen einmal dem Herzoge Moriz von Sachſeu einen Beſuch abſtattete, ſtellte Letzterer ſeinem hohen Gaſte zu Ehren eine groſſe Jagd an, ließ, um möglichſt Raum für dieſelbe zu gewinnen, verſchiedene Häuſer niederreißen und befahl, was ihm in den Feldern hinderlich, gänzlich einzuehmen. Statt ſich hieedurch geſchmeichelt zu finden, äußerte der edle Habsburger Ferdinand ſein Mißfallen darüber, mit den Worten: »daß zwar Fürſten deegleichen Luſtbarkeiten zu vergönnen wären, weil ihnen geößere Sorgen und wichtigere Geſchäfte, als anderen Leuten, oblägen; doch müßten ſelbige nicht mit Schaden und Nachtheil Anderer angefangen und vollbracht werden.«

Nekrolog.

Am 22. Juni 1845 ſtarb in Wien ein in vielfacher Beziehung würdiger Mann und Künſtler, der, ſeiuee Zeit allgemein gekannt und geachtet, in ſpäteren Jahren durch eine neuee Richtung der Kunſt mehr in den Hintergeund geſtellt, und endlich durch manchen Kummer und Krankheit gebeugt, faſt vergeſſen von dee Welt, nur noch von Denen, die ihm nahe ſtanden, geehrt, ſtarb.

Joſef Mößmer wurde den 20. März 1780 in Wien geboren. Schon als Kind zeigte dee Hingeſchiedene in's Auge falleude Anlagen zu dem Beeufe, dem er ſich in ſpäteren Jahren voll Luſt und Liebe mit raſtloſer Thätigkeit widmete. Täglich übermachte der Knabe ſeinem Vater, Johann Mößmee, akademiſchem Kupferſtechee, eine kleine gelungene Zeichnung und ſteigeete ſo immee mehr deſſen Erwartungen. Unter dem damaligen Prof. Beand beteat er die Landſchaftſchule und gewann bald deſſen Liebe und Achtung, wodurch ee in den Zirkeln vertraunee Freunde deſſelben, als: Molitor, Rechbeegee und onderer geſchätzter Männee, eingeführt wurde. Vorzüglich war es Molitor, ols Menſch und Künſtler gleich hoch geachtet, der ſein ganzes inneres Lebeu an ſich zog und deſſeu Schulee ee wuede. Mit ganzee Seele hing er an dem Künſtlee, und es wae wahl einer dee härteſten Schickſalsſchläge, ols dee Tod ihm ſeinen unvergeßlichen Meiſtee im Jahee 1811 entriß. Untee Anleitung Rechberger's, Vorſtehees der Kunſtſammlung des Grafen Feies und ſpäter Galleriedirectoes Sr. kaiſeelichen Hoheit des Erzheezogs Carl, lernte er alle alten und neuen Werke kennen, ſchärfte dadurch ſeinen kritiſchen Blick und wurde bei ſeiner natürlichen Begeiſterung für alles Schöne Kunſtkennee und Kunſtſammler. Als Brand's Nachfolger, Profeſſor Jauſcha, im Jahee 1804 erkrankte, verſah Mößmer einige Zeit die Schule; da Profeſſae Jauſcha im Jahre 1809 abermals ſchwee erkrankte und nur mehe äußreſt ſelten die Schule beſuchen konnte, vertrat Mößmee proviſoeiſch die Stelle eines Profeſſoes. Im Jahee 1815 wurde ee oedentlicher Profeſſor und 1819 akademiſchee Rath. Mit welch' unermüdeter Thätigkeit ee ſeinem Amte voeſtand, iſt allgemein anerkannt, und viele geſchätzte Künſtler, die aus ſeiner Schule hervorgingen, geben über ſeine Tüchtigkeit als Lehrer ehrendes Zeugniß. Mit groſſer Liebe hing er an der Kunſt und opferte ſeine ganze Zeit für ſelbe. Seine Bilder ſiud mit großem Fleiße vollendet und duechdacht. Nebſt vielen Privatei beſitzeu die kaiſeeliche Gallerie und die fuſtlich Liechtenſteiniſche Galleeie Werke aus ſeinee beſten Zeit. Immer in dem Studium der Alten veetieft, ging ee ſeinen eigenen Weg und ſchloß ſich nicht an die neuree Geſtaltung der Kunſt, wa mehr die Natur zum Vorbilde dieute; und da hiemit eine neue Periode begann, ſo verſchwand er auch mehr im Strome des Zeitgeiſtes. Sein unermüdeter Eifer ſchwächte endlich ſein Nervenſyſtem; Kränkungen, als: der Verluſt eines hoffnungsvollen Sohnes in der ſchönſten Blutezeit, im Jahre 1835, dann der Tod ſeines innigſten Freundes, Rechberger's, 1841, nagten fortwährend an ſeiner Geſundheit, bis am 21. Juni 1842 ein Schlagonfall ſich einſtellte. Seine gute Natur ſiegte, und wieder hergeſtellt, verrichtete er ſeine Geſchäfte bis zum 21. April 1843. Von dieſer Zeit an wiederholten ſich abee dieſe Anfälle alle ſechs Wochen und ein langwieriges Leiden gönnte ihm wenig vergnügte Augenblicke mehr. Zwei Jahre verſtrichen in dieſem bedauernswerthen Zuſtande, bis ee am 22. Juni 1845 im 66. Lebensjahre dem Tode erlag und von ſeinee zahlreichen Familie nebſt ſeinen Freunden, Collegen und Schuleru zu ſeiner letzten Ruheſtätte begleitet wuede.

Herausgebee und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteue: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

MOOSE IM NATURSELBSTDRUCKE.

Eingesendet von Franz Aspöck in Linz.

1. Hypnum Crista castrensis L. 2. Hypnum mollascum. 3. Hypnum commutatum. 4. Hypnum uncinatum.

Beilage zu M. Auer's polygrafisch-illustrirter Zeitschrift „Faust“

Druck von M. Auer.

Digitized by Google

Originalselbstdruck.

Beilage zu M. Auer's polizeiamtlich-illustrirter Zeitschrift »Faust.«

Druck von M. Auer in Wien

Digitized by Google

Originalselbstdruck.

Beilage zu M. Auer's poligrafisch-illustrierter Zeitschrift »Faust.«

Digitized by Google

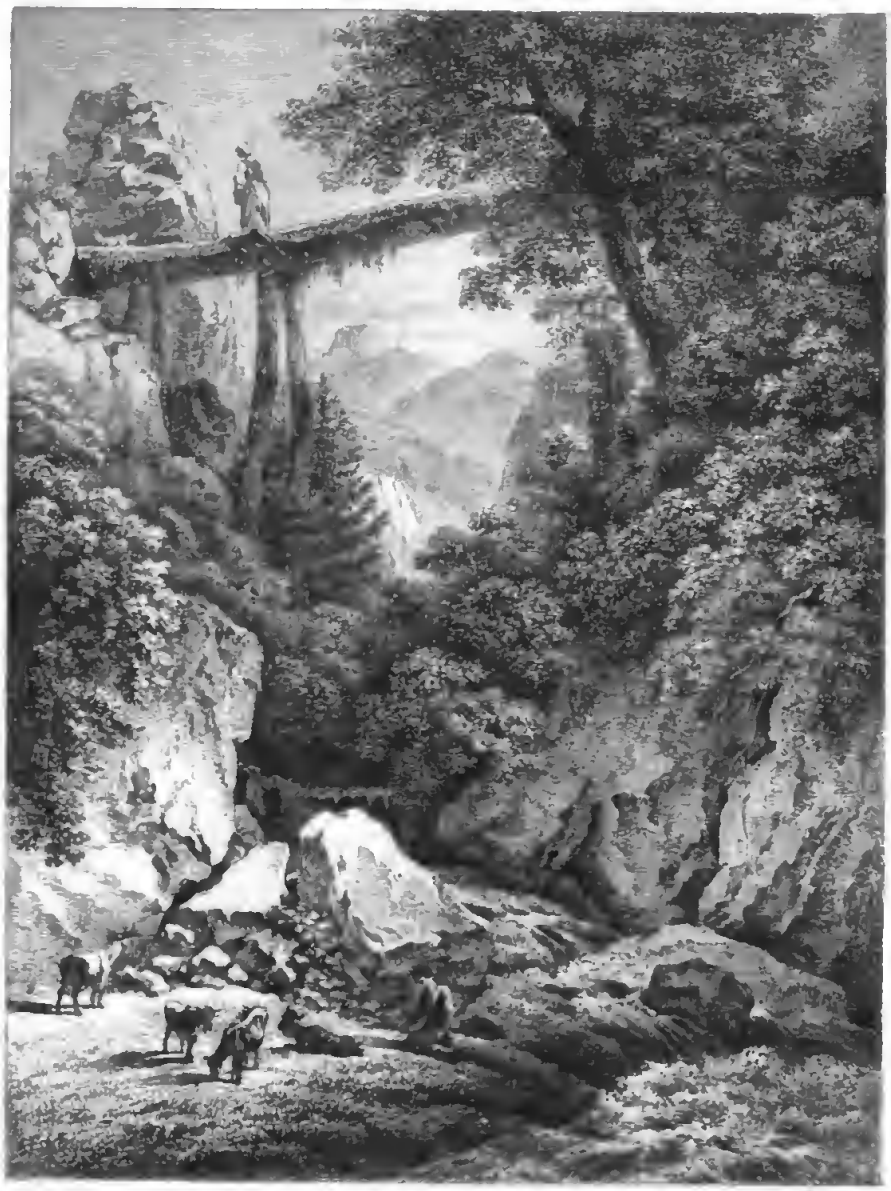
Originalselbstdruck.

Beilage zu M. Auer's poligrafisch-illustrierter Zeitschrift »Faust.«

Digitized by Google

EINE IDEALE LANDSCHAFT.

Radirung in Kupfer.



Beilage zu M. Auer's polygrafisch-illustrierter Zeitschrift „Faust."

Druck von Bergl und Auer

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.

Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.

Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.

Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.

Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.

Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Inhalt: Das Industrie-Ausstellungs-Gebäude in München. — Gedrängte Geschichte der Elektricität. (Schluß.) — Eine Guckkasten-Scene für ältere Kinder von einem Oberösterreicher. (Schluß.) — Der Kongzu Ehre. (Fortsetzung.) — Die Perlen. — Die läutenden Glocken. — Die Zwillinge. — Retrolog.

Artistische Beilagen: Das Industrie-Ausstellungs-Gebäude in München. (Zinkradirung und Umdruck.) — Ein Kroaten Vorposten. (Kupferdruck.) — Die Zwillinge. (Kupferstich.)

Nr. 5. I. Jahrgang. Wien 1854.

Das Industrie-Ausstellungs-Gebäude in München.

(Aus der Münchner Zeitschrift des Vereins zur Ausbildung der Gewerke.)

Mit einer Abbildung.

Der auf der V. General-Conferenz in Zollvereins-Angelegenheiten getroffenen Uebereinkunft gemäß hat alle zwei Jahre einer der verbündeten deutschen Staaten eine allgemeine Ausstellung für deutsche Gewerbserzeugnisse zu veranstalten. Noch der ersten Ausstellung im Jahre 1844 in Berlin erklärte die königlich-baierische Regierung ihre Absicht, zur nächsten in München abzuhaltenden, Veranstaltung treffen zu wollen. Dieses Vorhaben wurde im Jahre 1848 verhindert, gegenwärtig aber um so eifriger wieder aufgenommen, als durch den mit der kaiserl. österreich. Regierung abgeschlossenen Handelsvertrag eine vollständige Uebersicht über die gesammdeutsche Industrie ermöglicht ist, weßhalb diese Ausstellung eine sehr lehrreiche und für die Fabrikanten und Gewerbsleute sehr nützliche werden wird. Durch allerhöchstes Signae vom 2. Juli wurde die Abhaltung der Industrie-Ausstellung vom 15. Juli bis 15. October 1854 genehmigt und am 8. Juli die Ausstellungs-Commission ernannt. Eine der ersten Berathungen derselben bezog sich auf das Ausstellungsgebäude, welches allen vorausgegangenen Erfahrungen gemäß einen Umfang von wenigstens 4 bis 5 Tagwerken, oder 200,000 □′ Flächenraum darbieten muß. Da in München sich kein passendes Gebäude hiezu vorfand, und auch keines durch eine Erweiterung dazu tauglich gemacht werden konnte, so wurde die Nothwendigkeit zu einem Neubau erkannt, welcher wegen des kurzen Termines, der zur Herstellung gegeben werden konnte, und insbesondere wegen des zwischen der erfolgten Genehmigungs- und der bestimmten Vollendungszeit des Gebäudes in Mitte liegenden Winters von Eisen und Glas hergestellt werden muß.

Seine Majestät der König haben allerhöchst auszusprechen geruht, es solle darauf Bedacht genommen werden, daß das Gebäude wenigstens theilweise erhalten und stehen bleibe. Eine Hauptfrage nach diesem allerhöchsten Befehle war, auf welcher Stelle das Gebäude errichtet werden könne? Um hiebei überhaupt keinen Fehlgriff zu thun, mußte man vor der Wahl des Bauplatzes ermitteln, welche Eigenschaften derselbe haben sollte. Da das Gebäude in sehr kurzer Zeit hergestellt werden mußte, so erkannte man als das erste Erforderniß des Bauplatzes, daß er keine großen Hindernisse zum ungehindertlichen Beginne der Bauarbeit darbieten dürfe, daß er möglichst frei von Gebäuden und andern Gegenständen sein und einen günstigen Baugrund besitzen müsse. Ferner wurde sie nothwendig erachtet, daß der Bauplatz behufs des zahlreichen Besuches der Ausstellung in dem bevölkertsten Theile der Stadt oder doch nicht weit davon entferne sein solle, daß er eine anständige Umgebung habe, daß die Passage der Bevölkerung durch denselben nicht gehemmt und die Zu- und Abwege dahin erleichtert seien, daß das Industrie-Gebäude von bewohnten Häusern isolirt stehe, dasselbe durch eine Umzäunung wegen der leichtern Ueberwachung der Ausstellungsgegenstände von den übrigen Plätzen und Straßen abgeschlossen und dem Gebäude Wasser in reichem Maße zugeführe werden könne. Ueber zehn Plätze waren in Vorschlag gebracht, aber der eine war zu entfernt von der Stadt, der andere hatte keine würdige Umgebung, der dritte war wegen zu ungünstigen Baugrundes zu kostspielig und der nothwendigen Anforderung schnell zu bauen entgegen, ein vierter hemmte die Passage der Bevölkerung ꝛc. Endlich wurde des botanischen Gartens gedacht. Da derselbe an der Stelle des vorhandenen zu kleinen und baufälligen Gewächshauses eines neuen, größern Gewächshauses bedurfte, so war die Gelegenheit gegeben, dem allerhöchsten Ansspruche gemäß das Ausstellungsgebäude als Gewächshaus wenigstens zum Theil in Zukunft bestehen zu lassen. Zudem ist der Garten von allen Seiten von Straßen umgeben, welche den Zu-

Digitized by Google

und Abgang vom Gebäude erleichtern. Von allen Seiten also entsprach dieser Bauplatz den gestellten Anforderungen und daher wurde auch von dem von Sr. Majestät dem König zur Ausführung des architektonischen Werkes berufenen königl. Oberbaurath A. Voit ohne Zeitverlust ein Plan für denselben ausgearbeitet, der am 2. September die allerhöchste Genehmigung erhielt. Die Bedachtnahme auf die künftige Benutzung hat den Entwurf einigermaßen, jedoch nicht in der Art erschwert, daß dem Charakter der Industrie-Halle im Aeußern wie im Innern dadurch Eintrag geschah. Man glaubte es sich zur Aufgabe machen zu müssen, solche äußere Formen zu wählen, die nicht an Holz-, noch weniger an Stein-Constructionen erinnerten; übrigens war es wegen der Kürze der Bauzeit nothwendig, die Details nicht mannigfaltig in Anwendung zu bringen, sondern so oft als möglich zu wiederholen, um zeitraubende Modelle zu ersparen. Man mußte sich daher begnügen, durch die Hauptformen mittelst Risaliten zu wirken. Um den Stürmen keinen Widerstand darzubieten und das Regenwasser von der Dachung schnell abzuleiten, wurden niedere Dachungen, die sich am Londoner Industrie-Ausstellungsgebäude bewährt haben, und die durch Gitter getragen werden, projektirt. Sämmtliche Säulen sind hohl gegossen und durch jede fließt das Regenwasser in die drei im Innern des Gebäudes unter dem Fußboden befindlichen Wasserbehälter. Um auch während des Winters die Arbeiten, insbesondere das Einglasen, Anstreichen ꝛc. besorgen zu können, werden die Fensterrahmen und die Bedachungsrahmen von Holz hergestellt, und so construirt, daß sie nach der Vollendung und Aufstellung der eisernen Säulen und ihrer Gitterverbindungen ganz fertig eingehängt werden können. Die Arbeiten selbst aber sind unter die verschiedenen Werkleute mit der Bestimmung vertheilt, wie viel jeder in einem Monate abzuliefern hat, so daß die rechtzeitige Vollendung gesichert ist. Der ganze Bau aber ist an einen Unternehmer, Herrn Fabrikbesitzer Krämer aus Nürnberg, zur Ausführung übergeben; dessen Werkmeister, Herr Werdee, besorgt die eisernen Constructions-Details.

Das Gebäude, welches 1100′ lang und 160′ breit ist, besteht aus 3 Schiffen. Das Mittelschiff hat eine Breite von 80′ und eine gleiche Höhe.

Die schmiedeisernen Gitter, welche die Dachungen tragen, und im Innern sichtbar sind, haben auf dieselbe Weite keine Unterstützung und von der Seite eine Höhe von 3′6″. In ihrer Mitte erheben sie sich 6″ und bilden so das natürliche Gefäll für die zwischen den Dachungen liegenden Wasserabführungen. Die beiden 37′ hohen Seitenschiffe sind 40′ breit, haben aber inmitten eine Säulenreihe mit einer Säulenweite von 20′. Die Mittelsäulen tragen die erhöhten Außenwände, vor welchen eine 20′ breite Galerie sich um das Gebäude zieht, zu der man auf zwei großen und vier kleinen Treppen gelangen kann. Der mittlere Querbau (Transept) hat dieselben Dimensionen und architektonische Anordnung, wie das mittlere Längenschiff, an welchem sich gegen Westen und Osten Seitenbauten anschließen. Jedes derselben hat zwei Vorlagen, worin die Stiegen zu den Zwischengeschossen sich befinden. Nicht nur diese Anbauten sondern auch ein Theil des Querbaues nächst dem Eingange hat ein Zwischengeschoß. Von der Arcisstraße aus gelangt man in den Querbau durch zwei Thore (a). Außer denselben führen zwei Ausgänge (b) gegen Norden in die Sofienstraße und zwei gegen Süden in den botanischen Garten. Auf der Nordseite in dem östlich gelegenen Theil der Sofienstraße befindet sich ein Eingang (o) für die hohen und höchsten Herrschaften mit einem Vordache, um darunter geschützt aus- und in den Wagen steigen zu können. Alle Anfahrten geschehen durch die Arcis- und die Abfahren durch die beiden Theile der Sofienstraße. Vom Vorraum innerhalb des Gebäudes gelangt man zu zwei Thüren, welche nur die Personen, welche freien Eintritt haben, passieren. Für die übrigen Besucher der Ausstellung sind sechs enge Passagen, durch welche nur immer je eine Person auf einmal gehen kann.

Am Ende jeder der Passagen ist ein Kreuz, welches von dem Einnehmee jedesmal nach der Zahlung dem Besucher zum Eintritt geöffnet wird. Zu beiden Seiten des Eingangs sind zwei große Treppen auf die Galerie (c), zur rechten Hand ist ein Local für den Catalogverkauf (k), dann das Zimmer des Ingenieurs (i) und 6 Zimmer für die Ausführungsbehörde (h). Anderseits befinden sich 5 Zimmer für die Prüfungscommission (m), die Garderobe (l), so wie ein Zimmer für den Telegrafendienst (n). In das Gebäude kommen 3 Fontainen, 2 in das Langhaus und 1 in das Transept dem Eingange gegenüber, woselbst auch die Büsten Ihrer Majestäten des Königs und der Königin aufgestellt werden. An den beiden Enden des Langhauses in den Anbauten befinden sich je 2 Wachtlocale (g) und in den westlich gelegenen außerdem noch eine Restauration (f) und ein Packlocale (e).

Zur Speisung der 3 Fontainen mit Wasser wird im anstossenden kleinen botanischen Garten ein Brunnen gegraben, und in dem nahestehenden Gebäude eine Dampfmaschine aufgestellt, welche eine Pumpe in Bewegung setzt, die das Wasser zur Speisung der Fontaine fördert, wozu das Abfallwasser nach gehöriger Filtrirung immer wieder benützt wird. An der gußeisernen Röhrenfahrt (r) befinden sich in einer Entfernung von je 60 Füßen 15 Kästen unter dem Fußboden, in welchem Schlänche liegen, die an die Röhrenfahrt, an der Stelle, wo sie liegen, angeschraubt werden können und wodurch es möglich wird, bei Feuersgefahr das Wasser an jede Stelle und in jede Höhe durch die Pumpen zu fördern.

Das ganze Gebäude hat einen Flächenraum von . .	134,400 □′
die Galerie von	38,400 □′
im Ganzen	172,800 □′

und 80,000 □′ Tischraum. In die Zwischengeschosse der westlichen und östlichen Anbauten beabsichtigt man die Instrumente und in die erweiterten Räume der Galerie namentlich die Orgeln aufzustellen. Uebrigens ist der östliche Anbau zu ebener Erde (p) der von dem Verein zur Ausbildung der Gewerke beabsichtigten Ausstellung zugewiesen. Die übrige Anordnung der Ausstellung im Allgemeinen wird einer spätern Mittheilung vorbehalten und ich erlaube mir nur noch in Beziehung auf die vom Verein zur Ausbildung der Gewerke beabsichtigten Ausstellung auf die Aufforderung, welche im Vereinsheft Jahrgang III. Heft 3 enthalten ist, hinzuweisen.

Voit.

Gedrängte Geschichte der Elektricität.

(Schluß.)

Kaum war die Galvanoplastik eröffentlicht worden, so beschäftigte man sich von allen Seiten damit, die Anwendung, deren diese neue Kunst fähig ist, zu erweitern. Einer der ersten Versuche war diese galvanisch erregte Strömung als Vergoldungsmittel in den verschiedenen Gewerben zu benützen, wo die Operation vorkommt.

Eine solche Entdeckung mußte für's Wohl der Menschen sehr wohlthätige Folgen haben, weil nun die alte Quecksilbervergoldung entbehrt werden konnte, deren Dämpfe für die Gesundheit der Menschen sehr nachtheilig sind.

Herr de la Rue scheint der erste gewesen zu sein, welcher mittelst der Elektricität vergoldet hat. Sein Verfahren hatte mehrere Unannehmlichkeiten. Die Schichte Gold, mit welcher er die Gegenstände zu überziehen vermochte, erschien als zu dünn und bot wenig Festigkeit und Anhaftung dar, zugleich fand während der Operation ein ansehnlicher Goldverlust statt, wodurch das Verfahren sehr theuer wurde. Auch war es Herrn de la Rue, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht gelungen, Eisen oder Stahl zu vergolden.

Kurze Zeit nachher machte Dr. Böttger zu Frankfurt ein schon vollkommeneres Vergoldungsverfahren bekannt, denn er hatte es dahin gebracht, auch Eisen und Stahl zu vergolden, die Vergoldung des Kupfers und Zinnes war ihm mißlungen.

Professor Elsner in Berlin wiederholte später die Versuche des Herrn de la Rue und Böttger, und gab dabei einige Modificationen an, die sowohl mit den Apparaten, als mit den angewendeten Lösungen vorgenommen werden mußten, um ein gutes Resultat zu erzielen.

Im Monate August 1840 brachte Herr Smee diese Angelegenheit um einen großen Schritt weiter. Er entdeckte nämlich ein Verfahren, das Gold in so dünnen oder so dicken Lagen, als man nur will, auf die Metalle aufzutragen. Das Platin, das Palladium und andere Metalle können nach seinem Verfahren ebenfalls in metallischer Gestalt reducier werden. Ihm verdankt die Wissenschaft, mit einem Worte, die Möglichkeit, alle Metalle zu reduciren, weil er die Gesetze, nach welchen sich alle metallischen Körper niederschlagen, zuerst entdeckt und angewendet hat.

Im Monate December 1840 nahmen die Herrn Elkington und de Ruola beiderseitig ein Erfindungspatent auf die Entdeckung eines galvanischen, auf alle Fälle anwendbaren und allen Bedürfnissen entsprechenden Vergoldungsverfahrens.

Die königliche Akademie der Wissenschaften, welche aufgefordert worden war, sich über die Verfahrungsarten dieser beiden Männer zu entscheiden, überzeugte sich, daß dasjenige des Herrn de Ruola besonders eine große Vollkommenheit mit äußerster Einfachheit und einer ansehnlichen Ersparniß verbinde. Man darf also annehmen, daß die galvanische Vergoldung jetzt für die Zwecke der gewerblichen Industrie erlangt sei. Aber die Verfahrungsarten des Herrn de Ruola beschränken sich nicht allein auf die Vergoldung

Digitized by Google

aller Metalle, ſondern ſie verbreiten ſich auch auf ihre Verſilberung, Verplatinirung, Verkupferung, Verzinnung, Verzinkung ꝛc. ꝛc.

Es iſt ſchon erwähnt worden, daß die erſten Arbeiten der Herren Sprnter und Jakobi, als ſie gleichzeitig die Galvanoplaſtik entdeckten, auf die Nachbildung von Münzen, Siegeln, Stempeln, Basrelifs und andern Kunſtgegenſtänden berechnet waren. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, kann man behaupten, daß die Galvanoplaſtik mit ihrer Entſtehung die Vollkommenheit erreicht habe, und daß ihre Reſultate nichts mehr zu wünſchen übrig laſſen.

Nachdem einmal die Aufgabe der Nachbildung der Münzen gelöſt war, unternahm man es auch, mit einer Kupferhaut kleine Bildſaulen, Basreliefs und Zierrathen aus Gips, zur Verſchönerung und Verzierung mehrer Wohnungen beſtimmt, zu überziehen, aber die erſten Verſuche hatten keinen Erfolg. Man begegnete damals zwei Hinderniſſen, die man nach der Zeit überwunden hat, nämlich der Poroſität des Gipſes und ſeinen Mangel an Leitungsfähigkeit. Gegenwärtig kann man alle Gegenſtände aus Gips oder einer anderen nicht leitenden Subſtanz mit einem Metalle, beſonders aber mit Kupfer überziehen.

Die Kupferſtecherkunſt iſt vielleicht unter allen Künſten diejenige, welche den größten Vortheil aus der Galvanoplaſtik zieht; denn die Möglichkeit, eine unendliche Zahl von Exemplaren mit der größten Genauigkeit der in Kupfer geſtochenen Platten zu reproduciren, muß den größten Einfluß auf dieſe Kunſt haben. Als Beleg der praktiſchen und vortheilhaften Anwendung dieſes Zweiges ſtellt ſich die Thatſache heraus, daß innerhalb 2 Jahren in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei nahe an 3000 geſtochene Kupferplatten erzeugt, welche nur allein zu dem Druck von Kunſt-Effekten verwendet wurden; die ohne die Anwendung der Galvanoplaſtik mit jener Vollendung nicht hergeſtellt werden konnten.

Von unberechenbarem Nutzen iſt die Erzeugung der Druckplatten des vor Kurzem in der k. k. Anſtalt entdeckten Naturſelbſtdruckes, welche Erfindung, ſo höchſt wichtig und unddar ſelbe ſowohl für den Gelehrten und Botaniker, als auch für den induſtriellen Geſchäftsmann iſt, ohne die Knoſperoducirung durch die galvaniſche Saule nicht zu Ausführung wäre gebracht worden. Nicht mindern Vortheil zieht auch die Xilografie aus dieſem Verfahren, da nicht unmittelbar auf den Holzſchnitt ſelbſt, ſondern auch in einen Abdruck deſſelben in Guttapercha Kupfer niedergeſchlagen werden kann, welcher Niederſchlag das getreueſte Facſimile der Gravure gibt.

Die Kunſt der Typografie zieht auch großen Gewinn aus dem galvaniſchen Verfahren; denn nichts iſt leichter als mittelſt des galvaniſchen Stromes die ſtereotypirten Platten, die für den Letterguß beſtimmten Matrizen und überhaupt jene große Zahl von Cliches zu vervielfältigen, welche gegenwärtig einen nothwendigen Zierrath aller Luxusausgaben bilden.

Der Zeugdrucker kann ſich ebenfalls ſeine Druckwalzen, deren Stich ihm immer ſo theuer zu ſtehen gekommen, durch die Galvanoplaſtik anfertigen. Der Chirurg verdankt ihr ſeine Inſtrumente, die, mit einem Goldüberzug bekleidet und dadurch vor jeder Veränderung geſchützt werden; dem Zahnarzte liefert ſie die metalliſchen Stücke, welche mit Genauigkeit an alle Theile des Zahnfleiſches paſſen, deren Ausführung mittelſt der gewöhnlichſten Verfahrungsarten die unüberſteiglichſten Schwierigkeiten darbot.

Die Galvanoplaſtik wird auch benützt, um treffliche Hohlſpiegel zu erzeugen, und vor Kurzem wurden mehrere über 2 Fuß im Durchmeſſer haltende Hohlſpiegel zum Gebrauche der Fotografie angefertigt. Man könnte ſie auch benutzen, um Maßſtäbe, Kreisſcalen, Theilſcheiben zu Räderſchneidzeugen und andere ähnliche Gegenſtände zu erzeugen, welche auf ſelbem Wege eben ſo gut als billig hergeſtellt werden können.

Einen genauen Cilinder anzufertigen hält nicht gar ſchwer, aber weit ſchwieriger iſt es, eine Röhre vollkommen cilindriſch auszudrehen. Auch da iſt die Galvanoplaſtik in ihrer Anwendung. Hat man einen gut abgedrehten Kupfercilinder, ſo kann man über ihn leicht eine beliebig dicke Kupferſchichte niederfällen. Zieht man nachher den Cilinder heraus, ſo hat man eine im Lichten vollkommene cilindriſche Röhre, welche beſonders wichtig iſt bei Luftpumpen, hidrauliſchen Preſſen ꝛc. ꝛc.

Eben ſo können auch Schraubenſpindeln für Theilſcheiben, Mikrometer u. dgl. ziemlich leicht angefertigt werden, allein eine zu ihr genau paſſende Schraubenmutter läßt ſich kaum auf einem andern Weg, als durch die Galvanoplaſtik herſtellen.

Luftpumpenteller, Glasſchleifer-Schüſſeln und alle ebenen und ſonſt eine beſtimmte Form fordernde Platten erzeugt man durch die Galvanoplaſtik leichter und in kürzerer Zeit, als durch die gewöhnlichen mechaniſchen Mittel. Der Chemiker braucht oft Rohren, Retorten und andere Gefäße, welche er ſich durch den galvaniſchen Proceß ſehr leicht ſelbſt anfertigen kann, indem er das Kupfer auf eine ſchmelzbare oder leicht zerſtörbare Maſſe niederfällt und dann die Kathode vernichtet.

Die Gold- und Silberſchichte läßt ſich auch ſo dick machen, daß der Ueberzug zu einem ſelbſtſtändigen Gefäße wird, welches zu verſchiedenen techniſchen Zwecken zu verwenden iſt. Auch Daguerreotipplatten kann man in Kupfer reproduciren, es zeigt ſich auf der Copie der getreue Abdruck des Originals, ohne daß daſſelbe irgend einen Schaden leidet.

Die Anwendung des elektriſchen Stromes, um Metalle aus ihren Löſungen auszuſcheiden und ſelbe in feſter und compakter Form niederzuſchlagen, ſcheint ſchon den alten Egyptern bekannt geweſen zu ſein. Unter den mancherlei galvanoplaſtiſchen Gegenſtänden, welche vor mehreren Jahren auf einer Pariſer Induſtrieausſtellung von Soyen ausgeſtellt waren, befanden ſich auch Vaſen, Kannen und Teller, die in antiken Formen aus Glas, Porzellan und Thon gearbeitet und mit Kupfer oder Bronce überzogen waren. Dieſe Gegenſtände zogen die Aufmerkſamkeit jener auf ſich, welche ſich mit wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen der im egyptiſchen Muſeum zu Paris aufbewahrten Gegenſtände beſchäftigt hatten. Die Aehnlichkeit dieſer neuen galvanoplaſtiſchen Arbeiten mit den wirklich antiken Gefäßen, welche bei Gelegenheit der egyptiſchen Expedition unter Napoleon aus den Grabmälern von Theben und Memfis nach Paris gebracht worden, fiel ſo in die Augen und ward auch durch ſpäter angeſtellte mikroskopiſche Unterſuchungen ſo vollſtändig beſtätiget, daß man ſich der Vermuthung nicht erwehren konnte, es mußte die Galvanoplaſtik den Egyptern wohl bekannt geweſen und auch ausgeübt worden ſein. Bevor man die Galvanoplaſtik in voller Ausdehnung kennen gelernt, war es den Alterthumsforſchern immer ſehr räthſelhaft erſchienen, wie den Alten es möglich war, ein aus Thon gearbeitetes Gefäß oder eine Statue mit einer Metallſchichte zu überziehen, in der mittelſt des Mikroskopes auch nicht die geringſte Spur von der Anwendung eines Hammers oder einer Feile, vielweniger eine Löthung, wahrzunehmen iſt. Durch die Galvanoplaſtik iſt dieſes Mittel gelöſt, und bei genauerer Beobachtung zeigte ſich bei jenen altegyptiſchen Arbeiten daſſelbe kriſtalliniſche Gefüge, welches nur den auf galvanoplaſtiſchem Wege abgelagerten Metallen eigen iſt. Wollte man nach den Mitteln fragen, welche den Egyptern zu Gebote ſtanden, um den erforderlichen Kupfervitriol zu gewinnen, ſo iſt Afrika reich an Schwefelkupfererzen, die nach einer leichten Röſtung nur einige Zeit der Einwirkung der Luft ausgeſetzt zu werden brauchen, um den ſogenannten blauen egyptiſchen Vitriol zu gewinnen. Das einmalige Eintauchen eines eiſernen Gegenſtandes in die Vitriollöſung reicht ſchon hin, um eine Verkupferung desſelben zu bewirken, und konnte den mit Naturwiſſenſchaften ſich gern beſchäftigenden Egyptern leicht ein Fingerzeig werden, einen zu ſuchen, der ihre Induſtrie weiter führte.

Ob der elektriſche Strom augenblicklich oder mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit ſich fortbewegt, war bis zum Jahre 1747 unbekannt; in dieſem Jahre ſtellte Watſon einige Verſuche mit einem 4 engliſche Meilen langen Drahtbogen an und konnte nicht die mindeſte Spur einer ſucceſſiven Fortpflanzung wahrnehmen. In neuerer Zeit hat Wheatſtone durch ein ſehr ſinnreiches Verfahren nicht nur die ſucceſſive Fortpflanzung, ſondern auch die Größe der Geſchwindigkeit der Elektricität wenigſtens für den Fall ermittelt, wenn die Elektricität einer geladenen Leidnerflaſche durch einen Kupferdraht geht, und gefunden, daß dieſelbe in einer Secunde 58.600 Meil. zurücklegt. Schon vor mehr als 60 — 70 Jahren verfolgte man die Idee, den elektriſchen Strom zu Signalen zu benützen, es wurden durch dieſen Zeitraum viele derartige Verſuche angeſtellt, bis im Jahre 1833 Gauß und Weber in Göttingen einen elektro-magnetiſchen Telegrafen herſtellten, worauf dann im Jahre 1837 Steinheil in München einen ſolchen Apparat in größerem Maßſtabe ausführte. Später wurde dieſes Syſtem von den Engländern und Amerikanern weiter ausgebildet und vereinfacht, daß es jetzt mit ſtaunenswürdiger Vollkommenheit daſteht. Große Verdienſte dieſer Ausbildung haben ſich Cooke und Wheatſtone, Bain, Brett und Morſe erworben.

Mit großer Bewunderung ſteht der Laie vor der unſcheinbaren Drahtleitung des Telegrafen und glaubt die Worte und Zeichen auf ſelben dahingleiten zu ſehen, nicht ahnend, daß bloß ein unſichtbares körperloſes Fluidum es iſt, deſſen Entſtehung der wunderliche Geiſt bis jetzt ſich noch nicht genügend zu erklären weiß, welches nicht nur die inneren Theile eines Landes, ſondern auch die Nebenländer, ja ſogar die verſchiedenen Welttheile in augenblicklicher Correſpondenz bringt. Nach Verlauf von kaum einer Stunde iſt es durch die Telegrafen-Leitung möglich, nach Wien die Nachricht zu bekommen, was in London oder in Paris vorgefallen iſt! Worring.

Digitized by Google

Eine Guckkaſten-Scene

für öſterreichiſche Kinder, von einem Oberöſterreicher.

Viertes Bild.

Die Schlacht bei Santa Lucia.

Guckkaſtner.

Nun heißt's: die Augen aufgemacht! —
Hier, Jungen! gibt es eine Schlacht.

Knabe.

Das ſieht ja wie ein Friedhof aus.
Inmitten ſteht ein Gotteshaus,
Und Gräberhügel — Kreuze d'rauf
Und Todte liegen da zu Hauf.
An unſern Jägern iſt alles grau,
Der Feinde Rock iſt dunkelblau.
Der Eine ladet, der And're ſchießt,
Den hat ein Bajonnet geſpießt.

Mädchen.

Ach mein Gott! wie das ſchrecklich iſt.

Knabe.

Und mitten unter dem Getümmel
Wer reitet dort den ſchönen Schimmel?

Guckkaſtner.

Held Kayal — auch ſchon lang im Himmel.

Knabe.

Die Stutzen blitzen, man meint, es kracht, —
Wo war doch dieſe wilde Schlacht?

Guckkaſtner.

Der Ort heißt: Santa Lucia,
Wo dieſes blut'ge Werk geſchah.
Daet hat die erſte Heldenthat
Gezüchtigt ſchmählichen Verrath.
Wir fochten einee gegen drei —

Knabe.

Mein Bruder Franz war auch dabei,
Er war beim zehnten Bataillon
Und hat uns oft erzählt davon.

Guckkaſtner.

Ja dieſe Jäger, liebes Kind!
Die laden und ſchießen gar geſchwind,
Und wo vom Rohr das Feuer blitzt,
Das Blei dem Feind' im Herzen ſitzt.
Die Officiere ſtets voran,
Da hieß es: Jägee, d'rauf und d'ran!
Wie funkelte der muth'ge Blick,
Kein Einziger blieb feig zurück.
Sie jauchzten hell, als ging's zum Tanz —

Knabe.

Gerade ſo ſagt Bruder Franz.

Guckkaſtner.

Und vorwärts ging's: Hurrah, Hurrah!
Gar bald man keinen Feind mehr ſah. —
Doch — wenn die Feindeskugel traf
Und ſich dem braven Kriegersmann
Das Auge ſchloß zum ew'gen Schlaf —
Da blickt er noch zum Himmel auf:
„Vollendet iſt mein Erdenlauf,
„Ich habe meine Pflicht gethan —
„Fern von den Meinen ruh' ich hier,
„Nimm meine Seele, Herr! zu Dir.“
D'rauf ſtarb des Landes treuer Sohn,
Im Himmel holt' er ſich den Lohn
Und heilig iſt ſein ſtilles Grab —

(Zum Mädchen.)

Du Mädchen! wiſch die Augen ab,
Sonſt kannſt Du ja vom Bild nichts ſehn —
Und fort dann flog wie Sturmeswehn

Der Doppelaar von Sieg zu Sieg;
D'rum dauerte nicht lang der Krieg;
Und ſtaunend ſah'n die Völker alle,
Die ſchon geträumt von Oeſterreichs Falle,
Wie es, beſchirmt von Gottes Hand,
So groß und herrlich neu erſtand. -
Doch nicht allein im Spiel der Waffen
Strahlt ſonnengleich das Vaterland,
Auch ſeines Friedens ſtilles Schaffen
Iſt längſt ſchon aller Welt bekannt.
Das ſoll mein letztes Bild Euch zeigen,
Es wird von Oeſtreichs Ruhm nicht ſchweigen.

Fünftes Bild.

Der Kriſtal-Palaſt.

Mädchen.

Ach lieber Herr! was iſt doch das?
Ein großes Haus — ſcheint ganz von Glas.

Guckkaſtner.

Ganz recht; Nun iſt's drei Jahre aus,
Da ward gebaut dies Rieſenhaus.
In London fern in Engelland,
Das Haus in einem Garten ſtand.
Man baut' es auf in großer Haſt
Und nannt' es den Kriſtal-Palaſt.
Du ſahſt daran nur Glas und Eiſen —
Als Wunderwerk hört man ihn preiſen.
Das Glashaus war fürwahr nicht klein,
En'r ganzes Städtlein ging' hinein
Mit Kirche, Rathhaus, Herrenſchloß. —

Knabe.

War es denn doch im Ernſt ſo groß?

Guckkaſtner.

Und Bäume ſtanden Euch darin,
Die waren hoher, auf mein Wort,
Als jene alte Linde dort —
Und d'rüber wölbt das Dach ſich hin.
Gefiel es Einem durchzuſchau'n
Sah oben er den Himmel blau'n.

Mädchen.

Wie mag das ſchön geweſen ſein —
Ach, dürften wir nur gleich hinein'

Knabe.

Mir geht die Frag' im Kopf herum,
Wozu ward er gebaut — waemm?

Guckkaſtner.

Das ſollt Ihr hören alſogleich,
Gebt nur gut Acht und merkt es Euch.
Was Menſchenſcharfſinn kühn erdacht,
Was kunſtvoll Menſchenhand vollbracht
Und was der Elemente Kraft
Als Dienerin des Menſchen ſchafft -
War aus der ganzen weiten Welt
Im Glaspalaſt zur Schau geſtellt.
Vom Morgen- und vom Abendland
Und von der Wüſte durrem Sand,
Von ferner Zone glühend heiß,
Bis von des Nordpols ſtarrem Eis
War dort vereint, was Menſchenfleiß
Gemacht und gab dem Schöpfer Preis.

Knabe.

Hat Oeſtreich auch ſein Theil geſchickt?

Guckkaſtner.

Brav Burſche! das hat Dir geglückt.
Das will ich meinen, daß unſer Land
Den Edelſten zur Seite ſtand.
Das Herz im Leib mußt' Einem lachen,
Sah er die wunderſchönen Sachen
Aus Eiſen, Glas und Porzellan,
Nichts Schön'res man ſich denken kann.
Dann koſtbar feines Hausgeräth,
Tiſch', Seſſel, Käſten, Himmelbett.
Das »Vater unſer« war gedruckt
In mehr als in ſechshundert Sprachen,
Die Fremden haben brav geguckt —
Das wird ſo leicht kein And'rer machen.
D'rum, wo ſie laſen »Auſtria«,
Man ſtets die meiſten Leute ſah.
Mich hat das tief in's Herz gefreut,
Ich trat hervor ganz ungeſcheut
Und ſagte Jedem ſtolz geſinnt:
»Ich bin ein öſterreichiſch' Kind!«
Und ſag's in letzter Stunde noch:
»Hoch unſer liebes Oeſtreich, hoch!«

So habt ihr denn geſchaut zumal
Ein Stück von Oeſtreichs Ehrenſaal.
Nehmt freundlich, was ich gerne gab,
Ich greife jetzt zum Wanderſtab.
Ihr Kinder! werdet brav und biedre,
Bleibt meiner Worte eingedenk —
Will's Gott, ſeh'n wir uns einmal wiedre.
Lebt wohl! —

Knabe.

— Hätt' ich nur ein Geſchenk,
Daß ich doch gar nichts, gar nichts habe —

Mädchen (für ſich).

Vielleicht verſchmäht er nicht die Gabe,
Ich biete ſie ihm herzlich an;
Er nimmt ſie ſichee. (laut) Guter Mann!
Nur eine Roſe hab ich hier,
Die gäb' ich gern zum Danke die.
Du nimmſt ſie doch wohl an?

Guckkaſtner.

Gewiß;
Sie wird mir duften doppelt ſüß —
Doch lieblicher, o Kind! erblüht
Mir in Erinn'rung Dein Gemüth.
Bewahr' es rein, dann biſt du reich —
Gehabt Euch wohl — Gott ſegne Euch'

Digitized by Google

Der Königin Ehre.

(Fortsetzung.)

Von mir kam der Auftrag, rief der König Andreas, aus der Mitte seiner Ungarn hervorreitend.

Was haben wir mit Dir zu schaffen? sagte der Neapolitaner trotzig. Wir kennen Dich nicht!

Wenn Ihr Herren mich nicht kennt, versetzte Andreas scharf und ruhig, so werde ich Euch mein Wappen zeigen müssen, damit Ihr erfahrt, wer ich bin.

Heda, Fähnrich! rief er, zu seinen Ungarn gewendet. Zeige den edlen Rittern meine neue Fahne, die ich zu Ehren dieses Tages habe anfertigen lassen. Vielleicht kommt das ihrem Gedächtnisse zu Hilfe.

Die entrollte Fahne richtete sich drohend auf, und alle fuhren zurück, als ihr Inbild sich entfaltete; denn unter dem Wappen des Andreas, das dunkfarbig hineingestickt war, sahen sie einen Block und ein Richtbeil gemalt.

Dem augenblicklichen Beerremden folgte ein heftiger Ausbruch der Erbitterung.

Hinweg mit der Fahne! riefen die Neapler, ihre Waffen erhebend.

Die verhaßte Fahne blieb ruhig an ihrem Orte, und blähte sich, wie ihrer Gegner spottend, in einem leichten Windstoße, der vom nahen Meere her wehte.

Warum wollt ihr die Fahne hinweg, meine Freunde? rief Karl von Durazzo, dessen Begleitern es mittlerweile gelungen war, die Schranke mit Gewalt zu öffnen, und welcher sich jetzt an die Spitze der Neapler Ritter stellte. Freut Euch doch vielmehr, daß sie so lustig flattert, und daß ihr Inbild uns so aufrichtig sagt, welches Schicksal Andreas Euch und mir zugedacht hat!

Laßt uns ihm zuvorkommen! tobten die Neapler. Nehmt ihn gefangen, schlagt seinen Anhang tode!

Und im Augenblicke waren ihre Klingen gegen Andreas und seine ungarischen Ritter blank.

Her zu mir, wer ein Ungar ist! rief Andreas, sein Schwert erhebend.

In einem Nu standen die Ungarn wie ein Bollwerk um ihn, und zeigten den Gegnern ihre Säbel.

Die Königin, welche von der Höhe des Gerüstes diese Vorbereitungen zu einem Gemetzel sah, erblaßte. Sie wollte sprechen, aber Niemand vernahm in dem allgemeinen Toben ihre Worte.

Nur der Herold behielt seine Fassung. Verwegen stürzte er sich zwischen die beiden feindlichen Haufen, die, des Anlaufes gewärtig, einander schon ganz nahe standen, und seinen Stab hoch emporhaltend, rief er mit mächtiger Stimme: Die Königin gebietet Ruhe! Wehe dem Verächter des Burgfriedens!

Die Königin gebietet, sagte Durazzo zu seinen Freunden. Laßt uns ihr gehorchen!

Die Neapler zogen sich auf die Seite, und machten ihren Gegnern den Weg frei.

Das Turnier unterbleibt für heute! rief Andreas seinen Rittern zu. Kommt!

Langsam ritten die Ungarn aus der Stechbahn heraus, Andreas an ihrer Spitze. Als Letzterer an dem Herzog von Durazzo vorüber ritt, gedachte dieser seiner Beschimpfung, und eine dunkle Röthe, von der Scham und vom Zorne zugleich angefacht, schoß ihm ins Gesicht.

Wir treffen uns noch, Andreas, und ich werde mir Genugthuung von dir zu verschaffen wissen! rief er seinem Feinde nach, und dieser antwortete nur mit einem finstern, verächtlichen Lächeln.

IV.

Mitternacht war längst vorüber, und noch immer fand Andreas nicht die Ruhe, deren er nach den Stürmen dieses Tages sich bedurftig fühlte. Zu wiederholten Malen hatte er sich auf sein Ruhebett geworfen, aber immer sprang er wieder auf, weil der Schlaf ihn floh. Ungeduldig stand er endlich ganz auf, und ging im Zimmer auf und ab. Er fühlte sich noch immer heftig aufgeregt und keines klaren Gedankens fähig; der Kopf war ihm wüst, seine Stirne brannte wie im Fieber. Einige Male öffnete er das Fenster, sah den Mond bleich und verschwommen über dem Golfe stehen, und schlug es dann wieder zu. Zuletzt blieb er vor einem Bilde Johanna's stehen, das an der Wand des Gemaches hing, und betrachtete es nachdenkend! Wie das schöne Wesen in diesem Porträte ihn so unbefangen anlächelte, schien es gar nicht zu ahnen, wie vielen Schmerz sie ihm schon gegeben, und ihn nur freundlich verwundert zu fragen: warum er denn auf sie grolle? Er aber faßte das Bild so dunkel und scharf in's Auge, daß er beinahe meinte, es werde, obwohl nur aus Farben geschaffen und ohne eigenes Leben, seinen Blick nicht ertragen können. Doch es hielt ihn aus und lächelte fort. Unmuthig wendete er das Auge ab, um es bald wieder und immer wieder anzusehen.

Wir könnten so glücklich mit einander sein! sagte er seufzend zu sich selbst. Sie ist so schön, sie ist auch gut, gut gegen Alle, nur nicht gegen mich. Sie schlägt sich auf die Seite meiner Feinde, sie begünstigt Alle, die mich beleidigen, oder mir ihre Geringschätzung zeigen; sie drängt mich, wo sie nur kann, in die Abhängigkeit zurück. Das kommt daher, setzte er tiefsinnig hinzu, weil sie mich nicht liebt; — ach! und ich bedürfte ihrer Liebe so sehr; mein ganzes Wesen strebt zu ihr hin, und während ich Kälte heuchle, während mein Trotz sich vor der Welt offen gegen sie auflehnt, legt in Gedanken meine Seele sich ihr sehnsüchtig zu Füßen. Ich werde sterben, und sie wird mich nicht erkannt, nicht an mich geglaubt haben.

Und will sie mich denn erkennen? fuhr er in gespannter Betrachtung des Bildes nach einer Pause fort; wäre es ihr nicht vielmehr unwillkommen, an mich glauben zu müssen? Gehört nicht ihr ganzes Denken und Empfinden dem Fantome einer Erinnerung an? Während die Freude ihre Stirn bekränzt, fliegt ihr Gedanke zu dem Freunde der Jugend hinüber, schmachtet ihr Herz im Verlangen nach ihm, nach diesem unseligen Durazzo. O, wie namenlos hasse ich ihn! Ich habe es ihm eingetränkt, habe Schmach und Schimpf auf ihn geschleudert, und ihn vor den Spiegel seines ohnmächtigen Grimmes gestellt, daß er fast davor zerplatzte, wie ein Basilisk. Aber das ist noch lange nicht genug, sein Leben muß ich haben, sein innerstes, rothes Herzblut. Tode will ich ihn sehen, oder selbst todt sein, um ihn nicht mehr leben sehen zu können. Ich oder er!

Er war bei dieser zornigen Aufwallung von dem Bilde zurückgetreten, und machte wieder einige Schritte durch das Zimmer, als er leise an seiner Thür klopfen hörte.

Schnell faßte er sich und griff nach einem kleinen Dolche, den er unter seinen Polstern liegen hatte, legte ihn aber beruhigt wieder an seinen alten Ort, als er den Eintretenden erblickte.

Es war sein neuer Kammerdiener, ein schüchterner, im Hausbrauch noch wenig erfahrener Mensch, den er, als der Vorgänger plötzlich gestorben, erst seit wenigen Tagen in seine Dienste genommen hatte.

Was bringst Du mir, Giacomo? fragte er leicht hin. Willst Du mich schon so frühzeitig aufwecken?

Nein, gnädigster Herr, entgegnete der Diener. Aber es sind einige Ritter im Vorsaale, die, wie sie behaupten, von Eurer Majestät Bruder, dem Könige von Ungarn, kommen. Ihr Auftrag eile, sagen sie, daher bitten sie auf der Stelle vorgelassen zu werden.

Von meinem Bruder? fuhr Andreas freudig auf. Mir ahnet Gutes. Mein königlicher Bruder wird endlich die Geduld verloren haben, hier seine Braute von Andern entführt zu sehen und mich schmählich behandelt zu wissen. Vielleicht folgt seinen Boten sein Heer nach, um mit ungarischen Säbeln an Neapels Thore zu klopfen, und zu fragen: wer eigentlich hier der Herr sei? Ich gehe die Boten zu empfangen. Bleib' einstweilen hier im Zimmer, Giacomo, damit Niemand durch die Seitenthüren hereinkommt und uns belauscht!

Mit diesen Worten verließ der König das Gemach und eilte in den Vorsaal. Als er aber diesen betrat, änderte sich seine frohe Miene, denn statt der vermeinten Boten aus Ungarn, traf er den verhaßten Karl von Durazzo und zwei andere seiner Feinde, den Niklas von Milazzo und den Ritter Bertrand, an.

Unwillkürlich wollte er zurück; aber schon war Milazzo an der Thür, durch welche Andreas gekommen, hingeeilt und hatte mit einem raschen Griffe den Schlüssel umgedreht und abgezogen. Keine Waffe, nicht einmal seinen Dolch hatte er mit sich genommen.

Verrath! Meuchelmord! knirschte er mit einem feindlichen Blicke auf den Herzog von Durazzo.

Nein, sagte dieser, kein Verrath, nur etwas List, und dann ehrlicher Kampf, obgleich Du Schlimmeres um mich verdient hättest. Glaubst Du, ich werde über dem ungeheuren Schimpfe, den Du mir zweifach angethan, die Sonne zweimal aufgehen lassen? Glaubst Du, Durazzo futtert geduldig seine Schande, bis es Dir beliebt, ihm Genugthuung zu geben? Hast Du es gestern überhört, als ich Dir sagte, ich wurde mir die verweigerte Genugthuung zu verschaffen wissen? Nun siehe, ich mache mein Wort wahr; ich zwinge Dich zum Fechten. Die Zeit, wo Du mir sagen durftest, Du habest jetzt keine Lust, Dich zu schlagen, ist vorüber; jetzt mußt Du, Andreas!

Digitized by Google

Du redeſt ſehr ſtolz, Durazzo, wenn Du einen waffenloſen Gegner vor Dir haſt, ſprach Andreas wegwerfend.

Du biſt unbewaffnet? Das hatte ich beinahe überſehen. Dem können wir abhelfen, Bertrand ſoll Dir ſein Schwert geben, oder willſt Du lieber das meinige? Du haſt freie Wahl.

Andreas ergriff das dargebotene Schwert des Ritters Bertrand und prüfte die Güte der Klinge.

Du biſt jetzt bewaffnet! Was zauderſt Du noch? fragte Durazzo.

Auch unbewaffnet würde ich es mit Dir verſucht haben, ſagte Andreas mit jugendlicher Vermeſſenheit. Ich gönne mir nur einen Augenblick das freudige Bewußtſeyn, Dich, den ich ſo unausſprechlich haſſe, vor meiner Klinge zu haben. Noch vor wenigen Minuten lechzte ich mit ganzer Seele darnach, und ſchon in dieſem Augenblicke verwirklichſt Du meinen brünſtigſten Wunſch. Zum erſten Male in meinem Leben muß ich Dir für Etwas danken. — Und jetzt ſchlag los; ſteh' Dich vor, Durazzo!

Dieß ſagend, ſtürzte ſich Andreas mit beiſpielloſem Ungeſtüm auf ſeinen Feind, welcher all' ſeine Kraft und Beſinnung zuſammen nehmen mußte, um dem wüthenden Anlaufe Stand zu halten. Der ungariſche Königsſohn ſchien zehn Schwerter zugleich zu ſchwingen; ſeine außerordentliche Behendigkeit vervielfachte ſeine Streiche, und Durazzo, obgleich als geſchickter Fechter bekannt, hatte vollauf zu thun, um ſich nur zu decken. Nicht immer gelang ihm dieß, denn ſchon nach den erſten Gängen hatte er mehrere leichte Wunden.

Andreas, noch unverletzt, ſchien aus dem hervorrieſelnden Blute ſeines Feindes nur immer neuen Grimm zu trinken. Sein Ungeſtüm, weit entfernt abzunehmen, ſteigerte ſich vielmehr, je länger der Zweikampf währte, ſetzte aber, da die Sicherheit der Hand ihm auf die Dauer weniger treu blieb, als ſein Muth, ſeinen kaltblütigeren Gegner allmälig in Vortheil, der nicht undenutzt blieb. Ein unerwartetes Ausfall Durazzo's, der bis dahin ſich meiſt auf die Vertheidigung hatte beſchränken müſſen, war von Erfolg, Andreas erhielt einen heftigen Hieb in den Arm, den er ſinken laſſen mußte.

Sie ſind verwundet, ſagte Durazzo, und werden für heute nicht weiter ſchlagen können.

Es iſt nichts, erwiederte der unerſchrockene Fürſt mit einem gleichgiltigen Blicke auf ſeine Wunde. Vorwärts!

Mit einiger Mühe hob er den ſtarr getroffenen Arm und drang von Neuem auf ſeinen Gegner ein.

Aber der blutende und halb gelähmte Arm wollte jetzt dem kühnen Willen weniger gehorchen, ſeine Streiche fielen matter und ſchwankender. Zornig über dieſes Unvermögen, verdoppelte Andreas ſeine Verwegenheit; ſein Fechten war ein ſteter Angriff ohne alle Rückſicht auf den eigenen Schutz, und in ſeiner zähen Hitze raunte er ſich mehr in des Gegners Klinge, als er von ihr getroffen wurde.

Er ſchwankte, Bertrand ſprang herbei und ſtützte ihn in ſeinen Armen.

Durazzo warf, als er den König in Bertrands Arme ſinken ſah, ſeinen blutigen Degen weg und eilte zu dem Verwundeten. Sie ſind ſchwer getroffen, Sire, ſagte er ſchmerzlich. Mußte es ſo weit kommen? Reichen Sie mir Ihre Hand, wir haben uns gegenſeitig Genugthuung gegeben, laſſen Sie uns nun aufhören, Feinde zu ſein.

Aber Andreas ſchürtelte verneinend den Kopf. Durazzo, ſagte er finſter, Sie hätten nicht Blut genug in Ihren Adern, um den Haß auszulöſchen, den ich in meinem tiefſten Herzen gegen Sie trage; ihm gehören die letzten Momente meines Lebens, aus welchem Sie und Johanna die Liebe verbannt haben. Fliehen Sie, Durazzo, meine Freunde möchten Rache an Ihnen nehmen, und ich, der Todte, würde es nicht verhindern können. Das Heer meines Bruders iſt wahrſcheinlich ſchon auf dem Marſche gegen Neapel, und die Stadt wird ihm nicht widerſtehen können. Fallen Sie in Ludwigs Hände, ſo ſind Sie verloren. Fliehen Sie eiligſt, es bleibt Ihnen keine lange Zeit.

Wohl, Sire, ich fliehe, weil Sie es begehren, und um vielleicht Ihrem Bruder eine Gewaltthat zu erſparen, die ihn ſpäter reuen könnte. Aber ich fliehe nicht ehe, als bis Sie mir Ihre Hand zur Verſöhnung gereicht haben.

Die Königin kommt! rief in dieſem Augenblicke Niklas von Melazzo.

Wirklich kam Johanna beſtürzt herbeigeeilt, denn der in des Königs Gemache zurückgebliebene Kammerdiener Giacomo hatte, als er im Vorſaale das Degengekling hörte, und die dahin führende Thür von außen abgeſchloſſen fand, Lärm gemacht, und plötzlich ſtand, durch eine von Durazzo und ſeinen Begleitern unbemerkte Tapetenthür eintretend, die Königin im Vorſaale.

Als ſie ihren Gemal bleich und mit Blut beſpritzt ſah, ſtieß ſie einen Schrei aus und verhüllte ihr Geſicht.

Giacomo! rief Andreas ſeinem eintretenden Diener zu. Bringe mich in mein Gemach. Laſſe Niemand zu mir, hörſt Du! Niemand. — Ließ ſie mich im Leben allein, ſo ſoll ſie ſich nicht rühmen, mir die Augen zugedrückt zu haben; ich will einſam ſterben, wie ich einſam leben mußte, fügte er grollend hinzu.

Der Unwille gab ihm Kräfte. Er ging faſt ohne alle Stütze in ſein Zimmer, und erſt hier brach er zuſammen und ſank auf ſein Ruhebett nieder. Der ſchleunig herbeigeholte Arzt, der bei der Unterſuchung der Wunde noch bleicher ward, als der Verwundete ſelbſt, legte ihm einen Verband an.

Johanna war ihm in das Gemach gefolgt. Sie bebte am ganzen Körper, und es war erſchütternd anzuſehen, wie aus dieſem blühenden Antlitze, auf welchem die Freude ſonſt ihren unveräußerlichen Thron aufgeſchlagen zu haben ſchien, plötzlich das Entſetzen ſeine ſtarren Arme ſtreckte.

Andreas hatte ihre Anweſenheit anfangs nicht bemerkt, weil die Geſtalt des mit ihm beſchäftigten Arztes ihn hinderte, die entfernter ſtehende Johanna zu ſehen. Endlich fiel bei einer Bewegung ſein Blick auf ſie; aber er wendete das düſtere Auge, in welchem die Nähe des Todes ein wunderbares, überirdiſches Feuer entzündete, ſogleich wieder von ihr ab, und ſeine gegen ſie hingeſtreckte Hand gab ihr einen ſtummen Wink, ſich zu entfernen.

Johanna ergriff dieſe Hand, welche ihr zu gehen befohl, und drückte ſie an ihr Herz, während ſie ihr Haupt auf die Schulter des Verwundeten ſinken ließ.

Andreas blickte mit einem ſeltſamen Gemiſch von Zorn und Liebe in dieſes ſchöne Antlitz, das ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder an ſeinem Herzen lag, — an ſeinem vom Feindesſchwerte durchbohrten Herzen, welches ſchon kaum mehr ſchlug, nur noch in krampfigen, unregelmäßigen Bewegungen die Reſte des Daſeins aufzehrte. Doch wich allmälig der dumpfe Groll aus ſeinen Zügen, die mehr und mehr ein ſoufterer, verſöhnlicher Ausdruck verklärte.

Sind Sie jetzt zufrieden, Johanna? ſprach er milder, obwohl nicht ohne Bitterkeit. Der Gatte, den Sie verabſcheuten, der Thron, den Sie fürchteten, ſtirbt, beſiegt durch das Schwert des Mannes, dem Sie Ihre erſte und einzige Liebe weihten. In wenigen Augenblicken ſind Sie frei, und Ihr Herz ſowie Ihre Krone gehören wieder Ihnen allein. Warum zeigen Sie mir nicht offen Ihre Freude? Sie würde mir meine letzten Augenblicke erleichtern, denn ich wünſche ſo Ihr Glück, Ihre Zufriedenheit.

Grauſamer! ſchluchzte ſie, ihr Geſicht gegen ſeine Bruſt drückend. War es nicht genug, daß die Wirren des Lebens neidiſch zwiſchen uns traten, uns einander fremd bleiben ließen, da wir uns doch ſo nahe angehörten? Wollen wir auch noch im Tode uns verkennen? Eine halbvergeſſene Neigung, die einſt in Kinderjahren in meinem Herzen dämmerte, zog Dein Argwohn an's Licht, und wurde nicht ſatt, ſie zu betrachten, und mit ihrem Anblicke ſich ſelbſt zu quälen. Warum zogſt Du grollend Dich von mir zurück? Ausgeſtattet mit allen Eigenſchaften, die Herzen an Dich zu reißen, wurdeſt Du Dich auch nicht vergebens um dieſes Herz beworben haben, das Pflicht und Natur Dir zuführten. Es würde keinem fremden Eigennutze gelungen ſein, ſich zwiſchen uns zu drängen, Zwietracht zwiſchen uns zu ſäen. Ich hätte Dich geliebt; ach! in dieſem ſchrecklichen Augenblicke fühle ich es: ich liebe Dich, Andreas!

Er fuhr auf ſeinem Lager haſtig in die Höhe. Holt, Johanna! unterbrach er ſie. Keine Lüge! Das Licht des Jenſeits bricht für mich herein, gib mir keine Lüge als Lebewohl mit!

Und doch, mein Andreas, liebe ich Dich. Auch vor dem Lichte des Jenſeits, das jeden Trug aufhellt, wird dieſes Wort als eine Wahrheit beſtehen: Ich liebe Dich!

So dank' ich Dir, Johanna, ſagte der Sterbende mit leuchtenden Blicken. Du liebſt mich; ich habe nicht umſonſt gelebt.

Sie beugte ſich nieder, ihn zu küſſen. Sein Athem ſtand ſtill; er war unter ihrem Kuße geſtorben.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Beſchreibung einer in Paris gemachten Entdeckung, der Benützung orientaliſcher Perlenmuſcheln.

Von J. A. H. Stadung.

Auch niedliche Kleinigkeiten können intereſſiren und vielleicht mittelbar oder unmittelbar auf ginckliche Ideen führen.

An den großen Perlenmuſcheln bemerkte man, daß ihre innere, concave Wölbung, einem Hohlſpiegel ähnlich, günſtige Reflexe gibt.

Auf dieſe innere Seite, der man noch durch Poliren zu Hilfe kommen kann, malt man mit Oelfarben eine kleine Landſchaft mit großem Horizonte, der aber unbemalt bleibt.

Wenn man eine ſolche Muſchel mit dem Rücken gegen das Fenſter oder die Lampe ſtellt, daß die bemalte Seite in Schatten kommt, und hält ein farbiges Blatt Papier ſo vor, daß auf dieſes das Licht fällt, und ſeine Farbe gegen die bemalte Seite der Muſchel ſpiegelt, prallt der unbemalte Horizont dieſe Farbe in magiſchen Tönen zurück und hebt das noch unbedeutende Landſchaftchen günſtig heraus.

Das ultramarin-blaue, auf ein Karton-Blatt gezogene Papier reflectirt einen reinen neapolitaniſchen Himmel — marokin-rothes eine nahende Morgenröthe. Mattes Silber-Papier einen wäſſrigen Himmel, hebt aber wie mattes Gold die Zartheit des Gemäldes am meiſten heraus. Glänzend-röthliche Goldfolie beleuchtet wie ein ſüdlicher Mittag. Blaue Folie gibt uns eine Mond-Nacht, bleich-rothe eine Abendgluth und feuergrothe einen Waldbrand oder einen aniikaniſchen Himmel, violette Folie gibt einen idealen — nicht irdiſchen Horizont.

Man kann beim gleichzeitigen Vorüberziehen verſchiedener Farben eine beginnende Morgenröthe oder Mondbeleuchtung entſtehen laſſen. Manchmal begünſtigen zufällige Vertiefungen in der Wölbung der Muſchel ein entſtehendes Gewölke; manchmal bietet der farbenſpielende obere Rand der Muſchel einen Regenbogen, den man durch einen gewölbten glänzenden Goldſaum an dunkelblauem Papiere hervorruft. Oft geben halberhöhte Strahlen, die von der Mitte auslaufen, die Wirkung eines Nordlichtes, das man auf keine Weiſe ſo günſtig zu geben vermag.

Am günſtigſten zu dieſem niedlichen Spielzeuge reger Fantaſie ſind die orientaliſchen Perlenmuſcheln wegen ihrer Größe und ihrem lebhaften Irriſiren.

Da an jener Stelle, wo das Thier gelegen hat, gewöhnlich unebene Vertiefungen ſind, iſt es günſtig, dieſe mit einem Fels oder einer Baum-Partie zu bemalen, wie man überhaupt Fehler an der Muſchel recht leicht und oft günſtig benützen kann, wie uns z. B. der untere Wulſt der Muſchel von ſelbſt einen Vorgrund bietet, den wir mit Bäumen und Sträuchen vortheilhaft beſetzen können.

Die fliegenden Glocken.

Ballade. Von Dr. Joh. Nep. Vogl.

„Was ſchallen die Glocken
So lant vom Dom?“
„Mein Kindlein, ſie fliegen
Nun fort nach Rom.“

„Es fliegen die Glocken,“
Das Mägdlein ſpricht,
„Ich ſpähe, und ſpähe,
Und ſeh' ſie nicht.“

„Für Niemand erſichtbar
Allhier, mein Kind,
Die Träger der Glocken,
Die Englein ſind.“

„Wer ſind denn die Englein?“
Das Kindlein frägt,
Entgegnet die Mutter
Ihm, tief bewegt:

„Das waren einſt Kindchen,
Gar fromm und gut,
Die Gott nun genommen
In ſeine Hut.“ —

Und wiederum war es
Grün Donnerstag,
Wie bleich doch im Bettchen
Das Mägdlein lag?

Da klangen die Glocken
Wie dazumal,
Als wollten ſie locken
Mit ſüßem Schall.

Wohl betet die Mutter
Mit naſſer Wang',
Mit Lächeln doch lauſchet
Das Kind dem Klang.

„O hörſt du, wie's ſchallet
Vom Thurme dort,
Nun fliegen die Glocken,
Nun muß ich fort!“

„Mein Kindlein, wo wollteſt
Du hin, o ſprich?“
„Ich muß mit den Englein,
Sie rufen mich!“

„Ich muß mit den Englein,
Mich zieht's empor,
Die Glocken zu tragen
Im feend'gen Chor!“

Und als drauf erhallet
Der Klang ſo hehr,
Da ward bei den Englein
Um Eines mehr.

Die Zwillinge.

(Mit einer Abbildung.)

Sind niedre aus der Engelſchaar
Die Zwillinge geſchmeckt?
O freue ſich das Elternpaar,
Dem ſolch ein Pärchen lebt!

Wie blüht das Leben innenhold
Auf ihrer Wangen Rund!
Wie ſpielt des Tages Morgengold
Um ihren Rosenmund!

Wie ſchlafen ſie ſo ſüß dahin!
So mild in Ruh gewiegt,
Als hätte ſich im Kiſſen drin
Ihr Schutzgeiſt angeſchmiegt!

Du Doppel-Kindlein, ſchlafe zu,
Und blühe fürder ſo!
O ſchöne Menſchenblume du,
Gedeihe friſch und froh!

Und wie ihr euch in Allem gleicht,
So walte gleiches Glück!
Haſt du ein ſchönes Ziel erreicht,
So bleib' nicht hinter zurück!

A. v. Auersperg.

Friedrich Treml.

Biographiſche Skizze.

Kaum zwei Jahre ſind es her, daß der unerbittliche Tod eines der ſchönſten und lebenskräftigſten vaterländiſchen Talente entführte; — der Maler Friedrich Treml ſtarb zu Wien am 13. Juni 1852. Das kurze Lebensziel von 36 Jahren war für ihn wohl hinreichend, ſeine Schwingen vor der Welt zu entfalten und ihr zu zeigen, daß ſie zu der Liebe, mit welcher ſie ſeine Werke empfing, gar bald auch die Bewunderung werde geſellen müſſen; — an den Schätzen aber, die ſein reicher Geiſt in ſich trug, war, als er das Auge für immer ſchloß, nur ein verhältnißmäßig geringer Antheil geſchwunden, ſie hätten, bei der unerſchöpflich nachquellenden inneren Fülle, über welche er gebot, wohl für ein zehnmal längeres Wirken Ausbeute gewähret.

Sein Leben, das am 9. Jänner 1816 in Wien begann, gehörte zu jenen ſtillen, aber weihevollen Exiſtenzen, welchen gleich beim Beginne die Kunſt ihr ſchönes Gangelband anlegt und ſie dann nie mehr aus ihrer mütterlichen Hand losgibt. Faſt ſchien, ſtatt der Malerei, zuerſt die Muſik ihn zu einem der Ihrigen machen zu wollen, denn beinahe Alles, was ſeinen erſten Lebensſchritten zur Seite ſtand, geherte der Tonkunſt an. Seine Mutter war Sängerin am Kärnthnerthortheater; der berühmte Hummel hielt ihn zur Taufe; ſeine Erziehung fiel der Sängerin Banden anheim, und nur durch ſeinen Vetter, Decorations-Director am Hofburgtheater, vermittelte ſich ein Uebergang zu Treml's künftigem Berufe.

Seine Erziehung ſtrebte auf kein beſtimmtes Ziel hin; ſie war ſeltſamer Weiſe die eines Gentleman, und daher weniger geeignet, angeborene Fähigkeiten zuſammenzuhalten, als vielmehr ſie zu zerſtreuen. Auch ſagte ſein genialer Sinn ſich anfangs nur widerſtrebend den Formen der Schule und der praktiſchen Convenienz. Durch längere Zeit ohne beſtimmte Richtung, betrieb er das Zeichnen nur nebenbei. Im Polytechnikum zählt er zweite Claſſe, und auch auf der Akademie gab es ſehr mittelmäßige Klaſſen.

Später ſah er ſich auf ſich ſelbſt beſchränkt; das Bedürfniß weckte den ungenehmen Trämmer auf, und ſprach ihn auf unliebſame Weiſe mündig. Es war eine gewiſſe unſchuldige Genußliebe in ihm, die ihn drängte und trieb; ſelbſt neu, hielt er an einer Art glänzender Außenſeite, ſuchte erheiternde Anregung, die ihn über ſeine Armuth tröſtete, er gab es — um aufzugähren zu ſprechen — gern vndei.“

In ſeinem behaglichen geiſtigen Hinſchlendern wäre Treml vielleicht noch und nach der gewöhnlichen Routine in die Hände gefallen, aber hätte es höchſtens zu einem tüchtigen Decorationsmaler gebracht. Da nahm der treffliche, ebenfalls viel zu früh dahingeſchiedene Fendi ſich des führerloſen Jünglings an, riß ihn mit kräftiger Hand von dem ziellofen Pfade zurück, und zeigte ihm dafür den ernſten Weg der Kunſt. Fendi erſtaunte über die ſtrotzende Fülle von Kunſtkraft, die er in ſeinem Jünger entdeckte; er ſah aber auch, daß ſie, wenn nicht noch zur rechten Zeit geregelt, in ſich ſelbſt zu erſticken drohte, um ſo mehr, da Treml unwillkürlich beſtechende Weiſen hatte, die ihm ſelbſt auf dem unrechten Wege den Beifall der Laien erwarben, ihn ſolchergeſtalt doppelt in ſeinen Irrthümern befeſtigt haben würden. „Sie ſind ein unſerer Betrüger in der Kunſt!“ ſagte er bisweilen ſcherzhaft zu ſeinem Schüler, wenn er deſſen ſchöne Farbengebung, die er ſelbſt nicht zu erreichen eingeſtand, und hinter dieſer beſchönigenden Hülle doch gar viele Mängel beobachtete.

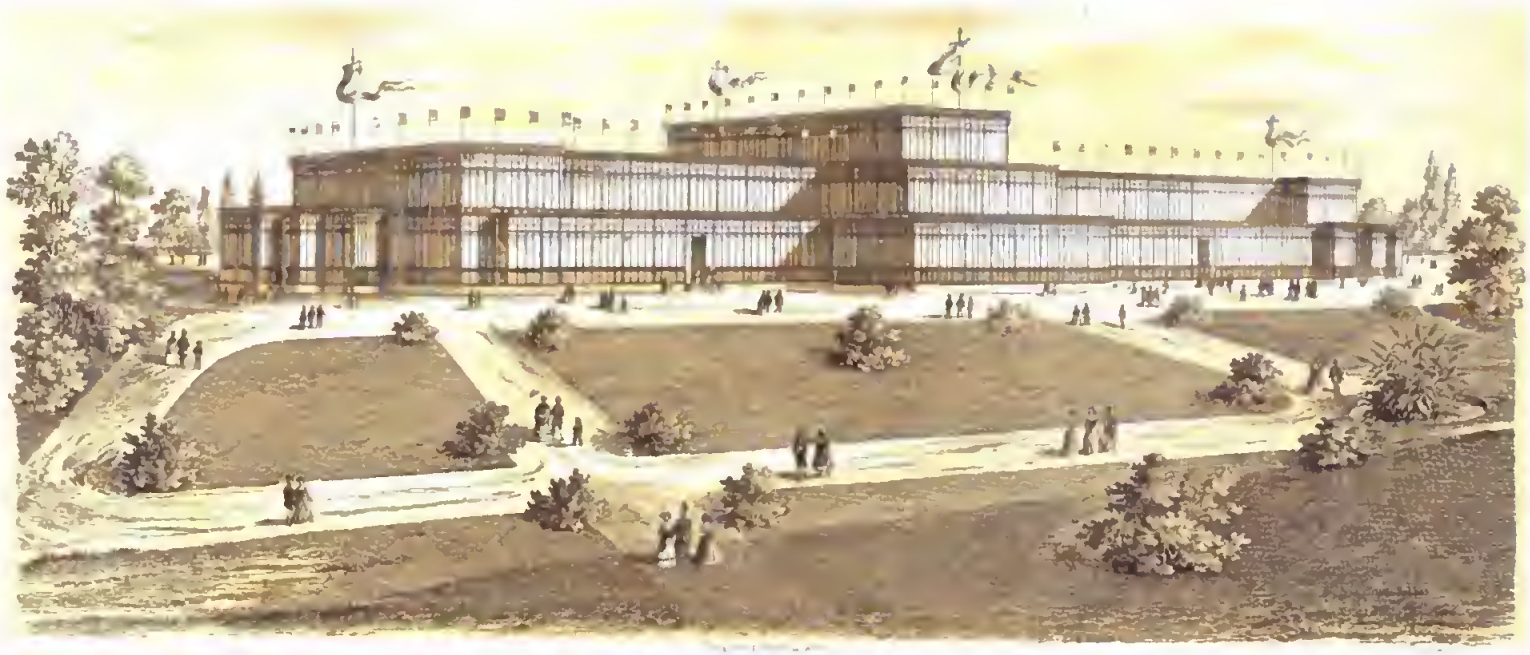
Indeß die Mühe des treuen, lieberfüllt-ſtrengen Lehrers belohnte ſich ſichtlich durch die eminenten Fortſchritte des Schülers, und als Fendi 1842 in ein ſchöneres Daſein übergieng, ließ er den Jünger beerbt als einen jungen Meiſter auf der Erde zurück. In demſelben Jahre heirathete Treml die Nichte und Ziehtochter Fendi's und legte hiermit den Grund zu einem überaus glücklichen Familienleben, deſſen Freuden nur der Tod ein Ziel zu ſetzen vermochte.

Seit dem Jahre 1849 war Treml ununterbrochen für Seine Apoſtoliſche Majeſtät, den Kaiſer Franz Joſef, beſchäftigt, und dieſer ſein erhabener Gönner iſt im Beſitze der ſchönſten Werke des nun verklärten Künſtlers; es befindet ſich darunter auch das wunderliebe Bild: der Soldatenpoſten am Weihnachtsabend, und ein anderes: gefangene Piemontieſen in der Feſtung Hohenſalzburg. Ein Gemälde: der Abſchied des Rekruten, ziert die Sammlung Se. Majeſtät des Königs von Sachſen. Für die Königin von England hat Treml ein ſehr gelungenes Aquarell geliefert.

Ein treues, zartes Gemüth; ein unverſiegbarer Ideenreichthum; eine muſterhaft klare, beredſame, von jeder Befangenheit und Unfreiheit entbundene Darſtellung; ein warmes Colorit, und endlich ein eigenes und natürlicher Tact im Zuſammenfinden des Paſſenden und Uebereinſtimmenden, im Zurückdrängen jedes Zwieſpalts und jeder Ungeordnetheit, ſind Treml's große und ſeltene Vorzüge. Am liebſten beſuchte ſeine Muſe die Lagerregionen; aber ſie entfernte nebſt Allem, was Blutiges und Gewaltvolles am Kriege und im Kriegerleben haftet, ſie fand auch dort nur das rein Menſchliche wieder, und verſtand den Reiz der Idylle ſelbſt auf die Schlachtfelder zu übertragen.

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteure: Dr. Hermann Meynert

Digitized by Google



DAS INDUSTRIE-AUSSTELLUNGS-GEBAEUDE IN MUNCHEN

Beilage zu Auer's poligraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust“

Digitized by Google

Tremi del. Benedetti sc.

EIN KROATEN-VORPOSTEN.

Beilage zu M. Auer's polyglossch-illustrirter Zeitschrift „Faust.“

Druck von Kargl und Auer

Digitized by Google

DIE ZWILLINGE

Sind nieder aus der Engelschaar
Die Zwillinge geschwebt?
O freue sich das Elternpaar,
Dem solch' ein Pärchen lebt!

Wie blüht das Leben meinhold
Auf ihrer Wangen Rund!
Wie spielt des Tages Morgengold
Um ihren Rosenmund!

Wie schlafen sie so süss dahin!
So mild in Ruh' gewiegt,
Als hätte sich im Rissen drin
Ihr Schutzgeist angeschmiegt!

Du Doppel-Rindlein, schlafe zu,
Und blühe fürder so!
O schöne Menschenblume du,
Gedeihe frisch und froh!

Und wie ihr euch in Allem gleicht,
So walte gleiches Glück!
Hast du ein schönes Ziel erreicht,
So bleib' nicht du zurück!

Beilage zu H. Auer's „Faust."

H. A. Haltenbrunner

Druck von Hargi und Auer.

Digitized by Google

Faust

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Nummern zu 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftegasse Nr. 75.

Nr. 6. Inhalt: Bilder aus China. — Der kleine Musikant. — Im Ungewitter. — Der Königin Ehre. (Gedicht.) — Der letzte Magier. — Zur Geschichte der Galvanoplastik. — Ein Urtheil über Wien vor 70 Jahren. Artistische Beilagen. Der kleine Musikant. (Schabmanier.) — Tiroler Welden-Freiwilliger. (Kupferstich.) Konstantinopel und Jaffa. (Zinkradirung.) I. Jahrgang. Wien 1854.

Bilder aus China.

Von

Emanuel Grafen von Andrássy *).

(Kanton. Straßenleben. Chinesische Soldaten. Schlauheit der Chinesen. Kaufladen und chinesische Arbeiten. Einkauf. Chinesisches Porzellan. Apotheke. Hundemarkt. Blumenschiff. Chinesische Jonk. Barbiere. Uebervortheilung. Ausdehnung von Kanton. Aussetzung der Kinder. Missionen. Chinesische Malerei. Kunstfertigkeit. Hong kong. Bildererklärung. Abendunterhaltung. Schauspiel. Der kleine Fuß der Chinesinnen. Opium. Affen. Landung bei Madras. Madras.)

Als unser Dampfboat in den Hafen von Kanton einlief, bekamen wir die Stadt selber noch nicht zu Gesichte, weil dieselbe durch die unzähligen Masten, Wimpel und Segel völlig verdeckt ist, überdieß wird die Aussicht auch durch die chinesischen Jonk versperrt, welche ungefähr die Höhe von zweistöckigen Häusern erreichen. Sie liegen ganz ruhig in zwei Reihen vor Anker, darum gewahrt auch der Reisende hier noch kein anderes Leben, als das Treiben der Bootsleute, welche der Schiffsmannschaft Nahrungsmittel und allerlei Krämerwaaren zuführen.

Als wir das feste Land betraten, fanden wir den kleinen Raum vor dem Hafen von der Menge, welche dort theils ihre Waaren feil bot, theils in anderer Weise beschäftigt war, völlig überfüllet; es war wirklich schwer, sich mit Hülfe der Ellbogen und Fäuste durch die Masse Bahn zu brechen und es kostete eine hübsche Portion Schweiß, um endlich bis zum amerikanischen Consulatsgebäude vorzudringen. In Kanton hat jede handeltreibende Nation ihr eigenes Consulatsgebäude, auf welchem sie ihre Flagge aufsteckt; nach diesen Flaggen oder Emblemen pflegt der Chinese die betreffende Nation zu benennen. Es finden sich hier Kaufleute von fast jeder Nation der Welt, am zahlreichsten sind natürlich die Engländer und Amerikaner; außer dem sieht man noch Franzosen, Holländer, Portugiesen, Spanier, Dänen, Schweden, Perser, Birmanen, Malaier, Cochinchinaten u. s. w., ich traf sogar einige Schweizer, welche Uhren in bedeutender Menge hieher zum Verkaufe brachten.

Der von Europäern bewohnte Theil Kantons besteht, außer dem kleinen Marktplatze, noch aus zwei größeren und einer kleinen Straße. Die Hauptstraße ist nicht mehr als zwei Klafter, die übrigen höchstens eine Klafter breit, man kann sich also das Gedränge vorstellen, wenn man bedenkt, daß der Chinese seine Geschäfte am liebsten im Freien abmacht, abgesehen davon, daß an einem Orte, wo die Speculanten der halben Welt zusammentreffen, schon an und für sich ein Gedränge entstehen muß. Der Fremde weis aft in der That nicht, wo er sich hindrücken soll, während die Schaar der Lastträger an ihm vorüberzieht. Der Träger schleppt seine Lasten, an Bambusstöcke gehängt, daher, und wenn er nur für das eine Ende einer solchen Bambusstange Etwas zu tragen bekommt, so hängt er an das andere Ende, um das Gleichgewicht herzustellen, Eisen oder Blei, und watschelt so mit seiner oft bei drittehalb Zentner wiegenden Last bis an seinen Bestimmungsort. Ganz auf dieselbe Weise werden auch allerlei Waaren, Obst, Gemüse, Gepäcke herumgetragen, jeder der Verkäufer schreit in anderem Tone, daß er da sei, und daß Jeder, dem es beliebt, von seinen ausgezeichneten Waaren kaufen könne. Selbst die Barbiere rufen in den Straßen, daß sie Jedermann zu Diensten stehen, man möge nur befehlen.

Für den Europäer ist, so lange er sich nicht daran gewöhnt hat, dieses Schreien und Toben, diese Rohheit, mit welcher der gemeine Chinese, wenn er eine Last trägt, ihm den Weg vertritt oder ihn bei Seite stößt, wirklich

*) Aus dessen »Utazás Keletindiában« (Reise in Ostindien).

Digitized by Google

unerträglich. Namentlich jetzt, wo nach den Vorfällen bei Makao eine ſo allgemeine Gereiztheit herrſcht, muß der Fremde ſehr vorſichtig ſein und das rohe Benehmen des Volkes ruhig erdulden. Was den Tumult noch erhöht, ſind die zahlloſen Bettler, die an den Thüren der Kaufläden ſo lange herumpauken, bis ſie ein Almoſen bekommen, da man ſie nicht verjagen darf, oder an den Eingängen der Straßen ſitzen, ſtehen, liegen, während jeder irgend ein langweiliges Sprüchlein vor ſich herſchreit oder ein ſchandbarer verſtümmeltes Inſtrument maltraitirt, wie dieß zur Marktzeit auf der Miſchkolzer Brücke zu geſchehen pflege, um die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden auf ſich zu lenken. Und wenn man eine ſolche Straße durchſchritten hat, findet man am andern Ende wieder ganze Gruppen armer, halb verhungerter Leute, in Lumpen gehüllte und verkümmerte Männer, Weiber und Kinder, ſo daß der Fremde vor dieſem Anblicke unwillkürlich zurückbebt.

Am Ende einer jeden ſolchen Straße, welche nach der eigentlichen Stadt führt, befindet ſich ein Thor, deſſen Schwelle kein Europäer überſchreiten darf; darum ſteht gewöhnlich an einem ſolchen Thore ein Wachpoſten, irgend ein miſerabler Soldat Sr. himml. Majeſtät mit einem Bündel Lunten an der Seite und mit dem Gewehre in der Hand. Seinetwegen kann jeder Europäer bequem hineingehen, denn die Gewehre ſind ſo eingerichtet, daß, bis der Soldat das Pulver auf die Pfanne ſchüttet, Feuer ſchlüge, zuerſt ſeine Lunte und dann das Pulver anzündet, der Fremde längſt über alle Berge iſt. Es iſt ſonderbar, daß dieſe für ſo intelligent verſchrieene Nation ſich noch bis zur Stunde mit den europäiſchen Schußwaffen nicht vertraut gemacht hat, wo doch Se. himmliſche Majeſtät genügend Gelegenheit hatte, an dem von den Engländern als Geſchenk erhaltenen Gewehren ſich von der Nichtsnutzigkeit der eigenen zu überzeugen. Vielleicht iſt dieſe blinde Halsſtarrigkeit als Nationalſtolz oder als unverbrüchliches Anklammern an das Althergebrachte auszulegen, ſonſt könnten die Chineſen ſich unmöglich noch bis zur Stunde, ſtatt der weit ſchneller zu handhabenden europäiſchen Gewehre, ihrer Luntenflinten bedienen.

Nach einem mit den Engländern geſchloſſenen Vertrage, ſollten die Thore von Kanton in dieſem Jahre den Europäern eröffnet werden. Als nun die dießfällige Aufforderung an die chineſiſchen Mandarinen erging, antworteten dieſe mit gleisnneriſcher Höflichkeit: die Thore ſeien geöffnet, die Heeren Europäer mögen nur hineingehen, aber was dann das über den Anblick der Fremden wüthende Volk thun werde, dafür könne die Behörde nicht gutſtehen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nach einer ſolchen Auseinanderſetzung Niemand hineinzugehen wagte, um ſo mehr, da das Volk noch noch durch Maueranſchläge gehetzt wurde, es möge ja nicht dulden, daß die Barbaren durch ihren Eintritt die heil. Stadt entweihen. Dieſes kleine Beiſpiel beweiſt, wie ſchön die klugen Engländer von den ſo unbeholfen ſcheinenden Chineſen angeführt wurden.

Uebrigens ſind dieſe Thore in ſo ferne ein Vortheil, als ſie das Einfangen des auf friſcher That ertappten Diebes erleichtern, denn ſobald ein Lärm entſteht, werden alle Thore geſperrt und der unglückliche Verfolgte wird vom Volke grauſam erſchlagen.

Nachdem ich die Straßen durchwandert hatte, wozu ein halber Tag mehr als genug iſt, beſuchte ich am folgenden Tage einen chineſiſchen Kaufladen, um mir einige Kleinigkeiten als Andenken einzukaufen. Die chineſiſchen Kaufläden haben keine Auslagekäſten, die übrigens in den engen Straßen auch gar keinen Raum hätten; es iſt anſtatt blaß der Name des Kaufmannes in einheimiſcher und engliſcher Sprache angeſchrieben. Beim Eintritte kommt Einem der Kaufmann oder ſein erſter Commis, der engliſch verſteht, freundlich entgegen, führt den Käufer weiter in's Innere des Ladens, zeigt ihm dort die ringsum lagernden Waaren und läßt ihn dann allein, um bequem und ruhig auswählen zu können. Während dieſer Zeit wird jedoch jede ſeiner Bewegungen von einer Menge überaus ſcheuſſlichtiger Augen beobachtet, und auf den Wunſch des Käufers iſt der Kaufmann ſogleich bei der Hand, um bezüglich ſeiner Waaren die gewünſchten Aufſchlüſſe zu geben oder ihm zu ſagen, was eine oder die andere koſte.

In jedem etwas größeren derartigen Geſchäfte iſt Alles zu bekommen, was durch inländiſchen Gewerbefleiß erzeugt wird. Voran ſtehen oder hängen gewöhnlich die wohlfeileren Waaren in hübſchen Schränken, meiſt Kinderſpielzeug, worauf der erfinderiſche Chineſe ſo viel Kunſtfleiß verwendet, daß derlei Gegenſtände bei uns unter Glas als ſeltene Kunſtwerke gezeigt werden, während ſie hier überaus wohlfeile Bagatellen ſind; dahin gehören z. B. ihre Karrikaturen aus Papier-Maché, ganze Gruppen von Puppen, welche vollſtändige Scenen darſtellen, und tauſend und tauſend andere Kleinigkeiten, welche den Fremden, wenn er gleich in Europa genug chineſiſche Lappalien zu ſehen Gelegenheit hatte, dennoch durch den Reiz der Neuheit überraſchen. Unter Anderm werden hier Spinnen aus Thon mit feinen Drahtfüßen verfertigt, welche, an einem Gummifaden herabhängend, von Jedermann für lebendige gehalten würden; dieſe kleinen Meiſterwerke ſind hier lächerlich wohlfeil, ebenſo die, Kopf, Augen und Zungen bewegenden Automaten, welche überdieß auch noch ausgezeichnet ſchön ſind.

Ueberhaupt müſſen wir, wenn wir die Waaren in einem ſolchen Kaufladen auch nur flüchtig überblicken, offen geſtehen, daß das chineſiſche Volk in ſeinen Manufacten den europäiſchen Induſtriellen weit überlegen iſt. Beſonders ſind ihre Drechslerarbeiten die ſprechendſten Zeugen einer unendlichen Geduld, — wahrhaft nunachahmlich. Von ihren Schachfiguren iſt jede einzeln ein Meiſterſtück, an ihren Doſen ſind die Hautrelief-Schnitzarbeiten überaus fein und rein. Ihre aus Rhinozeroshorn verfertigten Becher ſind gleichfalls en relief gearbeitet, ihre unbeſchreiblich ſchönen beinernen Fächer bekunden ungemein geſchickte Hände. Am merkwürdigſten iſt aber jene aus einem einzigen Stück gedrechſelte beinerne Kugel, in welcher ſich zehn bis ſechzehn kleinere Kugeln drehen, von denen jede einzelne an der Oberfläche mit andern Verzierungen verſehen iſt. Die Engländer glaubten Anfangs, die Kugel ſei zuſammengekittet, ich ſelbſt verſuchte ſie aufzulöſen, fand aber, daß ſie wirklich aus einem Stücke ſei. Auf der Londoner Welt Induſtrie-Ausſtellung ſah man wohl einen Verſuch, dieſes Problem zu löſen, aber er fiel ſehr ungeſchickt aus, denn eine Kugel ſtand von der andern ungefähr einen Viertelzoll weit ab, während die chineſiſchen beinahe an einander ſtoßen. Jede ſolche Kugel muß auf der Drehbank bei 6000mal gewendet werden und koſtet, obwohl ſie die Arbeit von einem halben Jahre iſt, doch nicht mehr als 25 — 30 fl. C. M. An den chineſiſchen Vorhängen werden dieſe Kugeln ſtatt der Quaſten verwendet.

Die Geſchicklichkeit der Chineſen in Steinmetzarbeiten iſt allgemein bekannt, aus Schmirgel und hartem Kieſelſtein formen ſie die ſchönſten Figuren; man kann ſich denken, welche ungeheure Geduld hiezu erforderlich iſt.

Wer kennt überdieß nicht ihren ausgezeichnet ſchönen und guten Lack? Ihre hübſch eingerichteten, mit unzähligen Schubläden verſehenen Möbel ſind hier zu Lande noch viel glänzender, als in Europa, wo ihnen der Transport zur See ſchadet. Noch viel werthvoller iſt jedoch der javaniſche Lack. Dieſer Lack wird eben ſo gewonnen wie der Gummi, nämlich aus der von Bäumen ausgeſchwitzten Feuchtigkeit. Unter ihren Möbeln ſind beſonders jene Divans erwähnenswerth, aus welchen, wenn es nothwendig iſt, ein mit Fußſchemeln verſehener Tiſch hervorſpringe, ſo daß die auf dem Divan Sitzenden auf dieſem Tiſche ſogleich bequem ihren Thee trinken oder ſpielen können. Und alle dieſe Möbel ſind überaus wohlfeil; nur wenn ſie nach Europa gebracht werden, kommen ſie auf ein wahres Heidengeld zu ſtehen.

Unter ihren Seidengeweben iſt der chineſiſche Crep am bemerkenswertheſten, den die europäiſche Weberei, ſowohl hinſichtlich der Qualität des Stoffes, wie der Farbenpracht, bisher noch nicht zu erreichen vermochte. Dieſe Stoffe ſind in ſehr hübſche Papierchatoullen gepackt, und auf Verlangen des Käufers werden ihm dieſelben vom erſten bis zum letzten, mit aller Bereitwilligkeit vorgewieſen.

Von Gold- und Silberarbeiten bekunden namentlich die aus getriebenem Silber einen hohen Grad der Vollendung; beſonders hübſch ſind auch ihre Viſitkartenhälter, welche in jedem größern Kaufladen zu haben ſind, auch verfertigen ſie ſehr feine Drahtbracelees aus edlen Metallen, deren Schloß einfacher iſt und doch beſſer hält, als das der europäiſchen, da ein ſolches Bracelet ſicherlich nicht leicht vom Arme fällt. Ihre gravirten Silberarbeiten ſind ſo wohlfeil, daß ſie ſich eigentlich nur den Metallwerth bezahlen laſſen; ich kaufte mir einen ſolchen Becher um dreißig Rubien, und als ich ihn zu Hauſe ſchätzen ließ, überzeugte ich mich, daß, ganz abgeſehen von der ſchönen Façon, das Silber allein ſo viel werth ſei.

In einem ſolchen Univerſalgewölbe bekommt man auch chineſiſche Kleider zu kaufen, welche nicht ſo ſehr für den Gebrauch, ſondern als Seltenheiten für die Europäer beſtimmt ſind, damit ſie zu Hauſe Etwas zu zeigen haben. In demſelben Laden wurden auch Bronceſpiegel verkauft, welche die Geſtalt des Hineinblickenden ſehr getreu und rein wiedergeben, die Façon aber nicht; darum kommen auch immer mehr und mehr die europäiſchen Glasſpiegel in die Mode, während im Innern des Landes noch immer jene im Gebrauche ſind.

Nachdem ich mir die Waaren des Kaufladens beſichtigt hatte, was mindeſtens anderthalb Stunden dauerte, war die Menge derjenigen, die ich mir zum Ankaufe vermerkte, derart angewachſen, daß ich zu ihrem Transport bei-

Digitized by Google

nahe ein kleines Schiff beuöthigt hätte; ich mußte daher nun unter diesen wieder eine Auswahl treffen, und erst dann begannen die eigentlichen Unterhandlungen mit dem Kaufmann. Das war aber eigentlich das Schwierigste an der ganzen Sache, denn der chinesische Kaufmann bietet selbst dem Eingebornen seine Waaren immer um den doppelten Preis, vom Ausländer aber möchte er sich sie gerne dreifach oder wenn dieser nicht selber Kaufmann ist, gar vierfach bezahlen lassen. Mit Hilfe seiner Rechenmaschine, welche denen in unseren Kleinkinderbewahranstalten ähnlich ist, summirt er schneller als jeder Europäer. Ich wagte natürlich nicht, dem Besitzer eines so reichen Kaufladens den vierten Theil des verlangten Betrages zu bieten, sondern bot ihm die Hälfte. Der gute Mann sagte etwas von festgesetzten Preisen, ich aber entgegnete ihm: die Leute, die mich nach seinem Laden gewiesen, hätten mir gesagt, ich brauchte ihm durchgehends nur den vierten Theil der verlangten Summe zu bieten. Diese meine Aufrichtigkeit mag ihn etwas überrascht haben, er schüttelte den Kopf, weigerte sich wohl noch ein wenig, aber ich sah aus den Mienen seiner Commis, daß sie schon bereit standen und nur auf einen Wink ihres Herrn warteten, der ihnen sagen sollte: nur zu, packt die ausgezahlten Waaren zusammen! Deßhalb ließ ich mich auch zu keinem höhern Anbote herbei.

Während die Handlungsdiener mit dem Zusammenpacken beschäftigt waren, schrieb mir der Herr die Rechnung sehr schnell und rein mit einem Pinsel, der gewöhnlich in Tusch getaucht wird. Die Handlungsdiener waren recht schmucke Burschen, denn sie werden auch hier nach Gesicht und Wuchs ausgewählt. Jeder von ihnen trug einen schönen langen Zopf, der in China den unentbehrlichen Bestandtheil einer anständigen Toilette bildet, und der Chinese würde nicht um die Welt bei einem Europäer eintreten, ohne früher seinen Zopf in Ordnung gebracht zu haben. Welche Wichtigkeit diesem Anhängsel beigelegt wird, geht schon daraus hervor, daß man in China die Bevölkerung nicht nach Köpfen, sondern nach Zöpfen zählt.

Nachdem der Kaufmann alles geordnet hatte, überreichte er mir die übliche Draufgabe, welche sich stets nach dem Werthe der gekauften Waren richtet und selbst dann nicht wegbleiben darf, wenn etwa um zwei Groschen Zundhölzchen gekauft werden, obwohl sie dann nicht viel mehr werth ist, als bei uns etwa eine Prise Schnupftabak. Uebrigens findet man selbst noch im Hinausgehen eine Menge interessanter und neuer Gegenstände, und könnte wohl ganze Tage mit der Betrachtung eines solchen Kaufladens zubringen.

Von hier aus ließ ich mich nach einem Gewölbe fahren, wo Tischlermaaren verkauft werden, da ich eine Kiste aus Kampherholz brauchte, welche für die Reise sehr bequem ist, weil sie die Motten abhält. Ich mußte mindestens acht Stück kaufen, da sie einzeln nicht verkauft werden. Die Chinesen, welche in jeder Beziehung den Fremden gerne betrügen, machen auch in Bezug auf diesen Artikel keine Ausnahme; sie verfertigen nämlich Kisten aus anderem Holze, lassen sie mit Terpentin ein und verkaufen sie an denjenigen, der sich durch den Geruch irreführen läßt, für Kisten aus Kampherholz. In demselben Laden sah ich auch sehr hubsche Särge, von denen jeder aus einem Stück gezimmert ist. Auf pomphafte Leichenbegängnisse wird hier überhaupt sehr viel gehalten; ein chinesischer Friedhof gewährt durch die Menge prächtiger Monumente, welche sich darin befinden, wenigstens von ferne einen sehr hübschen Anblick. Uebrigens bleiben die Leichname in diesen, aus einem einzigen Baumstamme ausgehöhlten Särgen gewöhnlich sehr lange unversehrt, da sie durch den Deckel luftdicht verschlossen werden.

Wieder in einem andern Laden sah ich Bronzegußwerke, deren Vollkommenheit von den unsrigen auch nicht im Entferntesten erreicht wird. Was für Modelle hiezu verwendet werden, konnte ich noch nicht erfahren. Ueberaus prächtig ist das mit vollem Rechte weltberühmte chinesische Porzelän. Man sieht hier weit schönere Stücke daraus, als in Europa. Die schönsten aber würde man vergebens in Kaufladen suchen, da sich dieselben meist im Besitze reicher Privatleute befinden. Die vielen Reliefiguren, die Lebhaftigkeit des Colorits an den großen Gefäßen wird vielleicht für alle Zeiten unnachahmlich bleiben. So beispiellos wohlfeil daher auch alles übrige Porzelän ist, so sind doch die Preise dieser vorzüglicheren Stücke äußerst hoch, weßhalb auch nur wenige davon nach Europa kommen. Ein Kaufmann zeigte mir zwei Schalen von solcher Dünne, wie sie nicht einmal aus Glas geblasen werden können.

Seit die Engländer den Chinesen die Porzelän-Fabrication abgelernt haben, kann China freilich nicht mehr viel nach Europa schicken, aber Persien und America sind noch immer seine Abnehmer, und dennoch hat das englische Porzelän vor dem chinesischen in Bezug auf die Qualität sicher nicht, in Bezug auf die Wohlfeilheit kaum einen Vorzug. Uebrigens ist es unbestreitbar, daß heut zu Tage auch in China nicht mehr so ausgezeichnetes Porzelän erzeugt wird, wie ehedem, denn damals ließ man den zur Porzeländereitung ausgegrabenen Thon gewöhnlich so lange verwittern, daß er in der Regel erst von den Enkeln verarbeitet wurde; selbst der verarbeitete Thon wurde noch lange getrocknet, und erst dann gebrannt. Seit einiger Zeit aber, seit sich die Nachfrage nach dem chinesischen Porzelän so bedeutend steigerte, konnte nicht einmal für den laufenden Bedarf genug Thon gegraben werden, welcher schon binnen einigen Wochen als Porzelän in den Handel kommt. Die Chinesen selber erkennen den Unterschied zwischen dem heutigen und den ehemaligen Fabrikaten nur zu gut, und die erstern sind dort noch weit gesuchter, als in Europa, ja es könnte sogar Jemand, wenn er von hier aus das alte Porzelän nach China zurückführen würde, dort jedenfalls ein sehr gutes Geschäft machen. Bei dem Porzeländhändler sah ich auch jene zweckmäßigen Waschbecken, deren Boden aus Kupfer, der Reif aber aus Email und mit unzähligen Figuren, deren Farbe stets unverändert bleibt, geziert ist. Diese Waschbecken sind auch im europäischen Handel bereits ziemlich bekannt.

Es gibt in Kanton mehre Gewölbe, wo nur religiöse Gegenstände verkauft werden, z. B. kleine Götzen aus Wachs, Gesichten aus Erz oder Stein u. s. w., meistens aber Feuerwerksgegenstände, Raketen, Schwärmer, Rauchwerk, Papierlampen und allerlei andere Combustibilien. Es werden vielleicht in der ganzen Welt nicht so viel Feuerwerksgegenstände verschwendet, wie in China. Mit jedem Neumonde findet ein großes Feuerwerk statt, und wie man sagt, soll es den Europäern bisher noch nicht gelungen sein, die auf dem Wasser schwimmenden Feuerthierchen der Chinesen nachzumachen. Ja selbst ein Familienfest kann in China nicht ohne Feuerwerk abgehen. Auf ihren Schiffen aber werden, wie wir uns selbst überzeugten, Raketen und Schwärmer losgelassen, daß alles kracht.

Ich besichtigte auch eine Apotheke, wo man, wie es scheint, mit den Arzneiflaschen am meisten Luxus treibt, da diese aus Europa kommen. Uebrigens mag es hier schauderhaft allopathisch zugehen; so läßt sich wenigstens aus der Manipulation jenes bezopften Herrn schließen, der mit einer auf die Nase gezwickten Brille bei förmlichen Schäffeln voll Arzneitrank stand und darin mit einer Schaufel herumrührte. In der Medicin scheint man hier noch sehr weit zurück zu sein, darum werden auch die europäischen Aerzte hier mit offenen Armen empfangen, besonders seit sie ein Paar Augenkranke glücklich geheilt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Musikant.

Mit einer Abbildung.

Es lehnt ein brauner Junge
An der Kapelle Wand,
Die Aermth auf den Wangen,
Die Geige in der Hand.

Er stimmt voll Ernst und Eifer
Das Werkzeug, das ihn nährt,
In harter Lebensschule
Ihm letzten Trost gewährt.

O geht nicht fremd vorüber,
Nicht fühllos kalt vorbei!
Gesegnet ist die Gabe,
Wie klein sie immer sei.

Beborcht ein Paar der Stückchen,
Die er dem Mitleid spielt!
Ein Bischen Huld ist Alles,
Wornach der Arme zielt.

O borcht dem kleinen Solelee,
Den Tönen weh und schrill —
Vielleicht, daß ihr verstehet,
Was er euch sagen will.

Der Töne Wehmuth kündet:
»Mein Vater, ach, ist todt!
Daheim die kranke Mutter
In Elend und in Noth.«

»Und hungernde Geschwister,
Von denen ich umringt,
Zu sehen, was am Abend
Mein Fleiß nach Hause bringt.«

O geht! Der Himmel lohn' es!
Vergönnt ihm kargen Glück,
Und merkt in seine Koppe
Das kleine Kupferstück!

Und wenn vielleicht aus Allen
Ein Mann vorüber geht,
Der mit geübten Blicken
Des Knaben Geist versteht,

Der wird vielleicht entdecken,
Daß sich in ihm schon regt,
Was an Talentesgaben
Natur in ihn gelegt.

Und findest du bestätigt,
Was ich gemeint, — o dann
Erbarme dich des Jungen,
Du gottgesandter Mann!

Und führ' ihn mit, und pflege
Das Kornlein, das du fandst!
Vergolten wird das Mitleid,
Das du für ihn empfandst,

Und heimgezahlt dir werden
Des Herzens Lieb' und Gunst:
Gott dankt es dir im Himmel,
Auf Erden dir die Kunst! —

A. A. Gottschlemmer

Digitized by Google

Im Ungewitter.

Ode von Dr. Joh. Nep. Vogl.

Im grauen Nebel
Verdämmern
Die eagenden Zinken
Der Felswand,
Drüberhin ſteigen
Gewitterträchtig
Die Rieſenberge des Himmels,
Rucken und ſchieben ſich,
Krieg'riſchen Schaaren gleich,
Näher und näher,
Langſam
Und dräuend.

Welch Bangen,
Welch Schweigen
Auf Feld und Wald,
Kein Säuſeln
Im Halme,
Kein Flüſtern
Im Laube,
In Nähe und Ferne
Nur athemloſe
Öde des Grabes.

Jetzt
Zerreißt ein blendender Blitz
Die rollenden Gewölke,
Und ſo wie einſt
Beim Mahle Belſazars
Eine Hand
Dem Himmel entragend
Die flammenden Worte:
Mene-Thekel-Upharsin
Geſchrieben,
So ſchreibt er
Im leuchtenden Zickzack
In das Gewölbe des Himmels
Mit rieſigen Lettern
Das Wort Jehova!

Jehova
Ruft zugleich des Donners
Fernehinſchmetternde Stimme,
Jehova
Hallt es zurück
Aus den gähnenden Schachten
Der Berge,
Jehova
Tönt es im Toſen
Des wälderbeugenden Sturmes,
Schallt es
Im Sturz
Des ſauſenden Wildbach's.

In den Staub
Eedengewürme,
Das, ſelbſtſücht'gen Wahnes,
Ein Gott ſich dünkt,
Und doch nur
Niederer Gierde voll!

Der Mahner pocht
Mit eherner Fauſt
An die Pforte
Des ſchlafestanden
Gewiſſens.

Er iſt's
Der da kommt,
Auf dem Wagen des Donners,
Auf den Flügeln des Sturmes,
Auf den Schlangen des Blitzes.

Er iſt's
Der da kommt,
Aber nicht um zu ſtrafen,
Nicht um zu richten,
Nicht um zu rächen,
Wie die
Dem Olympus
Entſtiegenen,
Menſchenverderblichen,
Leidenſchaftfröhnenden,
Götter
Der Cecrops.

Er kommt
Dem Reuigen
Zu verzeihen,
Den Hoffenden
Zu erſtärken,
Den Gläubigen
Zu erheben.
Er kommt
Zu ſegnen
Im Flammen des Blitzes,
Zu ſegnen
Im Rollen des Donners,
Zu ſegnen
Im Brauſen der Flur,
Denn er iſt der Gott
Der Liebe.

Darum
Erkenne,
Bereue,
Und zauchze
O Herz,
In das Rollen
Des Donners,
In das Leuchten
Des Blitzes,
In das Rauſchen
Des Regens:
Jehova!

Der Königin Ehre.

(Fortſetzung und Schluß.)

V.

Einige Monate waren nach dem Tode des Königs Andreas verſtrichen. Die Königin Johanna befand ſich allein in ihrem Zimmer, ſie war in ſchwarze Wittwentracht gekleidet. Aber nicht nur ihr Körper, ſondern auch ihre Seele, ihr ganzes Weſen trug dunklere Farben, als früher. An dieſe noch vor Kurzem ſo freudeſtrahlenden Züge, welchen der Begriff der Trauer ein Unding zu ſein ſchien, war der Schmerz geſtreift, der nirgend anſtritt, ohne Spuren ſeiner Herrenfarben zurück zu laſſen, auch nachdem er wieder geſchieden. Ein Ernſt, eine Mündigkeit, zu welchen der Schmerz noch ſo junge Seelen zu erheben pflegt, war jetzt in dieſes Antlitz eingezogen und hatte die frohe kindliche Unbefangenheit, die ſonſt hier zu thronen pflegte, daraus verdrängt.

Während ſie ſchweigend einen vor ihr liegenden Haufen Schriften durchmuſterte, trat ihre Thürſteherin ein und meldete mit etwas befremdeter und ängſtlicher Miene den Herzog von Durazzo.

Ueberraſcht blickte Johanna bei dieſem Namen auf. Sie glaubte nicht recht gehört zu haben, und die Dienerin wiederholte, weil ſie die Verwunderung der Königin wahrnahm, ihre Anmeldung.

Was will der Unglückliche hier, und gerade im gefährlichſten Augenblicke? fragte Johanna erſtaunt. Wird er entdeckt, ſo vermag ſelbſt ich nicht ihn zu ſchützen. Es hat ihn doch Niemand kommen ſehen?

Die Thürſteherin gab durch eine, mit einem Achſelzucken begleitete Verbeugung zu erkennen, daß ſie hiefür nicht gutſtehen könne.

So laß ihn eintreten, doch nur für einen Augenblick. Sage es ihm, daß er mich auf das Schnellſte wieder verlaſſen muß.

Die Dienerin öffnete dem im Vorgemache harrenden Herzoge von Durazzo die Thür und entfernte ſich.

Die Königin trat ihm ernſt, beinahe ſtreng entgegen, und erwiederte ſeinen ehrerbietigen Gruß durch ein faſt unmerkliches Neigen des Hauptes.

Sind Sie Ihres Lebens ſo überdrüſſig geworden, ſagte ſie, daß Sie ſich an einen Ort hingetrauen, wo es ſo wenig geſichert iſt? Und wiſſen Sie auch, Herr Herzog, daß nur der Wille meines Gemals, welcher ſterbend Sie zur Flucht mahnte und Sie gerettet wiſſen wollte, mich abhalten kann, als Anklägerin gegen Sie aufzutreten? Ich habe dieſerhalb manche Verleumdung über mich ergehen laſſen müſſen; man hat zu ſagen gewagt, der Jugendfreund ſei mir noch theuer, auch nachdem er der Mörder meines Gemals geworden. Erblickt man Sie hier, ſo iſt nicht nur Ihr Leben, nein, mehr noch, der Ruf Ihrer Königin verloren. Faſſen Sie ſich kurz, was wollen Sie hier?

Sie retten, Königin, wenn es anders noch möglich iſt.

Ich muß die Ritterhand zurückweiſen, die einſt ein mir theures Leben ſo grauſam zermalmte.

Ich bin bereit, ſagte Durazzo, mit meinem Blute eine That zu büſſen, zu welcher, Gott weiß es, nicht mein Wille, nein, ein unabwendbares Verhängniß und des Todten eigenes Drängen mich verurtheilte. Aber geſtatten Sie mir, Königin, den Reſt meines Daſeins durch eine nützliche Handlung zu adeln; ich bin Ihr Verwandter, Sie können nicht wollen, daß neben dem Fluche, mit welchem das Schickſal mich zeichnete, nicht auch einiger Segen auf meinem Andenken ruhe. Auf welche Weiſe möchte ich den Schatten des durch mich Gefallenen beſſer zu verſöhnen, als indem ich Etwas zur Rettung derjenigen beitrage, die ſeinem Herzen das Theuerſte war? Könnten Sie hart genug ſein, meinem Gewiſſen auch dieſen Troſt zu entreiſſen?

Johanna blickte nachſinnend vor ſich hin; ihr Schweigen ermuthigte den Herzog, ſein Anliegen zu vollenden.

Ihre Krone, fuhr er fort, Ihr Leben, hohe Gebieterin, ſtehen auf dem Spiele. Unwiderſtehlich zieht König Ludwig an der Spitze ſeines Ungarheeres heran. Theils die Furcht Ihrer Freunde, die ſich die Schwächern wiſſen, theils der vorwaltende Einfluß der ihm ergebenen Partei, die ihn als König dieſes Reiches ſehen möchte, öffnet ihm die Thore der Städte meiſt ohne Schwertſtreich, ohne Belagerung. Der treuloſe Graf Lalli hat in Aquila die Fahne der Empörung aufgepflanzt, und ſich dem Ungarkönig unterthänig erklärt. Mit ſchwarzer Fahne, die das Bild des getödteten Andreas zeigt, iſt Ludwig dort eingezogen; ſie ſagt uns deutlich, was ſeine Feinde von ihm zu erwarten haben, und zu Jenen die er für ſeine Feinde hält, gehören auch Sie, Königin. Ich Unglücklicher bin die Urſache ſeines Haſſes gegen Sie, denn er glaubt Sie mitſchuldig an dem Tode ſeines Bruders.

Die Königin ſeufzte ſchmerzlich; ſie vermied es, den Herzog anzuſehen, denn ihr Blick würde gegen dieſen einen fürchterlichen Vorwurf ausgeſprochen haben.

In Benevento, ſetzte Durazzo hinzu, hat König Ludwig ſeine Heeresmacht zuſammengezogen und ſie über den Volturno geführt. Wir können ihn zu jeder Stunde hier vor den Mauern der Hauptſtadt erwarten. An Widerſtand iſt nicht mehr zu denken. Alle feſtern Plätze ſind in des Feindes Händen; unſer Heer iſt ſo gut wie aufgelöſt. Ihre Vaſalen ſind freiwillig auf des Feindes Seite getreten. Die Parteiungen innerhalb der Hauptſtadt, größtentheils zu Ludwigs Gunſten geſtimmt, machen ſelbſt den bloßen Verſuch zur Vertheidigung des Platzes unmöglich.

Ich habe verboten, Widerſtand zu leiſten, verſetzte Johanna. Man wird dem Könige die Schlüſſel der Hauptſtadt übergeben, ſobald er ſie fordert.

Er wird Ihnen alſo ohne Gefahr und Anſtrengung die Krone entreißen?

Ich habe mich als eine Königin betrachtet, noch ehe ich dieſe Krone trug; ich werde mich, auch wenn ich ſie zu tragen aufgehört habe, für eine Königin anſehen.

Er wird ſich nicht mit Ihrer Krone und Ihrem Reiche begnügen; um beide mit Sicherheit zu beſitzen, bedarf er Ihres völligen Unterganges. Der Anlaß dazu wird ihm nicht fehlen. Er wird ſich zu Ihrem Richter aufwerfen; Ihre Feinde werden zu Gerichte über Sie ſitzen, und Sie als Mörderin Ihres Gemales verurtheilen. Ewige Gefangenſchaft wird Ihr Loos ſein, wenn nicht — der Tod.

Ich werde wie eine Königin zu ſterben wiſſen. Vielleicht bedarf ich einer ſolchen Sühne, um vor Gott gereinigt zu werden, denn ob auch ſchuldlos an dem, was meine Feinde mir aufbürden möchten, fühle ich mich doch nicht ohne Schuld, weil ich thöricht verſäumte ein Leben zu beglücken, welches Anſprüche darauf hatte, durch mich beglückt zu werden, und das aus dieſem Grunde blutig untergegangen iſt.

Sie dürfen nicht ſterben, Königin, fiel Durazzo haſtig ein. Muß auch in dieſem Augenblicke Vieles aufgegeben werden, ſo iſt doch nicht Alles für immer verloren. Der Drang der Ereigniſſe, die jähen Erfolge der Gegner, haben manche unſerer Freunde eingeſchüchtert, ohne daß ſie dieſerhalb abtrünnig oder völlig enttäuſcht worden wären. Man muß ihnen Zeit gönnen, ſich von der erſten Beſtürzung zu ermannen. Auch wird das Regiment der Fremdlinge gar bald die Unzufriedenheit ſelbſt derer erwecken, die jetzt ihre Anhänger und Helfer ſind. Der Zeitpunkt, um alles Verlorne ſiegreich zurückzugewinnen, wird nicht lange auf ſich warten laſſen. Einſtweilen, Königin, ſichern Sie Ihre Perſon. Ich führe Sie ſicher nach der Provence, kehre dann heimlich nach Neapel zurück, ermuthige die Freunde, und eichte, ehe der Gegner es ſich verſieht, Ihren Thron glänzender und feſter als jemals wieder auf.

Johanna bedachte ſich einen Augenblick; dann ſagte ſie mit Beſtimmtheit: und doch geht es nicht an.

Und warum nicht, Königin? was wäre dabei zu wagen, zu verlieren?

Die Ehre, Durazzo, die Ehre! Bis jetzt konnte ich der Welt, die meinen Handlungen eine ſo ſchnöde Deutung gab, die Würde meines Bewußtſeins entgegenſetzen, das mich freiſpricht. Aber ich würde ihr ein Recht zu ihren Verläumdungen geben, wenn ich dem Mörder meines Gemals geſtatten wollte, mein Retter zu werden; wenn ich mit dem Schwerte in der Hand dem Bruder dieſes Gemals entgegentreten wollte, der den Getödteten zu rächen kommt. Er nehme mich gefangen, er tödte mich. Was meinem Ruhme dabei als Königin abgeht, wird meiner Ehre als Weib zuwachſen.

Und wie, wenn ich ohne Ihr Einvernehmen handle, wenn ich gegen Ihren Willen Sie rette? fragte der Herzog von Durazzo geſpannt.

Ich verbiete es Ihnen, denn noch bin ich Ihre Königin.

So iſt denn Alles verloren, ſo möge Alles verloren ſein! rief Durazzo in Verzweiflung. Ich erkenne Dein Werk, grollender Schatten des Andreas. Auch jenſeits wuchert Dein Haß fort; denn Du verbieteſt mir eine That zu unternehmen, die Dich verſöhnen könnte! — So leben Sie wohl, Königin, für immer. Und darf ich wirklich Nichts, gar Nichts für Sie thun?

Nein, ſagte ſie feſt. — Doch ja! fügte ſie, noch ehe er die Thür des Zimmers erreicht hatte, ſich beſinnend hinzu. In einem Falle darf ich vielleicht Ihren Ritterdienſt annehmen; — nicht für das Leben, aber für den Tod.

Wie ſoll ich das verſtehen, theure Gebieterin?

König Ludwig haßt mich unverſöhnlich; er legt die Schuld alles Feindlichen, was die Umſtände ihm angethan, auf meine Schultern. Die Krone

Digitized by Google

Neapels, wie die Braut, glaubt er ſich durch mich entriſſen; für mein Werk hält er den blutigen Untergang ſeines Bruders. Mein Leben darf er nehmen, Niemand ſoll ihn daran hindern. Aber er könnte mich unwürdig behandeln wollen, und dieſes, Durazzo, ſollen Sie nicht dulden.

Ach Königin, Sie ſelbſt haben mir die Waffen geraubt, um es ihm zu wehren. Wie vermöchte ich Sie noch zu ſchützen, da ich nicht für Sie handeln darf?

Die Freiheit, Herzog, durfte ich aus Ihren Händen nicht annehmen, aber den Tod darf ich von Ihnen empfangen. Wenn Sie ſehen, daß Ihrer Königin Unwürdiges droht, dann verſöhnen Sie den Schatten des Andreas, indem Sie ihm die Gattin frei von Schimpf und Erniedrigung wieder zuführen.

Himmel! welche fürchterliche Ritterpflicht legen Sie in meine Hände, Königin?

Der einzige Preis der Wiederverſöhnung mit mir und dem Geiſte meines Gemals! Wollen Sie ihn verdienen? Sprechen Sie!

Soll ich Mord vergüten durch Mord?

Nein! Sie ſollen Schuld durch Opfer vergüten, Durazzo. Sind Sie bereit dazu?

Er warf ſich ihr zu Füßen. Ich bin bereit, Ihrem Befehle zu gehorchen, wenn es ſein muß. Zählen Sie auf Ihren Ritter, hohe Königin.

Sie reichte ihm gerührt die Hand, auf welche er ſeine Lippen druckte. Dann verließ er das Zimmer, beſeligt und verzweifelt zugleich.

VI.

Am andern Morgen hielt König Ludwig ſeinen Einzug in Neapel. Auf Befehl der Königin hatte man ihm die Schlüſſel der Stadt feierlich entgegengetragen. Auf ſeinem ſchönen, männlichen Antlitz ſtrahlte, indem er durch die hohen Thore Parthenope's einritt, die Befriedigung des Sieges und breitete eine ſtolze Freudigkeit über ſeine Stirn; aber es ſchwebte auch eine Wolke darüber hin, die mit den Blitzen des Zornes und der Rache gefüllt war, und vor welcher Jeder zurückbebte, der ſie zu deuten vermochte. Neben und hinter ihm eine Schar edler Ungarn, in reicher und blitzender, bunter Kleidung, die, im Contraſte mit der Tracht der Eingebornen, ſchön und glänzend, aber auch fremdartig und faſt drohend ſich ausnahm. Auch italieniſche Große, welche, der Königin abgeneigt, Ludwigs Anhang und Heer verſtärkt hatten; ſo Malateſta, Franz von Forli, Filipp von Mantua, Graf Lalli und noch andere. Ringsum ſchwärmte das leichte, bewegliche Neapler Volk, nicht ohne Aengſtlichkeit und Zagen ob der neuen ungewiſſen Geſtaltung der Dinge, und doch mit einer Art banger Theilnahme das abenteuerliche Schauſpiel kindiſch begaffend und anſtaunend; die fröhliche Sinnlichkeit und Schaugier dieſer Leute ließ ſie den verhängnißvollen Sinn des Momentes gänzlich über ſeiner bunten äußeren Erſcheinung vergeſſen.

Als der König, dem Schloſſe ſich nähernd, vom Pferde ſtieg, empfing ihn ein Flüſtern und Ziſcheln, und die gedrängten Volksgruppen wichen nach beiden Seiten zurück, nicht ſowohl um ihm, als um einem andern Zuge Platz zu machen, der in dieſem Augenblicke aus dem Hauptthore des Palaſtes heraustrat.

Die Königin! erſcholl es von Mund zu Mund; und als die Haufen der Gaffer ſich theilten, ſah Ludwig einen Zug ſchwarzgekleideter Frauen auf ſich zukommen, deren Vorderſte ein Diadem unter ihrem Witwenſchleier trug.

Ludwig trat einige Schritte zurück. Er blickte zur Seite, und in ſeinem Auge, das die Nahende nicht anſehen mochte, leuchtete plötzlich ſo viel Zorn und Haß, daß ſeine italieniſchen Begleiter, welche Johanna noch bitterer haßten, als er, einander bedeutungsvoll zuwinkten.

Sie klopften hart an die Thore meiner Städte, mein Vetter, ſagte die Königin, in kurzer Entfernung vor Ludwig ſtehen bleibend. Und warum das? Auch ohne feindlichen Einfall würden alle Thore dieſes Reiches ſich dem Blutsverwandten, dem Bruder meines edlen Gemals, freiwillig geöffnet haben.

Vielleicht nur geöffnet, erwiederte Ludwig finſter, um ſich dann hinter mir als Todespforten auf ewig zu verſchließen. Nicht anders, als erobernd, durfte ich hier einziehen, denn ich würde die Gaſtfreundſchaft verwünſchen müſſen, die mir die Mörderin meines Bruders antrüge.

Verurtheilen Sie nicht, ſprach Johanna mit Würde, ehe Sie Ueberzeugung haben. Ich unterwerfe mich ſtrenger Unterſuchung, ich bitte um eine ſolche, ich beſtehe darauf.

Unterſuchung? wiederhohlte der König bitter. Das hieße nur Ihrer Liſt neue Auswege öffnen. Wen könnte ich zu Zeugen anrufen, als Ihre Creaturen, Ihre Schmeichler, Ihre Mitſchuldigen? Die Weisheit eines Minos würde in dieſem Netze von Intriguen ſich verirren; die Unterſuchung würde zu einem Poſſenſpiele werden. Meine Ueberzeugung ſagt mir auf das Beſtimmteſte, daß Sie ſchuldig ſind, und ich preiſe dießmal mein Recht als Sieger, weil es mir geſtattet, jedem ſpitzfindigen Einwurfe, der ſich etwa laut machen wollte, Schweigen zu gebieten. Ihre früheren ſchnöden Handlungen gegen mich und meinen Bruder, alle Umſtände vor und nach der verruchten That, bezeugen unwiderlegbar Ihre Schuld, und als überwieſene Mörderin werde ich Sie jetzt auf der Stelle behandeln.

Mein hoher König, bat Petrarca, der in Ludwigs Nähe ſtand und ſich ſeiner Gunſt erfreute, blicken Sie hin, ſagen Sie, ob der Mord ſo ausſieht?

Unwillkürlich, und zwar zum erſten Male blickte der König bei Petrarca's Worten auf Johanna, die ſein Auge bis dahin feindſelig vermieden hatte. Die Schönheit und der Adel ihrer Züge überraſchte ihn dergeſtalt, daß das zornige Wort, das er eben ſprechen wollte, ihm auf den Lippen erſtarb.

Sie haben Recht, Petrarca, ſagte er leiſe und ſeltſam zu dieſem; ſo ſieht der Mord nicht aus!

Petrarca faßte unbemerkt den König in's Auge und nahm an demſelben eine wunderbare Bewegung wahr. Auch den italieniſchen Herren, welche den König begleiteten, entging dieſe Regung nicht, denn ſie ſahen einander befremdet an, machten unwillige Geſichter und ziſchelten ſich zu.

Ja, ſie iſt ſchön, ſprach Ludwig, in Gedanken verſunken, vor ſich hin. Geiſt meines Bruders, wie ſoll ich deine Mahnung verſtehen? Willſt du mich warnen, indem du mir dieſen Zauber der Schönheit zeigſt, der auch dich bethörte, und vielleicht mir ſelbſt gefährlich werden könnte? Oder ſiehſt du unter dieſen reinen und edlen Zügen mein Mitleid für diejenige an, welche du ſo heiß und ſo unglücklich liebteſt?

Die letztere Deutung ſchien die Oberhand zu behaupten; denn mit einem plötzlichen Entſchluße ging Ludwig auf die Königin zu, welche in banger Erwartung, obwohl gefaßt, vor ihm ſtand.

Fürchten Sie nichts, Couſine, ſagte er mit bewegter Stimme. Ich bin nicht gekommen, Sie zu verderben, oder ohne unparteiiſche Prüfung unſerer gegenſeitigen Anſprüche Ihr Reich an mich zu reißen. Die Mörder meines Bruders will ich ſtrafen: doch mit welch feindſeliger Meinung gegen Sie ich auch hieher kam, in dieſem Augenblicke ſagt mir mein Gefühl deutlich, daß Sie unſchuldig an dieſem Frevel ſind. Ueber die anderen Streitfragen werden wir uns, hoffe ich, billig vergleichen, wie es Freunden und Verwandten zukommt. Kehren Sie frei in Ihren Palaſt zurück, betrachten Sie ſich auch künftig hier als Herrſcherin, und vertrauen Sie auf mich.

Er wollte den Dank der Königin nicht abwarten, und trat daher ſchnell in die Reihen ſeiner Begleiter zurück.

Johanna blickte ihm mit dankbarem Ausdrucke nach, und wendete ſich dann, um in das Schloß zurückzukehren. Aber ſchon hatten ihre Feinde, die italieniſchen Herren, ſich unter einander verſtändigt, und vertraten mit gezogenen Schwertern der Königin den Weg in's Schloß.

Halt, König Ludwig, rief der kalte Malateſta dieſem zu, ſo war es nicht gemeint. Freiwillig weihten wir dir unſere Treue, unſeren Arm, unſere Mannen, um dieſes Reich für dich zu erobern, zu welchem du ohne unſere Hilfe nie den Weg gefunden haben würdeſt, und um dieſe Schuldige zu beſtrafen. Brichſt Du dein Wort, ſo ſind wir auch des unſerigen ledig.

Malateſta ſpricht wahr, ſagte der Graf Lalli zornig. Wir halfen dir, König, weil wir dich für des Landes rechtmäßigen Herrn, für den berufenen Richter und Rächer der begangenen Unthaten erkannten. Du trittſt von deiner Pflicht zurück: — wohl denn, ſo werden wir ſelbſt die Richter über des Andreas Mörderin ſein.

Laßt Sie los, ich gebiete es! donnerte Ludwig, den Sprechern unwillig entgegentretend.

Nein! nein! erſcholl es zurück. Sie iſt unſere Gefangene, da du ſie nicht zu deiner Gefangenen haben willſt.

Meine Freunde, ſagte Ludwig, zu den hinter ihm ſtehenden Ungarn gewendet, duldet eine ſolche Gewaltthat nicht. Kommt, und entreißt mit Gewalt die Königin den Händen dieſer Männer!

Aber die Ungarn blickten finſter zur Erde und rührten ſich nicht. — Sie hat unſern Königsſohn, unſeren Bruder Andreas erſchlagen laſſen, murrten ſie; — ſie muß ſterben!

Brüder! ſchrie Filipp von Mantua, errathet Ihr denn nicht, warum dieſer edle König plötzlich ſo umgewandelt iſt? Wir kennen dieſe Johanna

Digitized by Google

ſchon lange als eine ſchuldbe Zauberin. Sie hat es dem Könige angethan, um ſich zu retten; er iſt von ihr verhext.

Ja, ſo iſt es, ſchrien die Italiener wild durch einander. Wir müſſen den König vor ihrer Zauberei ſchützen; es iſt unſere Pflicht. Fort mit ihr in den Kerker!

Schon wurde Johanna von den rauhen Händen einiger Krieger Malateſta's ergriffen. Vergebens ſuchte der König durch das Gewühle zu dringen und die Unglückliche zu befreien.

Johanna fühlte ihren Muth entweichen. Ihr ſtehendes Auge irrte, Hilfe ſuchend, da und dorthin; aber überall ſtarrten ihr nur feindſelige Blicke entgegen.

Iſt kein Retter in der Nähe, der mich vor ſolcher Schmach ſchützt? rief ſie verzweiflungsvoll aus.

Da hörte man oben an einem Fenſter des nahen Palaſtes das Schnappen einer Armbruſt, und ein Pfeil durchbohrte der Königin Herz.

Erſchrocken ſtaubten die wilden Männer auseinander, und ließen die blutende Fürſtin in die Arme ihrer Frauen ſinken.

Ich danke Dir, ſagte ſie mit brechender Stimme, indem ſie zu dem Fenſter aufblickte, an welchem ſich Durazzo's bleiches Antlitz zeigte. Du gehorchteſt mir, Du hielteſt ritterlich Wort im rechten Augenblicke.

Ludwig flog herbei, Alles mich vor ihm zurück. Mit finſterem Schmerze blickte er auf dieſes ſchöne Bild des Todes. Johanna reichte ihm wie zur Verſöhnung die Hand, und als er dieſe wieder losließ, hing ſie ſchlaff herab, denn der Tod hatte ſie für immer gelähmt.

Eine Grabesſtille herrſchte in dem noch kurz vorher ſo erregten Kreiſe.

Ludwig ſtand lange im Anſchauen der ſchönen Todten verſunken. Dann fuhr er heftig auf. Welche verruchte Hand hat das gethan? rief er aus.

Die meinige! ſprach Karl von Durazzo, hinter den Kriegern hervortretend, dumpf und ſchrecklich. Dieſelbe Hand, König, die deinen Bruder erſchlug.

Nichtswürdiger! rief Ludwig außer ſich, indem er nach ſeinem Schwerte fuhr. Doch nein, ſetzte er ſich beſinnend hinzu, das Schwert eines Königs ſoll ſich mit deinem Blute nicht beflecken. Der Henker erwartet dich ſchon! Daß du meinen Bruder erſchlugſt, hat der ſchon deinen Stab gebrochen. Aber ſprich, Mörder, warum tödteteſt du auch ſeine Gattin?

Durazzo zögerte, er beſtand — dieß ſah man ihm an — einen ſchrecklichen inneren Kampf, bevor er antwortete; ſein ganzes Gefühl ſchien ſich gegen dieſes Wort zu empören, das er auf der Lippe hatte, und wie er auch nach Kälte und Gleichgiltigkeit rang, ſo blieb doch ſeine Sprache ſtockend, und ſchien ihren eigenen Inhalt Lügen zu ſtrafen.

Ich tödtete deinen Bruder, ſagte er endlich mit unſicherem Tone, weil ich Johannen liebte. Aber meine Liebe verwandelte ſich nach der That gar bald in wuthenden Haß, da ich vernahm, daß Johanna mich verabſcheute, mich nie geliebt hatte. Sie war auf dem Wege, dich zu beſiegen, König; ſchon hatteſt du ihr im Gedanken verziehen, oder vielmehr Du begannſt an ihre Unſchuld zu glauben — und ſchuldlos war ſie! Du wäreſt vielleicht noch weiter gegangen, hatteſt ihr Reich Ihr zurückgegeben, wohl gar deine eigene Krone zu ihren Füßen gelegt. Dieß gönnte ich der Verhaßten nicht; darum mordete ich ſie in dem nämlichen Augenblicke, wo das Glück ſich wieder für ſie entſcheiden wollte.

Der König fand keine Antwort für das Bekenntniß ſolcher Verworfenheit. Er winkte nur, und ſein Wink wurde verſtanden; ein Haufe Krieger nahm den Verbrecher in die Mitte, und führte ihn dem bereitſtehenden Blutrichter zu. Alle Anweſenden, Italiener wie Ungarn, ſahen mit Abſcheu dem Verurtheilten nach. Sie ahnten nicht, daß dieſer eine falſche Anklage gegen ſich, und zwar darum erhob, um jeden Verdacht des geringſten Einverſtändniſſes zwiſchen ihm und Johanna, in der Wurzel zu vertilgen, und der Verläumdung auch nicht den entfernteſten Anhaltspunct übrig zu laſſen.

Mit Petrarca, der Kenner des Menſchenherzens, begriff im Stillen die wahren Beweggründe des ſchaurigen Ereigniſſes, und warf unvermerkt einen dankbaren Blick auf den zum Blutgerüſte gehenden Durazzo, der, mit einer großmüthigen Lüge, ſeiner That eine ſo gehäſſige Deutung gab, und im Tode noch unverdienten Fluch gegen ſich herausforderte, um den Preis der eigenen Schmach die Ehre ſeiner Königin erkaufend.

Der letzte Magier.

(Aus der illuſtrirten Welt.)

An einem ſchönen Sommertage, als Alles in friſcher Blüthe ſtand, verließ Laurentius nach des Tages Laſt und Mühen die Stadt Harlem, und wanderte durch die nahen Felder. Als er ſo dahin ſchlenderte, wurde das Geräuſch der Stadt immer ſchwächer, und die Schönheit der Natur bei Sonnenuntergang erweckte eine Reihe von Gedanken, die mit der Herrlichkeit der Scene vor ſeinen Blicken und der Unbeſtändigkeit und dem Wechſel wahrnehmbar waren, welche ſich an Alles, was ſchön und groß iſt, unerbittlich heften. Traurige Gefühle bemächtigten ſich ſeiner, als er ſeines armen kranken Kindes gedachte, und ihm vor die Seele trat, wie ſein Lächeln gleich dem Lichte einer Abendwolke immer ſchwächer und ſchwächer wurde. Bange Furcht ergriff ihn, ſein Kind würde bald nur noch ein Schatten ſein, ſeine Stimme nur noch ein Feengeſang, ein Echo aus einer andern Welt, bis Alles in dem Gemurmel einer fernen Vergangenheit erliſchte. Er hatte ſein Möglichſtes gethan, es aufzuheitern und ihm Unterhaltung zu verſchaffen, aber Spiel und Blumen ſtanden verlaſſen da oder zerſtreuten nur für einzelne Augenblicke; eine finſtere Wolke lag auf ihnen — auf Allem; und dieß war nicht ſein einziger Schmerz; je ſchwächer das Kind wurde, deſto tiefer Kummer trat auf das Geſicht eines anderen Weſens, das er mehr als das Leben liebte.

Laurentius hatte begonnen, ſein Lottchen in den Anfangsgründen des Leſens zu unterrichten. Sie hatte mit großer Wißbegierde gelernt, wenigſtens in den Tagen der Geſundheit und der Kraft, und noch an dieſem Morgen, indem ſie ihm ein Manuſcript mit Bildern und großen Initialen zeigte, ihn erſucht, ihr einige Worte daraus abzumalen, um ſie beſtändig bei ſich zu tragen und ſo zu lernen, — wenn ſie wieder geſund ſei.

Auf ſeinem Spaziergange hörte er in dem nahen Walde einen Vogel ſingen; es war eine luſtige Weiſe, aber ſie machte ihn wo möglich noch trauriger, denn ſie erinnerte ihn an die Zeit, als er am Arme eines theuren Weſens auf dieſem Wege einherging, und ihr in lebendigen Lettern ihren ſchönen Namen in die Rinde eines jungen Baumes eingegraben zeigte.

Um ſeinem Kinde eine ähnliche Freude zu bereiten, verließ er den Pfad und ſchnitt einige Buchſtaben in die Rinde einer Buche.

Er würde auch ihren Namen — Lottchen — eingegraben haben, aber ſeine Hand glitt bei dem zweiten Buchſtaben aus, und es entſtand nun ein anderes Wort. Er ſchnitt darauf ein Viereck aus der Rinde des Baumes, wickelte es in ein Stück Papier und kehrte nach Hauſe zurück.

Das kleine Mädchen jubelte vor Freude, als es ſeines Vaters Schritte hörte, und ſtreckte die kleinen Händchen aus, um das Geſchenk in Empfang zu nehmen. Als er ihm jedoch von den ausgeſchnittenen Buchſtaben ſagte, wurde es traurig und ſeine Augen umwölkten ſich, und als gar die Mutter das Zimmer verließ und der Vater ihr nachblickte, da ſtreckte das Kind ſeine ſchwache Hand nach den Lettern aus und ſagte, indem es ſie unter ſeinem Pfühle verbarg, es wolle ſie zuweilen betrachten: und das that es ohne Zweifel auch, denn es war während ſeiner Krankheit ein Engel geworden: als es aber das Wort einſt am Himmel zu ſehen glaubte, ſtarb es noch in ſelber Nacht!

Laurentius war tief gebeugt von dieſem Schmerze; nach einiger Zeit ermannte er ſich wieder und machte ſich an ſeine alte Beſchäftigung; eines Tages jedoch, als er ſeinen Blick auf das Papier warf, in welchem er die Buchenrinde eingewickelt, ſah er, daß der ſcharfe Rand der Lettern die Umriſſe eines Wortes auf das Papier gezeichnet. Dieſes Wort hieß »Licht« — der Talismann, der zu einer ſo großen Entdeckung geführt — das geöffnete Seſam eines unendlichen Schatzes von Gedanken und Geiſt.

So, lautet die Sage, wurde die Buchdruckerkunſt erfunden.

Aber nicht Harlem allein, ſondern auch Mainz und Straßburg wird die Ehre dieſer Erfindung zugeſchrieben, und eine Zeit lang wurde der Streit über das Prioritätsrecht mit großer Heftigkeit geführt. Laurentius, bisweilen Koſter von ſeinem Dienſt in der Harlemer Kathedrale genannt, hat nach vieler und großer Gelehrter Anſicht den erſten Anſpruch auf die Erfindung. Nach den rohen Winken, die er erhalten, verfertigte er eine Art von Preſſe. Er druckte nur auf der einen Seite des Papiers, um die Buchſtaben deutlicher hervortreten zu laſſen. Lange Zeit wurde als ſein früheſtes Werk das Speculum humanae salvationis angeſehen, ſpäter aber wurde ein Buch aufgefunden, das für das erſte Druckwerk gilt. Es iſt ein Horarium, auf Pergament gedruckt, von nur acht Seiten, welches das Alfabet, das Gebet des Herrn, das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß und drei andere Gebete enthält. Es war das tollſte Ding von der Welt, wie es nur immer der erſte Verſuch einer neuen Entde-

Digitized by Google

ckung sein kann. Es hat keine Seitenzahlen, keine Unterscheidungszeichen oder Puncte: die Linien waren ungleich und von verschiedener Länge, so sogar die Form der einzelnen Seiten differirte, indem die einen schiefwinkelig, die andern viereckig, die dritten rund waren. Dieser Druck mochte aus dem Jahre 1430 stammen. Vor der Zeit war eine Schwesterkunst, die Holzschneidecei, erfunden worden. Als die erste Probe derselben, welche das Jahr 1423 trägt, galt eine Darstellung des heiligen Christof, welcher das Jesuskind trägt. Ungefähr vor sieben Jahren jedoch entdeckte man zu Mecheln auf dem Deckel einer alten Kiste ein religiöses Bild aus dem Jahre 1418. Es wurde von dem Conservator der königlichen Bibliothek in Brüssel um zwanzig Pfund verkauft, und ist eine weit interessantere und vollendetere Arbeit, als der heilige Christof, welcher im Besitze des Lord Spenser ist. Spielkarten sollen von noch früherem Datum sein — Anfangs gemalt, wurden sie gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts durch den Druck ersetzt. Daraus entsprangen die Heiligenbilder auf Holz.

Harlem sollte sich nicht lange des unbestrittenen Besitzes einer so wichtigen Kunst wie der Bücherdruck erfreuen. Die Erfindung wurde, obgleich man sie geheim hielt, von andern benützt und vervollkommnet. Man nimmt gewöhnlich an, daß ein Arbeiter des Laurentius nach Straßburg entfloh. Gensfleisch, der für den ältern Bruder Gutenbergs gehalten wird, stellte eine Druckerpresse in Verbindung mit dem Letzteren in der genannten Stadt auf. Dieß Unternehmen scheint jedoch fruchtlos gewesen zu sein, ja vollkommen fehlgeschlagen zu haben, denn es findet sich kein Buch, das vor dem Jahre 1462, der Zeit der allgemeinen Verbreitung der Druckerkunst in Straßburg, gedruckt worden wäre.

Gutenberg erschien kurz darauf in Mainz. Diese Stadt ist der Schauplatz, auf welchem die Kunst eine solche Vervollkommnung erfuhr, daß man es eine zweite Erfindung nennen kann. Der wichtigste Punct dieser Vervollkommnung war die Anwendung beweglicher Metalltypen, und hier erscheinen zum ersten Male Johann Fust und Peter Schöffer auf dem Schauplatz.

Fust oder Faust ist ein Name, der in der Sage wie in der Geschichte gleich große Bedeutung hat. Marlow und Goethe haben diesen Helden in unsterblichen Gedichten verherrlicht; aber der Faust der Geschichte ist nicht weniger berühmt und steht in wunderbarer Verbindung mit dem Aberglauben und der Furcht eines Zeitalters, das in seiner Vervollkommnung einer seltsamen Kunst einen unheimlichen Pact mit dem Teufel sah.

Mit Johann Gutenberg verband sich Faust, ein bedeutender und unternehmender Bürger von Mainz, zur Aufstellung der ersten Druckerpresse, und so verlieh seine eigene Energie und sein Reichthum in Verbindung mit der Gewandtheit und dem praktischen Scharfsinn seines Genossen, der Erfindung bald jene Bedeutung, die sie in der weiten Welt berühmt machte. Die wunderbare Gewalt des Gedankens hatte jetzt erst ihre wahre Allgegenwart und Allmacht erhalten. Bislang waren die Entdeckungen der Wissenschaft und die Erfahrungen der tiefsten Geister nur auf Sand geschrieben und konnten von jeder Flut des Barbarismus ausgelöscht werden; jetzt aber war für Jedermann eine Arche erbaut, die sicher über die Wogen der Zeit dahin gleitet, nicht allein die kostbarsten Schätze des Geistes bewahrend, sondern auch mit einem Talisman versehen, der die stürmischsten Wogen bändigt oder wenigstens zertheilt, daß das Gute und Wahre fortan trockenen Fußes und unberührt über sie dahin schreiten kann.

Johannes Faust, der Bürger von Mainz, welcher durch den Handel beträchtliche Reichthümer angesammelt, wurde von einem edleren Ehrgeiz, als dem des reinen Erwerbs getrogen und wollte sein Vermögen und seine Thätigkeit einem Unternehmen weihen, das neben pecuniärem Gewinn seinen Mitbürgern geistige und materielle Vortheile zu bringen im Stande wäre. Lange jedoch sollte ihm dieß nicht gelingen.

Eines Abends, als die Schatten des Zwielichts herniedersanken, und er in tiefen Gedanken allein saß, blickte er plötzlich auf und sah eine große dunkle Gestalt vor sich stehen. Aus den Augen des Fremden strahlte ein unheimliches Licht und auf den eingesunkenen Wangen war Kummer und Sorge ausgeprägt.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Galvanoplastik.

Als zu Ende des vorletzten Decenniums die schöne Erfindung der Galvanoplastik ihre ersten Lebenszeichen in den Zeitschriften kundgab, beschäftigten sich Viele mit dieser neuen naturwissenschaftlichen Erscheinung. Fleißig wurde gearbeitet, um in dieser vielversprechenden Richtung des Wissens vorwärts zu gelangen, und solange das eigene Wissen jedes Einzelnen zu gering war, um fremde Mithilfe entbehren zu können, wurde das ganze Feld als Gemeingut betrachtet, und Jeder hielt es für seine Pflicht, die eigenen Wahrnehmungen der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Als sich jedoch das Wissen hierin nach und nach bis zu einem gewissen Puncte entfaltete, und die Mehrzahl der Theilnehmer klarere Begriffe bekam, trennten sie sich von dem gemeinschaftlich unternommenen Baue und jeder betrat seinen eigenen Weg mit der Hoffnung, selbst früher zu dem ihm durch seine Fantasie vorgesteckten Ziele zu gelangen.

Manche davon erreichten selbes, durch Talent und glücklichen Zufall begünstiget, die große Mehrzahl jedoch blieb ermattet am Wege zurück, unvergnügt durch die vielen Opfer und Anstrengungen, welche sie ihrer Neigung dargebracht, und begnügte sich am Ende damit, die sparsamen Mittheilungen ihrer glücklicheren Genossen zu ihren Zwecken zu benutzen, wodurch es geschah, daß viele selbstständige Ideen zu Grabe getragen wurden, welche, mit mehr Geschick oder Beharrlichkeit angefaßt, zu schönen Resultaten geführt hätten. Viele Ursachen jedoch wirkten schon mit, um das kaum entfaltete Wissen, welches noch lange nicht seinen Höhepunct erreicht hatte, in Mißcredit zu bringen, und seine volle Entwicklung zu stören.

Das erste Hemmniß bildete die Opposition der durch den Galvanismus sich beeinträchtigt wähnenden Künstler, welche darin eine volle Entwerthung ihrer Kunstprodukte sahen, und dahee mit sehr wenigen Ausnahmen sich beharrlich weigerten den Galvanismus zu ihren Zwecken zu benutzen — bis sie nach längerer Zeit durch die augenfälligen Vortheile des Gegentheiles belehrt wurden.

Die Eigenliebe der mit Galvanoplastik sich Beschäftigenden, welche jedes Product ihrer Thätigkeit auch schon als Kunstproduct zu betrachten gesonnen war, und jede gerechte Ausstellung als mißgünstigen Tadel betrachtete, störte gleichfalls den Fortschritt.

Ein wesentlicher Punct des Hindernisses zur Entwicklung ihrer vollen Lebensthätigkeit ist ferner die Sucht, die Galvanoplastik zu möglichst vielen Benützungen zu verwenden, unbekümmert, ob sich nicht mit den schon vorhandenen Mitteln auf andere Weise ein besseres oder wohlfeileres Resultat erzielen ließe, unbekümmert, ob die Schönheit der Producte zu dem größeren Kostenaufwande auch im Verhältnisse stehe, endlich unbekümmert, ob die möglichste Vollendung erzielt wurde.

Auch mangeln zweckentsprechende, für den Arbeiterstand berechnete Handbücher, und vor Allem die Möglichkeit, sich in zweifelhaften Fällen bei einer technischen Lehranstalt Raths erholen zu können, — diese schöne Erfindung, welche berechtigt ist, durch die Vielseitigkeit ihrer Anwendbarkeit allgemeine Aufmerksamkeit zu fordern, wurde nicht der Mühe werth gehalten, durch populäre Vorträge gelehrt und erläutert zu werden — während doch für weniger zweifelhafte Gegenstände z. B. Kerzen- und Seifenerrirung ꝛc. ꝛc. Vorträge gehalten werden.

Endlich fehlte es an einem Muster-Institute, welches durch den Verkauf möglichst vollendeter Kunstproducte eine permanente öffentliche Ausstellung bilden, den Gewerbsfleiß zur gleichen Thätigkeit anspornen, zugleich aber auch die Richtung andeuten würde, in welcher die Galvanoplastik den Anforderungen genügen könnte, und durch Benützung vorzüglicher Kräfte in der Lage wäre, die ausgesprochenen Bedürfnisse zur Förderung anderer Künste und Wissenschaften, welche auf eine andere Weise bisher nicht herzustellen waren, zu vollführen.

Ein Urtheil über Wien vor 70 Jahren.

Im Jahre 1784 schrieb Georg Forster an Thomas von Sömmering, den Arzt und Naturforscher, den wir aus dem Verkehre mit Goethe kennen, mit einer Art von Entzückung über Wien: »Für ein Herz, wie das meinige,« schreibt er, »welches die Freude, mit Menschen zu leben, für zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, so offen ist, muß ich Dir gestehen, ist Wien ein Paradies. Empfinden war immer meine erste Wollust, Wissen nur die zweite, und wie viel Ueberwindung es mich gekostet hat, in den Zeiten der traurigen Schwärmerei mein Gefühl zu kreuzigen, ist mir selbst in der Erinnerung entsetzlich.« (Dann schildert er den Wiener Comfort, und nimmt die Wiener gegen den Vorwurf großer Schlemmerei in Schutz.) »Wenn sie von den Bemerkungen der Reisenden über ihr vieles Essen sprechen, werden sie nie eifrig, sondern sagen bloß, es sei wahr, daß sie gern was Gutes äßen, weil sie es hätten, und man habe ihnen gesagt, die Berliner äßen auch gern was Gutes, wenn sie es hätten. Sie wollten ja gern die Leute an ihrem Ueberfluß theilnehmen lassen, wenn man nur zu ihnen käme. Von Litteraten werden unter Andreen Sonnenfels und Blumauer erwähnt. »Sonnenfels ist voll Talent und hat ein gutes Herz, aber er ist zu eitel und spricht unaufhörlich von sich selbst. — Blumauer ist außer seinen Gedichten ein sehr philosophischer Kopf, dem man aber weder Dichtkunst noch Philosophie ansieht, so nüchtern und lang und trocken sieht er aus.«

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteure: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

Fendi del. Benedetti sc.

DER KLEINE MUSIKANT.

Beilage zu M. Auer's poligrafisch-illustrirter Zeitschrift „Faust."

Druck von Hargi u. Auer.

Digitized by Google

Trenl del. Benedetti sc.

EIN TIROLER-FREIWILLIGER VOM WELDEN-CORPS.

Beilage zu M. Auer's poligrafisch-illustrirter Zeitschrift „Faust."

Druck von Hargi und Auer

Digitized by Google

JASSY.

CONSTANTINOPEL UND DIE SOPHIENKIRCHE.

Beilage zu Auer's polygrafisch-illustrirter Zeitschrift „Faust"

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.

Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.

Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.

Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.

Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.

Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 25.

Inhalt: Die Pflegetochter. — Der letzte Magier. (Gedicht.) — Bilder aus China. (Gedicht.) — Dreimal in Salzburg. — Constantinopel und Jaffa. — Die ersten Studien. — Artistische Beilagen: Moose. (Naturselbstdruck.) — Grundplan des Industrie-Ausstellungs-Gebäudes in München. (Lithografie.) — Die ersten Studien. (Kupferstich.)

Nr. 7. I. Jahrgang. Wien. 1854.

Die Pflegetochter.

Novelle von Friedrich Dornau.

Im Monate April des Jahres 1832 wurde auf dem Schlosse *** im südlichen Frankreich die Ankunft des neuen Gutsbesitzers mit Spannung erwartet.

Es war eine Zeit großer Bedrängniß im Lande, das vorausgegangene Mißjahr hatte die Theuerung der Lebensmittel aufs höchste gesteigert, und es herrschte eine unheilverkündende Stimmung gegen die Gutsbesitzer, Fruchthändler, Müller und Bäcker, und gegen das bürgerliche Gewerbe und Ansehen überhaupt, in der ganzen Gegend.

Dieß erregte bei den friedlich gesinnten Einwohnern gerechte Besorgnisse, und der brave Bürger fürchtete, bei einem Ausbruche des Volksunwillens mit denjenigen vermengt zu werden, die durch wucherische Vorgänge zur Vertheuerung der unentbehrlichen Lebensmittel beigetragen hatten.

Unter diesen bedrohlichen Umständen sah die ganze Bevölkerung der Landstadt, die zum Gute gehört, mit Sehnsucht auf die Ankunft des neuen Herrn, dem der Ruf des Reichthums und der Liberalität voranging. Die Bürger und größeren Wirthschaftsbesitzer waren schon einmal zusammengetreten, um den von Plünderung bedrohten Markt durch den Aufkauf der Ware und Ablassung derselben an die Armen, um einen geringeren als den Marktpreis, zu retten, und nun hofften alle, die Wirksamkeit dieser Maßregel durch die Freigebung der in den Speichern des Gutes noch aufgehäuften Getreidevorräthe verstärkt zu sehen.

Als daher am Vortage des nächsten Marktes, der Gutsbesitzer noch immer nicht angelangt war, wurde die Stimmung der unteren Volksclassen, welche dieses Ausbleiben der Absicht zuschrieb, die Fruchtvorräthe bequem hinter Schloß und Riegel zu halten, immer unheilverkündender, jene der Bürger immer düsterer.

In der Nacht vor dem gefürchteten Tage aber fuhr unbemerkt durch die stille, bereits im tiefsten Dunkel ruhende Häuserreihe der Reisewagen des Gutsbesitzers.

Das Schloß war zu seinem Empfange vorbereitet, und in wenigen Minuten sah er sich in hell erleuchteten, glänzenden Räumen geborgen. Auf gleiche Art war für seine jugendliche Gefährtin und ihre Duenna in einem abgesonderten Theile des Schlosses gesorgt.

Die erstere warf mit Hast alle Umhüllungen von sich, womit sie sich gegen den Nachtfrost geschützt hatte, und nach einem flüchtigen Blicke in den Spiegel, um Haar und Busenruch zu ordnen, überließ sie die hilfreiche Hand des Kammermädchens ihrer Gesellschafterin und durchmusterte theilnehmenden Blickes die ihr angewiesenen Gemächer.

In einem derselben, das reich mit Blumen, Gemälden und Statuen geschmückt war, wurde inzwischen Thee aufgetragen, zu dem sich nebst der Gesellschafterin alsbald auch der Gutsbesitzer einfand.

Nachdem aber die erstere, reisemüde und ruhebedürftig, sich bald wieder entfernt hatte, erhob Pauline sich von ihrem Sitze, trat zu einer Blumengruppe hin, und schmiegte ihr Haupt zwischen die Blumen hinein, als wollte sie Eins mit ihnen werden.

Nach einer kurzen Pause trat der Graf zu ihr hin und schlang seinen Arm um ihren zarten Leib, indem er sie liebevoll fragend anblickte.

Pauline bebte in sich zusammen, und blickte zum Himmel empor.

»Fehlt noch Etwas zu Deinem Glücke?« hub der Graf an. »Ich habe dieses Gut gekauft, um Dich von dem Schauplatze wegzuführen, wo wir sie dulden und vom Leben scheiden sahen. Sie hat Dich auf dem Sterbebette für siebenjährige treue Liebe und Seelenpflege gesegnet, noch ein

Digitized by Google

Jahr haſt Du mit mir am Grabe des edlen Weſens getrauet, das mir eine treue Lebensgefährtin, Dir eine zweite liebevolle Mutter war. Hab' ich recht gethan, Pauline? war es nicht beſſer, endlich den Schauplatz zu verlaſſen, wo ſo viele herbe Eindrücke uns umgaben? Gehören wir nicht dem Leben an, und iſt es nicht unſere Pflicht, dieſes Himmelsgeſchenk zu wahren!«

»Ja, ja!« flüſterte Pauline in Thränen ausbrechend, »was Du thuſt, iſt wohl gethan!«

»Aber warum — fuhr der Graf fort — warum biſt Du ſeit einiger Zeit ſo weich und wehmuthig? warum blickſt Du ſo oft nach oben, als wollteſt Du etwas vom Himmel erflehen? Bin ich Dir ſo, wie Du jetzt mich haſt, nicht mehr ſo lieb wie früher? Sehnſt Du Dich nach dem Pflegevater zurück, der ich Dir ſo lange war, als ich noch das Kind in Dir erblickte, als noch meine Gattin lebte? Geübelſt Du daeüber nach, wie das kindliche Gefühl in Dir ſich allmälich zu einer anderen Empfindung umgeſtalten konnte? Macht es Dich nicht glücklich, daß Du mich ſo übegluecklich, ſo überſelig machſt? Liebſt Du mich nicht mehr, Pauline?«

»Ja, ja! vom ganzen Herzen, unausſprechlich!« rief Pauline aus, indem ſie ihr Haupt an ſeiner Bruſt barg. »Aber warum,« fügte ſie, ſich erhebend, bei, »warum ſchnürt mir ein Krampf das Herz zuſammen, ſo oft ich ſeit dem Tode meiner engelgleichen Pflegemutter an meine Eltern ſchreibe, ſeit dem Zeitpunete da ich mit anderen Gefühlen zu Dir aufblicke, als mit jenen eines Kindes, ſeit ich nicht mehr Deine Tochter bin, ſondern Deine — — —«

Pauline unterbrach ſich mit neuen Thränen, und rief dann ſchluchzend aus: »Ach was bin ich Dir nun! wer kann es mir ſagen! darf ich die Welt fragen! darf ich es laut bekennen, daß und wie ich Dich liebe, und dann die Welt feagen, wie ſie dieſe Liebe nennt!«

Der Graf ſtreichelte Paulinens Wangen, und ſagte dann im Tone liebevollen Vorwurfs:

»Du fragſt, was Du mir biſt? biſt Du mir nicht Alles, die ganze Welt? Und bin ich Dir weniger? Wenn wir alſo nur uns ſelbſt feagen, fragen wir nicht dann auch die Welt, und wenn unſere Herzen antworten, antwortet dann nicht auch die Welt? Was haben wir mit dem übeigen Gemengſel von Menſchenſtimmen, mit dem lauten Maekte des Lebens zu thun? Haſt Du das ſtille Naturleben, die Abgeſchloſſenheit im Paradieſe der Liebe nicht ſtets als das höchſte Lebensgut geprieſen? Biſt Du nun anders gemoeden, zweifelſt Du nun an der Seligkeit der Liebe und des Lebens, wenn die Welt und ihre Gewohnheiten ſich nicht darein miſchen? Ach Pauline, ſie ſtreifen nur den Duft von der Blüte, den holden Farbenſchimmer von der Frucht! Wünſche nicht, daß es andees ſei, veegiß dio Welt über Deine Liebe! Ich bin Dein mit allem was mein eigen iſt, mit der ganzen Kraft meines Seins, mit meinem Hab und Gut, mit meiner Seele und Seligkeit, ich kenne nichts auf dee weiten Eede auſier und neben Dir, nichts als Dich und wieder Dich! Könnteſt Du anders ſein, anders fühlen, Pauline!«

»Du weiſt es — erwiederte Pauline mit einer herzdurchdeingenden Stimme — Du meiſt es, wie gerne ich jeder fremden Einmiſchung mein Ohr verſchließe, wie gerne ich nur Dich und mein Herz befrage. Dank' ich Dir ja Alles — das Glück meiner Familie, meine Bildung und Erziehung, Alles, was ich bin und habe, und darunter das Höchſte — Deine Liebe!«

Ein tiefer Seufzer drang aus ihrer Bruſt, ihr Athem ſtockte, Bläſſe deckte ihr Geſicht, und ihre rechte Hand fuhe mit Haſt zum Herzen, als wollte ſie einen Krampf daein zerdrücken.

»Was iſt Dir Pauline? Du hältſt das letzte Wort zurück, und dieſes Wort liegt ſchwer auf Deinem Herzen. Sprich offen, laß mich in das Innerſte Deiner Seele blicken!«

Mit dieſen Worten ermuthigte ſie der Graf, indem ee lebhaft ihre Hand ergriff, und an ſein Herz drückte.

»Ja ja!« rief Pauline, die inzwiſchen ihre Kraft geſammelt hatte, mit krampfhafter Haſt aus — »geſchehen muß es, und ſo mag es denn gleich geſchehen in dem erſten Augenblicke, der uns hier vereint! — Um keinen Preis der Welt — fuhe ſie nach einem tiefen Athemzuge fort — hätte ich eher ſprechen können, als hier, entfernt von jenem Schauplatze, wo ich das jahrelange Leiden meines Wohlthäters am Keankenbette der edelſten Gattin geſehen und mitempfunden habe. Jetzt aber — in dieſer neuen Umgebung, wo die bange Vergangenheit nicht mehr ſo entmuthigend auf uns einwirkt, jetzt darf, jetzt kann, jetzt muß ich ſprechen, wie eine heilige Stimme des Innern mir's gebietet!«

Paulinens Kraft ſchien unter der Wucht des plötzlichen Entſchluſſes zuſammenzubrechen; denn plötzlich ſchnitt es ihr die Rede entzwei, ſie rang nach Athem und ihee Hand zuckte abermals nach dem krampfbewegten Herzen.

Der Graf ermuthigte das verzagte Mädchen mit liebevallem Zuſpruche, und ſie erhob ſich dann, indem ſie mit tief bewegter Stimme, abee mit entſchiedenem Ausdrucke fortfuhr:

»Wenn ich damals, als ich zum erſten Male die jaheelang mit Selbſtüberwindung verſchloſſene Liebesfrage aus Deinem Munde oeenahm und ein gleiches Gefühl in meinem Herzen Antwort gab, meines Standes vergeſſen, nichts anderea zu erwiedern vermochte, als Gegenliebe, ſo verzeih' mir nun! Mein Herz hatte mich überraſcht, ich hatte nur Dich, nur Deine Großmuth und Selbſtüberwindung, nur Dein langes Dulden und Leiden, nur Deine Wohlthaten vor Augen — ich konnte nicht widerſtehen! Gib mich nun der Pflicht, gib mich dee Ehee, gib mich meinem Stande zurück, erſpare mir den Kampf zwiſchen Pflicht und Ehre auf der einen, und Liebe und Dankbarkeit auf der andern Seite, laß mich heimwärts ziehen in das Vaterhaus! Ich bin ein Weib, ich kann den Segen des Himmels, den ſichtbaren Segen ſeiner Kirche in dieſem Bunde nicht entbehren, und Du ſelbſt — ich kenne Dein Herz — würdeſt Dich unglücklich fühlen, wenn Du mich im vollſten Genuſſe der Liebe kranken Herzens verſchmachten ſäheſt. Ich habe meine Aufgabe in Deinem Hauſe am Sterbebette meiner Wohlthäterin vollendet, ich habe durch ſie und Dich das Höchſte und Schönſte im Leben kennen gelernt und darin für ewig einen ſchirmenden Talisman gegen die Gemeinheiten der Alltäglichkeit gewonnen; laß mich den kurzen Traum als eine ewig ſchöne Erinnerung in das voe mir liegende wandelbare Daſein mitnehmen, laß mich heimziehen in das Vaterhaus.«

Der Graf war tief erſchuttert, er druckte das weinende Mädchen zuerſt ſtumm an ſeine Bruſt, und rief dann aus:

»Du kennſt mich nicht, Pauline, kennſt nicht mein Herz und meine Liebe zu Dir. Ich habe Deine Seele keimen geſehen und emporblühen aus der Bewußtloſigkeit der Kindheit, ich habe ihre Verklärung in der ſchwerſten Prüfung des Lebens geſehen, in den Jaheen des Frühlings ſtandſt Du als ein heiterer Engel am Krankenbette meiner Gattin, ich liebe mehr in Dir als das Weib, Du haſt meine Seele mit einem Bilde bereichert, an deſſen Schönheit und Reinheit mein Glaube früher nicht hinanreichte — das Bild der Seligkeit im Dulden und Entſagen der Freudigkeit des Opfers in den Jahren des Frühlings! O laß mich nur einen kurzen Traum von Poeſie und Liebe an Deiner Seele duechleben, ich will ja nichts anderes als ewig Dir gehören und das ſichtbaee Zeichen des heiligen Bundes an einen Augenblick knüpfen, der aus dem Alltagsgange des Lebens heraorragt. Dieſer Augenblick wird kommen, ich werde ihn freudig ergreifen, Du wirſt die Wahrheit, die Kraft und Unoergänglichkeit meiner Liebe kennen lernen!«

Das Schloß, von dem wir hier ſprechen, ſteht auf einer Anhöhe und beherrſcht einen weiten Geſichtskreis, worin zahlreiche Dörfer ausgebreitet liegen. Der Charakter der Gegend iſt freundlich und wohnlich, liebliches Gehölze auf ſanften Hügelwellen unterbricht die Eintönigkeit der Ebene, der Anbau der verſchiedenſten Feld- und Gartenfrüchte zeichnet und färbt den Boden auf das mannigfaltigſte, die Thürme der Dörfer ragen mit ihren blanken Spitzen in den blauen Himmel hinauf und ſpiegeln den Glanz der Sonne — ſo, daß an heitern Tagen tauſend magiſche Feuer in den Lüften zu brennen ſcheinen, und in der Ferne verſchwimmt das Hochgebirge in einem bläulich grauen Dufte. Dieſer Anblick zeigte ſich den Augen Paulinens, als ſie am nächſten Morgen in früher Stunde an das Fenſter hintrat, und ihre Seele über die weite offene Welt träumend hinſchwärmen ließ. Welche Ruhe, welcher himmliſche Friede war darüber ausgegoſſen! Wie liebreich neigte der Himmel ſich zu ſeiner Braut herab und ſchirmte ſie mit ſeinem blauen Schilde! Wie ſüß athmete und duftete die Erde, wie drängten all' ihre Triebe und Kräfte ſich dem waemen Hauche entgegen, der von oben thauend niederging!

War es auch ſo in Paulinens Seele? Wohl durchſchauerte ſie ein gleiches Entzücken, und ein warmes reiches Seelenleben erblühte ihr unter dem Hauche der innigſten und reinſten Liebe; allein es war dem Traume gleich, in den ſich die Bangigkeit des Erwachens dränge. Ihr Vertrauen zu dem Geliebten war ſo ſtark wie ihre Liebe, aber nicht gleich ſtark war ihe Vertrauen auf ihe Glück; es war nicht jene ungeteübte, durch keinen Zwiſchengedanken geſtörte Hingebung an die Seligkeit des Augenblicks, die darauf vergißt, daß im Schooße der Zukunft dunkle und heitere Looſe liegen! Auch konnte ſie ſich einer geheimen Selbſtanklage nicht erweheen, die in ihrer einſt ſo friedlichen Bruſt eine peinliche Unruhe eezeugte. Sie blickte in ihe Leben voll Glanz und Seligkeit wie in ein ihr fremdes Daſein, in das ſie ein unerklärlicher Zauber eingeführt habe, in dem ſie nicht verweilen düefe. Die Stimmung ihres Gemüthes war daher eine ſchwärmeriſche, der ſchöne Traum

der Gegenwart war ihr der Abglanz einer höheren Welt, in die ihre Fantaſie ihn hinüberſpielte, um dort als himmliſche Wirklichkeit ſie zu beſeligen und ſich ewig fortzuſpinnen. Ueber das Zwiſchenſpiel auf dieſer Erde blickte ſie nur wie über das Werk der flüchtigen Sekunde hinüber.

Ein Zurückſchauern auf die letzten acht Jahre ihres Lebens erklärt dieſe Stimmung ihres Gemüths. Sie war die Tochter eines Landkrämers, der eine zahlreiche Familie hatte, in ſeinem Erwerbe bis zur bittern Noth herabgekommen war, und dieſe Tage um ſo ſchwerer trug, als er in beſſeren Umſtänden aufgewachſen war und einige Bildung genoſſen hatte. Die kinderloſe Gemalin des Grafen, auf einer Reiſe durch einen unvorgeſehenen Unfall genöthigt, die Gaſtfreundſchaft des Kaufmanns in Anſpruch zu nehmen, hatte das ſchöne, tieffühlende und talentvolle Kind als Pflegetochter angenommen und wenige Wochen darauf in die neue Heimat abholen laſſen. Dieſe lag nicht fern vom Seegeſtade, deſſen Lüfte ſie mit Träumen der Unendlichkeit anwehten, eine reizende Natur war ſtets vor ihren Sinnen ausgebreitet und offenbarte ihr den wunderbaren Einklang in den Werken Gottes. Nicht minder zeigte Alles, was ſie umgab, von dem regſten Geiſte für Ordnung, Schicklichkeit und Zweckmäßigkeit, ſo wie von dem feinſten Geſchmacke und Schönheitsſinne. — Das laute Treiben der Menſchen im Verkehre auf dem großen Weltmarkte blieb ihren Sinnen gänzlich fern, ſie hörte von den Ereigniſſen der raſch ſich umſchwingenden Zeit nur den ſchwachen Wiederhall, der ſich davon in die ſtille Einſamkeit des Landſitzes verlor, auf dem ſie mit ihren Pflegeeltern lebte, und ſie bekam daher nur durch die Mittheilung der letzteren Kunde von dem, was auf der Welt Bedeutungsvolles vorging. Das Große, Schöne und Edle, das in Kunſt und Leben erſchien, kam ihr von den Lippen des Grafen und aus deſſen warm fühlenden Herzen in doppelt liebenswürdiger Geſtalt entgegen, und alles Düſtere und Troſtloſe, das der vulkaniſch-gährende Schooß der Zeit gebar, erhielt ein milderes Anſehen durch die verſöhnenden Streiflichter, die der religiöſe Sinn der frommen Gräfin darauf fallen ließ.

Daneben konnte das Bild des ſtillen Duldens und Leidens, des langſam fortſchreitenden Lebensverfalls ihrer edlen Pflegemutter nicht ohne tiefe Einwirkung auf ihr jugendliches Gemüth bleiben. Sie ſah die Vergänglichkeit an einem der edelſten Werke der Schöpfung ihr unerbittliches Geſchäft der Zerſtörung mit der kalten Gleichgiltigkeit des ewigen Naturgeſetzes vollbringen, ſie ſah Blatt für Blatt von der Lebensblüte abfallen, Strahl für Strahl dem Geiſte entweichen, und dieſes langſame Vergehen eines inhaltreichen Menſchendaſeins warf einen düſtern Schatten auf die ſonſt ſo ſchön und mild beleuchtete Umgebung.

So lange die Gräfin noch athmete, konnte Pauline an die Möglichkeit ihres Todes gar nicht glauben; denn in der Jugend, und beſonders in einer glücklichen, hat die Vorſtellung des Todes keinen Raum, das Wort Sterben iſt dem von der Fülle des Lebens durchdrungenen Menſchen nur ein kahler Begriff, und Pauline war auch noch nie in der Nähe des Todes geſtanden.

Als daher das Nichtgeglaubte endlich eingetreten war, als die geliebte Leiche in der Gruft verſchwand, und in den leeren Räumen des Schloſſes nur die Schauer der Vergänglichkeit zurückließ, da eröffnete ſich auch vor dem Seelenblicke Paulinens plötzlich ein ungeheurer Abgrund, der das ganze blühende Leben voll Glanz und Schönheit mit Einem Male verſchlang. Aber der Schmerz ſelbſt iſt in ſolchen Fällen der rettende Engel; denn es liegt in ihm eine wunderbar heilende und heiligmachende Kraft. Er führt die verlornen Geliebten in das innerſte Heiligthum unſeres Herzens zurück, wo ſie im tiefſten Bewußtſein der Alles einigenden Liebe unvergänglich fortleben. Der Schmerz war es auch, der im Bunde mit der Kraft der Jugend verhinderte, daß Pauline dieſem plötzlichen Gewaltſtreiche gegen ihr Gefühlsleben erlag.

(Fortſetzung folgt.)

Der letzte Magier.

(Schluß.)

Er ſagte kaum einige Worte der Entſchuldigung, daß er hier eingedrungen, entfaltete, indem er zwiſchen den Zähnen murmelte, daß er endlich den echten Mann gefunden, ein kleines Päckchen und breitete auf dem Tiſche einige Metallſtücke aus. Fauſt betrachtete die Sachen mit großer Aufmerkſamkeit, ohne nach einer Erklärung zu fragen. Gutenberg — denn er war es — legte die Würfel in eine Art von Preſſe, bemalte den Kopf der Lettern mit einer ſchwarzen Flüſſigkeit, zog ein Papier hervor und druckte einen kurzen Satz darauf. Er wiederhohlte die Operation mehrmals, indem er das Reſultat zuletzt verglich. Dann entfaltete er vor den Blicken des Erſtaunten eine gedruckte Seite, — ja mehrere gedruckte Seiten, die einander in Form, Wort und Puncten ſo ähnlich waren, wie ſie kein noch ſo geſchickter Schreiber hätte machen können. Als Fauſt das Vorgezeigte genugſam bewundert hatte, rief er aus: Solch' herrliche Erfindung kann nicht unbelohnt bleiben, und ihr Ueberer wird bald von Reichen und Großen unabhängig werden. Der Fremde antwortete nicht. Er nahm ein kleines Licht aus ſeiner Taſche, berührte den Docht mit einem Schwefelholz, und Licht ſtrömte durch das Zimmer, das kaum noch dunkel geweſen; aber augenblicklich erloſch das Licht wieder.

»Es hat kein Oel«, ſagte Fauſt.

»Seht das Licht an!« verſetzte Gutenberg, indem er die Metalltiegen wieder vor Fauſt ausbreitete. »Es bedarf des Oels — wollt Ihr's ihm geben?«

»Ich will.«

In jener Nacht noch ward der Pact vollzogen — das Licht bekam Oel. —

Aus einem kleinen Stern wurde eine große Sonne für die Welt; ſie durchdrang die dichteſten Wolken geiſtiger und moraliſcher Finſterniß; bald wurde es von andern Lichtern widerſtrahlt, und der Feuerſtrom durchdrang die ganze geſittete Welt. Fauſt und Gutenberg arbeiteten einige Jahre mit einander.

Sie waren die großen Magier!

Unſer Fauſt trieb nicht mit Wagner trockene Filoſofie, noch ſchwelgte er mit Meſiſtofeles bei Hexenbankets; ſondern er hatte ſich mit dem unbekannten, geheimnißvollen Gutenberg verborgen, und das war beinahe eben ſo ſchlimm. Er handhabte eine Macht, die die hergebrachte Welt bis in ihre Grundveſten erſchütterte.

Als die beiden erſten Werke die Preſſe verließen, brachten ſie eine ungeheure Senſation hervor. Man konnte der neuen Kunſt nicht genug Bewunderung zollen; die pünctlichſten Schreiber, die beſten Beurtheiler der Chirogeafie waren über die außerordentliche Aehnlichkeit der verſchiedenen Druck-Exemplaer im höchſten Maße erſtaunt; ſie hatten keine Ahnung von der Art und Weiſe, wie dieſe Aehnlichkeit hervorgebracht worden, denn man bewachte die Arbeiten der Druckerpreſſe mit eiferſüchtiger Aengſtlichkeit.

Fauſt liebte das Geheimnißvolle und erklärte deßhalb am Schluſſe einer glänzenden Ausgabe von Ciceros Officien, die aus ſeiner Preſſe hervorgegangen war, »das Buch ſei nicht mit Tinte noch mit Feder verfertigt, ſondern durch eine wunderbar ſchöne Kunſt!«

Nun gingen Bücher auf Bücher, wohl hundert an der Zahl, alle bis auf das kleinſte Pünctchen gleich und ähnlich, aus der Mainzer Preſſe hervor. Nach und nach wich die Bewunderung der Leute einer Art abergläubiſchen Staunens; dann der Furcht — und endlich dem Haſſe. Manche waren ſogar perſönlich dabei intereſſirt, die neue Kunſt zu denunciern. Fanatismus und Unwiſſenheit traten gegen ſie auf; man hatte noch nicht aufgehört, an Hexen und Zauberer zu glauben.

Es war die Gewohnheit der Schreiber jener Zeit, koſtbare alte Manuſcripte zu illuminiren und durch Bilder zu verſchönern. Fauſt, um den Werth ſeiner Drucke zu erhöhen, war ihrem Beiſpiel gefolgt und hatte verſchiedene Farben bei ſeinem Drucke in Anwendung gebracht; in manchen derſelben herrſchte die rothe Farbe vor.

Was brauchten ſeine Feinde mehr des Beweiſes, denn darin war ſein Pact mit dem Böſen deutlich zu erkennen. Das Volk von Mainz erhob ſich gegen ihn. Vergeblich wandte er ſich an die Obrigkeit; man drang in ſein Haus, ſeine Preſſen wurden zerſtört, ſein Geſchäft aufgehoben, ja, man ſagt ſogar, er mußte ſich eine Zeit lang vor der Wuth ſeiner Feinde verbergen.

Aber die Wahrheit gelangte auch hier zum Sieg; die Wuth des Volkes legte ſich, wie ſie losgebrochen, und die Druckerpreſſe nahm mit erneuerter Energie ihre Arbeiten wieder auf. Fauſt und Gutenberg hatten ſich entzweit, der Mann des Geiſtes und der Mann des Geldes, Jeder ging ſeinen eigenen Weg. Das große Geheimniß aber verbreitete ſich raſch, und die Preſſe, der tödtlichſte Feind des Monopols, ſeie es wiſſenſchaftlicher oder politiſcher Art, wurde aller Welt zugänglich.

Fauſt's Werkſtätten brachten noch manches ſchöne Werk hervor. Er war unzweifelhaft ein Mann von hoher Energie — ein großer Geiſt ſeiner Zeit — einer der letzten, wenn nicht der letzte Zauberer. Denn die nächtlichen Wolken lichteten ſich, und die mächtigen Enthüllungen neuer Wahrheiten leuchteten wie das klaer Licht der Sterne.

Bilder aus China.

(Fortſetzung und Schluß.)

Da ich dem Gerüchte keinen Glauben ſchenken wollte, ſuchte ich ſelber einen jener Orte auf, wo Hunde und Katzen als Eßwaren verkauft werden, und wirklich ſah ich nicht weit von dem Conſulatsgebäude einen Chineſen, der in einem Taubenkorbe fünf bis ſechs kleine Hunde feil bot. Der Größe nach iſt dieſe Hundegattung unſeren Schoßhunden, im Uebrigen aber dem Fuchſe ziemlich ähnlich, nur daß der Schweif nach aufwärts gekrümmt iſt. Wenn Zunge und Gaumen ſchwarz ſind, müſſen dieſe Hunde beſondere Delicateſſen ſein, weil ſie dann von den vornehmen Chineſen ſehr gut bezahlt werden. Ratten und Katzen ſah ich wohl nicht zum Verkaufe ausgeboten, aber ich höre, daß auch dieſe beiden Thiere bei der ärmeren Claſſe ein ſehr geſuchter Leckerbiſſen ſind.

Für den Nachmittag ſchlug mein amerikaniſcher Freund eine Waſſerfahrt vor, um mir zugleich zu zeigen, wie eine chineſiſche Jonk von innen ausſehe. Das Schiff gehörte einem parziſchen Kaufmann, der es bloß deßhalb hielt, weil in Cochin-china nur chineſiſche Jonks mauthfrei landen dürfen. Vor dem Conſulatsgebäude beſtiegen wir den Kahn, aber wir vermochten kaum vorwärts zu kommen und uns durch die Gaſſen, welche von den Schiffen gebildet werden, durchzuwinden, ſo groß war die Anzahl der kleinen Boote, welche von hier aus Thee und andere Waaren nach den vor Wampoa liegenden europäiſchen Segelſchiffen verführen. Etwas weiter unten ſtanden die Jonks, und auf der Hinfahrt begegneten wir auch einem Blumenſchiffe.

Das berühmte Blumenſchiff iſt ein wahrer ſchwimmender Garten, aber vielmehr ein kleiner Palaſt, welcher, zu irgend einer Feſtlichkeit, mit den koſtbarſten Blumen geſchmückt wird. Die Farbe iſt meiſtens dunkelgrün, hie und da mit Gold durchbrochen. Hinter den Fenſtervorhängen ſtecken geputzte Freudenmädchen ihre niedlichen Köpfe hervor, flüſtern unter einander, ſchlagen dann wieder ein lautes Gelächter auf, um die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden auf ſich zu lenken, und winken frohlockend bald dieſem bald jenem, ſie zu beſuchen. Hier verſammeln ſich auch die ausſchweifendſten jungen Leute der Stadt, um Opium zu rauchen und bei jenen Blumenfeen ihr Vergnügen zu finden. Drum Europäer wäre der Beſuch ſolcher Orte durchaus nicht anzurathen, er könnte leicht in aller Stille bei Seite geſchafft werden.

Vom Kahne aus betrachtet, iſt die chineſiſche Jonk ein ſo ungeheures Fahrzeug, daß ich mir im erſten Augenblicke gar nicht erklären konnte, wie wir eigentlich da hinauf kommen ſollten; an den beiden Enden erreicht es die Höhe eines zweiſtöckigen Hauſes. Die von der Fahrt noch nicht abgenützten ſind von glänzend rother Farbe, worne ſind zwei ungeheure Augen gemalt, um die böſen Geiſter zu verſcheuchen, vielleicht auch, um den Seeräubern Schrecken einzujagen. Wir ſtiegen an dem ſtumpfen Schnabel des Schiffes zum Verdecke hinan, welches ziemlich geräumig iſt, aber keine Ausſicht bietet, weil es rings von hohen Mauern umgeben iſt, an welchem Schilde und Speere der Mannſchaft, ſo wie jene coloſſalen Geweher hängen, welche man nur mit Mühe aufzuheben vermag. Hinten befindet ſich die ziemlich hohe Tribune des Steuermannes, von welcher derſelbe eine ſehr weite Ausſicht genießt, das Steuerruder ſelbſt iſt ſo lang, wie das unſerer Raaber Fruchtplätten, und wird gleichfalls an einem Stricke hin- und hergezogen, übrigens kann man vom Steuer aus in das Schiff hineinſehen, und von hier aus erſcheint das Innere deſſelben ganz hohl. Wie kann man nun mit ſo ſchwachen Vorrichtungen bis Java fahren und den Seeſtürmen trotzen? Die Antwort darauf ließe ſich wirklich ſchwer finden. Uebrigens fahren dieſe Schiffe in der Regel auch nur mit dem Winde, denn ihre groben Binſenſegel eignen ſich zu keiner andern Fahrt, da namentlich auch der Maſtbaum ſehr nieder iſt. In der Mitte des Schiffes befindet ſich die elegant möblirte Kajüte, ſo wie der Sammelplatz für die vornehmſten Schiffspaſſagiere; in dieſem Gemache befindet ſich auch jenes, überaus in Ehren gehaltene Inſtrument, auf deſſen Erfindung die Chineſen ſich ſo viel zu gute thun und deſſen Gebrauch, nach der Behauptung einiger Gelehrten, die Europäer in den arabiſchen Häfen von ihnen gelernt haben ſollen. Wie dem immer ſei, ſo viel iſt doch gewiß, daß der chineſiſche Compaß ſich bis zur Stunde noch immer ſo zu ſagen in der Kindheit befindet, und es ſcheint, nur die Verehrung, die man für denſelben hegt, Fortſchritte gemacht zu haben, denn er ſteht gerade vor dem Bilde der hundertarmigen Göttin und des Schutzgottes, von allerlei abenteuerlichen chineſiſchen Charakteren umgeben. Hier opfert das Schiffsvolk mit wohlriechendem Weihrauche, und kann Tag für Tag ſeinen Talisman bewundern. Der Boden des Schiffes iſt flach und beſteht aus feſt aneinandergefügten ebenen Bretern, oberhalb derſelben befindet ſich, ſo zu ſagen, ein zweiter Boden, der in kleinere, vom Waſſer undurchdringbare Fächer abgetheilt iſt. Wenn auch eines dieſer Fächer einen Leck bekommt, ſo, daß das Waſſer hineindringt, ſo iſt doch noch nicht das ganze Schiff gefährdet. Es würde wohl auch für die Europäer vom Vortheil ſein, dieſe Art der Schiffsbaukunſt ſich anzueignen, wenn dadurch das Auf- und Abladen nicht gar ſo ſehr erſchwert würde. Die Kriegsſchiffe ſind bloß in drei ſolche Fächer getheilt, man kann alſo auch in dieſen das etwa eingeſtrömte Waſſer diſaltern, und das Schiff wird in dem Augenblicke wieder flott, als das Waſſer in dem betreffenden Fache ausgepumpt iſt.

Als ich auf dem Verdecke ſtand, ſah ich eben, wie ein Matroſe ſeinem Kameraden den Kopf raſirte; das dreieckige Meſſer iſt ſo lang und dick, daß es nöthigen Falls auch zu einem Hackelſchneider verwendet werden könnte, übrigens weis ich wirklich nicht, wie ein europäiſcher Friſeur ſich dieſer ſchwierigen Aufgabe entledigt haben würde, denn der Matroſe raſirte das borſtenartig emporſtehende Haar ganz trocken bis auf die Haut ab. Unſere Barbiere würden den armen Teufel dabei gewiß halb geſchunden haben. Erſt bei der Abfahrt bemerkte ich, daß ſich unter den Ankern der Jonk auch hölzerne befinden, welche nu dicken, nun Walzen gewundenen Stricken, am Schnabel des Schiffes hingen.

Wir wären durch die von den Schiffen gebildeten Gaſſen gerne noch weiter gerudert, aber ein Paar Chineſen ſtießen mit ihrem Boote ſo derb an das unſerige, während andere uns ſo unverſchämt den Weg vertraten, daß wir immer mit dem Stocke drohen mußten, um ſie ein wenig im Zaume zu halten; wir fanden es daher gerathener, wieder in die Nähe des Conſulatsgebäudes zurückzufahren, wo Zucht und Ordnung ſtrenger gehandhabt werden.

Auf allen Booten, denen wir begegneten, wurde Thee getrunken. Dieſes Getränk ſcheine dem chineſiſchen Volke faſt ſo unentbehrlich zu ſein, wie dem unſerigen das Brod, es wird früh und ſpät von Armen und Reichen getrunken, die erſteren bekommen gewöhnlich den bereits einmal abgebrühten Thee, während die allerärmſten den bereits gänzlich unbrauchbaren zuſammentragen und dann mit Senmoſ und Seiel verzehren. Uebrigens bereiten die Chineſen ihren Thee nicht ſo, wie wir, ſondern ſie haben ein durchlöchertes ſilbernes Ei, welches ſie mit Theeblättern vollſtopfen und dann in ſiedendes Waſſer tauchen, ſo kann der Thee dann noch leicht ein zweites Mal benützt werden, was die vornehmeren Claſſen natürlich nicht zu thun pflegen. Die Chineſen trinken ihren Thee durchgehends ohne Zucker, miſchen aber als Ganmenreiz riechende Blätter und Blumen darunter. Wer etwa einen etwas heilkräftigen Geſchmack hat, trinkt nur ganz reinen und wo möglich alten Thee; denn auch der Ther iſt gleich dem Tabak deſto beſſer, je länger er liegt. Man kann auch in der That einem vornehmen Chineſen keine größere Gefälligkeit erweiſen, als wenn man ihm aus Europa wieder zurückgekommenen Thee ſchenkt; es geht daraus hervor, daß die Seefahrt dem Thee nicht nur nicht ſchader, ſaudern ihn ſogar noch beſſer macht. Uebrigens lerne man es in China einſehen, wie ſchwer der echte Ther zu erkennen iſt, die Farbe deſſelben und die kleinen Blätter ſind nur von unbedeutender Wichtigkeit, größere Kaufleute halten ſich eigene Verkoſter, welche den Thee kauen müſſen, um zu entſcheiden, ob er gut ſei oder nicht. Dieſe Verkoſter werden vom Käufer ſehr gut gezahlt, freilich gar oft auch vom Verkäufer.

Der Thee iſt alſo jenes ſtark geſuchte Product, jener Luxusartikel, der die Kaufleute von allen Ecken und Enden der Welt hieher lockt, um ſeinetwillen erdulden ſie den rahen Spott, mitunter auch tödtliche Beleidigungen von Seite der alles Fremde haſſenden Chineſen. Welch ungeheure Quantitäten mag China alljährig von dieſem Thee verkaufen! Die Engländer verführen ungefähr 30 Millionen Pfund, die Ruſſen 20, Nordamerika 6—10, die Holländer 3 und die Franzoſen, ſeit ſie ſich weiß machen ließen, daß der Thee ein kräftiges Mittel gegen die Cholera ſei, ungefähr 2 Millionen. Daran gewinnt China jährlich gegen 40 Millionen Gulden C. M. und mindeſtens eben ſo viel an ſeinen übrigen Waren, nämlich an roher Seide, Cachemille, Rhebarbara, Kampher, Lack, Porzelän und einer Unzahl namenloſer Kleinigkeiten. Der Ausfuhrhandel China's iſt ſamit ein ungeheuer ergiebiger, und es könnte ſich jene beträchtliche Summe als reinen Gewinn bei Seite legen, wenn es kein Opium gäbe. Die Bilanz neigte ſich auch wirklich immer zum Vortheile China's, ſo lange dieſer für das Land verderbliche Artikel nicht in Verkehr kam. England war einzig und allein auf dieſe Weiſe im Stande, das commerzielle Gleichgewicht wieder herzuſtellen, denn nach einer, während des Kriegsjahres im Parlamente abgegebenen Erklärung, gewinne es von China an Opium jährlich 3 Millionen Pfund Sterling. In dem jüngſt verfloſſenen Jahre conſumirte das himmliſche Reich von

Digitized by Google

dieſem Artikel 35—40,000 Kiſten, und dieſes ungeheuere Quantum wird größtentheils aus Oſtindien eingeführt. Rußland tauſcht für den Thee Kürſchnerwaaren und ausgearbeitete Felle ein, Amerika aber Cotone, die es in größerer Menge und zu wohlfeileren Preiſen einführt, als ſie die Engländer zu liefern im Stande ſind.

Obwohl nun jede Nation bereits einen ſolchen Tauſchartikel gefunden hat, bleibt doch eine Menge Silber aus dem Occident in China oder vielmehr in der Umgebung von Kanton, denn weiter hinein iſt wenig oder gar nichts davon zu ſehen. Jeder Kaufmann in Kanton oder überhaupt in China, der mit weſtländiſchen Kaufleuten in Verkehr tritt, ſtämpelt ſogleich die empfangenen ſilbernen Dolare, ſo viel es auch ſein mögen, und wenn ſie gleich nur für einen Augenblick in ſeinen Händen bleiben. Es ſolle Niemand ſagen können, heißt es dann, daß er von ihm falſches Geld bekommen habe, aber das iſt nur ein eitler Vorwand, eine leere Ausflucht, die eigentliche Abſicht iſt die, das auf dieſe Weiſe entſtellte Geld im Lande zu behalten. Es muß noch bemerkt werden, daß hier, ſo wie überall in Indien, die europäiſchen Handelsleute ihre Artikel nur im Großen, und zwar im Verſteigerungs-Wege kaufen und verkaufen, das Detailgeſchäft überlaſſen ſie den Inländern.

Die Lage Kantons iſt für den Theehandel nicht die allergünſtigſte, denn es wird durch ein hohes Gebirge von dem Erzeugungsorte getrennt, und der Thee muß von da auf den Schultern herbeigeſchleppt werden. Eben deßhalb zieht ſich auch der Handel immer mehr gegen den nach dem Kriege eröffneten Hafen bei Shanhaj hin, erſt kürzlich ſind bereits viele der europäiſchen Schiffe hier eingelaufen, wo ſich alle Verhältniſſe günſtiger geſtalten, da das Volk zuvorkommender iſt, und freudig die Gelegenheit ergreift, zu wohlfeilerem Opium zu kommen, woran es früher Mangel litt.

Die Ausdehnung von Kanton muß eine ungeheuer große ſein, da die Bevölkerung, die auf dem Fluſſe in Schiffen wohnenden Tankas mit eingerechnet, auf eine Million geſchätzt wird; die Zahl dieſer Tankas ſoll ſich auf 80,000 belaufen. Sie bilden eine ſo völlig abgeſonderte Kaſte, daß ſie nur unter einander Ehen eingehen und auf dem Feſtlande keine Güter beſitzen dürfen oder vielmehr können. Die Stadt wird, wie man dieß von höheren Puncten aus ſehen kann von einer viereckigen Mauer umſchloſſen. Uebrigens konnte ſeit dem letzten Kriege, mithin ſeit ungefähr 3 Jahren nur ein einziger Europäer das Innere von China ſehen, und doch gibt es einige, die ſich durch längeren Aufenthalt völlig acclimatiſirt haben, die Sprache der Eingebornen gut und fließend ſprechen, und mit all' ihren Sitten und Gebräuchen der Art vertraut ſind, daß ſie jeder für geborne Chineſen halten würde, nur der Eingeborne nicht, der in dieſer Beziehung eine ſehr feine Naſe hat, und den Fremden ſelbſt unter der täuſchendſten Maske herauskennt. Dem ebenerwähnten Europäer ward es auch nur dadurch möglich, das Land zu bereiſen, daß er ſich Krücken an die Füße band und als Bettler von Ort zu Ort wanderte, da er wohl wußte, daß der Chineſe den Bettler nie unbarmherzig von ſich jagt. Ein mit den Verhältniſſen des Landes völlig unbekannter Fremder würde ſich nicht um die Welt hineinwagen, und es wäre ihm dieß auch gar nicht zu rathen, denn er hätte für den Fall, daß er entdeckt würde, wenig Gutes zu hoffen. Das Volk haßt und verachtet die Fremden inſtinctmäßig, und die klugen Mandarinen mehren dieſe Aufregung fortwährend. Ueberdieß zielen auch alle Maßregeln dahin, die Fremden von dem Innern des Landes und die Eingebornen von der Berührung mit ihnen ſo viel als möglich ferne zu halten.

Ich ſprach darüber mit vielen aufgeklärten Engländern, welche im Lande wohnen, daher die Verhältniſſe genau kennen, ſie verſicherten alle einſtimmig, daß es für den Fremden ungemein ſchwierig, ja ſogar unmöglich ſei, weiter hinein in das Innere des Landes zu gelangen, ſelbſt wenn er dem ſonſt ſo vergötterten Stande der Aerzte angehört.

Die Engländer ſagten, ſie hätten bereits alles Mögliche aufgeboten, aber alle ihre Bemühungen an der unabläſſig wachſamen Aufmerkſamkeit der Mandarinen ſcheitern geſehen. Sie verſuchten ihnen durch gütliches Zureden, durch Beſtechungen beizukommen, aber alles vergebens, und ſo ſeien ſie endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß es, ſo lange die Familie Mandſchu auf dem Throne ſitze, außer der gewaltſamen Eroberung keinen andern Weg gebe, um zu dieſem iſolirten emporgeſchroben gebildeten Volke zu gelangen, deſſen ſeit Jahrhunderten unveränderte Inſtitutionen und Gebräuche mit der Denkungsweiſe der Europäer im graſſeſten Widerſpruche ſtehen.

Da ich ſo nach den an Ort und Stelle geſammelten Erfahrungen von der eigentlichen Sachlage unterrichtet war, konnte ich mich nicht genug wundern, als ich in meiner Heimat die Aufforderung las, zur Erziehung der durch Miſſionäre geretteten chineſiſchen Kinder beizuſteuern, um dieſe für das Chriſtenthum zu gewinnen. Man geſtatte mir hierüber einige Bemerkungen.

Es iſt wohl wahr, daß die chineſiſche Regierung die Ausſetzung der Säuglinge an gewiſſen, hiezu beſtimmten Orten durch die Finger ſieht, aber auch nur durch die Finger ſieht. Sie thut dieß jedoch blos darum, weil es wirklich Mütter geben kann, welche, ſelbſt mit dem beſten Willen, ihre Kinder zu ernähren nicht im Stande ſind. Uebrigens pflegt die Chineſin ihr Kind mit derſelben innigen Liebe und Zärtlichkeit, und iſt eben ſo bereitwillig, für daſſelbe jedes Opfer zu bringen, wie die allerchriſtlichſte Europäerin. Lebt doch ſelbſt in dem unvernünftigen Thiere dieſer Trieb, wie ſollte er im Menſchen vermißt werden? Das Unglück, ausgeſetzt zu werden, trifft daher im Ganzen nur ein Paar kleine Kinder, die ohnehin vom Elend ganz verkümmert und ſo zu ſagen halb todt ſind, und auch dann trennt ſich die Mutter nur unter heißen Thränen und mit herzzerreißendem Wehklagen von ihrem theueren Kinde. Den Knaben kann ſolch' ein Unglück, nie wiederfahren, ſondern nur Mädchen. Aber das Mitgefühl und die Menſchlichkeit der Bewohner hat auch dafür bereits geſorgt, denn es wurde in Kanton ein Findelhaus errichtet, wo jede ſolche unglückliche Mutter ihr Kind unterbringen kann.

Nach einiger Zeit muß übrigens dieſe traurige Sitte von ſelbſt aufhören, weil der Ueberſchuß der Bevölkerung nach den benachbarten Inſeln hin einen Abfluß findet, wo ſich mehr als hinreichende Mittel zum Unterhalte darbieten. Sumatra, Borneo, Java, ſind bereits von dieſer Race überflutet, und von Jahr zu Jahr ſiedeln ſich daſelbſt immer mehr Chineſen an, ja in neueſter Zeit ſollen dieſe Armen, um ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen, ſogar bis nach Amerika wandern.

Im Ganzen hielt ich mich in Kanton vier Tage lang auf, und begab mich dann wieder nach Hong-Kong. Vor der Abreiſe wurde ich noch von einem chineſiſchen Kaufmanne zu Tiſche geladen, bei welchem, ganz nach europäiſcher Sitte, erſt in ſpäter Nachmittagsſtunde geſpeiſet wurde. Kaufladen und Magazin befanden ſich zu ebener Erde; die Wohnung des Kaufmannes aber im erſten Stockwerke des Hauſes. Aus einem großen Empfangſaale gelangte man rechts in den Speiſeſaal und von da nach einem kleinen Gemache. Von Möbeln war nur ſehr wenig zu ſehen; Alles in Allem einige Etageres, ein Paar kleiner Tiſche, darauf etwas Porzelän-Geſchirre.

Der Hausherr empfing uns auf das Freundlichſte und äußerte ſein Freude darüber, daß wir ihn mit unſerem Beſuche beehrten. Ueberhaupt iſt der vornehmere, gebildete Chineſe ſtets übertrieben höflich und trägt bei jeder Gelegenheit wahrhaft feine Manieren zur Schau, während das gemeine Volk eben ſo extrem grob und ungeſchliffen iſt. Jener wricht dem Fremden auf der Straße anſtändig aus, dieſer nie, weil er jeden Europäer — oder rothhaarigen Barbaren, wie er ſich ausdrückt, — für ein tief unter ihm ſtehendes Weſen betrachtet. — Der beſſer erzogene Chineſe iſt alſo, wie geſagt, in ſeinem Hauſe recht herzlich und zuvorkommend, auch unſer Kaufmann hatte uns zu Liebe mehre Gäſte geladen. Zuerſt wurden nur europäiſche Speiſen aufgetragen, dann kamen die chineſiſchen, darunter die als Leckerbiſſen gerühmten Schwalbenneſter, welche als Gaumenreizmittel verzehrt werden. Aus Neugierde verkoſtete ich davon, fand aber, daß vor Allem das Salz fehle um Appetit zu erregen. Eine andere Speiſe beſtand aus den verſchiedenſten Fleiſchgattungen, ich ließ ſie unberührt, um nicht zufällig vielleicht einen Katzenrücken oder einen Hundsbügel zu erwiſchen. Auch chineſiſches Backwerk war in Menge vorhanden, aber es ſchmeckt aus jedem Stücke der eckelhaft ſüße Reisſchleim heraus. Im Eſſen iſt der Chineſe ſehr gewandt, es iſt eine wahre Unterhaltung, namentlich dem gemeinen Manne zuzuſehen, wie geſchickt er mit ſeinen beiden Stäbchen die Reiskörner an den Mund führt; wir Anderen würden das unſer Leben lang nicht zu erlernen im Stande ſein.

Nach Tiſche zeigte uns der Kaufmann unter Andern eine Kunſtſeltenheit, ein ſo hübſches, kunſtvolles Werk, daß ich mich augenblicklich entſchloß daſſelbe anzukaufen. Der Eigenthümer ſträubte ſich wohl eine Zeit lang, es herzugeben, aber da ich ihm einen lohnenden Preis bot, ließ er ſich endlich erweichen. Es war ein Bild aus emaillirtem, getriebenem Golde, und ſtellte einen ackernden Landmann dar; die Figuren traten ſo hoch und fein hervor, als ob das Ganze ein Reliefguß wäre. Ein neuer Beweis, wie weit es die Chineſen in dieſem Zweige der Kunſt gebracht haben; ich für meinen Theil habe noch nie ein ſo vollendetes Kunſtwerk geſehen, und glaube überhaupt nicht, daß Europa noch ein ſolches aufzuweiſen habe!

Dr. M. Falk.

Dreimal in Salzburg.

Ein Schwank von Dr. Johann Nep. Vogl.

Es war bereits dunkle Nacht, als Herr Cajetan Quendel in einer Lohnkutsche am Linzerthore von Salzburg hielt und dem Polizeisoldaten seinen Namen und Charakter angab, seinen Paß einhandigte, und sodann in dem alten schlotterichten Kasten über die mit spitzen Kieseln gepflasterte Straße nach der goldenen Traube rumpelte, um daselbst Nachequaetier zu nehmen.

Herr Cajetan Quendel war Commis in der Spielwarenhandlung des Herrn Klingelmaier et Comp. in Wien und hatte erst kürzlich einen Anverwandten beerbt, wodurch er in den Stand gekommen war, ein eigenes Spielwarengeschäft zu begründen.

Dieses Project verfolgend, hatte er von seinem Principal einen achttägigen Urlaub genommen, um nach Salzburg zu reisen, da er beabsichtigte, wenn anders die Umstände sich als günstig erweisen sollten, sich alldort zu etabliren, zu welchem Vorhaben sich auch noch der Gedanke gesellte, vielleicht auch unter der weiblichen Flora Juvavia's eine Blume für sein künftiges Heimwesen zu finden.

Daß seine Wahl aber in beiden Beziehungen auf Salzburg fiel, geschah in Folge der vielen Beschreibungen seines Handelsgenossen und Freundes von dieser Hauptstadt, welche in ihrer Schwärmerei, über die Schönheit der Umgegend und der Lieblichkeit der Salzburgerinnen kein Ende wußten.

Wie gesagt, war es schon Nacht, als er in der Traube anlangte, und nach eingenommenem Souper in dem Speisesalon des ersten Stockes, sein Lager suchte, um sich von den Fatignen, welche ihm sein schwankendes letztenlahmes Gefährte verursacht hatte, zu erholen, und am nächsten Tage in vollster Kraft und Heiterkeit sich den Genüssen hinzugeben, die seiner warteten.

Der Zeiger an der Salzburger Domkirche mochte schon ziemlich nahe auf die achte Morgenstunde vorgerückt sein, als er die grünen Jalousien seines Fensters öffnete, um den ersten Blick auf die Nachbarschaft seines künftigen Aufenthaltes zu werfen.

Nicht ohne einen Anflug von Unmuth gewahrte er aber, daß der Regen aus den aschgrauen Wolken niederströmte, und zwar einer jener fernen und gleichmäßigen Ergüsse, welche bis ans Ende der Welt zu dauern scheinen.

Sein leichter Sinn ließ ihn aber bald die ihm angeborne Heiterkeit wieder gewinnen, und seinen zierlichen Regenschirm entfaltend, verließ er den Gasthof, um einen Gang durch die Stadt zu machen.

Ueber die Salzbrücke in die innere Stadt gelangt, drängte sich ihm allmählig mehr und mehr die Bemerkung auf, daß Salzburg bei schönem Wetter ein ganz charmanter Ort sein könne, welches Prädikat er aber der düsteren Stadt mit ihren krummwinklichten Gassen, schwarzen Häusern und grabähnlichen Thorgewölben, unter den gegenwärtigen Elementarverhältnissen nicht zuerkennen konnte.

Nachdem er einige Gassen durchgewandert, in dem Kaffeehause am Markte einen Mokkatrank zu sich genommen, das Mozartdenkmal auf dem Michaelsplatze besehen und einige Kirchen besucht hatte, auch von der Fontaine angesprüht und von einer Dachrinne überschuttet worden war, verfügte er sich wieder in sein Hotel, um sein Mittagmahl einzunehmen.

Den Nachmittag benützte er dazu, um einen Herrn von Biller, einen von seinen Renten lebenden Privatmann zu besuchen, welcher ein Landhaus im Nonnthale bewohnte, und an den er ein Empfehlungsschreiben abzugeben hatte. Auf dem Wege dahin gerieth er in den Fall, in den manche Menschen nur dann gerathen, wenn sie allein sind, nämlich, ihre Gedanken, welche sonst, wie das Pferd einer Tretmühle, in einem gewohnten Geleise sich bewegen, dieses Geleise überschreiten zu lassen, und auch auf Dinge zu lenken, welche ihnen im gewöhnlichen Leben keiner besonderen Beachtung werth scheinen.

So verfiel auch Herr Quendel jetzt, indem er seinen grünseidenen Regenschirm oder seinem Haupte betrachtete, auf den Gedanken: Wer doch nur die Regenschirme erfunden haben möchte.

Vergebens aber zerplagte er sein armes Gehirn, um eine Spur zu finden, welche ihn der Lösung seiner industriellen Forschung näher brächte, und beschwichtigte sich am Ende damit, daß er sich selbst glauben machte, die Erfinder der Regenschirme müßten nothwendig die Chinesen sein, da er jeden Chinesen, der ihm noch in den Bilderbüchern seines Spielwarenladens vorgekommen war, mit einem Schirme abgebildet gefunden habe, den ihm ein Diener nachtrage.

Mit diesem für ihn ganz befriedigenden Resultate war er eben in's Reine gekommen, als er das Biller'sche Sommerhaus erreichte und seine Gedanken wieder von dem gewohnten Kreise der äußeren Eindrücke in Anspruch genommen wurden.

Von Herrn von Biller und seiner Gattin auf das Zuvorkommendste aufgenommen, verweilte er mehrere Stunden in der angenehmen Gesellschaft, während welchen der Hausherr nicht oft genug wiederholen konnte, welche Reize die Umgegend seiner Villa schmückten, welch ein bezauberndes, in ganz Deutschland nicht zu findendes Bild der riesige zerklüftete Untersberg in seinen eigenartigen Abdachungen, die Felsenhörner von Kaltenhausen, das Hagen- und Tännengebirge sammt dem reichen Wechsel von Wäldern und Auen, Sümpfen und Triften, Maierhöfen und Hütten darböte, welche Gegenstände aber diesmal sammt und sonders so in dichte Regennebel gehüllt waren, daß wenig Hoffnung vorhanden war, das Auge in Bälde an dem Anblick all dieser Herrlichkeiten erlaben zu können.

Schon war die kurze Frist des Urlaubes, den Quendel von Herrn Klingelmaier erhalten hatte, beinahe abgelaufen, ohne daß er seinem Entzwecke in einer Beziehung näher gekommen wäre, als er beschloß, bei den Biller'schen Eheleuten seine Abschiedsvisite zu machen.

Außer dem äußeren Stein gekommen, verfing sich aber der Wind, welcher aus vollen Backen vom Untersberge herüberblies, so heftig in seinem Regenschirm, daß er ihm zwei Spangen zerbrach und derselbe zur Hälfte unbrauchbar wurde.

Nicht ohne Aerger über dieses Ereigniß, setzte Quendel seinen Weg fort, vergaß aber bald des scheinbar kleinen Unfalles, als er mit nicht minderer Freundlichkeit, als das erste Mal, von Biller und seiner Frau aufgenommen wurde, in deren Gesellschaft er diesmal noch einen Hausfreund und ein junges blühendes Mädchen fand, welches Antonie genannt wurde und bald das lebhafteste Interesse in ihm erweckte.

Solche jugendliche Frische, solche Anmuth und natürliche Grazie, verbunden mit der jungfräulichsten Sittsamkeit, war ihm während seiner mercantilischen Praxis, bei welcher er doch Gelegenheit hatte, mit Damen aller Kategorien zu verkehren, in diesem Grade noch nicht zu Gesichte gekommen.

Und als einer Aufforderung des Herrn von Biller zu Folge, Antonie sich darauf an das Klavier setzte, und mit der metallreichsten und seelenvollsten Stimme von der Welt einige Lieder zum Besten gab, welche durch Jeni Lind auch in Salzburg en vogue gekommen waren, da vermeinte sich Herr Quendel vollends in den siebenten Himmel Mahammeds versetzt.

Die Stunden verflogen wie Secunden, welche die Götter dem armen Spielwarenkrämer vergönnt hatten, um sein Herz an den Strahlen weiblicher Liebenswürdigkeit zu erwärmen, und brachten allzuschnell den Moment herbei, welcher das reizende Geschöpf wieder dem heiteren Zirkel entriß.

Digitized by Google

Ach, wie gerne hätte er ſich jetzt angetragen, Antonie nach Hauſe zu geleiten, wenn ſein Regenſchirm nicht gelahmt geweſen wäre, und ſeinem bereits erwähnten Freunde des Biller'ſchen Hauſes den Vortheil in die Hand geſpielt hatte, den ſeinigen dem Fräulein anbieten zu können, welches Anerbieten auch freundlichſt angenommen wurde.

Nachdem Herr Quendel ſich auf das Höflichſte von der Dahineilenden empfohlen, und bei Herrn von Biller hinſichtlich deſſelben noch mit ſcheinbarer Gleichgiltigkeit, wie man zu ſagen pflegt, auf den Strauch geſchlagen, und nur das Vortheilhafteſte über ſie vernommen, verließ auch er die Familie, und zwar mit einem Herzen voll Liebe und Sehnſucht und dem feſten Entſchluſſe, ſobald er nur ſeiner gegenwärtigen Verhältniſſe ledig geworden, ſeine Bewerbung um Antonie auf das Eifrigſte zu verfolgen.

In ſeine alten Geſchäftsverhältniſſe getreten, ſchwebte ihm unabläſſig das Bild der reizenden Salzburgerin vor den Augen und ließ den ſonſt ſo akuraten und gewandten Handlungscomis Verſtöße und Irrungen begehen, die er ſich früher nie hatte zu Schulden kommen laſſen.

So fand er bemahe zu keinem Carton, den er geöffnet hatte, den rechten Deckel wieder, und legte bleierne Soldaten in eine Holzſchachtel, in welche Berchtesgadner Spielſachen gehörten, oder Spielmarken in jene, in welcher ſonſt zinnernes Kuchengeſchirr oder anderes Spielwerk für Mädchen enthalten war.

Aus jeder ſchönlackirten Kinderpuppe, die er einem kleinen Fräulein zum Verkaufe vorzeigte, lächelte ihm das roſichte Antlitz ſeiner Angebeteten entgegen, jedes miſerable Papphauschen erinnerte ihn an die Villa an der Salzach, in welcher er die Krone ihres Geſchlechtes kennen gelernt hatte.

Im Auguſt deſſelben Jahres endlich ward er zur großen Zufriedenheit ſeines Principals und ſeiner eigenen, ſeiner Verpflichtungen als Commis der Firma Klingelmayer et Comp. entbunden, und ſein erſtes Vornehmen war eine Reiſe nach Salzburg.

Daſelbſt angekommen eilte er unter dem Schutze ſeines reparirten Regenſchirmes, denn auch dieſes Mal ſendete der Himmel ſein befruchtendes Naß in überreicher Fülle auf die nichts weniger als durſtlechzenden Gefilde, nach dem Landſitze des Herrn von Biller.

Leider aber erfuhr er von der Gattin deſſelben, der Herr ſelbſt war vom Hauſe abweſend, daß Antonie mit ihrer Mutter nach einem Bade in Norddeutſchland gereiſt ſei, und erſt mit Eintritt der ſchlimmeren Witterung wieder in Salzburg zurückerwartet würde.

In Folge dieſer für ihn höchſt betrübenden Mittheilung und da auch noch die fortdauernde unfreundliche Witterung ihm keine Gelegenheit gab, mehr als was er ſchon bei ſeinem erſten Beſuche in Salzburg kennen gelernt hatte, kennen zu lernen, verließ er in kürzeſter Friſt Hötel und Stadt, um den letzten Winter als Junggeſelle in der Reſidenz zuzubringen.

Es war in den erſten Tagen des Mai's im darauffolgenden Jahre, als Herr Quendel zum dritten Male bei heiterſtem Wetter in Salzburg anlangte, und am nächſten Morgen, ſeinen Regenſchirm entfaltend, ſich auf den Weg machte, Herrn Biller ſeinen Beſuch zu erſtatten.

Dießmal aber war ihm ſein Geſchick wenigſtens in Einem günſtig, denn, wenn auch Jupiter Pluvius den Untersberg und Staufen ſammt den Erlenauen der Salzach mit ſeinem grauen Regenmantel vor Quendels Blicken verhüllte, ſo trafen dieſe dafür gleich beim Eintritte in das Landhaus auf die lieblichſte Blume des Frühlings, den erſehnten Gegenſtand ſeines Hangens und Verlangens, auf Antonie, welche ſich ſo eben auf Beſuch bei den Biller'ſchen befand.

Auch dieſes Mal entwickelten ſich im Verlaufe des Zuſammenſeins die Vorzüge des reizenden Mädchens immer glänzender vor Quendels Augen und verſetzten ſein Herz in immer heftigere Flammen, ſo, daß er den Augenblick kaum erwarten konnte, in welchem Antonie aufbrechen würde, um ſich, in dem Beſitze eines tadelloſen Regenſchirmes, ihr als Begleiter anzutragen, und ſich ihr ohne Zeugen mittheilen zu können, welches Alles auch in erwünſchter Kürze erfolgte.

Als er ſeinen Regenſchirm aufgeſpannt und die Liebliche ihre weiche, weiße Hand auf ſeinen Arm gelegt hatte, mit der anderen züchtig das Kleid faltend, ſchienen ſich all' die düſteren Nebelgebilde um ihn in paradieſiſche Auen umgewandelt zu haben.

Was der überſelige Spielwarenhändler ſich je an großſtädtiſcher Galanterie und merkantiliſcher Redegeläufigkeit angeeignet hatte, ſuchte er nunmehr in Anwendung zu bringen, um die holde Antonie für ſich einzunehmen, und auf den Antrag, den er ihr zu machen beabſichtigte, vorzubereiten.

Schon auch glaubte er aus den Antworten Antoniens auf eine Geneigtheit ihres Herzens ſchließen zu können, als ſie ihn fragte: Wie lange gedenken Sie wohl noch in Salzburg zu verweilen?

Das hängt ganz von meiner Willkür ab, ganz von meiner Willkür, verſetzte nach ſeiner Sprachgewohnheit der entzückte Quendel, und ein Himmel der roſigſten Hoffnungen ging in ſeinem Innern auf.

Ach, das iſt ſchön, verſetzte Antonie, da müſſen Sie auch Herrn Bendelmann kennen lernen.

Herrn Bendelmann? fragte Quendel befremdet.

Ja, Herrn Bendelmann, den ich im vorigen Jahre zugleich mit Ihnen bei Billers kennen lernte, da er mich, wenn Sie ſich erinnern, dazumal mit ſeinem Regenſchirm nach Hauſe begleitete, und der gegenwärtig mein Bräutigam iſt.

Wenn je einem Menſchen aus heiterem Himmel ein Stein auf den Kopf gefallen iſt, ſo kann dieſer nicht verdutzter ausgeſehen haben, als unſer Spielwarenhändler, welcher über dieſe unerwartete Eröffnung den Regenſchirm fallen ließ, und dadurch, zu nicht minderer Ueberraſchung ſeines Schützlings, denſelben ſo wie ſich ſelbſt einem Sintzbade preisgab, welches ſich aus dem Rachen eines Drachenkopfes, der einer jener alterthümlichen Regenrinnen, womit Salzburg ſo reich begabt iſt, angehörte, und unter welche ſie zufällig zu ſtehen gekommen, über Beide mit der Gewalt eines Niagarafalles ergoß.

Schreiend flüchtete ſich die buchnäßte Schöne, von ihrem triefenden Seladon gefolgt, welcher, als ſie gleich darauf bei dem Hauſe, in dem ihre Eltern wohnten, anlangten, ſich ihr mit mühſam herausgepreßten Entſchuldigungsfloskeln empfahl, und im Nachhauſegehen mit ſeinem Regenſchirm wider alle ihm begegnenden Regenſchirme und Gewölbedächer ſtieß.

In der Traube ging er jedoch ſogleich auf ſein Zimmer, ſchlug im Ingrimm, als der Kellner auf ſeinen Ruf nicht ſogleich erſchien, den

Digitized by Google

Regenschirm an einer Stuhllehne entzwei, bezahlte sodann die Rechnung, ließ die Mallepost bestellen und schritt grimmig wie ein Panther in der Stube auf und nieder, während von Außen der Regen seine monotonen Tropfen an das Fensterglas warf.

Von Langeweile, Aerger und Mißmuth erfüllt, nahm er endlich eine alte bestaubte Charteke, welche in einem Winkel lag, und blätterte darin.

Das erste, auf was er stieß, lautete:

»Schon im neunten Jahrhunderte machte ein Bischof des Erzstiftes Salisburgum einem Regenten von Frankreich den ersten Regenschirm, der aus Wachstuch verfertiget war, zum Geschenke, während die Regenschirme selbst bekanntermaßen erst im siebzehnten Jahrhunderte in Gebrauch kamen, und die bis dahin üblichen Regentücher verdrängten.

Füglich ist daher die altehrwürdige und hochpreisliche Stadt Salzburg als die eigentliche und wahrhaftige Erfinderin der Regenschirme zu betrachten.«

Und diese wichtige Entdeckung, welcher er schon auf seinem ersten Gange zu dem Biller'schen Landhause vergebens nachgespürt hatte, und die ihm, dessen Liebesschifflein an einem elenden Regenschirm gescheitert war, nun der Zufall, in dem letzten Momente seiner Anwesenheit, wie zum Hohne vor Augen führte, war auch das Einzige, was Herr Quendel statt all des Ersehnten und Gehofften, um das er dreimal nach Salzburg gekommen war, von dem alten Juvavium nach Hause brachte, nach welchem er niemals wieder eine Reise unternahm.

Constantinopel. — Jassy.

(Erklärung der Beilage zu Nr. 6.)

Constantinopel, der »Wangenglanz des Angesichts der Welt,« wie die schwulstige Begeisterung des Orientalen, oder, wie ein abendländischer Tourist kühler, aber practischer gesagt hat: »der erwählte Ort, ob christlich, heidnisch oder mohammedanisch, von wo aus ein Genie die Welt regieren könnte,« — zeigt sich mit seinen Umgebungen dem Reisenden, namentlich dem vom Bosporus kommenden, in zauberischer Schönheit. Es besteht aus der eigentlichen Stadt und aus sechzehn, größtentheils offenen Vorstädten, die theils im Norden des Hafens, theils im Westen der Stadt liegen. Die eigentliche Stadt hat 20 Thore (Kapusü), von denen sich 14 auf dem Hafen, 7 auf dem Lande, und eben so viele auf der Seeseite befinden. Betritt man durch eines dieser Thore die Stadt, so werden die Erwartungen, welche die Ansicht Constantinopels vom Meer und Hafen aus erregt, stark getäuscht. Unregelmäßige, schlecht oder gar nicht gepflasterte Straßen, die sich bei üblem Wetter mit Schmutz überziehen, geleiten zu großen, mit Trümmern besäeten Brandstätten; zwischen den bebauten Stellen dehnen sich Aecker, Gärten und Grasplätze aus; die Häuser, 90,200 an der Zahl, sind von Holz, und im schlechtesten Stil erbaut. Die einzige schöne Straße ist die des Thores von Adrianopel, deren hölzerne Häuser in einer geschmackvollen Weise erbaut sind. Unter den sechs öffentlichen Plätzen ist der berühmteste der Atmeidan (Roßplatz) oder frühere Hippodrom, jetzt aber nur noch ein schwacher Schatten seiner einstigen Größe und Schönheit.

Unter den öffentlichen Gebäuden ist das neue Serai zuerst zu nennen, früher von den Osmanen eifersüchtig bewacht, jetzt, gegen Bezahlung des nöthigen Ferman's, jedem Christen zugänglich. In dem Scheitel des großen Dreiecks der Stadt gelegen, bildet das Serai für sich wieder ein kleineres Dreieck. Es ist kein zusammenhängendes Ganze im Sinne unserer Paläste, sondern eine von einer eigenen Mauer umschlossene Anhäufung von Höfen, Gärten und Gebäuden, die nach dem Bedürfniß und der Laune der einzelnen Sultane entstanden sind. Das neue Serai, mit welchem auch der Sommerharem am Meere, wo die Sultane früher mit ihrem Hofstaate Frühling und Herbst verlebten, in Verbindung steht, bedeckt fast den ganzen ersten Hügel von Constantinopel, über den es noch bis zum Ufer des Meeres hinausreicht, und nimmt einen größeren Flächenraum ein, als manche europäische Hauptstadt. Seit 1841 werden hier auch die Schlüssel der Kaaba, welche sich früher in Constantinopel befanden, verwahrt.

Das vornehmste der Regierungsgebäude ist die hohe Pforte, der Palast des Großveziers. Wie das Gebäude der osmanischen Staatsverwaltung eine Nachbildung der arabischen und persischen ist, so hat sich noch in der Bezeichnung der höchsten Centralbehörde des Reichs das Andenken an die Sitte der altpersischen Könige, unter dem Thore ihres Palastes die Rechtshändel zu schlichten, in dem Namen der »hohen Pforte« erhalten.

Unter den sonstigen öffentlichen Gebäuden stehen die Moscheen oben an. Die berühmteste derselben, die vor fünf Jahren restaurirte Sofien-Moschee, die ehemalige griechische Kathedrale zur heiligen Weisheit, hat auch als Moschee die Form des sogenannten Andreas-Kreuzes, des griechischen Kreuzes mit vier gleich langen Armen, beibehalten. Der Durchmesser der großen Kuppel, deren Mittelpunct sich 180 Fuß über den Boden der Kirche erhebt, beträgt 115 Fuß, die Länge der Kirche vom Norden nach Süden ist 250, die Breite 220 Fuß. Außerdem sind zu erwähnen: die prachtvolle Moschee Suleiman's II., die ebenfalls prächtige Moschee Ahmed's I. (Aja Ahmedija); die einfach-großartige Moschee Selim's I., die zierliche Osman's III. Im Ganzen zählt man in Constantinopel, die Vorstädte eingerechnet, 465 große Moscheen und 5000 kleine oder Betorte.

Dem Verkehre dienen die Marktplätze (Basars), die bedeckten Märkte (Besestans), Khane und Karavanserais. Von den 26 Marktplätzen sind die sehenswerthesten der Schuhmarkt und der Sattelmarkt. Besestans hat die türkische Hauptstadt drei. Die Khane stehen gewöhnlich mit Moscheen und milden Stiftungen in Verbindung, und sind den fremden Kaufleuten zur Auslegung ihrer Waren und zu ihrem sonstigen Geschäfte angewiesen. Die zur Beherbergung der Fremden bestimmten Karavanserais liegen meistens neben den Moscheen; die großen Herbergen, in denen sich Karavanen sammeln, befinden sich auf der asiatischen Küste.

Die sechzehn oder, mit Hinzurechnung von Scutari und Kadikoi, achtzehn Vorstädte sind zum Theil klein und interesselos. Die große Vorstadt Kassim Pascha umfaßt das Arsenal, das Admiralitätsgebäude, Werften, Magazine und andere dem Seewesen dienende Gebäude. — Auf dem Vorgebirge, welches den Hafen und den Bosporus von einander scheidet, liegt die Vorstadt Galata, einst der Sitz der Genuesen, jetzt übel berüchtigt als ein Schlupfwinkel aller Laster und als Diebsherberge. — Den Rücken des Hügels, dessen Abhang gegen Süden Galata bedeckt, nimmt Pera ein, mit der Hauptstadt durch eine Brücke verbunden, und bekannt als der Aufenthalt der europäischen Diplomaten und ihrer Dolmetscher. — Auf dem östlichen Abhange des Hügels, welchen Pera einnimmt, ist die Vorstadt Topchane erbaut, so benannt nach der großen, am Ufer des Meeres gelegenen Stückgießerei (Topchane). — Scutari, wie Constantinopel auf und zwischen sieben Hügeln erbaut, liegt an der Mündung des Bosporus, ist die Hauptstation der asiatischen Courière, der Aufbruchsort aller nach dem Osten gehenden Karavanen, und zugleich der gewöhnliche Begräbnißplatz der reicheren Bewohner der Hauptstadt, welche darum hier ihre Todten bergen, weil sie der alten Prophezeiung glauben, daß die Franken dem europäischen Reiche der Osmanen dereinst ein Ende machen werden. — Kadikoi liegt am Marmorameere, an der äußersten Gränze des Weichbildes von Constantinopel, auf der asiatischen Küste. Hier wendet sich die Gränze nach Süden, und läuft in dem Vorgebirge des Molla aus, das mit dem gegenüberliegenden Fanarburnu einen großen und geräumigen Hafen umschließt.

Die Bevölkerung Constantinopels betrug nach einer vor zwei Jahren vorgenommenen officiellen Schätzung, 950,000 Seelen, darunter 460,000 Muselmänner, und 196,000 Frauen, mit Einschluß von 27,000 Sclavinnen. Doch dürfte diese Ziffer eine zu hohe, und die Einwohnerzahl in runder Summe auf 800,000 anzuschlagen sein.

Jassy oder Jasch, die Hauptstadt des Fürstenthums Moldau, die Residenz des, jetzt in Folge der russischen Occupation abwesenden Hospodar's und Sitz des griechischen Metropoliten, liegt vier Meilen vom Pruth, am Baklui-Bache. Der Name: Jassy, kommt von dem im 11. Jahrhundert mit den Kumanen eingewanderten türkischen Jassen oder Jazigen. Es hat 9000 Häuser, worunter kaum 300 von Mauerwerk, und etwa 70,000 Einwohner, unter welchen über 20,000 Juden, 3000 Zigeuner, auch viele Armenier, Griechen und Deutsche sich befinden. Die Lage der Stadt am südlichen Abhange eines niedrigen Berges, an den marschigen Ufern des Baklui, ist schön und gewährt eine herrliche Aussicht in die südwärts hochansteigenden, bis in die Gipfel bewaldeten Berge; aber die aller Regulirung ermangelnden Versumpfungen und Ausgießungen des Baklui verpesten durch ihre mefitischen Ausdünstungen Stadt und Umgegend, und machen sie morastig und ungesund. Die Bauart ist orientalisch unregelmäßig. Unter einem Chaos elender Hütten und hölzerner Häuser in engen und krummen Gassen zeichnen sich mehre Bojarenpaläste durch ihre abendländisch-luxuriöse Ausstattung aus. Die Citadelle: Tschetazuja genannt, liegt abgesondert von der Stadt, auf einer beträchtlichen, aber doch dominirten Anhöhe, und ist wenig haltbar. Von den mehr als 70 griechischen Kirchen und 19 Klöstern tritt die in neuester Zeit errichtete Metropole, die alte Kirche der drei Heiligen und die Kirche des Klosters St. Spiridion hervor. Ferner sind bemerkenswerth die neue Residenz des Hospodars und der Fürstenhof, d. i. die ehemalige Residenz, welche seit zehn Jahren als Sitz aller Ministerien, Gerichte, Landesbehörden, so wie der Ständeversammlungen dient. Die Straßen sind, statt des Pflasters, mit Balken belegt, so daß man immer auf einer Zugbrücke zu fahren glaubt, und oft, wenn Pferde und Wagen darüber rasseln, der reichlich sich sammelnde Schlamm hie und da hervorspritzt. Dennoch hat die Stadt Mangel an Brunnenwasser und muß sich mit Röhrenfahrten und Wasserträgern behelfen. Der Handel Jassy's ist beträchtlich.

Es gibt hier keinen Mittelstand; das Volk lebt in tiefer Versunkenheit, und selbst die reichen Handelsleute entbehren des feinen geselligen Verkehrs; hingegen haben die vornehmen Bojaren bei der mehrmaligen und langen Anwesenheit der Russen viel Geschmack an europäischen Sitten, Gebräuchen und Hauseinrichtungen bekommen.

Die ersten Studien.

(Mit einer Abbildung.)

Ein munt'rer Knabe sitzt am Tisch,
Ein Buch vor sich, — er sitzt und sinnt!
Man sieht, und sei er noch so frisch,
Daß seine erste Pein beginnt.

Die Silben dieses Büchleins sind
Das Tagewerk, das ihm gebührt,
Die erste Arbeit für das Kind,
Die oft sein Aug' mit Thränen netzt.

Und doch, du Kind, so hoffnungsvoll
Mit deinem Blick, so klar und klug,
Bedenkst du, was dieß Büchlein soll,
Als Brücke, die uns Alle trug?

Die Brücke, die zum Thore führt,
Wo sich des Wissens Reich erschließt,
Und wo, vom Geistesstrahl berührt,
Du einst vielleicht ein Edler bist!

Doch lernen mußt du fort und fort,
Sei noch so herb die stille Pein!
O lerne, Kind! und auf mein Wort —
Dein Segen wird das Lernen sein!

[illegible]

Herausgeber u. Verleger: M. Auer. Wien, Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

MOOSE IM NATURSELBSTDRUCKE.

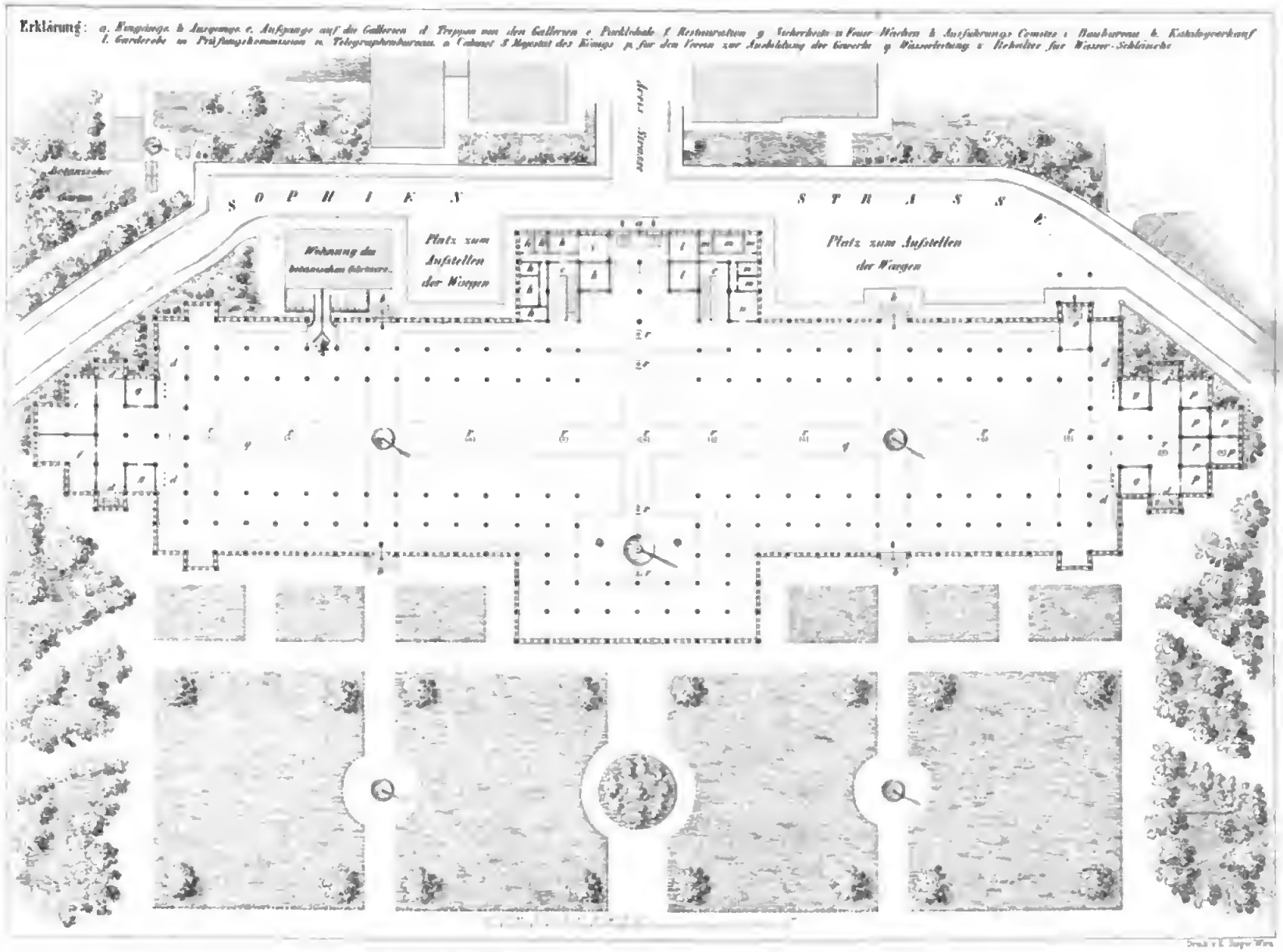
Eingesendet von Franz Aspöck in Linz.

1. Hypnum molle. 2. Hypnum cupressiforme L. 3. Hypnum cupressiforme
4. Hypnum tamariscinum. 5. Hypnum riparioides. 6. Hypnum saxicolum.
7. Hypnum rutabulum.

Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift „Feuer."

Druck von M. Auer

Digitized by Google



GRUNDPLAN DES INDUSTRIE-AUSSTELLUNGS-GEBAUDES IN MÜNCHEN.

Beilage zu M. Saar's polygraphisch illustrirter Zeitschrift „Faust".

DIE ERSTEN STUDIEN.

Beilage zu M. Auer's polirotisch-illustrirter Zeitschrift „Feest."

Druck von Kargl und Auer.

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.
Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und pro rata erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Inhalt: O sancta Musica! — Die Pflegetochter. (Forts.) — Wärme des Gemüthes. — Die Opfer. — Eine Episode aus Schiller's Leben. — Zur Geschichte des Kabale. — Karl Heinrich Rahl.
Artistische Beilagen: Karl Heinrich Rahl. (Kupferstich.) — Eine durchschnittene Achatmandel aus Sachsen. (Naturselbstdruck.) — Die Antike vom Feldzug. (Kupferstich.)

Nr. 8. I. Jahrgang. Wien. 1854.

O sancta Musica!

Novelle nach einer wahren Begebenheit, von E. Straube.

Schon die Sage der grauen Vorzeit schrieb der Musik Wunderkräfte zu: ihrem Klange fügten sich die Steine zum Bau der Städte, und die Thiere der Wildniß wurden zahm unter ihrem Einflusse; selbst der Behemoth des Oceans bot seinen Rücken dem Meister der Harmonie.

Doch das sind bekannte Dinge, und ich wollte doch erzählen von etwas Anderem, das ebenfalls die Gewalt der Musik betrifft, nämlich von einem Manne, der zwar nicht Steine oder wilde Thiere, wohl aber etwas recht Fürchterliches, nämlich den — Hunger damit bekämpfte.

Es war dieß Meister Anselm, der Dorfschneider, welchem das Glück gar nichts, die Vorsehung aber gar Manches gegeben hatte, als z. B. fünf gesunde lebendige Kinder, die täglich Brot von ihm verlangten, wo möglich viel Brot, zu dessen Erwerbung er leider keine anderen Mittel hatte, als seine Nadel und eine alte Geige, ein Erbstück seines seligen Oheims, welcher Secundspieler in der fürstlichen Kapelle gewesen war und eine kleine Pension im Hause seines Bruders, des Vaters unseres Anselm, verzehrte, dem Letzteren nebenbei Unterricht im Violinspiel ertheilend.

»O sancta Musica!« war das Lieblingswort des Gottseligen gewesen, und von ihm hatte es auch sein Schüler überkommen, und gerne behalten, nachdem ihm der Herr Pfarrer den Sinn erklärt hatte, daß nämlich damit der Musik als eine heilige Kunst bezeichnet werde, was sie auch unstreitig sei, wenn sie den Herrn verherrliche und erlaubter Freudigkeit diene.

Anselm hatte schon recht hübsch gegeigt und der Oheim ihm eine schöne Künstlerzukunft in Aussicht gestellt, als Letzterer das Zeitliche gesegnet und des Knaben Vater darauf bestand, daß dieser ihm im Handwerk helfe, da die Zeit schlecht war und nicht erlaubte, unnütze Mäuler zu füttern oder auf eine Zukunft zu rechnen, die auch wohl gar niemals eintreten konnte. Da gab denn Anselm das Geigen vorläufig auf und fuhr, anstatt mit dem Fidelbogen, mit der eingefädelten Nadel auf und nieder, blos an Sonn- und Feiertagen erlabte er sich noch an der Kunst, indem er dem Schulmeister auf dem Chore aushalf, oder im Wirthshause muntere Tanzweisen strich, die ihm manch' guten Bissen oder guten Trunk, bisweilen wohl auch ein Stück Geld einbrachten. Letzteres aber machte ihm weit weniger Freude, als die Uebung der Lieblingskunst selbst, und schmerzlich seufzte er daher oft: O sancta Musica!

Nach einigen Jahren starb auch Anselm's Vater, und die Mutter stellte es ihm frei, in die Welt zu gehen und sein Glück zu probiren, da aber der junge Mensch einsah, daß es der alten Frau mit einem Werkführer — wenn sich noch einer fand — in dem nothdürftigen Geschäfte nicht anders als recht übel ergehen könne, so tröstete er mit schwerem Herzen Verzicht auf die süße Hoffnung, der Kunst leben zu können, und widmete sich mit frommer Hingebung seinem Gewerbe, das ihn auch in den Stand setzte, seiner ehrwürdigen Mutter einen möglichst heiteren Lebensabend zu bereiten, so daß sie, mit einem Segen für ihn auf den Lippen, im Herrn entschlief.

Inzwischen aber war Anselm aus den grünen Jahren der Fantasie in das Alter männlicher Besonnenheit übergegangen; sein Gemüth war ruhiger, sein Verstand praktischer geworden, und sein Muth erhob sich nicht mehr auf idealen Schwingen zu Aussichten von Ruhm und Künstlerschaft, sondern beschied sich mit dem Streben nach Brot und Broterwerb. Ueberdieß hatte er die Liebe eines braven Mädchens erworben, trachtete nach ihrem Besitz und — daß ich's kurz mache: Anselm entsagte den Virtuosen-Träumen ganz, und wurde ganz — Dorfschneider.

Es hat einmal Einer das schmerzliche Wort gesagt: »Die größten Talente sterben ungekannt,« und wenn der Mann nicht dabei wirklich an unseren Anselm gedacht hat, so hatte er doch füglich ihn unter den unge-

kannten Talenten meinen können; denn der arme Schneider ſpielte in der That ganz ausgezeichnet, und der eigenthümliche elegiſche Charakter ſeines Spieles, in welchem er, ohne es zu wiſſen, die Geſchichte ſeines früh begrabenen Künſtlerglückes aushauchte, würde ihm gemäß zu einem glänzenden Namen verholfen haben, hätte er nur irgend einmal vor einem anderen Publicum geſpielt, als eben vor dem Schulmeiſter und vor den Böoten eines elenden Gebirgsdorfes. Und ſo verdauerte er denn nach und nach, lernte an ſich ſelbſt zweifeln, und ſpielte ſeine Geige nur mehr aus Gewohnheit, um des lieben Brotes willen; — ach, das Leben iſt ein recht armſeliges Gut, wenn ihm das Ziel entrückt worden, um deſſen willen es gerne mit Strömen und Schwierigkeiten gerungen hätte! — Nur ſelten noch erleichterte ſich Anſelm's Bruſt in dem Seufzer: »O sancta Musica!«

Sein Leben ward von da an ein ganz gewöhnliches, ein — man erlaube uns den Ausdruck: ein banales Daſeyn, d. h. er ließ eben die Tage, die Stunden und Minuten über ſich dahingehen, wie Millionen es thun, die von der Gebuer bis zum Tode nur ein Penſum erledigen und am Ende von hinnen gehen, ohne zum Bewußtſeyn einer höheren Sendung erwacht zu ſeyn. Meiſter Anſelm arbeitete von Früh bis Spät, um ſeinen Kunden zu genügen oder ſein Stück Feld zu beſtellen, erzielte Kinder mit ſeinem Weibe, beſchränkte ſich nun deſto mehr in ſeiner Wirthſchaft, aß, trank, ſchlief, ſo viel es die Nothwendigkeit erheiſchte, und des Sonntags geigte er in der Kirche oder auf dem Tanzboden, und das war ſeine Erholung, ſein Troſt, ſein Glück — er genoß nur die »heilige Kunſt!«

Nicht etwa, als ob er nicht auch an ſeinem Hausſtande, an der lieblichen Ehehälfte, an den gutgerathenen Kindern Freude gehabt hätte; ach ja, die machten ihm wohl ein recht inniges Seelengaudium; aber ſo oft er ſie anſah, fiel ihm unwillkürlich der ſchmerzliche Gedanke bei, daß alle dieſe Lieben dem Elende verfallen ſein ſollten, wie er ſelber, und daß er mit aller Anſtrengung nicht im Stande ſei, ihnen die Bahn zu einer ſchönen Zukunft zu eröffnen, und Das vergällte ihm ſein Familienglück, das ſonſt ein recht großes geweſen wäre, da ſämmtliche Kinder an Leib und Seele, wie geſagt, gut geartet waren, und den Eltern nicht einen trüben Augenblick bereiteten.

Meiſter Anſelm hatte anfänglich den Plan gehabt, ſeine Kinder ſelbſt in der Muſik zu unterrichten; doch als er den Curſus mit ſeinem Aelteſten beginnen wollte, kam er, nach langer Erwägung, zu dem Beſchluſſe, dieß lieber nicht zu thun, damit ſein eigenes Trauerſpiel nicht in wiederholter Auflage erſcheinen dürfe.

»Nein,« ſagte er zu ſich ſelbſt, »lieber ſollen ſie niemals in das Paradies geblickt haben, als daß ſie ſich am Ende — ohne Verſchulden — ſelbes daraus bannen müßten!«

Aber der angeborne Hang ließ ſich denn doch nicht ganz unterdrücken, und ſo geſchah es, daß die Kinder, ohne ein Inſtrument zu kennen, überaus für die Muſik eingenommen waren und inſtinctmäßig ihres Vaters Spiel auffaßten, demſelben mit Entzücken lauſchten und mit wahrem Abſcheu jede Stümperei flohen, die ihnen als Profanation der heiligen Kunſt ein Greuel war. Hingegen konnte ihnen Nichts ſo viel Freude machen, als eine von Meiſter Anſelm aufgeſpielte Weiſe, und keine Belohnung galt ihnen höher, als wenn der Vater Dieſem oder Jenem ſein Lieblingsſtück extra vorſpielte.

»Tanzt, Kinder, tanzt!« pflegte unſer Meiſter zu rufen, wenn einmal ein recht trüber Tag kam, mochte es nun ein Tag des Unwetters oder des ſittlichen Trübſals ſein. Die Geige aus dem Schranke nehmend, ſtellte er ſich dann in eine Ecke, ſtrich wacker in die Saiten, ſtampfte mit dem Fuße den Tact dazu, pfiff oder ſummte allenfalls ein Accompagnement in Worten oder Tönen dazu, und ließ nicht eher ab, als bis Alle ſich in munteren Kreiſen ſchwangen, und der momentanen Traurigkeit bar, ſich in eine Welt der Luſt, der roſigen Jugend hinein lebten, hineinhopſten. Das allgemeine Feldgeſchrei hieß »O sancta Musica!«

So verging ein Jahr um's andere; der älteſte Knabe war bei einem Gärtner in der Stadt in Lehre gethan, und das älteſte Mädchen, Marie, hatte einen Platz als Stubenmädchen auf dem zwei Stunden davon gelegenen herrſchaftlichen Schloſſe erhalten; nur mehr die drei Jüngſten waren zu Hauſe: Moritz, welcher in die Dorfſchule ging, dann Clara und Leopold, die noch zu klein dazu waren, und der mütterlichen Obſorge nicht entbehren konnten.

Da kam ſchwere Kriegszeit in's Land und Hagel und Mißwachs noch dazu, und im Gefolge dieſer Heimſuchungen erſchien auch bald die Noth; der hagere knochige Hunger pochte allenthalben an, am ſtärkſten an der Hütte des Armen, zu denen unſer wackerer Meiſter immer gehört hatte. Zuerſt erſchien der unheimliche Gaſt nicht gleich in ſeiner ganzen, ſchrecklichen Geſtalt, und man hegte Hoffnung, ihn durch Einſchränkungen von ſich halten zu können; aber nur zu bald ſah man dem geaſſen Geſpenſte tief in die Hohlaugen, und fühlte an der, aus ihnen ſtarrenden Kälte allgemach die Kraft und den Muth in der Seele erfrieren, das Mark in den Knochen erſtarren.

Anſelm's Erwerbsquellen floßen nun Tag für Tag dünner; anfänglich ließ, wer Kleider benöthigte, doch noch das Allernothwendigſte anfertigen, und etwas Verdienſt tröpfelte dabei immer noch in die Taſche des Dorfſchneiders; zuletzt aber entſchlug man ſich völlig des Gedankens an dergleichen Anſchaffungen, und des Meiſters Werkbank ſtand leer; kein Stich Arbeit führte ihm auch nur ein kreuzerweiſes Einkommen zu, und er würde vielleicht die Handhabung der Nadel verlernt haben — ſo lang dauerten dieſe unfreiwilligen Ferien! — wenn er nicht fortwährend ſue ſeine Kinder zu nähen und zu flicken gehabt hätte, die jetzt ſeine einzige Kundſchaft waren. Und dazu kam noch, daß es keiner Seele einfiel, an Tanz und Luſtbarkeit zu denken, und daß alſo auch die andere Quelle ſtockte, aus welcher die arme Schneiderfamilie ihre Erhaltung wenigſtens theilweiſe beſtritt.

O das waren wohl recht ſchwarze Tage für die Hütte des armen Meiſters, deſſen kindliche Seele bis dahin an ſo arge Verkommniſſe gar niemals gedacht hatte. Seine Philoſophie war jene bibliſche geweſen: »Der die Lilien auf dem Felde kleidet, und ohne deſſen Vorwiſſen kein Sperling vom Dache fällt, wird auch unſer nicht vergeſſen!« aber nun fielen ſo Manche vor Hunger an der Straße hin und ſtanden nicht wieder auf, und es durchfröſtelte den geängſtigten Vater die Angſt: es könnte wohl ſeinem trefflichen Weibe und ſeinen Kindern etwas Aehnliches, Entſetzliches geſchehen, und die bloße Vorſtellung davon ſträubte ihm das Haar, jagte ihm den Todesſchweiß aus allen Poren und warf ihn ruheloß auf dem Bette hin und her, auf welchem ſeine treue Hausehre mit ihren Thränen um den Sieg kämpfte, damit nicht der Kummer dem gebeugten Manne noch peinigender werde, ihn ganz überwältige.

So lange noch der geringe Vorrath dauerte, welchen man von der Fechſung des eigenen Aeckerleins für Tage der Noth beſeitigt hatte, konnte man ſich damit begnügen, daß man die Portionen verkleinerte und immer verkleinerte; ſo lange noch die Ziege, das Kameel des Armen unſerer Klimate, erhalten werden konnte, blieb immer noch ein Schimmer von Hoffnung; als aber das arme Thier mit traurigem Meckern vergeblich nach Nahrung verlangte und zuletzt — unter dem herzzerreißenden Weinen der ganzen Familie — geſchlachtet werden mußte, da ſaß man bei dem ſeltenen Fleiſch-Mahle in troſtloſer Traurigkeit, und ſelbſt die Kinder, deren glückliche Unſchuld die ſchwere Prüfung nur aus dem Kummer der Eltern ahnte, aßen in tiefem Schweigen die köſtliche Speiſe; kein Schäkern, kein harmloſes Geplauder unterbrach die peinigende Stille; aber über der Mutter Wangen rieſelten ungezählte Thränen und in des Vaters Augen leuchtete ein feuchter Spiegel das Licht des Spans zurück.

»Und morgen!« ſeufzte endlich Meiſter Anſelm ohne es zu wiſſen, vor ſich hin, und fuhr ſich mit der Hand nach der Stirn; aber unterwegs traf er auf eine andere Hand und ein ſchmerzlicher Blick warf ihm ſeine Verzweiflung vor und ein warnender Finger wies nach Oben, wohin ſodann Beide ihre Augen richteten und im leiſen Gebete dem Herrn ihre Kinder an das Herz legten.

Da flüſterte eine Stimme durch's Fenſter: Seid Ihr noch auf, Nachbar?

Eilig ſprangen die Schneiderleute nach der Thüre; denn ſie erkannten die Stimme der herzensguten Richterswitwe, und wußten, daß mit ihr nur Erfreuliches kommen könne.

Alsbald trat Frau Margareth ein.

»Ich habe da eben,« ſagte ſie, »ein Säckchen Erdäpfel und etwas Mehl gefunden, das mir als eine Schuld, auf die ich nicht mehr rechnete, heimgezahlt worden iſt. Nun dachte ich mir, ob Ihr es nicht vielleicht mit abnehmen möchtet, damit die Gottesgabe nicht verdirbe, bis ich ſie ſelber brauche, und da bin ich denn geſchwind herübergekommen, um meinen Antrag zu machen, den Ihr mir, da er gut gemeint iſt, gewiß nicht verübeln werdet.«

Meiſter Anſelm und ſein Weib vermochten auf die edle Lüge der wackeren Nachbarin keine Antwort zu geben; ſie drückten ihr nur in ſtummer Rührung die Hand, und was dabei aus ihren Augen ſprach, war ein Gebet zu Gott für die fromme Wohlthäterin.

Als dieſe kurz nachher fortgegangen war, hieß die Mutter ihre Kinder unter dem Crucifix in der Ecke niederknien und den Himmel um Segen für

Frau Margareth bitten; dann sprang Anselm auf, lief nach seiner Geige, jauchzte »O sancta Musica!« und sein Herz erleichterte sich von einer Last, die es schien zu erdrücken gedroht hatte. Seit langem kehrte in dieser Nacht zum ersten Male wieder ein ruhiger Schlaf in der Hütte ein.

Einige Tage stand es nun wieder etwas besser im »Schneiderhäusel« — wie man das Hüttchen im Dorfe zu nennen pflegte; denn ein Paar kleine Arbeiten fielen vor; Corl und Marie brachten oder sandten den Eltern ihre Ersparnisse, und eine von der Regierung veranstaltete Betheilung mit Lebensmitteln gewährte ebenfalls eine wohlthuende Aushilfe; allein für die Dauer fruchtete alles das nicht und der Nothstand erhielt bald einen schmerzlichen Zuwachs, als eines Tages Marie weinend in die Stube trat und unter Schluchzen berichtete, sie sei, mit anderen des Hauses, von der Herrschaft entlassen worden, welche bei der schweren Zeit nicht mehr so viel Leute zu erhalten vermochte. Mit stummen Weh' drückten die Eltern das arme Kind an die Brust, und Meister Anselm sagte in wehmüthigem Scherz: So hat denn Meister Schmalhans eine Kostgängerin mehr!

Wir wollen nicht versuchen, die schrecklichen Tage und noch schrecklicheren Nächte zu schildern, welche nun der Familie beschieden waren; manche vergingen, ohne daß irgend eine Nahrung über die Lippen der Armen gegangen wäre, denn jede Spur eines Vorrathes war aufgezehrt, und keine neue Quelle that sich auf; und obwohl Marie und die Mutter Tag und Nacht strickten oder nähten und ihre Arbeit nach der Stadt zum Verkaufe trugen, so reichte Dies doch nicht aus für das Bedürfniß so vieler Mäuler, und gar oft geschah es auch, daß sie für ihre Waare keinen Käufer fanden, folglich mit leeren Händen nach Hause zurückkehren mußten.

Die Folgen davon zeigten sich an den Leidenden auf eine furchtbare Weise.

Die Eltern waren Beide in ihrem Aeußeren verkommen und hinfällig, wie der leidhafteste Hunger; denn da sie meistens den größeren Theil ihrer Portion denjenigen ihrer Kinder zulegten, so genossen sie eben nur so viel, um nicht zu erliegen und fünf Waisen zu machen. Marie schien ihrerseits nur mehr wie ein Schatten des blühenden, wunderhübschen Mädchens, welchem sonst so viele Blicke mit Vergnügen gefolgt waren, und die Kleinen sahen erdfahl, abgemagert aus, mit dieselfarbenen Feigen unter den Augen und schweren Furchen auf den Wangen. Mühselig schleppten sie sich von einer Ecke zur andern, von einem Stuhle zum nächsten und man sah es Allen an, daß das Leben ihnen zur Last war, und sie dessen Ende kaum beklagt haben würden.

Unserem Meister Anselm schnürte es die Brust zusammen, dieses Elend müssig und ohnmächtig, ansehen zu sollen; oft war er im Begriffe, zur Thüre hinaus und in den Mühlbach zu stürzen; oder er dachte wohl gar daran, sich und seine ganze Familie durch Rattengift zu tödten oder sonst einen verzweifelten Streich auszuführen, welcher dem trostlosen Unglücke ein Ende machen könnte; doch, wenn er auf sein Weib schaute, deren engelhaftes Antlitz im Eifer des Gottvertrauens, der Ergebung, zu erglänzen schien, wenn sie vollends die gefalteten Hände gegen ihn aufhob und beredt hinaufwärts wies, da schwieg alsbald der Versucher, schwieg der sein Inneres umkrallende Wahnwitz; fiebernd sprang er auf, griff in die Saiten und rief:

»Tanzt, Kinder, tanzt!«

Ach, die Kleinen waren so folgsam und gutartig, daß sie, trotz der knurrenden Eingeweide, dem Wunsche des Vaters Folge leisteten und zu tanzen anfingen. Dann überbot sich Meister Anselm selbst; es war ihm, als sei seine Geige ein Waizenfeld, das unter seiner Hände Arbeit Halme und Blüten und nahrhafte Frucht trieb, welche sich selbst zu trefflichen Broten fügte und neue Kräfte in die armen, hungernden Kinder legte. Und wieder war es ihm, als träufle Lebensbalsam aus den schwellenden Accorden, und sein Bogen beflügelte sich, sein Arm war nicht müde; er glaubte in sich selber Speise und Sättigung zu fühlen, bis er endlich zu sich kam, und seine Kinder erschöpft in den Armen des Schlafes erblickte.

Dann suchte gewöhnlich auch er sein Dornenlager; nicht um zu schlafen; aber für Heute wenigstens war ihm der weitere Anblick des grausigen Kampfes erspart und er schloß daher in sein Nachtgebet immer die Worte ein: »Habe Dank dafür, o sancta Musica!«

Nicht geringe Sorgen hatten die geplagten Eltern um ihren Sohn Corl, welcher seit seiner letzten Sendung Nichts mehr von sich hatte hören lassen, und von dem sie befürchteten, daß er wohl gar, fern von seinen Lieben, ein Opfer der herrschenden Geißel Gottes geworden sein könnte.

Denn die Landplage trat immer fürchterlicher auf; die Menschen starben wie Fliegen hin und zur Noth gesellte sich auch noch der Hungertifus; ganze Familien starben aus — auch die gute Frau Morgarethe mit ihren zwei Töchtern befand sich unter dieser Zahl — Eines floh das Andere, weil es vor Ansteckung bangte, und der schlimmste Teufel der Hölle, der Egoismus, trieb jegliches Mitgefühl von den Thüren, um nur nicht selber in das allgemeine Uebel gerissen zu werden.

Da erreichte das Elend im »Schneiderhäusel« seinen höchsten Gipfel und man machte sich allmälig mit dem Gedanken vertraut, nacheinander dem Martertode zu erliegen.

Drei volle Tage waren vergangen, ohne daß einer der Bewohner der Hütte einen Bissen Nahrung zu sich genommen hatte; die kleineren Kinder kauerten fröstelnd um die Mutter, welche innerlich zerrissen, die Hungernden durch Erzählungen zu zerstreuen suchte, die aber fort und fort nach der Thüre blickten, auf Marie und den Vater wartend, welche ausgegangen waren, um irgendwo ein Stückchen Eßbares aufzutreiben.

Endlich kam die Schwester; matt wandten die Kinder ihr Köpfchen nach der Lieben; doch die verzweifelte Traurigkeit in deren Mienen zeigte auch dem beschränkten Kindessinne, daß Marie umsonst ausgewesen sei, und traurig senkten sie ihre Blicke in den Schooß der Mutter, deren Angst sich in der steigenden hectischen Röthe der Wangen kund that.

Todtenstille lag wieder über dem Raum; Marie hatte sich zu den Kindern gesetzt und legte sich eines nach dem andern liebkosend an die Brust; gerne hätte sie die theuren Geschwister mit ihrem Herzblute gesättigt, wenn sie damit sie hätte retten können.

Da knarrte die Thüre; Meister Anselm stand wankend auf der Schwelle, kaum mehr kräftig genug, sich an den Pfosten zu erhalten.

»Vater, bringst Du Brot?« lispelte Leopold, der bereits im Stadium des Erlöschens angelangt schien.

»Ach ja, Brot!« stöhnten Moritz und Clara.

Der Vater aber, anstatt aller Antwort, tastete an den Wänden mit unsicherer Haltung fort, gelangte endlich in die Mitte des Zimmers, schaute eingsumher, erblickte in der gewohnten Ecke seine Geige, ergriff sie und krächzte mehr als er sprach, die Worte:

»Tanzt, Kinder, tanzt!« (Schluß folgt.)

Die Pflegetochter.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Graf, der eine aufrichtige Trauer empfand, aber das Unvermeidliche, auf das er seit Jahren vorbereitet war, mit Stärke ertrug, rief zur Leitung des Hauswesens die Witwe eines Arztes, die im benachbarten Orte wohnte, herbei und bot im Vereine mit ihr alles auf, um Paulinens Schmerz zu sanftigen und ihr Gemüth zu erheitern. In diesem zarten, aufmerksamen Streben wuchs der Keim einer Neigung, worüber er sich früher gern selbst getäuscht hatte, in der Brust des jungen Mannes unmerklich zur Liebe heran.

Er hatte wohl auch schon die Entfaltung des anmuthigen Kindes zur reizenden Jungfrau mit mehr als gewöhnlicher Theilnahme betrachtet und war sich dieses Wohlgefallens auch bewußt geworden; allein er konnte diese Empfindungen immerhin aus seinem Verhältnisse als Pflegevater und Wohlthäter Paulinens herleiten und sie auf Rechnung der Dankbarkeit für die aufopfernde Liebe setzen, womit das holde Wesen seine kranke Gattin pflegte. So hatte er sich sorglos und mit Behagen diesem wohlthuenden Gefühle hingegeben, und sich um so mehr darin vergessen, als Pauline eben erst an der Grenze der Jungfräulichkeit stand.

Wer weiß es nicht, wie ein großer Schmerz den ganzen Menschen entwickelt, wie er ein schönes Antlitz verschönert und verklärt!

Auch Pauline war durch die Verklärung des Schmerzes reizender als je, und je milder er wurde, je mehr die grelle Unmittelbarkeit des ersten gewaltsamen Eindrucks sich verloren hatte, desto bezaubernder wurde ihr ganzes Wesen. Es war dann nur mehr ein zarter Anhauch von Wehmuth, worins die neugeborne Lebenslust wie die aufgehende Sonne durch den Morgendunst lieblich strahlend hervorbrach.

Wie hätte der jugendkräftige, warm fühlende Mann diesem Zauber widerstehen können! Und auch ihr Herz, ungewarnt und ungeprüft, in der Arglosigkeit der Unschuld, und im Vertrauen auf die Reinheit seiner Empfindungen, gab sich immer wärmer und inniger dem Verkehre mit dem einzigen, ihr durch Jugend und Bildung ebenbürtigen Wesen hin, das den herben Schmerz und das Wiedererwachen der Lust gleichmäßig mit ihr theilte, das nur in ihr zu leben, nur durch sie das Dasein wieder hebzugewinnen schien.

Digitized by Google

Wen könnte es befremden, wenn unter ſolchen Verhältniſſen eines Tags die Morgenſonne, als ſie das Geburtsfeſt Paulinens beleuchtete, die zwei jugendlichen Weſen plötzlich Herz an Herz, Mund an Mund geſchloſſen ſah — unvorbereitet, ohne vorausgegangene Erklärung, in ſtummer Liebe!

Als Pauline nach dem erſten frühen Erwachen im Schloſſe am Fenſter ſtand, in der Betrachtung des ſchönen Morgenhimmels und der friedlichen Landſchaft verſunken, da fühlte ſie ihre Seele ganz von der Macht jenes Augenblicks durchſchauert, wo ſie zum erſten Male, von der Liebe überwältigt, an die Bruſt des Geliebten geſunken war, Herz an Herz, Mund an Mund! Sie gab ſich der Seligkeit dieſes Augenblicks mit ganzer Seele hin, als wollte ſie mit allen ihren Gedanken und Gefühlen für ewig darin verſinken!

In dieſem träumeriſchen Hinbrüten kam es ihr plötzlich vor, als wenn das ganze ſchöne Bild vor ihr in eine Wolke von Rauch, Dunſt oder Staub zerfloſſe.

Zugleich tönte es an ihr Ohr wie das ferne Toſen der Meeres-Brandung, das ſie oft auf dem Schloſſe in der Normandie vernommen hatte, und ſie wiegte ſich ſelig in dieſem Traume der Vergangenheit.

Aber der Dunſtqualm wurde immer dichter, kam immer näher heran, das ferne Toſen ſchwoll immer mächtiger, wurde immer drohender. Wie ein Gewitter zog es heran, grollend und murrend. Endlich ließ ſich aus dem verworrenen Knäuel dumpfer Töne und Laute die Leidenſchaft des Menſchen vernehmen, ein buntes Gewirre verwilderter Männer-Stimmen erſcholl, dazwiſchen hier und dort der ſchrille Ton aus der Kehle eines rufenden Weibes.

Pauline floh entſetzt vom Fenſter, um ſich in den Schutz desjenigen zu flüchten, der ihr Alles war. Sie konnte ſich das ungewöhnliche Ereigniß nicht erklären; aber eine ungeheuere Bangigkeit überfiel ſie. Kaum hatte ſie die Schwelle ihres Schlafgemachs betreten, als ihr auch ſchon der Graf im leichten Morgenanzuge entgegenkam. Er war durch die gleichen Wahrnehmungen von ſeinem Fenſter aus aufgeſchreckt worden, und nachdem er dem Bedienten geläutet hatte, ſchnell in das Schlafgemach Paulinens geeilt, um vor allem ſie zu beruhigen und in ſeinen Schutz zu nehmen.

Pauline war in der That ganz bleich und ſchutzbedürftig, ſie warf ſich mit Ungeſtüm an die Bruſt des Geliebten und umſchlang ihn mit ihren Armen, als wollte ſie ihn unauflöslich an ſich ketten. Aber ſeinen ermunternden Worten wich bald die Uebermacht des erſten Schreckens, und ſie fühlte ſich an ſeiner Seite jedem Ereigniſſe muthvoll gewachſen. Beide begaben ſich dann ſchnell in das Zimmer des Grafen, wo der Bediente bereits auf die Befehle ſeines Herrn wartete.

»Weißt Du, was der Lärm da unten zu bedeuten hat?« — frug der Graf mit Haſtigkeit.

»Nein, antwortete der Bediente, mein Zimmer geht in den Schloßhof, und erſt jetzt höre ich das Getöſe, das ſich wie ein Aufruhr gegen das Schloß heranbewegt.«

»Schon iſt der Menſchenhaufen wahrzunehmen,« ſagte der Graf, indem er zum Fenſter hinabblickte — »und in der That bewegt er ſich auf das Schloß heran. Der Händler aus der Normandie, dem ich die Getreide-Vorräthe auf dieſem Gute verkauft habe, löſte die Körner ſo eben auf die Wägen laden, und meine und ſeine Leute ſtehen da unten und ſchauen vor ſich hin — ganz verblüfft, wie es ſcheint, über den unerklärlichen Lärmen, der ihnen entgegen kommt. Geh' Pierre, ſieh nach was es gibt, und bring' uns ſchnell Nachricht, damit ich, wenn es Noth thut, mich gleich ſelbſt an Ort und Stelle begeben kann.«

Kaum hatte der Graf ausgeſprochen, als auch ſchon der Schloßkaplan, der Inſpektor und der Oeconomie-Verwalter, die erſt an dieſem Morgen von der Ankunft des Gutsherrn Kunde erhalten hatten, mit allen Zeichen des Entſetzens unangemeldet in das Zimmer hereinſtürmten.

»Verzeihung!« ſtammelte der Letztere — »unſer Willkommen iſt ein Schreckens- und ein Hilferuf. Das Volk in der Stadt wüthet gegen die Kornbeſitzer- und Händler, die ſteigende Theuerung hat es aufgereizt, und alle Bemühungen es zu beruhigen, ſind fruchtlos. Man hat vernommen, daß die Vorräthe auf dieſem Gute an einen fremden Handler verkauft worden ſind, und es iſt kein Zweifel mehr, daß die wüthende Menge es auf dieſe Vorräthe abgeſehen habe. Schneller Entſchluß kann vielleicht noch helfen und größeres Unheil verhüten. Erklären Sie, Herr Graf, daß Sie das Getreide um einen beſtimmten mäßigen Preis an die einheimiſche Bevölkerung ablaſſen, daß ſie während der Zeit der Noth täglich einige hundert Laibe Brod backen und an die Armen unentgeldlich vertheilen laſſen wollen. Gehen Sie ſelbſt hinab, den Wüthenden dieſe Verſicherung zu geben, oder ermächtigen Sie uns dazu.«

»Gern, gern!« rief der Graf beſtürzt und in großer Bewegung aus. »Hätte ich dieß gewußt, hätte ich die Verhältniſſe gekannt, es wäre nicht ſo weit gekommen! Aber nun ſchnell zum Werke, ehe es zu ſpät wird! Kommen Sie, meine Herren, eilen wir!«

Paulinens Bruſt entrang ſich ein Schrei des Entſetzens; aber als ſie zu dem edlen muthigen Angeſichte des Geliebten emporblickte, der ihr unter einem zärtlichen Händedrucke: »Sei ſtandhaft, Pauline, wir wollen das Gute, Gott wird mit uns ſein!« zurief, da erhob ſie ſich, warf ihren Arm in den ſeinigen, und ſprach mit Kraft und Muth:

»Ich folge Dir!«

Indeſſen war aber der Tumult bereits bis nahe unter die Fenſter gedrungen, und man hörte einen ſchauerlichen Kampf wilder Stimmen in allen Regiſtern der Leidenſchaft auf und ab ſtürmen, Flüche und Schimpfworte, Schmerz- und Schreckenstöne drangen aus ſeinem Krater.

»Es iſt zu ſpät!« rief der Graf, indem er ſich mit der Hand über die Stirne fuhr, — aber nicht zu ſpät, eine heilige Pflicht zu erkennen und zu erfüllen. Den Verſuch der Rettung können wir auch dann noch machen.«

Hierauf — von einem plötzlichen Entſchluſſe hingeriſſen — eilte er auf den Kaplan zu, ergriff ſeine Hand und rief aus: »Folgen Sie mir — und Sie auch, meine Herren,« fuhr er fort, indem er ſich an den Inſpector und an den Verwalter wendete, die neben einander ſtanden. Nachdem er auch noch ſeinem treuen Diener einen Wink gegeben hatte, ihm zu folgen, ergriff er mit Haſt Paulinens Hand und zog ſie mit ſich fort.

In wenigen Augenblicken ſtanden ſie in der Schloßkapelle. Der Kaplan war ein frommer Prieſter, er vollzog mit freudigem Herzen und mit feuer Einfachheit, wozu der entſetzliche Augenblick drängte, den heiligen Trauungsact und empfing ſodann aus der Hand des Grafen ein verſiegeltes Papier, das ihm dieſer mit der Bitte übergab, es im Falle ſeines Todes zu öffnen.

Was Pauline empfand, als ſie dem Gatten nach vollzogener Trauung an die Bruſt ſank, wer könnte es beſchreiben! Aber nun galt es, der andringenden Gefahr zu begegnen.

Der Graf bewaffnete ſich mit ſeinem Doppelgewehre, ſein Diener war bereits mit einem Gewehre verſehen, der Inſpector und der Verwalter waren jeder mit einem Stocke bewaffnet. So gerüſtet gingen ſie dem ungewiſſen Schickſale entgegen. Allein bevor ſie noch die Schwelle überſchritten hatten, hörten ſie den Tumult über die Treppe heraufdringen, und in wenigen Augenblicken ſtand eine Rotte wuthbleicher Männer mit mordblitzenden Augen und drohenden Geberden vor ihnen.

»Wo iſt der Schurke« — ſchrie der Anführer der Rotte — »der uns gern verhungern ſähe, wo iſt er, der Kornmäkler, der unſer Herr ſein will?«

Der Diener des Grafen, der ſeinem Herrn gränzenlos ergeben war, und den Anführer der meuteriſchen Rotte mit geſchwungenem Knittel auf ihn losdringen ſah, war ſeiner nicht mächtig, ſondern verſetzte dem Wüthenden mit dem Gewehrkolben einen Schlag auf dem Kopf, daß er zu Boden ſank.

Nun war Alles verloren; die Genoſſen des Erſchlagenen — ſchon früher gereizt und zum Aeußerſten geſtimmt — kamen nun ganz aus dem Gleichgewichte, der letzte Reſt von Beſonnenheit entwich, und ſie gehorchten nur mehr ihrer Wuth.

Der Schloßinſpector und der Verwalter hatten bereits alle Faſſung verloren und ſich in das Nebenzimmer geflüchtet, der Graf donnerte mit mächtiger Stimme ein dröhnendes: »Höret, höret!« aber es war zu ſpät, er legte das Gewehr drohend an, aber nichts ſchreckte die Wüthenden mehr. Pauline, von der Gefahr des Geliebten zur Heldin gemacht, warf ſich mit blitzenden Augen zwiſchen ihn und die andringenden Mörder, aber dieſe rührte nichts mehr, ſie ſahen nur mehr das Ziel ihrer Wuth vor Augen, und unter den Streichen ihrer Knittel ſank der Graf, ein frühes Opfer unglückſeliger Verhängniſſe. Die ohnmächtige Pauline wurde von den Mördern im Triumfe fortgetragen. Zu ihrem Glücke kehrte das Bewußtſein nicht ſo ſchnell wieder zurück, und ſie hörte die Ausdrücke des Hohnes nicht, als die Wüthenden, die ſie begleiteten, mit wilder Luſt ausreißen: »Seht die Dirne, die ihm helfen ſollte, uns das Blut ausſaugen, ſie iſt nun unſere Beute, wir werden nun ſie loſen!«

Als die wilde tumultuariſche Menge ihr Werk der Plünderung vollendet hatte und nun weiter ziehen wollte, um daſſelbe anderwärts fortzu

Digitized by Google

ſetzen, kam ein anſehnlicher Trupp Bauern aus den benachbarten Orten, mit Knitteln, Hengabeln und Meſſern bewaffnet, daher, und dieſen gelang es nach einem kurzen, nicht unblutigen Kampfe, den Meuterern Paulinen zu entreißen und ihnen auch das Korn, das ſie auf den Wägen fortführten, abzujagen.

Als gleich darauf die polizeiliche Hilfe aus der Stadt ankam, waren die Meuterer bereits mit den Reſten ihrer Beute aufgebrochen. Durch Nachzüge aus der Stadt verſtärkt, hatten ſie ſich in Gruppen getheilt und nach verſchiedenen Seiten zerſtreut, um einen neuen Schauplatz für das Werk der Zerſtörung zu ſuchen.

Indeſſen hatten die Bauern die Getreidewägen in die Stadt auf die Mairie begleitet, um ſie dort in Verwahrung und unter Schutz zu ſtellen. Die ohnmächtige Pauline aber war von dem Anführer der Bauern, einem ſchon in Jahren vorgerückten ernſten Manne von nicht ganz ſchlichtem Anſehen, auf ſeinen von dem Schloſſe eine Stunde entfernten Hof gebracht und der Pflege ſeiner Haushälterin übergeben worden, während ein anderer Bauer ſich in die Stadt begeben hatte, um einen Arzt herbeizuholen.

Pauline wurde in ein Gardinen-Bett gebracht, das in einer reinlichen dunkeln Kammer ſtand, und mit Vorſicht entkleidet. Sie lag bewußtlos, ohne Lebenszeichen, ihre Lippen waren krampfhaft an einander gepreßt, die Augen geſchloſſen, die Wangen blutlos. So lautete die Schilderung der Haushälterin. Der Herr des Hauſes hatte keine Zeit, ſich perſönlich um das aufgenommene Fräulein vom Schloſſe zu bekümmern, die ſtürmiſchen Zeitverhältniſſe gaben ihm vollauf zu thun, er mußte für die Sicherheit ſeines Hofes ſorgen, er fürchtete die Rache.

Der herbeigekommene Arzt erklärte den Zuſtand Paulinens für einen Staarkrampf, ordnete das Nöthige an, und verſprach Abends wieder zu kommen.

Mit großer Mühe wurde der Kranken von Stunde zu Stunde ein Tropfen der Arzenei durch den geſperrten Mund eingeflößt, übrigens ſah man von Zeit zu Zeit nach, wie es mit ihr ſtehe. Unter den drangvollen Verhältniſſen des Tages, bei dem, was eine große Landwirthſchaft und die Zucht des Hauſes bei einer zahlreichen Familie erheiſcht, geſchah in der That Alles, was man von der ſchlichten Menſchenfreundlichkeit billiger Weiſe nur fordern konnte.

Uebrigens war das Gemach, in dem Pauline lag, von dem Theile des Gebäudes, worin die Familie wohnte, ganz abgeſondert, die Fenſter gingen in den Gemüſegarten, und ein dichter Hollunderſtrauch ſchirmte ſie vor den Strahlen der Sonne.

Tiefſte Stille herrſchte auf dieſer rückwärtigen Seite des Hofes.

Der ſtürmiſche Tag ging vorüber, die beſorgten Gefahren blieben von dem Hofe fern, es trat die Stille der Nacht ein.

Noch hatte ſich in Paulinens Zuſtande nichts verändert; allein der Arzt hatte am Abende einen Nachlaß der ungünſtigen Anfälle bemerkt und die Vermuthung ausgeſprochen, daß nach Mitternacht eine Löſung des krampfhaften Zuſtandes eintreten dürfte.

Man hatte daher auf dieſen Zeitpunct alle Aufmerkſamkeit gerichtet, und der Hauswirth ſelbſt begab ſich, nachdem er noch bis ſpät in die Nacht Schutz-Vorkehrungen, ökonomiſche Anordnungen und andere Geſchäfte beſorgt hatte, gleich nach Mitternacht in das Gemach, wo die Kranke lag.

Der ſchwache Schein einer beſchirmten Lampe verbreitete ein unſicheres Licht darin, und Paulinens Geſtalt war unter den Schatten des Gardinendaches nur für denjenigen erkennbar, der ſich über ſie hinneigte.

Außer dem Hauswirthe, der ſein treues Weib erſt vor wenigen Monaten durch den Tod verloren hatte, war nur noch die Haushälterin anweſend, eine beragte, aber noch rührige Frau, die mit unerſchütterlichem Gleichmuthe im Hauſe wirkte und ſchaffte.

Dieſe ſtand ſchauend und horchend am Bette der Kranken, während der Hauswirth, in ſichtbarer Erſchöpfung von den Mühen und Aengſten des Tags, ſich in einen alten Lehnſtuhl geworfen hatte, und das ſorgenvolle Haupt auf die Hände ſtützte.

»Sie athmet, ihre Lippen bewegen ſich!«

Dieß waren die erſten Worte, die an ſein Ohr kamen, und ihn aus ſeinen Gedanken aufſchreckten.

Er erhob ſich, und trat zum Bette hin.

»Gottlob, ſagte er, gleich morgen bringe ich ſie in den Schutz der Obrigkeit; denn hier iſt kein ſicheres Weilen für ſie.«

Indeſſen währte es lange, bis die Bruſt der Kranken ſich den Bedruckungen des Krampfes entrungen hatte, bis ſie die Augen zu öffnen vermochte, und ein Strahl des Bewußtſeins wieder ihre Seele durchleuchtete.

»Wo bin ich!« war der erſte Ruf, mit dem ſie entſetzt emporfuhr, indem ſie gewaltſam mit den Händen über Aug' und Stirne wiſchte und mit unbeſchreiblicher Angſt nach Athem rang — »wo bin ich!«

Der Klang dieſer Stimme drang mächtig durch die Seele des Hauswirths, es war ihm, als wenn der Ruf: »Wo bin ich!« aus ſeiner eigenen Bruſt heraustönte, als wenn darin der ganze Schmerz ſeines eig'nen vergang'nen Lebens zuſammengepreßt wäre, als wenn er erſt jetzt ſich ſelbſt und ſein Liebſtes auf Erden verloren hätte und nicht mehr wüßte, wo er ſtehe, wo ſeine Heimat ſei.

Unwillkürlich, rief er aus. »O meine Tochter Pauline! wo biſt Du! warum haſt Du uns verlaſſen!«

In dieſem Augenblicke drang ein entſetzlicher Schrei aus der Bruſt der zum Leben Erwachenden, zu der die gutmüthige Haushälterin ſich mit troſtreichem Zuſpruche herabgeneigt hatte, ſie mit den Armen umſchließend und ſtützend.

Der Hauswirth beugte ſein Haupt mit Entſetzen näher hin zu der Geſtalt der Kranken, und zu gleicher Zeit flakerte die am ſpärlichen Oele erſterbende Lampe noch einmal zu hellerem Lichte auf.

»Mein Vater!«

»Meine Tochter!«

Dieſe Ausrufungen kreuzten ſich nun wie Blitze in einem und demſelben Augenblicke.

Aber wer vermöchte den Ton zu ſchildern, wer den Ausdruck zu beſchreiben, wer die Seele wiederzugeben!

Der Vater hielt ſein Kind, ſein ſo heiß geliebtes Kind, ſein ſo lang entbehrtes Kind mit ſtürmiſcher Leidenſchaft an die Bruſt gedrückt, er konnte nicht weinen, er konnte kaum athmen. Paulinens Sinne umkreiſte ein wirrer Schwindel, nur ſtoßweiſe kam ein erſtickendes Schluchzen aus ihrer von neuem Krampfe bedrohten Bruſt, ſie konnte nicht ſprechen, ſie konnte nicht weinen.

»Ein Glas Waſſer, geſchwind ein Glas Waſſer! — die Bruſt geht mir in Flammen auf!« rief der Hauswirth der Wärterin entgegen, die von rathloſem Erſtaunen gefeſſelt, daſtand.

Als ſie ſich entfernt hatte, ließ er plötzlich Paulinen aus ſeinen Armen, ſchlug die Hände über ſeinem Kopfe zuſammen, ſtarrte ſie eine Weile mit herzjagender Angſt an und rief dann mit überſtürzter Haſt, als wollte er ſchnell der eig'nen Frage, den eig'nen Gedanken entrinnen. »Pauline — Deine Mutter iſt todt — Deine Pflegemutter iſt todt — Du haſt uns ſeit einigen Monaten nicht mehr geſchrieben — Du biſt allein mit Deinem Pflegevater hier angekommen — das Gerücht drang voraus, daß Du nicht des Gutsherrn Gattin, nicht ſeine Tochter biſt, der raſende Pöbel nannte Dich heute laut eine — —! Pauline, bei dem allmächtigen Gott! ſag' daß es eine Lüge iſt, wenn Du kannſt; ſchwöre, daß Du unſchuldig biſt, wenn Du darfſt, oder ſtirb, wenn Du es nicht kannſt, wenn Du es nicht darfſt, oder ſtich ein Meſſer in das Vaterherz, damit es dieſe Schande nicht überlebe! Mein Weib iſt todt, die Wirthſchaft, die ich vor einem Jahre, im Uebermuthe des Glücks, meines Handwerks überdrüſſig, mit dem Geld, um das Du mir abgehandelt wurdeſt, erkaufte, iſt ſo mit Schulden belaſtet, daß mich jede nächſte Stunde von Hans und Hof verjagen kann. Betrug beim Kaufgeſchäfte, das heurige Mißjahr, ein Brand in den Scheuern haben mich zu Grunde gerichtet, und vielleicht morgen ſchon wird das, was ich noch habe und beſitze, von einem wüthenden Pöbel der Zerſtörung preisgegeben. O ſpruch ein Wort, Pauline, nimm die Schande von mir und meinem Namen, reiß dieſe Angſt aus meinem Herzen, damit ich nicht im troſtloſen Jammer vergehe!

Sag', daß Du unſchuldig biſt; ſag' es, denn Du biſt es, Du mußt es ſein!«

Mit einem Thränenſtrom neigte ſich der unglückliche Vater über ſeine geliebte Tochter hinuber, als wollte er aus ihren Lippen eine troſtreiche Antwort ſaugen; aber Pauline hatte ihn nicht mehr gehört, ein gutes Engel hatte die ſiebenſchneidigen Worte des Vaters ſpurlos an ihr voruber gehen laſſen, ſie war in den früheren Zuſtand der Bewußtloſigkeit zurückgeſunken.

Gleichzeitig aber drang in die tiefe Stille des Gemachs ein dumpfes Getöſe, das ſich immer näher heranbewegte, immer ſchauerlicher in das Ohr der Anweſenden klang. Der Hauswirth fühlte ſich aus ſeiner Betäubung gewaltſam emporgeriſſen, voll banger Ahnung horchte er dem dumpfen Schwalle verworrener Töne hin, der immer drohender anwuchs. Die Haushalterin brach in ein lautes Heulen aus und rang verzweif-

lungsvoll die Hände. Gleich darauf, bevor der Hauswirth noch die Zeit gehabt hatte, Hut und Stock zu ergreifen und über die Schwelle des Krankengemachs hinauszukommen, stürzten seine Knechte und Mägde, den bleichen Tod im Angesichte, herein, und verkündeten das Andringen eines wüthenden Pöbelhaufens, dessen wildes Gelärme bereits vom nächsten Hügel drohend herübertöne.

Kaum hatten sie sich so gut es anging mit Knütteln, Sensen und Heugabeln bewaffnet und die Hauptzugänge zum Hofe thunlichst verrammt, als auch schon die Zerstörungs- und plünderungswuthige Rotte heranstürmte. An der Spitze derselben stand jener Schurke, der ihn beim Hauskaufgeschäfte betrogen hatte, und nun, in Noth gerathen, als Proletarier von Beruf an diesem Zerstörungswerke sich betheiligte.

Die schwache Befestigung der Zugänge zum Hofe war bald überwältigt, und die geringe Zahl der widerstandsfähigen Hausgenossen sah sich von der Pöbelrotte auf den Tod bedrängt.

Inzwischen war Pauline unter dem Eindrucke des durchdringenden Getöses aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht. Eine schauerliche Ahnung durchflog ihre Seele, die todtbleiche Gestalt ihres Gatten stand winkend an der Schwelle der offenstehenden Thüre. Pauline wankte nicht, sie fühlte sich stark im Augenblicke der Gefahr, ein kühner Entschluß pochte in ihrem Herzen. Sie warf schnell einen Mantel um ihre zarten Glieder, das losgebundene schöne Haar flatterte frei um ihr blasses Angesicht, und der zierliche Fuß trat nackt auf den kalten, steinigen Boden hinaus.

Welch' ein Anblick traf ihr Auge! Die Eindringenden stürmten über die zusammengebrochenen Barrikaden auf die zurückweichende kleine Schaar der Knechte, an deren Spitze ihr Vater stand, mit geschwungenen Knütteln los. Dieser, im Angesichte seines alten Feindes zu dem Muthe der Verzweiflung entflammt, trieb seine Genossen durch einen gebieterischen Zuruf zum Widerstande an und stürmte der Erste voran, von den übrigen noch wankenden Genossen getrennt, mit hochgeschwungenem Knuttel auf den verhaßten Gegner los. Da ward ihm die einzige Waffe, die er hatte, entrungen, und seinem wehrlosen Haupte drohte nun der tödtliche Streich von dem mit einem Schwerte bewaffneten Arme seines Feindes. Schon war das Schwert erhoben, da stürzte Pauline sich mit einem Schrei dazwischen und empfing den Streich, der ihrem Vater galt.

Ein Theil der Rotte, von der unerwarteten geisterhaften Erscheinung betroffen, schien sich zu ernüchtern, und in dem Augenblicke, als die bleiche Nachtgestalt unter dem Streiche dahinsank, ließen sie auch die erhobenen Knütteln und Sensen sinken.

Allein dieser Eindruck währte nicht lange; in wenigen Augenblicken darauf stürmten sie wild durcheinander in die Räume des Hauses — plündernd und zerstörend.

Chambert lag bewußtlos über der Leiche seiner Tochter, die Knechte hatten sich verlaufen, und es verging einige Zeit, bis die Haushälterin und eine treue Magd den noch warmen Leichnam in eine abgelegene leere Scheuer brachten und auf Stroh betteten.

Dorthin waren auch die übrigen Kinder gebracht worden, und dort saß nun auch der zum Bewußtsein wieder erwachte Vater, in dumpfer Verzweiflung über seinem furchtbaren Schicksale brütend.

Nach war das Werk der Zerstörung und Plünderung im vollen Gange, als ein Trupp Reiter, von dem Kapellan des Schlosses geführt, heransprengte. Es waren die herrschaftlichen Jäger und Förster, die sich, durch Bauern verstärkt, der Civilwache angeschlossen hatten, und nach kurzem Kampfe die Pöbelrotte überwältigten.

Inzwischen war Pauline, zur Wonne ihres Vaters, noch einmal aus ihrem Todesschlafe erwacht, als der Kapellan nach vollbrachter Vertreibung und Einfangung der Plünderer in die Scheuer hineintrat, wo die trostlose Familie, auf Stroh gelagert, den letzten Schicksalsstreich erwartete.

Wie überglücklich war Pauline, vor ihrem Hinscheiden noch die Tröstungen der Religion zu empfangen, und dann zu vernehmen, wie der Kapellan ihrem Vater die zwischen ihr und dem Grafen vollzogene Ehe verkündigte. Und als er ihr dann auch noch die Urkunde übergab, wodurch das schöne Gut in der Normandie ihr Eigenthum wurde, da gewann sie noch einmal die Kraft sich zu erheben, und an ihren Vater, an ihre Geschwister Abschiedsworte eines von der Erde scheidenden Engels zu richten.

»Ich gehe heim« — sagte sie — »dorthin, wohin meine Mutter, meine Pflegemutter, mein Gatte mir vorangegangen sind, wohin Sehnsucht und Liebe mich rufen. Ein Theil meines Herzens hält mich zwar noch hier zurück, ich würde gerne Dir, mein Vater, als eine liebende Tochter die verlorne Hausfrau ersetzen, gerne Euch, geliebte Geschwister, eine zweite Mutter sein; aber ich ergebe mich in den Willen des Ewigen und tröste mich in dem Gedanken, daß das Andenken an geliebte Verstorbene oft segensreicher auf die Zurückbleibenden wirkt, als ein gemeinsames Erdenwallen.

Durch diese Schrift fällt Dir, mein theurer Vater, ein großes Vermögen zu, Ihr seid fortan vor irdischen Sorgen geschützt. Laß die bitteren Erfahrungen des Lebens Die Lehrmeister sein, theurer Vater, achte die irdischen Güter nicht höher, als das Vergängliche werth ist, verzeih' Deinen Feinden, und denke, daß Besitz und Vermögen nur dadurch einen edleren Werth für uns haben, wenn wir Andere daran Theil nehmen lassen. Und wenn Dich ein Herzleid, ein Zweifel, ein Kummer bedrängt, dann rufe den Schutzengel Pauline zu Hilfe — er wird Dir nahe sein!«

Paulinens letzte Worte brachen in kaum hörbaren Hauchen zusammen, ihre Augen schlossen sich, sie hatte aufgehört zu leben.

Mit Paulinen waren dem Kreise dieser zwei Familien, die eine unverkennbare Fügung zusammengeführt hatte, drei Wesen entschwunden, deren Seelendrang über die Grenzen hinausstrebte, die dem einen die Natur, dem andern die unverletzlichen Bedingungen der christlichen Gesellschaft, dem dritten die Verhältnisse der Geburt vorgezeichnet hatten. Die Sehnsucht nach den Mutterfreuden hatte vom Oehle des Lebens in den Adern der Gräfin bereits so vieles verzehrt, daß die Pflegetochter nur mehr als ein tröstender Engel an ihrem Kranken- und Sterbelager walten konnte.

Sie war mit ihrem Herzen für diese Welt nicht bestimmt, sie hatte ihre Aufgabe erfüllt, als sie ein verwandtes, kindliches Gemüth mit dem Lichte ihrer reinen Seele durchstrahlt hatte!

Der Graf — in seiner Ehe an der Seite eines tieffühlenden und dennoch verschmachtenden Weibes um den Frühling der Jugend und Liebe getäuscht — malte sich ein Paradies in die Zukunft, unabhängig von der Welt, nur als einen Traum zur Milderung der Trauer, die ihn umgab. Diesem Traume kam wie vom Himmel gesendet Pauline entgegen, sein über die Satzungen der Welt hinausstrebender Sinn glaubte sein Ideal verwirklichen zu können, mit allen lang verhaltenen Trieben seines glühenden Herzens klammerte er sich an diese rührend schöne, himmlische Erscheinung, er dachte an keine Vergangenheit und Zukunft mehr, er wollte nur mehr leben, um zu lieben, lieben um zu leben.

Aber nachdem er im Herzen der edlen Jungfrau das höhere Gebot tief eingeschrieben fand, nachdem ihm der Ernst des Lebens in seiner furchtbarsten Gestalt die schnelle Erfüllung dieses Gebots abgedrungen hatte, dann nahm ihn auch das Verhängniß schnell hinweg von dieser Erde, worin er — einmal berührt von ihrem tiefen Zwiespalte — die wahre Heimat nie mehr gefunden hatte.

Pauline aber, der kindliche Opferengel, von der Geburt in Verhältnisse gesetzt, über die ihre Anlagen hoch emporragten, — zu was hätte sie länger auf dieser Erde verweilen sollen, nachdem sie mit ergebenem Herzen die größten Liebesaufgaben erfüllt und am Ziele derselben die höchste Schönheit und Seligkeit wie ein Zaubertraum an ihr Herz heranschweben, und sogleich wieder verschwinden gesehen!

Aber die Wechselwirkung, in welche die Vorsehung diese zwei Familien gebracht hatte, war für die Zurückgebliebenen nicht ohne die segenreichsten Folgen. Chambert war durch die erschütternde Katastrofe, die seinen Rettungsengel den vorangegangenen Wohlthätern in eine bessere Welt nachgesendet hatte, zu jener Reife gelangt, um einen großen Besitz würdig zu verwalten, und seine Kinder, in denen herrliche Menschen heranwuchsen, in Gottesfurcht und Menschenliebe zu erziehen.

Warme des Gemüths.

Viele Menschen bilden sich ein, ein warmes Herz zu haben, weil sie in Augenblicken des Zornes und der Leidenschaft aufwallen und wohl eine Zeitlang für irgend Etwas heftig glühen können. Ein warmes Herz aber haben, heißt: in einem Stillstand der Seele, die dem sanften Stillestehen der Blätter des Waldes im Mittagssonnenschein gleicht, doch so erregt sein können, als wenn der Sturm sie bewegte.

(Unterhaltungen a. d. H.)

Digitized by Google

Die Oſtſee.

Das große Waſſerbecken des baltiſchen Meeres erſtreckt ſich von 53° 40′ bis 66° nördlicher Breite und von 27° bis 48° öſtlicher Länge. Seine Ausdehnung von Südweſt nach Nordoſt beträgt ziemlich 200 Meilen, ſeine Breite wechſelt zwiſchen 24 und 48 Meilen, den Flächenraum, den es einnimmt, ſchätzt man auf 7500 Geviertmeilen. Die Oſtſee beſteht aus einem unregelmäßigen viereckigen Becken mit drei Golfen, die ſich von ſeinem äußerſten Nordoſtende vorſtrecken. Der finniſche Meerbuſen war es, wo Rußland zuerſt zum Meere durchbrach, der bottniſche Meerbuſen greift in den ſkandinaviſchen Norden ein, der Golf von Riga in die deutſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands. Die Einfaſſung dieſes Beckens bilden die Küſten von Deutſchland, Dänemark, Schweden und Rußland. Nur an einer Seite öffnet ſich die Oſtſee dem Schiffsverkehr. Ein Fahrzeug das in das Kattegat eingefahren iſt, kann zwiſchen drei Eingängen wählen, dem Sund, dem großen und kleinen Belt. Mehr als der fünfte Theil von Europa leitet ſeine Flüſſe der Oſtſee zu, und insbeſondere die Süd- und Oſtſeite führen ihr durch die Oder, die Weichſel, den Niemen, die Düna, die Newa beträchtliche Waſſermengen zu. Verfolgt man die Küſten weſtlich vom kleinen Belt an nach Süden und Norden bis zur Domesſpitze am Eingange des Golfs von Riga, ſo findet man überall ſehr flache und ſandige Ufer, die ſich auch am Südrande Schwedens, wo indeſſen das Land felſiger iſt, wiederholen. Im Norden erhebt ſich der Boden zwar höher, erreicht jedoch nirgends den Charakter von Gebirgen, wie ſie andere Meere einſaumen.

Die durchſchnittliche Höhe der Ufer überſteigt auch hier nicht 50 Fuß. Das Meer ſetzt dieſen Charakter ſeiner Ufer auf ſeinem Grunde fort. Im langſamen Abfall von der Küſte bildet der Boden im Süden keinen Hafen, welcher Fahrzeuge von mehr als dreihundert Tonnen Tragfähigkeit aufzunehmen vermöchte. Die beträchtlichſte Tiefe findet ſich bei der Inſel Bornholm, wo das Senkblei erſt mit 160 Faden den Grund erreicht. Durchſchnittlich iſt die Tiefe im innern Becken zwiſchen fünfzehn und zwanzig Klaftern, im Sunde ſiebenundzwanzig. Die Flachheit der Küſte macht die Oſtſee ſelbſt entfernten Witterungseinflüſſen zugänglich. Der Nordſtrom der Luft, der vom Ural her in den Steppen keinen Hinderniſſen begegnet, trifft ſich über der Oſtſee mit dem Südſtrom, der über dem atlantiſchen Meere warme Dünſte in ſich aufgenommen hat, und die Folge des Kampfes der beiden großen Luftſtröme ſind ſtarke Niederſchläge, die in der Form von Regen oder Schnee ſchwer niederfallen. Dieſe häufigen Niederſchläge tragen viel dazu bei, den Salzgehalt der Oſtſee zu verringern. Es helfen ihnen dabei die mehr als 260 Flüſſe, welche in dieſes Binnenmeer münden. In 1000 Pfund Oſtſeewaſſer ſind nicht mehr als 12 Pfund Salz enthalten, ein etwas doppelt geringerer Gehalt, als die Nordſee ihn hat. Daraus entſteht wegen der größeren Reinheit und Friſche des Waſſers eine größere Neigung deſſelben, zuzufrieren. Schon in der Mitte des Decembers ſchießen an den Oſtſeeküſten breite Ränder von Eis an, dehnen ſich ſchnell über die ſchmaleren Buchten und Kanäle aus und hemmen bis in den April hinein alle Schiffahrt zwiſchen den Häfen. In harten Wintern kann man in Schlitten auf dem Eiſe von Finnland nach Schweden und über den Sund und Belt fahren. Daß, unter beſonders günſtigen Umſtänden, auch Heere mit Reiterei und Geſchützen den immer gefährlichen Weg machen können, iſt aus der Geſchichte bekannt.

Ebbe und Flut werden in der Oſtſee nicht bemerkbar. Das Waſſerbecken iſt zu klein, zu ſeicht, zu ſehr auf allen Seiten von Land umgeben, als daß die Einflüſſe der Sonne und des Mondes von ſeinen Wellen unmittelbar empfunden werden könnten, und die Straßen, welche die Verbindung mit dem Nordmeere herſtellen, beſitzen nicht eine ſolche Breite, daß ſie die Bewegung des größern Meeres den trägeren Waſſermaſſen der Oſtſee mittheilen könnten. Die Bewegung, welche man wahrnimmt, iſt den Strömungen zuzuſchreiben. Es gibt deren mehrere, namentlich die ziemlich conſtanten, welche durch das Hinausdrängen des Waſſers durch den Sund und die beiden Beltſtraßen in das Kattegat entſtehen. An der Küſte Jütlands und gegenüber an der ſchwediſchen laufen ſtarke Strömungen. Andere erzeugen ſich im Frühling und Sommer durch die Flüſſe und Bäche Lapplands im bottniſchen Meerbuſen, verſtärken ſich durch Strömungen des finniſchen Golfs, brechen ſich an der Schleſwig'ſchen Küſte und gelangen theilweiſe in das Kattegat. Noch nicht genug erklärt iſt die Hebung der ſchwediſchen und finniſchen Küſten. Schon Linné und Celſius beobachteten daſſelbe und ſchrieben es einem allmäligen Zurücktreten des Meeres zu, das an den deutſchen Küſten gewinne, was es an den ſchwediſchen und finniſchen verliere. In der That hat die Oſtſee an unſerm Ufer nachweisbare Eingriffe gemacht, aber nur im Südweſten, bei Uſedom, Rügen u. ſ. w. Die Inſel Ruden zum Beiſpiel iſt viel kleiner geworden und hat auch ihren ehemaligen Zuſammenhang mit der Inſel Rügen verloren. Ferner iſt richtig, daß man in Schweden zwiſchen den Ufelfelſen enge Waſſerſtraßen findet, welche früher den größten Schiffen zugänglich waren und jetzt nur noch von kleinen Böten befahren werden können, daß im Meerbuſen von Fielbacke gegenwärtig Gras wächſt, und daß mehrere ſchwediſche Städte, die früher unmittelbar am Meere ſtanden, jetzt um mehrere tauſend Fuß davon entfernt ſind. Man ſchließt daraus vorerſt, daß Skandinavien noch im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung mit Ausnahme weniger inſelartig hervorragender Höhen unter Waſſer geſtanden habe. Bei einer Gegend ſollte dieß noch vor dreihundert Jahren der Fall geweſen ſein, aber hier ſtehen Fichten, welche mindeſtens dieſes Alter haben und doch unmöglich unter dem Meeresſpiegel gewachſen ſein können. Jetzt nimmt man an, daß keine Abnahme des Waſſers, ſondern eine Hebung der Küſten, wahrſcheinlich durch unterirdiſche Gewalten hervorgerufen, ſtattgefunden hat. Dieſes Heben des Ufers hat auch auf deutſchem Oſtſeegebiet, am kuriſchen Haff bei Memel, nachgewieſen werden können. Zu den Forſchern der Neuzeit, die ſich mit dem intereſſanten Phänomen beſchäftigt haben, gehört insbeſondere Leopold von Buch.

Die Oſtſee hat keinen Fiſchfang von großer Bedeutung. Noch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert fand man in ihr beträchtliche Mengen von Häringen, jetzt kommt dieſer Fiſch in ſo geringer Zahl vor, daß ſein Fang nicht lohnen würde. Einen Erſatz bildet der Strömling, ein zarter, dem Häring ähnlicher, nur kleinerer Fiſch, der an den ſchwediſchen Küſten, am meiſten im bottniſchen Meerbuſen gefangen und theils von den Uferbewohnern gegeſſen, theils ausgeführt wird. Neben dem Strömling kommen beſonders vor: Lachſe, Störe, Steinbutten und Flundern. In der Nähe der Inſeln Gottland und Aland betreiben die Einwohner auch den Robbenſchlag. Das berühmteſte Erzeugniß der Oſtſee iſt der Bernſtein, der häufig von Stürmen an die Küſte geworfen und an einigen Stellen mehrere hundert Fuß von der Küſte entfernt in Stücken gefunden wird. Der Schiffsverkehr war in den früheren Zeiten viel bedeutender, als jetzt.

Während die Sarazenen das Mittelmeer ſperrten, nahm der orientaliſche Handel ſeinen Zug durch Rußland nach der Oſtſee, wo die ſlawiſchen Handelsplätze Schleswig, Vineta, Rigen und Wisby durch ihn zu hoher Blüte gelangten. Die Hanſa hielt den Oſtſeehandel noch im Schwunge; als ſie in Verfall gekommen, Amerika und der Weg um das Kap entdeckt worden war, vereinſamte das Binnenmeer, und politiſche Ereigniſſe, der Sundzoll, die ruſſiſche Handelsſperre fügten das Ihrige hinzu. Die preußiſche Handelsmarine iſt gegenwärtig die, welche die größte Thätigkeit auf der Oſtſee entwickelt, von nicht den Uferſtaaten angehörenden Ländern betheiligt ſich beſonders England, deſſen Schiffe hauptſächlich Steinkohlen bringen.

Die deutſchen Handelsmarinen der Oſtſee umfaßten zu Anfang des Jahres 1848:

Preußen	806	Seeſchiffe	von zuſammen	119,809 Tonnen.
Schleswig und Holſtein	1200	»	»	24,000 Laſten.
Mecklenburg	300	»	»	25,181 »
Lübeck	65	»	»	4,570 »

Die ſchwediſche Handelsflotte zählte 2744 Seeſchiffe mit 112, 983 Laſten oder 380,000 Tonnen. Auch Rußland beſitzt eine nicht unbedeutende Anzahl von Handelsſchiffen, die aber mit den übrigen Handelsmarinen nicht entfernt zu wetteifern vermögen. Der Schiffsbau an der Oſtſee iſt beträchtlich und wird durch große Güte und Wohlfeilheit des Materials wie der Arbeit begünſtigt. Danzig, das am wohlfeilſten baut, ſtellt Schiffe für 40 Thaler die Tonne ſeetüchtig her. In Stettin hebt ſich dieſer Preis auf 46, in Roſtock und Lübeck auf 53 Thaler. Die Schweden, Finnen und Ruſſen arbeiten zum Theil unter noch günſtigeren Verhältniſſen. Hat Schweden in ſeinen Eiſenwerken einen Vortheil, ſo beſitzen die Ruſſen und Finnen das vortreffliche ruſſiſche Pech und Tauwerk und können ihr Eiſen von England zollfrei beziehen. Ob die däniſchen, ſchwediſchen oder däniſchen Matroſen der Oſtſee den Vorzug verdienen, würde ſich ſchwer entſcheiden laſſen, die ruſſiſchen ſtehen weit zurück. In ſeinen Finnen allein beſitzt Rußland einen Kern guter Matroſen.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Episode aus Schiller's Leben.

Es war im Jahre 1785, als Körner — der Vater des Dichters von »Leier und Schwert,« einen Ruf als Appellationsrath nach Dresden erhielt, wohin er sich mit seiner jungen liebenswürdigen Gattin und seiner Schwägerin, der geschickten Porträtmalerin Dora Stock, übersiedelte und bald darauf einen Weinberg in dem unweit Dresden reizend an der Elbe gelegenen Dorfe Loschwitz ankaufte.

Auf Körner's Einladung folgte ihm auch sein Freund Schiller in die Hauptstadt Sachsens, wo er über anderthalb Jahre bis zum Frühling 1787, verweilte. Die Sommermonate verlebte er größtentheils auf dem lieblichen Landsitze des Freundes, und hier war es, wo er seinen »Don Carlos« vollendete, dessen erste Scenen bereits in der »Thalia« von 1784 erschienen waren. Schiller's Wohnung war im ersten Stocke des Hauptgebäudes; seine poetischen Arbeiten aber nahm er in dem, auf dem Gipfel des Berges gelegenen Pavillon vor, wo er den klaren Himmel über sich, und die weit, freie Landschaft zu seinen Füssen hatte. Nur bei kaltem, unfreundlichem Wetter fügte er sich in das engere Wohnzimmer. War vornehmer Besuch angekommen, an welchem es in dem gastlichen Körner'schen Hause nicht fehlte, so mußte bisweilen der Dichter sein Zimmerchen im ersten Stock mit einem etwas düsteren Stübchen im Erdgeschoß vertauschen.

Hieher war auch einst unser Schiller verwiesen worden, als er gerade am zweiten Acte der Tragödie arbeitete. Die ganze Familie, nebst einigen Gästen, unternahm eine Landpartie, an welcher Schiller, vom regen Dichtereifer getrieben, nicht theilnehmen mochte. Zum Arbeiten im Pavillon war es an dem kalten Herbsttage zu unfreundlich; er blieb also in seiner Cafamatte. Eben hat er seinen Carlos mit der schönen Ebeli zusammengeführt, als sich plötzlich das Furchtbarste, was einem Dichter in solcher Lage begegnen konnte, vor seiner Thür' ereignet — das häusliche Waschfest. Umsonst versucht er es mit der Gewalt des Geistes, sich über die niedrige Gegenwart zu erheben. Die nasse Prosa lähmt die Schwingen seines Pegasus. Da verwandelt sich die tragische Muse in die komische, und dictirt ihm jenes humoristische Gedicht, welches manchen Lesern unter dem Namen des »Strumpfgedichtes« bekannt sein wird. Mögen nur einige Strofen daraus zur Erinnerung hier stehen:

Ich eile durch die Galeeie
Und — siehe da! — belausche
Die junge Fürstin Eboli
Im süßen Liebesrausche.
Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.
Schon ruft das schöne Weib: Triumf!
Schon höre ich — Tod und Hölle!
Was höre' ich? — Einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle!
Und weg ist Traum und Feerei —
Prinzessin, Gott befalen!
Der Henker soll die Dichterei
Beim Hemdewaschen halen!

Zur Geschichte des Tabaks.

Durch Tiedemann hat in neuester Zeit die »Geschichte des Tabaks« viele Berichtigungen erfahren, die auch in ethnografischer Beziehung nicht ohne Wichtigkeit sind. Bekanntlich wurden die ersten Spanier, welche mit Columbus auf Guanahani landeten, durch den Anblick von Indianern überrascht, welche aus Mund und Nase Rauchwolken ausstießen. Die Wilden bildeten aus einem Maisblatt eine cilinderförmige Rolle, wickelten ein trockenes Kraut hinein, zündeten die Rolle an dem einen Ende an, und sogen durch das andere Ende den Rauch ein. Denselben Gebrauch fand man auf Haiti und sämmtlichen westindischen Inseln, und es benutzen die Indianer den Tabak bis zur vollständigen Betäubung. Als Cortez Mexico eroberte, war das Rauchen dort ganz allgemein, wobei man theils Rollen (Cigarren), theils eine Art von Tabakpfeifen benutzte, die aber auch vom Feuer zerstört wurden. Es waren dieß Schilfrohre, die von den Blättern gereinigt, mit fein zerriebener, nasser Kohle überstrichen und dann mit Blumen und Thieren bemalt wurden. In späteren Zeiten fand man in den Gräbern auch wirkliche Tabakspfeifen von gebranntem Thon, welche menschliche Figuren, Frösche, Schlangen, Fische u. dgl. vorstellen. Diese in Mexico gefundenen Pfeifen haben die größte Aehnlichkeit mit jenen, welche man am Erie-See, am Ohio und Wabasch, sowie im Thale des Missisippi aus der Erde gegraben hat. Es läßt sich daraus schließen, daß die alten Bewohner Mexico's aus einem Lande des nördlichen Amerika's eingewandert sind. Die Azteken kannten auch den Gebrauch des getrockneten und zerriebenen Blattes zu Schnupftabak. Nach Brasilien und Guiana sollen die Caraiben, die kühnsten und erfahrensten Seefahrer, welche die Spanier in der neuen Welt kennen lernten, den Tabak gebracht haben. Hingegen scheint in den Ländern am Plata-Fluß der Tabak unbekannt gewesen, und erst durch die Jesuiten dahin gebracht worden zu sein. Ganz gewiß ist, daß die Bewohner der Westküste, Peru's, Chile's, nicht geraucht haben. Es scheint demnach, daß die Annahme mancher Schriftsteller, es habe zwischen den Azteken und den Peruanern ein Verkehr stattgefunden, irrig ist. Um so allgemeiner war das Tabakrauchen im nördlichen Amerika, wo es schon in uralten Zeiten heimisch gewesen sein muß. In Gräbern, deren Alter ein sehr bedeutendes sein muß, da man auf ihnen riesenhafte Bäume wachsen sieht, haben sich Tabakspfeifen gefunden. Sie bestehen aus gebranntem Thon, oder sind aus verschiedenen Steinarten, Talk, Serpentin, Grünstein oder dem rothen Pfeifenstein, der noch jetzt in der Gegend des oberen Missisippi gebrochen wird, gemacht. Die Pfeifen sind sehr mannigfaltig gebildet, und lassen bei ihren Verfertigern einen gewissen Kunstsinn voraussetzen. Einige stellen menschliche Gestalten dar, andere ahmen mit großer Treue die in Nordamerika einheimischen Thiergestalten nach: Biber, Falken, Kröten, Eidechsen. Diese Pfeifen liefern einen neuen Beweis gegen die Bevölkerung Amerika's von östlichen Asien aus. In den dargestellten Menschenköpfen entdeckt man keine Spur mongolischer Züge. Die Indianer machten von dem Rauchen, außer, daß es ihnen zum Genusse diente, einen medicinischen und einen religiösen Gebrauch. Sie brachten dem großen Geiste Tabaksopfer dar, weil auch er an dem Rauche Wohlgefallen finde. Viele Stämme kamen den ersten Europäern mit der Friedenspfeife entgegen, deren Rauch zuerst gegen die Sonne und die vier Weltgegenden geblasen wurde.

Karl Heinrich Rahl.

(Mit Portrait.)

Zu den vaterländischen Künstlern, die in ihrer Heimat und auch außerhalb derselben sich einen verdienten Nachruhm erworben haben, gehört auch der verewigte k. k. Kammer-Kupferstecher K. H. Rahl. Zu Heilbronn im Wurtembergischen den 10. Juli 1779 geboren, widmete er nach dem Willen seines Vaters sich dem Silberarbeitersgeschäfte, verwendete jedoch alle seine Nebenstunden auf Zeichnen und Graviren, bis er diese anfänglichen Lieblingsbeschäftigungen endlich zu seinem wirklichen Berufe erhob, und ganz dem Grabstichel und der Nadel gewidmet, mit der Zeit Ausgezeichnetes leistete. Im Jahre 1799 kam er nach Wien, das er fortan zu seinem bleibenden Aufenthalte wählte. Er studirte die großen Muster, die er daselbst vorfand, mit stets sich steigerndem Gefalge; Reinheit, Zartheit und Kraft ohne Effekthascherei sind die vorzüglichsten Eigenschaften seiner zahlreichen Blätter, deren einige wahre Meisterwerke zu nennen sind. Unter den gelungensten derselben befanden sich: heil. Margaretha, nach Rafael; Christus und die Samariterinnen am Brunnen, nach Hannibal Carracci's herrlichem Bilde in der k. k. Gemäldegalerie; Manfred und der Gemsenjäger, nach Krafft; Christi Darstellung im Tempel, nach Fra Bartolomeo; Die Schlacht bei Aspern, nach Krafft.

Sein Tod erfolgte am 12. August 1843.

Herausgeber u. Verleger: M. Auer. — Wien. Druck von M. Auer. — Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Gemalt von K. Rahl — Geschabt von Ch. Mayer

KARL HEINRICH RAHL,

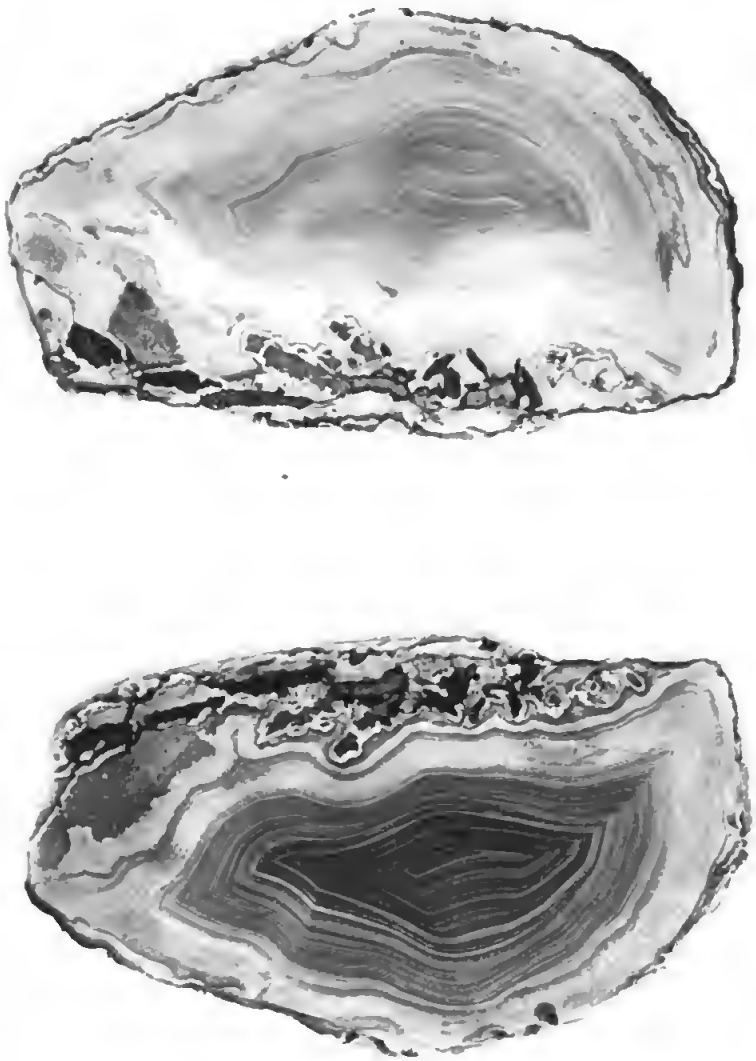
k. k. Kammerkupferstecher und Professor der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien.

Beilage zu M. Auer's poligrafisch-illustrirter Zeitschrift „Faust".

Druck von Kargl und Auer.

Digitized by Google

NATURSELBSTDRUCK



Eine durchschnittene Achatmandel aus Sachsen.

Galvanisirt und auf der Kupferdruckpresse gedruckt.

Beilage zu H. Auer's „Forst.“ Druck von Kargl und Auer.

DIE RÜCKKEHR VOM FELDZUG.

Beilage zu M. Auer's polign.-illustr. Zeitschrift „Faust."

Druck von Kargl und Auer.

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Drucksünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Nummern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.
Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

№ 9.

Inhalt: Der Mensch lebt nur einmal! — O sancta Musica! (Satyr.) — Die Ostsee. (Dichtung.) — Zur Sittengeschichte Wien's im vorigen Jahrhundert. — Anspruchslose Einfalle. — Der Dorf-Dilettant. — Peter Heß. Artistische Beilagen. Peter Heß. (Stahlstich.) — Der Dorf-Dilettant. (Kupferstich.) — Ideal-Landschaft. (Radirung in Kupfer.)

I. Jahrgang. Wien. 1854.

Der Mensch lebt nur einmal!

Dorfnovelle von Steinhauser.

»Der Mensch lebt nur einmal!« Diese häufig gehörte Redensart mit ihren daraus abgeleiteten Folgerungen, welche sich mit ernster Behaglichkeit das Ansehen sokratischer Weisheit anmaßen, gibt wohl mancherlei Einwürfen freien Spielraum.

Nirgends aber tritt ihre berücksichtigenswerthe Haltlosigkeit, ihr fauler, genußsüchtiger Trost und ihre Mutterschaft des heute freud- und morgen leidvollen: »Geh' es, wie es komme!« so ungenfällig an das Tageslicht, als bei Vergleichungen der verschiedenen Abstufungen des Alters und der Jahre oder der mannigfaltigen Lebensläufe nach Erwerb- und Berufs-Obliegenheiten. Mit annähernder Gewißheit läßt sich höchstens von den Vorzügen und Gebrechen des Greisenalters behaupten, daß man es nur einmal lebe; aber bei allen übrigen Lebenstagen würde es schwer halten, diese Behauptung mit Sicherheit zu verfechten. Wenigstens haben wir, trotz der unbestrittenen hohen Ausbildung neuester Moral-Filosofie, oftmals die Erfahrung gemacht, daß weder die Wonne seliger Jugendzeit, noch das Glück erster Liebe nur einmal gelebt wird. Wenn auch einem in alle Himmel Verzückten, der freudedurchbebt und lustbezaubert ausruft: »Ich lebe wieder auf!« der ruhige Beurtheiler mit der Belehrung in den Weg treten möchte, daß alle diese Empfindungen nur eine trügerische Täuschung sind, indem Das — was er lebt — doch nicht so recht jenes echte Leben ist, welches man nur einmal lebt; — vergebens! Die Gefühle des Genießenden müssen uns maßgebend bleiben, und es geziemt kein Widerspruch, wo der zunächst Betheilte in seinen betäubten Sinnen empfindet: er lebe manches Glück zwei-, vielleicht auch mehrmal.

»Der Mensch lebt nur einmal!« mag in materiellen Beziehungen seine unläugbarsten Anwendungen finden, die für alle Zwischenlagen vom Geborenwerden bis zum Grabversenken unvermeidlich bleiben; es mag Millionen Menschen geben, welche ein maschinenartiges Leben in ermüdendem Einerlei herabspinnen, und diese mögen allerdings bei jedem Aufblitzen einer Freude sich an den Wahlspruch klammern, daß der Mensch nur einmal lebt. — Allein Personen, die im Besitze der höchsten Erdengüter allen ihren Wünschen nach Abwechslung und Sehnsucht nach Vergnügungen ohne Widerstand Genüge zu leisten vermögen, deutenden Satz: »der Mensch lebt nur einmal!« — dergestalt nach allen Richtungen aus, daß man in Versuchung kommt, von Manchem dieser Schoßkinder des Glückes zu glauben: »der Mensch lebe zweimal!« Mindestens fände diese Ansicht darin eine Rechtfertigung, daß es dem Anscheine nach oft zwei Leben sind, welche von einem Menschen doppelt gelebt werden.

Solch zweier Leben erfreute sich der Freiherr Johann Otto von Landstadt, und mit stolzem Bewußtsein konnte er sagen, daß er jährlich zweimal lebe: einmal ein Leben auf dem Lande, und das anderemal ein Leben in der Stadt. Dieses verbrachte er im Winter und Frühjahre in der Residenz, jenes im Sommer und Herbste auf seinen Gütern. »Hier war er Baron Otto in der gestickten Uniform der Landstände, bei allen Hoffesten, und der feinste Cavalier in den Salons der diplomatischen Corps, dort war er unser Hanns — denn in seinen Bergen bediente er sich des Namens Johann — unser Hanns im braunen Lodenkittel der Nationaltracht bei jeder Kirmeß und der keckste Bursche auf allen Weideständen der Viehtreiber; — hier bewunderter Reiter auf dem spiegelglatten Corso, dort waghalsiger Steiger auf den klippenreichsten Gemsefoden; hier eifriger Besucher aller Bälle, dort lustiger Tonangeber aller Tanzböden; hier der gewandteste Spieler auf dem Billard, dort der sicherste Schütze im Waldrevier; hier Logen-Abonnent in sämmtlichen Theatern, dort täglicher Tischgast in einer Kneipe; hier Epouseur première qualité, dort

Digitized by Google

Verbreiter des Herz-Leids im ſtrengſten Sinne dieſes neugeſchaffenen Wortes; kurz: hier war er Baron Otto, und dort unſer Hanns.

Jedoch nicht nur ein Menſch mit zweierlei Namen, wie etwa ein Schauſpieler zweierlei Rollen daſtellt, ſondern es waren zwei ganz verſchiedene Menſchen, welche zwei entgegengeſetzte Leben mit unbegreiflicher Begierde für das Lauſende, wie mit wunderbarer Vergeßlichkeit für das Vergangene zu genießen wußten. Nicht nur auf den Unterſchied der Kleidung erſtreckten ſich die Abweichungen dieſer zwei Perſönlichkeiten, welche dem jungen Stadt- und Land-Manne angehören, deſſen Bild hier entworfen wird; nicht nur die räthſelhafte Aenderung in Sitten und Lebensart, in Ton und Sprache iſt bemerkenswerth, ſondern man glaubte ſogar eine gänzliche Umwandlung des Charakters an ihm beobachten zu können. Mögen die äußeren Verhältniſſe von ſo mächtiger Einwirkung auf die Innerlichkeit des Menſchen ſich bewähren, mag der dichte, braune Zotten-Janker das Herz mehr erwärmt haben, oder iſt das himmliſche Blau und irdiſche Grün gottesferner Natur von ſo wohlthätigem Zauber — mag dem ſein, wie immer und da wolle, ſo iſt doch gewiß, daß die leichtſinnige Oberflächlichkeit ſtädtiſchen Zeitvertreibes jedesmal bei erneutem Landaufenthalte einer tieferen Gefühlsrichtung Platz zu machen ſchien.

Das Leben des Baron Otto wurde Ende April dem Haushofmeiſter im Palais, wie ein Zobelpelz dem Kürſchner zur Aufbewahrung übergeben, indeß unſer Hanns bereits ſchon drei Monate ſich in Berg und Thal, auf Feld und Flur wacker herumtummelte. Mit dieſer Andeutung dürfte wohl hinlänglich dargethan ſein, von welchem der zwei beſchriebenen Menſchen hier die Rede iſt, da eine brennende Juli-Sonne über die reizenden Gefilde hinglänzte.

An einem heißen Auguſttage lagen im Weinberge unter einem Kirſchbaume zwei Winzerinen, welche ſich ungeachtet des kargen Schattens die mittägige Ruhe wohl bekommen ließen.

Liſe war ſehr geneigt, der täglichen Gewohnheit nachzugeben und auf einem über die Wurzelkrümmungen des Baumes gelegten Bündel ihr zurückgelehntes Haupt mit halbgeſchloſſenen Augen in Schlummer zu wiegen, — ihre Gefährtin Lene jedoch, war noch nicht ſo ermüdet, als daß ſie — weil die Zwölfuhrglocke vom Dorfe herauf tönte — der Ruhe hatte pflegen und jenes Geſpräch mit einem kurzen Abſchnitte aufgeben können, welches ſie während der Arbeit gepflogen. Um dieſe Stunde läßt ſie wohl die Arme erſchöpft in den müßigen Schoß ſinken, allein der Zunge vermochte ſie heute nicht früher Raſt zu gönnen, als bis in ihrem Herzen ein Zeichen zum Stillſtande gegeben worden. Beide Mädchen waren ſich die treueſten Kameradinen, wenn gleich Liſe die Gleichmuthigkeit trägerer Naturen in eben ſo hohem Grade beſaß, als Lene von der Heftigkeit geſchäftigen Strebens bei all' ihren Unternehmungen geleitet wurde. Dennoch verſtanden ſie ſich, vielleicht gerade um deſſentwillen beſonders gut mit einander, und waren, ohne Neid oder Eiferſucht zu kennen, die vertrauteſten Freundinen; denn, wenn die Eine ſang, hörte die Andere gedankenlos zu; wenn die Eine tanzte, ſchaute die Andere gemächlich zu; und wenn die Eine erzählte, drückte die Andere ſchlaftrunken die Augen zu. Ein ſolcher Augenblick iſt eben jetzt, wo Lene ihr beiſpielloſes Glück vom letzten Feierabend in einer langen Erzählung der Freundin ſchilderte, deren Schluß berechnet war, ihrer eben nicht ſehr aufmerkſamen Zuhörerin eine Antwort abzunöthigen.

»Nun, Liſe, was ſagſt Du zu unſerm Hanns?«

Dieſe drehte jedoch den Kopf nach einer anderen Seite, zog ein geblumtes Halstuch über ihr Geſicht, als wollte ſie der Fliegen und Mücken ſich erwehren, die ihr das Stündchen Schlaf verkümmern, und lallte halbgähnend: »Dumme G'ſchichten!« welche Beſcheid der hocherglühten Lene denn doch nicht ganz genügen wollte. Selbſt Liſens auf wiederholtes Befragen gutmüthig bittendes: »Laß' mich in Ruh. Ich möchte ſchlafen.« — konnte Lenen nicht bewegen, ein Geſpräch aufzugeben, welches den ganzen Tag über all' ihre Gedanken in Anſpruch nahm, und ſie ſann auf ein Mittel, die Freundin wider ihren Willen in die Unterhaltung zu zwingen. Sie begann daher:

»Schau, Liſe; — das iſt nicht ſchön von Dir, daß Du mich gar nicht anhören willſt. —«

»Ich hör' Dich ja eh'! —«

»Wie wär's denn, wenn ich's Dir ſo machen möcht'? —«

»Ich red' mein Lebtag nicht ſo närriſch daher. —«

»So? und biſt Du etwa nicht glücklich und ſelig darüber, daß der Franz in Dich verliebt iſt?«

»Iſt er's, ſo iſt er's. — Iſt er's nicht, ſo muß es mir auch recht ſein. Viel geredet habe ich aber niemals d'rüber. — Ich kenn' mich ohne Reden aus! —«

»Ich hab' Dich ja nur fragen wollen, ob Du nicht auch glaubſt, daß unſer Hanns in mich verliebt iſt?«

»Unſer Hanns? Einfältige Red'! Auswendig kann's ſein. —«

»Ei! vielleicht iſt der Franz auch nur auswendig in Dich verliebt!? —« entgegnete Lene mit dem ſchadenfrohen Lächeln eines erreichten Zieles, aber durchaus blieb die böswillige Bitterkeit der Vergeltung zugefügter Kränkung fern. Sie hatte ihrer Freundin zum Sprechen veranlaßt, und mehr wollte ſie für den Augenblick nicht erreichen. Später iſt dieſe in ihren Erörterungen allerdings zu weit gegangen, denn ſie ſagte Mehreres und Anderes, als wozu ſie von Lenen aufgefordert war, die nun gerne einen Tauſch der Rollen vorgenommen hätte, wodurch ſie im Schlafe liegend Manches nicht hören möchte, was Liſe ſprach. Mit glutrothen Wangen und ſtrafenden Blicken antwortete Liſe, indem ſie das Halstuch, den plumpen Schleier raſch von ihrem Geſichte wegriß:

»Wie kannſt Du nur meinen Franz mit unſerem Hanns vergleichen? Geſpürſt Du denn nicht ſelber den Unterſchied? Traurig wenn ich ihn Dir erſt ſagen muß. Der Franz iſt **mein** Franz, iſt ein gemeiner Bauersſohn, ein braver Jäger, als Das beim Herrn Baron im Dienſt; er paßt für mich, denn: Gleich und gleich geſellt ſich gern. Kurz: er kann mein Franz ſein, wenn er will. — Unſer Hanns kann aber nicht **Dein** Hanns werd'n, wenn er auch will. Er iſt ein nachgemachter Bauer, iſt unſer Gutsherr und der gnädige Herr Baron, der ſich Steuern zahlen und Zehent abführen läßt, wenn er auch auf dem Land herauſſen ſich ein paar Monat unſern Hanns ſchelten läßt. Nicht im Franz und Hanns liegt der Unterſchied, ſondern im **Mein** und **Unſer**. Unſer Hanns gehört uns allen und extra noch einer Menge Leuten in der Stadt! —«

So einleuchtend Liſe mit dem Aufgebote ihrer rohen aber deutlichen Beredſamkeit den Geliebten gegen die Verdächtigung in Schutz nahm, daß er ſie nur als zeitweiligen Gegenſtand einer Sommerliebe ſeiner Aufmerkſamkeit würdige, ſo derb die Ausdrücke ihrer echten Landnatur ſein mochten, ſo glaubte Lene doch eine gewaltige Widerlegung dem Geſagten entgegenzuſtellen, indem ſie, wie für ſich hinſprechend, liſpelte:

»Sag', was Du willſt! Schön bleibt es aber doch von ihm, daß er ſich bei uns ſo glattweg per Du und Hanns tituliern läßt. —«

»Ich hab' Dir's ſchon g'ſagt. Das iſt auswendig — inwendig lacht er uns aus. Es kann auch nicht anders ſein, denn wir machen's ja ſelber nicht beſſer. Mein Franz ſteigt halbe Tag mit unſerm Hanns im Wald herum, und dudelt und jodelt mit ihm alle möglichen Alpen- und Jägerlieder — aber das iſt auswendig; inwendig lacht wieder **er** den **Baron** aus, wenn der in der Stadt ſpät auf d'Nacht aus dem Theater mit ganz anderen G'ſangeln und Stanzeln z'Haus kommt. — Glaubſt denn Du, mein Franz ſagt mir nicht Alles? Der erzählt mir kurioſe Stuckeln. Unſer Hanns iſt in der Stadt ein ganz anderer Menſch! Gar nicht zu kennen! —«

Nun begann Liſe eine Schilderung des Lebens vom guten Tone mit Pinſeln von ſo böſem Tone, daß man kaum begreifen kann, wie ein Konterfei bis in die feinſten Linien mit den gröbſten Strichen ſo ähnlich konnte entworfen werden. Die dem Schlummer kaum Entriſſene ſchien ſich dafür rächen zu wollen, daß ſie von der Freundin um eine Stunde der Ruhe beraubt wurde, und erging ſich mit beinahe ausgelaſſenem Gelachter bis in die unbedeutendſten Einzelnheiten der Stadtgeheimniſſe, wie ſie ihr von Franz bei vertraulichen Dienſtklagen und Beſchwerden über die Herrſchaft mitgetheilt wurden. Daß es an Uebertreibungen und Vergleichungen ſpitzfindiger Gegenſätze dabei nicht gefehlt habe, verſteht ſich von dem witzgewandten Hausverſtande eines muthwilligen Bauernmädchens von ſelbſt, und in demſelben Maße, als ſich die Aufgewecktheit der ſonſt minder geſprächigen und ſchlafgeberdigen Dirne ſteigerte, in demſelben Maße verſtummte in ſich gekehrt, die ſonſt redſelige und lebhafte Lene.

Als aber bei der ſpottſüchtigen Sprecherin der Stoff zur Fortſetzung ihrer Beſchreibungen ein Ende nahm, und ſie bei dem Mangel an Erfindungsgabe nicht im Stande war, Einiges durch Erdichtungen ſelbſt hinzuthun zu können, ſtellte ſich eine lange Pauſe ein, welche Liſe benützte, theils von der Anſtrengung ihrer Erzählung auszuathmen zu können, theils um ſich wieder zum Beginne ihrer Arbeit anzuſchicken, während Lene tief in Gedanken brütend, das Köpfchen niederſinken ließ, damit nicht ihr Auge im Waſſer ſchwimmend geſehen werde, welches in großen Tropfen über die Backen zu rinnen drohte. Sie wollte ihrer Freundin nicht das Geſtändniß ablegen, daß ihrer Rede bis zu Thränen ſie geſchmerzt habe und ihr nicht die Freude dieſes Triumfes gewähren, obſchon ſie ſich über die Gemuthsart

Digitized by Google

ihrer Vertrauten täuſchte, indem dieſe über ſich ſelbſt zuvielmehr böſe war, anſtatt ſich zu freuen. Das verliebte Herz auslachen und neken, wollte ſie, aber nicht demſelben wehe thun, und wenn ſie auch keine Thränen zu ſehen bekam, ſo machte ſie doch die verborgene und niedergebeugte Stimme ihrer Freundin ernſt und nachdenklich. — Seelen, denen die Abſtufungen vom kleinſten Leid bis zum höchſten Schmerz noch fremd geblieben ſind, bedürfen zur Anregung des Mitgefühles nicht den Anblick händeringender Verzweiflung; die unbedeutendſte Falte auf der Stirne bewegt ſie ſchon zu Rath und That und Hilfeleiſtung für den Bedrängten, wenn es auch nur, um den bevorſtehenden Nachzüglern größeren Unheiles auszuweichen wäre, vor welchen ſie ſich um ſo mehr fürchten, als ſie nie dieſelben ſelbſt kennen gelernt haben. So erging es Liſen. — Sie fürchtete ſich vor dem Ausbruche der Thränen und das verſteckte Antlitz ihrer Freundin war ihr genug, um ſie an ein verföhnendes Einlenken zu mahnen. Nachdem ſich das gegenſeitige Stillſchweigen weit über die Dauer einer gewöhnlichen Geſprächsunterbrechung ausgedehnt hatte und alle Gelegenheit fehlte, den abgeriſſenen Faden wieder anzuknüpfen, hielt es Liſe für Pflicht, die Beleidigungen wieder gut zu machen, welche ſie abſichtslos der liebebefangenen Freundin zufügte. War ſich hin zur Arbeit ſetzend, ohne Lenen anzublicken, ſprach ſie daher: »Ich will nicht geſagt haben, daß es ganz unmöglich iſt. Ich will's ſogar glauben, daß unſer Hanns ernſtlich in dich verliebt iſt. Wenigſtens machſt Du ſeinem Geſchmack keine Schande! —«

Doch wagte ſie bei dieſer Rede nicht, dem Blicke ihrer Freundin zu begegnen, und wäre Lene eine beſſere Menſchenkennerin geweſen, ſo hätte ſie in der vorſätzlichen Abwendung des Geſichtes das Geſtändniß errathen müſſen, daß die Sprecherin andere Worte vorbrachte, als ſie fühlte, und eine ihrer innerſten Ueberzeugung entgegengeſetzte Richtung einſchlug. Ein niedergeſchlagener Blick und das Ausweichen einer uns durchſchauenden Miene wird gar zu häufig als das Anzeichen falſcher und nichtswürdiger Geſinnung gehalten, während es doch eine nicht genug zu rühmende Eigenheit unverdorbener Naturen iſt, daß ſie dem Gegenüberſtehenden nicht wagen in's Auge zu ſchauen, wenn ſie einer Lüge ſich bewußt ſind. Weit gefährlicher iſt der ſtolze frank' und freie Blick, welcher uns ohne Scheu und offen muß, während es uns heimlich Schlingen legt. — Alſo nicht darum, daß Liſe bei obiger Rede das Angeſicht ihrer Freundin vermied, lag die Urſache, daß ihre Anſprache die beabſichtigte Wirkung verfehlte, ſondern in dem plötzlichen, ohne alle Veranlaſſung aufgegriffenen Wiederbeginnen eines abgebrochenen Mißverſtändniſſes lag der Grund, weßhalb die ausgeſprochene Glaubwürdigkeit, daß ſie von unſerm Hanns geliebt werde, Lenen in keine heitere Stimmung zu verſetzen im Stande war. Alles, was ſie von dem vernommen hatte, war von zu gewaltigem Eindrucke, als daß ein leichter Sonnenblick ihre niedergehagelten Hoffnungen hatte auferſtehen machen können. Die früheren Bemerkungen ihrer Freundin hatten nach ihrer eigenen Erkenntniß ſo viel Wahres und ſo viel Verläumdendes an ſich, daß ſie die ganze Zeit über im Gedanken mit der Sichtung der Wirklichkeit von der Erfindung beſchäftiget war, und als ſie mit dieſer Ordnung der ihr gemachten Einwürfe fertig, fand ſie in den traurigen Wahrheiten ſehr viel Schmerzliches, und in den ſpaßhaften Erdichtungen ſehr viel Kränkendes; ſo zwar, daß ſie, die Anſicht ihrer Freundin nach dieſer oder jener Seite kehrend, immer weniger für ihre Herzensneigung ein gedeihliches Heil abzuſehen glaubte. Doch, eine Stunde Nachdenkens iſt lange; beſonders über ein und denſelben Gegenſtand, und ſchon war Lene auf dem beſten Wege, einen Theil jener kummererregenden Vorſtellungen zu vergeſſen, als Liſe mit ihren wohlgemeinten Worten des Widerrufes die innerſte Zerknirſchung neuerdings erweckte und ſtatt der Liebe Gram und Zweifel in beruhigten Frieden einzuhüllen, das ganze Gewicht ihrer zerſchmetternden Einwendungen wiederholt herauf beſchwor. Wohl ließ die Freundin es nicht an Verſuchen fehlen, die ſichtbar Betrübte aufzumuntern, und ſie wagte ſogar einige Sätze, deren Inhalt lindernden Einfluſſes ihr geſchienen, von Zeit zu Zeit auf die Stummgewordene hinüber zu ſprechen; allenfalls ſo, wie man dem Kranken einen halbſtündigen Löffel voll Heilung reicht; jedoch bei dem aufrichtigſten Vorſatze, wieder gut zu machen, was die Aermſte ein ſchlimmer Seelenarzt, denn eben die jedesmalige Erwähnung des Namens Hanns war eher ein die Geneſung verzögerndes Gift, als ein Mittel zur Beſchwichtigung ihrer Leiden. Endlich ſagte Lene mit verweiſender Entrüſtung: »Ich bitte Dich, ſei liebe ſtill. — Du glaubſt es doch nicht, daß es in mich verliebt iſt! —« Dieß waren die letzten Worte, welche ſie gewechſelt, und weder über dieſen Gegenſtand noch über etwas Anderes ſprachen ſie den ganzen Tag über irgend ein Wort mit einander. Die Eine ſchwieg aus Trotz — die Andere ſchwieg aus Kummer.

Was Liſen nicht gelang zu bewerkſtelligen, vermochten Abends zwei Blumen. In die Schenke zum rothen Apfel, deren Wirth Lenens Vater war, trat bei einbrechendem Dämmerlichte ein jauchzendes Burſchenpaar: unſer Hanns im Gefolge des Jägers Franz. — Die Tiſchplätze dieſer zwei täglichen Gäſte waren durch kein Kennzeichen beſteckt, denn in der niedern Stube, welche beim beſten Beſuche nur Raum für vierzig Perſonen hatte, war es genug zu wiſſen, daß jene Stelle zunächſt der Schankvergitterung unter dem Muttergottesbilde mit der rothen Glaslampe, der Lieblingsplatz des gnädigen Herrn iſt. Keines hätte gewagt, ſeine beglückende Herablaſſung auch nur im Geringſten zu ſtören, aber ſeiner liebenswürdigen Freundlichkeit mit bauernhafter Dreiſtigkeit zu begegnen.

Die Rückſichten ſämmtlicher Genoſſen vergnügter Abendſtunden im rothen Apfel gingen ſo weit, daß ſich dieſelben auch auf den Bedienten Franz erſtreckten, deſſen Platz immer der Eckſitz an dem zweiten Tiſche war, zu welchem ſich ebenfalls kein Verdringlicher gewagt hätte.

Aber auch die übrigen Stühle an den Tiſchen hatten ihre beſtimmten Eigenthümer, und es war die Geſellſchaft abſichtslos ſcheinend ſo eingetheilt, daß jene Bauern der Umgegend, welche im Rufe der meiſten landwirthſchaftlichen Kenntniſſe und Erfahrungen ſtanden, immer die Ehrenplätze an dem Haupttiſche erhielten, wo unſer Hanns den Vorſitz hatte. Man ſollte meinen, daß es dem Baron Otto mit dem Bauerſein doch nicht ſo ganz ernſt war, indem er nicht verſchmähte, einige Auszeichnungen ohne Abneigung hinzunehmen; allein dem iſt nicht ſo. Wenn unſer Hanns wirklich nur der Bauer Hanns geweſen wäre, ſo würden all' dieſelben erwähnten Bevorzugungen ihm mit demſelben Rechte gebühret haben, denn ſeine Umgebung fühlte Hannſens Ueberlegenheit in wiſſenſchaftlichen Lehrſätzen wie in praktiſchen Anwendungen für Ackerbau, Viehzucht, Waldpflege und Weinveredlung zu ſehr ſelbſt, um nicht unwillkührlich jeden Vorrang, ſogar gefliſſentlich, ihm einzuräumen.

Im Uebrigen jedoch muß man ſich keinen zu großen Unterſchied zwiſchen Hanns und den täglichen Gäſten im rothen Apfel denken, denn ſo wie Baron Otto auf der Stufenleiter des Beſitzes und Ranges um einige Sproſſen herabgeſtiegen iſt, ſo ſind die Leute jener Gegend auf der Stufenleiter der Bildung und Erziehung um einige Sproſſen hinaufgeſtiegen, und wenn gegenſeitiger Umgang auch keine völlige Ausgleichung des Abſtandes beider Theile bewirkte, ſo hat er ſie dem äußeren Anſcheine nach doch ziemlich nahe gerückt. Konnte es einem aufmerkſamen Beobachter auch nicht entgehen, daß unſer Hanns, nach Gang und Haltung ſeines Körpers zu ſchließen, nie von den Laſten niedriger Handarbeit gedrückt worden iſt, ſo ließ doch ſeine Sprache kaum die Abſtammung einer höheren Geburt ahnen, indem er ganz gewiſſenhaft die auf ſeinen Gütern heimiſche Mundart ſelbſt als Baron Otto in der Reſidenz nicht ganz verleugnen konnte. Mit ſo feinem Accent er der franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Sprache mächtig war, ſo hat er ſich doch im Deutſchen, Abkürzungen der Endſilben erlaubend, beſonders an eine Ausſprache des Selbſtlautes A gewöhnt, welche keine Vermuthung an einen hochadeligen Sproſſen aufkommen ließ. Ein Fall, welcher in manchen Häuſern der Reſidenz eben nicht neu iſt, wo bei der erſten Erziehung ſchon alle Sorgfalt auf Ausbildung in fremden Sprachen verwendet wird, indeß man dem Unterrichte der Mutterſprache eine wahrhaft ſtiefmütterliche Hintanſetzung zufügt. Demungeachtet könnte man ſich am Ende über dieſes Verfahren ausſöhnen, wenn jeder junge Edelmann, wie Hanns, die Kenntniſſe des Volks-Dialektes auf ſeinen Beſitzungen in Anwendung brächte, ſtatt im Sommer nach Paris und Landau zu reiſen; obſchon dagegen wieder zu wünſchen wäre, daß nicht jeder Gutsbeſitzer, ungeachtet des vortheilhaften Einfluſſes, welchen perſönliche Gegenwart der Herrſchaft auf Boden- und Menſchenveredlung übt, die Tage ſeiner Erholung für ſo leichtfertige und mitunter zu weit greifende Tändeleien benützen möchte, wie es Baron Landſtadt im Gebrauche führte.

Nachdem der dringendſten Aufforderung eines lechzenden Dueſtes mit ungefälſchtem Weine eigenen Grundes und Bodens genügt wurde, ſtand unſer Hanns auf und entfernte ſich. Er begab ſich in den Hof, ſchaute nach dem Brunnen, ſpähte hinter dem Scheit-Holze und blickte bei jeder niederen Thüre hinein, bis er endlich unter der Schwelle des Kuhſtalles ſtehen bleibend, folgendes Geſpräch anſpann, welches Lene, ohne den Melkſchämel zu verlaſſen, mit kurzen Worten unterhielt.

»Da herauſſen muß man Dich ſuchen?«

»Wo denn ſonſt?«

»Ich hab' g'laubt, Du wirſt mich erwarten?«

»Und ich hab' g'laubt, Du wirſt mich ſuchen, wann Du mich willſt.«

»Jetzt, welches von uns zwei hat da 's Wahre errathen?«

Digitized by Google

»Nach dem Anſchein': Beide!«

»Nur dem Anſchein' nach? —«

Und nun begann eine Beeifcheenng die andere zu beſchämen, eine Betheuerung die andere zu überbieten. Alle Zweifel, welche unter dem verhängnißvollen Kirſchbaume die Offenherzigkeit der Kameradin erregt hatte, waren mit einemmale verſchwunden und ſie ſprach:

»Behalt' die Blumen nur noch einen Augenblick. Ich hab' zu naſſe Hände, bin aber gleich fertig.

Es dauerte nicht lange, ſo ſtand ſie auf, ſtellte die Milchtöpfe in Ordnung, ſäuberte den Boden und ſagte:«

»So! Jetzt gib mir die Blumen. —«

Sie ſprach dieſe Worte mit einer ſolchen Abgeſchloſſenheit, daß ſie von eben derſelben Bedeutung waren, als wenn ſie geſagt hatte:

»So! jetzt gehöre ich ganz Dein. —«

Er erwiederte:

»Weißt! es iſt nichts an ihnen. Sie ſind nicht ſchön und ſie riechen nicht; aber zeigen ſollen ſie Dir, daß ich an Dich gedacht hab' — an Dich und mich! Denn ſind es zwei Blumerln an einem einzigen Stiele. Sie ſind zuſammengewachſen okurat ſo wie wir. —«

»Was hilft das Alles« — meinte Lene, welcher die Erklärungen Liſens noch nicht ganz aus dem Kopfe gegangen waren — »Du biſt halt eigentlich doch nur unſer Hanns — ſtatt, daß Du mein Hanns wäreſt. —«

»Aber herzige Lene! was für vertrakte Grillen haben ſich denn da wieder angeſetzt?«

Und wenn auch Hanns im Hoftheater nicht ſeine Loge gehabt und aus den Buchhandlungen nicht die neueſten Romane bezogen hatte, ſo wäre ihm doch ſo viel Wohllaut der Stimme und Güte des Herzens angeboren geweſen, um die Zweifelnde über alle Anklagen der Verdächtigung mit leichter Mühe erheben zu können. Ja, wenn ihm die Gabe ſcharfſinniger Wortführung gänzlich gemangelt haben würde, ſo hätte doch ein einziger ſeiner Blicke hingereicht, die Wolken auf der Stirne des Mädchens wie ein Blitz zu zertheilen. So folgte ein Abend dem anderen und jeder ſchien das Glück des vorangegangenen übertreffen zu wollen. Man wird bei dem Luxus der Stadt unter der reichhaltigen Auswahl von Gegenſtänden ſchwerlich in Verlegenheit gerathen, ein Präſent zu finden, um daſſelbe einem eleganten Fräulein zu verehren; allein etwas ganz anderes iſt es mit den Geſchenken ſie eine Landdirne, weßhalb der Erfindungsgabe unſeres Hanns die gerechteſte Anerkennung gezollt werden muß, da er von dieſem Abend angefangen keinen vorübergehen ließ, ohne Lenen ein Angedenken dargebracht zu haben. Mit jenen zwei ſchlichten Blumen hatte er begonnen — dann kam ein Band, ein Halstuch, eine Schürze, ein Haarkamm, ein Strohhut und ſo weiter bis zu den ſilbernen Miederknöpfen und Schnhſchnallen. Ja ſogar ein Schiebkaſten befand ſich unter dieſen Liebespfändern, welcher nebſt einem Achſelkorb und einer Gießkanne bei allen ihren Beſchäftigungen ſie immer an den erklärten Geliebten, als an den wohlwollenden Gönner erinnern ſollte. Das Mädchen jedoch nahm dieſe Dinge als Kleinodien des Exiſtieren und gab ſich dieſer ſüßen Täuſchung ſo unbedingt hin, daß Ende October am letzten Abend vor ſeiner Abreiſe nach der Stadt ſie nur mit Widerſtreben das Gartenmeſſer vom feinſten engliſchen Stahl nahm, mit welchem er die Reihe ſeiner Angedenken beſchließen wollte. Sie ſagte: »Hanns, Das kannſt Du behalten. Ein Meſſer ſchneidet die Liebe ob. —«

»Kinderein, Lene! Nimm's nur. Ich bin künftiges Jahr der Nämliche, der ich heuer war; Das ſchwör' ich Dir. Bleib' Du es auch, dann ſchneidet ſich nichts bei uns ab. —«

Nach dieſer Aufforderung nahm ſie zwar das Meſſer, aber ohne ſonderliches Wohlgefallen, und legte es ſogleich mit dem ſtillen Vorſatze, es nie zu verwenden, in die hinterſte Ecke einer Lade ihres Schrankes. Sie hatte ſich ein anderes Abſchied-Geſchenk erwartet; ſie hoffte auf einen Kuß! Statt deſſen bildete ein derber Händedruck das einfache Lebewohl, deſſen Biederkeit ihr zu herkömmlich und zu wenig ſchien. Verdruß und Aerger über die getäuſchte Erwartung ließen das Leidweſen über ſeine Abreiſe zu keiner gebührenden Geltung gelangen, welche Erſcheinung von dem, zu Hälfte ſchon Baron Otto Gewordenen nicht ohne Befremden wahrgenommen wurde; und ſo ſtanden nach den Monaten zärtlicher Aufmerkſamkeiten und gankelnder Schmeicheleien ſich Hanns und Lene gegenüber, weder mit der heißen Flamme hinreißender Empfindungen, noch mit dem kalten Weſen der um gütige Erinnerung bittenden Empfehlungen. Sie fühlten, daß etwas abgehe und fehle. Beide wußten, was es ſei; doch hatte Keines den Muth, es dem Anderen abzuringen. Es war ein Abſchied ohne Kuß und ohne Thränen.

(Schluß folgt.)

O sancta Musica!

(Schluß.)

Hernach begann er zu ſpielen — aber zu ſpielen, wie er es niemals im Leben geleiſtet hatte, wie er es ſelbſt ſich niemals zugetraut hätte; — es war die Inſpiration einer Seele, die — im Kampfe mit allen Dämonen — von Lindwurm zu Lindwurm krümmt, und — ob zwar innerlich vor Grauſen bebend, — ſie alle unter ihre Füße tritt. Anfänglich der Wucht des Jammers erliegend, kniebeugte ſie vor dem Verhängniſſe und wand ſich in faſt hündiſcher Knechtung vor dem Elende; allmälig indeſſen gewann die Entrüſtung über das unverdiente Loos, über die an ſchuldloſen Creaturen ausgegangene Folter, die Oberhand, und mit zürnender Empörung ließ der gefallene Engel ſeine Fittige rauſchen. Aber indem ihr Flug aufwärts trug zu den Wolkenhöhen, überkam den Stürmer ein Grauen vor dem Lenker aller irdiſchen Geſchicke, und ein himmliſcher Strahl zuckte in ſeine Nacht, und leiſes Weinen, wie die Grabesſtimmen der vorangegangenen frommen Eltern, fröſtelte durch ſein Gebein und er begann zu zagen, zu bereuen, vom Irrſal zu erwachen; die Geige weinte in herzerſchütternder Klage, weinte um die armen Kinder, um die eigene Ohnmacht, grub Gräber für die Todten, hielt eine markdurchbohrende Leichenrede über ihren Hügel und verhauchte endlich das eigene Daſein in dem hingebenden Seufzer: Was Gott thut, das iſt wohlgethan!

Die Arme ſanken ſchlaff an des Meiſters Seiten herab; wirr blickte er um ſich und gewahrte ſeine beiden Kleinſten am Boden liegend, in ihren verloſchenen Zügen deutlich die Agonie des Sterbens zeigend. Moritz, Marie und die Mutter neigten ſich über ſie hin, man wußte nicht, ob mit Schmerz oder mit Neid um den überſtandenen Kampf!

Da drehten ſich wilde Kreiſe in Anſelm's Kopf: er ſchlug eine gellende Lache auf, ſeine Sinne verwirrten ſich, er ſprang in einem luſtigen Satze mitten in die Stube und ſchrie mit toller Ausgelaſſenheit:

»Tanzt, Kinder, tanzt!«

Aber dießmal war es mit dem Gehorſam für das väterliche Geheiß zu Ende; die drei noch Aufrechten ließen ſich um Leopold und Cloea auf die Knie nieder und beteten, ohne daß die verthränten Augen mehr eine Thräne gefunden hätten, den gräßlichen Schmerz zu erleichtern.

Meiſter Anſelm aber ſpielte fort, immer fort, wohl Stunden lang; es lief in ſeinem Gehirn durcheinander wie Molche und Spinnen und allerlei giftiges Gezücht; ein brennender Samum blies ihn an, und die Quellen liefen vor ihm davon, wie vom Sturme gepeitſcht, oder ſie wimmelten von Kröten und ekelm Ungeziefer; er ſah ſeine Gedärme zum Trocknen ausgeſpannt und verſpürte das Hacken der Aasvögel an denſelben; jedes Haar auf dem Kopfe erhielt ein beſonderes Leben und an jedem derſelben hing ein Teufel und pfiffen ihm in die Ohren, und ein Feuerbrand nagte an ſeinen Knochen und ein Mühlrad drehte ſich in ſeinem Gehirn, und endlich ſchlug eine Lawine über ihm zuſammen, und mit einem Schrei fiel er an den Boden.

Und wieder kam er einen Augenblick in's Bewußtſein zurück und in den Nebeln vor ſeinen Augen erkannte er, daß inzwiſchen auch Moritz und Marie und die Mutter ſich am Boden hingeſtreckt hatten und dem Tode keinen Widerſtand mehr entgegen zu ſetzen vermochten; da nahm er zuſammen, was er noch von Beſinnung aufzutreiben konnte, ließ ſich auf die Knie nieder und ſtimmte eine Trauer-Hymne an, der Welt Lebewohl ſagend, die theuren Angehörigen in's Jenſeits hinüber geleitend und zuletzt in ein Aufjauchzen der Freude umſpringend über das baldige Wiederfinden in einer beſſeren Welt! —

Unſer Meiſter hatte nicht bemerkt, daß ſchon eine Weile hindurch ſein Spiel von einer Violine vor der Thüre begleitet worden war; als aber dieſe nun mit einem hellönenden Accord in den Schluß ſeiner Manie einfiel, wendete ſich Anſelm unwillkürlich zurück und — verlor das Bewußtſein.

»Vater! um Gottes Willen, Vater!« rief es von der Schwelle her, und Carl ſtürzte herbei, und das Entſetzliche der Situation alsbald erkennend, lief er nach der Thüre, mit einem jungen Manne wiederkehrend, der eine Flaſche mit Wein und andere Stärkungsmittel in den Händen trug und ſich ſogleich an die Arbeit machte, das Rettungswerk praktiſch zu beginnen.

Eine Stunde ſpäter ſaß die ganze Familie — Leopold und Cloto ausgenommen, welche mit glücklichem Lächeln in ihren Bettchen ſchlummerten, um den Tiſch beiſammen und labte ſich an allerlei vortrefflicher Speiſe, die in reicher Fülle aufgeſchüſſelt ſtand, noch mehr aber an der Erzählung der Geſchicke, welche ſeither an Carl und ſeinem Freunde, Herrn Walter, vorübergegangen waren; wobei es den erfahrenen Eltern nicht entging, daß

Marie erröthend die Blicke ſenkte, wenn ſie denen des Freundes ihres Bruders begegneten.

Das Kueze und das Lange der Löſung war aber dieſes.

Herr Walter war in der Stadt, wo Carl die Gaetenkunſt lernte, ein geſuchter Muſiklehrer geweſen und war in dieſer Eigenſchaft jede Woche ein Paarmal nach dem Herrſchaftshauſe gekommen, in welchem Marie diente. Das ſchöne Mädchen hatte ſeine Aufmerkſamkeit erregt, die Herzen hatten ſich gefunden, und natürlich trafen ſie endlich in dem Bruder Mariens zuſammen, welcher mit Walter'n dieſelbe Stadt bewohnte, von dieſem aufgeſucht ward, und ſich mit ihm allmälig innigſt befreundete.

Eines Tages ſprach Carl dem Freunde ſeinen lang gehegten Wunſch aus, Muſik zu lernen und ſeinen Vater damit zu überraſchen; willig bot ſich Walter zum Unterricht an, und Jener hatte ſo ungeheuere Fortſchritte gemacht, daß man daran dachte, einen Ausflug in die Heimat zu unternehmen und dem kindlich ſchönen Werke die Weihe zu geben.

Doch da brach die Hungersnoth über das Land herein und den beiden ſchwärmeriſchen jungen Leuten kam der Gedanke, mit der Freude für den Vater, zugleich eine großartige Wohlthat für die ganze, vom Elende heimgeſuchte Gegend zu verbinden; ſie gingen pilgernd nach der Hauptſtadt und veranſtalteten dort ein Concert für die Nothleidenden.

Sie hatten — Dank dem humanen Sinne der Reſidenzler — ein ſehr gutes Geſchäft gemacht; Beweis deſſen waren die ſchwerbeackten Laſtwagen, die zugleich mit ihnen eintrafen, und die Summen, welche ſie in die Hände der Gemeindevorſtände niederlegten; aber ſie ſelbſt waren dabei auch für ſich nicht leer ausgegangen; denn der Fürſt hatte Herrn Walter, welcher ſich als einen Kunſtler erſten Ranges gezeigt hatte, als Concertmeiſter, und Carl als Soloſpieler mit namhaften Gehalten engagirt, und als er von ihrem frommen Hintergedanken zum Concert Kenntniß erhielt, einen bedeutenden Beitrag gegeben, um den ſchönen Zweck zu fördern.

Und ſo ſtanden oder ſaßen vielmehr nun zwei hochfürſtliche Hofkünſtler als lebendige Illuſtration der Pietät im »Schneiderhäuſel« und Meiſter Anſelms Herz ging in Jubel auf, daß wenigſtens in ſeinem Sohne der ſuße Traum Erfüllung finden ſolle, welcher ſeines Lebens ganzer Inhalt geweſen war.

»O sancta Musica!« betete er mit andächtigem Blicke nach dem Himmel, und Herr Walter fiel verbeſſernd ein: »O Musica sanctissima! —«

Unſern Leſern zur Herzenserleichterung müſſen wir ſchließlich noch bemerken, daß dem Meiſter Anſelm ſpäter die Freude ward, einmal vor dem Fürſten ſelber ſpielen zu dürfen, welcher ihn aufforderte, das Stück zu geigen, in welchem er den Verzweiflungskampf jener Kataſtrofe ausgetönt hatte. Tiefe Erſchütterung lag während dieſer Production auf den Höreern, und der Fürſt ſelbſt nannte das ergreifende Stück »die Hunger-Symfonie,« unter welchem Namen es ſich lange erhalten hat.

Wohl ſollteſt Du von ſolchen trüben Dingen niemals Etwas wiſſen, »o sancta Musica!«

Die Oſtſee.

(Fortſetzung.)

Lange Zeit, bis zur Periode Peters des Großen, wurde die Oſtſee von der Kriegsflotte der Schweden beherrſcht. Die erſten ruſſiſchen Kriegsſchiffe wurden auf dem kleinen Pereſlaslaw'ſchen See erbaut. Von dieſem kam man in den großen Peipuſee, wo bereits Gefechte mit den Schweden ſtattfanden. Im Jahre 1702 wurde die Flagge einer im Ladoga-See genommenen ſchwediſchen Fregatte, die erſte Trofäe der neuen Schöpfung, im Triumfe in Moskau umhergetragen und im Kreml feierlich niedergelegt. In der Schlacht von Angul, in der das ſchwediſche Admiralſchiff und zwölf große Kriegsſchiffe genommen wurden, bethätigte die neue Marine zum erſten Male ein Uebergewicht, das ſie trotz der heldenmüthigen Anſtrengungen der Schweden in den letzten Kriegen behauptet hat. Unter Eliſabet und Anna beſchränkte ſich ihre Thätigkeit auf das Sperren feindlicher Häfen. So leiſtete ſie im ſiebenjährigen Kriege dem ruſſiſchen Landheer, das in Preußen eingefallen war, dadurch den nachdrücklichſten Beiſtand, daß ſie ſämmtliche preuß ſche Häfen einſchloß und dem Feinde jede Zufuhr zur See abſchnitt. Unter Peter III. ſollte ſie Truppen an Bord nehmen, um die Einnahme von Holſtein zu erleichtern, kam aber, da der Kaiſer in ſeinen Plänen vom Tode durchkreuzt wurde, nicht zum Schlagen. Erſt unter Katharina II. nahm ſie wieder einen Aufſchwung. Allein ſie war trotzdem am Ende des vorigen Jahrhunderts noch ſo ſchwach und ungelenk, daß die Engländer, denen ſie in den Revolutionskriegen zur Hilfe geſchickt worden war, angelegentlichſt baten, daß Rußland ſeine Schiffe zurücknehmen möge, weil ſie mehr in Verlegenheit ſetzten, als Nutzen brächten. Als Nelſon 1801 einen Beſuch im finniſchen Golf vorhatte, lag ein ruſſiſches Geſchwader in Reval, welches augenblicklich nach Kronſtadt floh, ſo wie es von der nahen Ankunft des engliſchen Seehelden hörte. Einen unbedeutenden Kampf von ein paar Kanonenbooten abgerechnet, maßen ſich engliſche und ruſſiſche Schiffe nur ein einziges Mal, im Jahre 1810. In einer kleinen Bai kurz vor Reval erblickten zehn ſchwediſche und zwei engliſche Schiffe ein ruſſiſches Geſchwader von neun Linienſchiffen. Die beiden engliſchen Schiffe, »Implacable« (Sir Bram Martin) und »Centaur» (Sir Samuel Hood) ſegelten den ſchwediſchen voe, griffen das ſtärkſte ruſſiſche Schiff, den »Sewolod,« an, und machten ihn nach halbſtündigem Feuer kampfunfähig. Als der Feind darauf zu entfliehen ſuchte, wollten die engliſchen Schiffe die ſchwediſchen, welche zwei Meilen ſeewärts waren, holen, als ihre Beute von einer ruſſiſchen Fregatte ins Schlepptau genommen wurde. Darauf griffen Implacable und Centaur nochmals an und trieben nicht nue die Fregatte, ſondern auch die Linienſchiffe zuruck. Da der Sewolod auf den Grund gerieth, wurde er von den Engländern verbrannt. Nach dieſem fue die Ruſſen nachtheiligen Treffen genügten zwei Linienſchiffe, eine Fregatte und eine Schaluppe, den finniſchen Golf rein zu halten und den Feind ſo in Schrecken zu ſetzen, daß er ſeine Rheden nicht zu verlaſſen wagte.

Nach der Zahl der Schiffe und Kanonen iſt die ruſſiſche Kriegsmarine ſeit langer Zeit die ſtärkſte Flotte. Von den deutſchen Staaten, welche an dieſes Meer grenzen, haben Lübeck und Mecklenburg leider keine Flotte ausgebildet, und die preußiſche Kriegsmarine iſt noch im Werden begriffen. Dänemark, Rußland und Schweden können allein genannt werden, wenn von Oſtſeeflotten geſprochen wird. Die Stärke ihrer Marinen, die uns in dieſem Augenblicke lebhaft intereſſirt, iſt folgende:

I. Schweden.

a) Das Königreich Schweden:	b) Das Königreich Norwegen:
10 Linienſchiffe.	2 Fregatten.
8 Fregatten.	3 Korvetten.
8 Brigs und Korvetten.	1 Brig.
6 Schooner	5 Schooner.
8 Bomben-Fahrzeuge.	4 Dampfſchiffe.
22 Transportſchiffe.	4 Dampf-Transportſchiffe.
256 Kanonenböte.	132 Kanonenböte.
12 Dampfſchiffe.	

Die Zahl der Geſchütze beträgt bei der ſchwediſchen Flotte 1841, das Kriegsmaterial der norwegiſchen Flotte iſt viel ſchwächer. Die Mannſchaften werden für die ſchwediſche Flotte auf 28.031, bei der norwegiſchen auf 29.325 Mann angegeben. Es iſt jedoch nicht außer Acht zu laſſen, daß in dieſe ſtarken Zahlen die Bemannungen der Kanonenböte eingerechnet werden, die man nur im Fall eines Kriegs vollzählig zum Dienſt, der in der Vertheidigung der Küſten beſteht, einberuft.

II. Dänemark.

5	Linienſchiffe	jedes	zu 84	Kanonen	. .	420 Kanonen.
1	»	»	» 66	»	. .	66 »
2	Fregatten	jede	» 48	»	. .	96 »
3	»	»	» 46	»	. .	138 »
2	»	»	» 40	»	. .	80 »
1	Korvette	»	» 26	»	. .	26 »
4	»	»	» 20	»	. .	80 »
2	Brigs	»	» 16	»	. .	32 »
2	»	»	» 12	»	. .	24 »
1	Schooner	jeder	» 8	»	. .	8 »
2	»	»	» 6	»	. .	12 »
1	Kutter	»	» 6	»	. .	6 »
1	»	»	» 4	»	. .	4 »
2	»	»	» 2	»	. .	4 »
						996 Kanonen.

Zu dieſer Flotte ſind noch zu rechnen 4 Dampfſchiffe, 18 Kanonierſchaluppen mit Mörſern, 15 Barken mit Mörſern, 14 Kanonierſchaluppen 4 Kanonen-Barken.

III. Ruſſiſche Oſtſeeflotte.

1. Linienſegelſchiffe.

		Kanonen.	Gegenwärtige Stellen.
Rußland . .	Dreidecker	120 . .	Helſingfors.
Kaiſer Peter I.	Dreidecker	120 . .	Kronſtadt.
St. Georg .	Dreidecker	112 . .	»
? ? ? .	Dreidecker	112 . .	»

Digitized by Google

	Kanonen.	Gegenwärtige Station.
Empereur	84	Kronstadt.
Krasnoi	84	»
Gunule	84	»
Pultava	84	Helsingfors.
Prochor	84	»
Wladimir	84	»
Wolga	84	Kronstadt.
Kaiserin Alexandra	84	»
Narva	74	»
Beresina	74	»
Brienne	74	Helsingfors.
Borodino	74	Kronstadt.
Smolensk	74	»
Arsis	74	Helsingfors.
Finnland	74	Kronstadt.
Katzbach	74	»
Hrfekiel	74	Helsingfors.
Andrew	74	»
Kulm	74	Kronstadt.
Ingermannland	74	»
Pampat Azefa	74	»
Sisoi der Große	74	»
Villages	74	»
Natron menya	74	»
Feer-champenoise	74	»
Michael	74	»

Summe: 2468 in dreißig Linienschiffen.

Von diesen Schiffen sind nor achtzehn oder höchstens zwanzig seetüchtig und in gutem Zustande, die andern können bloß als Wracks betrachtet werden.

2. Segelfregatten.

	Kanonen.	Station.	Bemerkungen.
Konstantin	44	Kronstadt.	
Cesarewitsch	44	Helsingsfors.	
Cesarewna	44	Kronstadt.	
Amphitrite	44	»	Altes Schiff.
Kastor	44	»	Ausgebessert.
Diana	44	Rio Janeiro.	Zum Verkauf.
Alexander Newsky	58	Kronstadt.	Rasiet.
Aurora	44	Vlessingen.(?)	Zum Verkauf.
Pallas	52	Sidie. Kuste.	Rasiet.

Summe: 418 in 9 Schiffen.

Auf dieser Liste fehlen deei Fregatten mit flachem Kiel, auf denen die Seekadeten ihre Uebungszeit abhalten mussen.

3. Segel-Brigs und Korvetten.

	Kanonen.	Station.	Bemerkungen.
Ajax	20	Helsingfors	
Palamurus	20	»	
Paris	20	Kronstadt.	
Philoktetes	20	»	
Fuest von Warschau	20	»	
Navarino	20	Vlessingen.	Zum Verkauf.
Dwina	20	Kamtschatka.	
Olivutza	20	»	Abgetakelt.

Summe: 160 in 8 Schiffen.

Zwei odee deei Korvetten dürften durch Neubau hinzugekommen sein. Zu dieser Division kleiner Schiffe zählen außerdem 15 Schooner, Transportschiffe nnd kleinere Fahrzeuge. Die Kanonenboot-Flottille ist in schlechtem Zustande nnd zahlt nicht uhrr 50 Böte. Im Herbst von 1853 wuede der Bau von 80 Kanonenböten mit möglichster Beschlrunigung angeordnet.

4. Radeedampfschiffe.

	Kanonen.	Pferdekraft.	Station.
Elaf	16	450	Helsingfors.
Kamtschatka	16	540	Kronstadt.
Smitoi	12	400	Helsingfors.
Grafachi	6	400	Kronstadt.
Gremtaschi	6	400	Helsingfors.
Rueik	6	300	Kronstadt.
Chrabroi	6	300	»
Bogatie	6	300	»
Diana	6	200	»
Herkules	6	200	»

Summe: 86 Kan. 3490 Pferdekraft in 10 Dampfern.

Außerdem besitzt die kaiserliche Familie 10 mit Geschützen versehene kleine Dampf-Yachten, und das ebenfalls bewaffnete eiseene Postdampfschiff Wladimir.

5. Schraubendampfee der Linie.

	Kanonen.	Pferdekraft.	Station.	Bemerkungen.
Orel	84	500	Peteesburg.	Zur Taufe fertig, die Maschinen in Schottland mit Beschlag delegt.
Wiberg	84		Kronstadt.	Zwei alte, neu heegeeichtete Schiffe, das zweite ohne Maschinen, die in England weggenommen wuedeu.
Konstantine	84		»	

6. Scheaubenfregatten.

	Kanonen.	Pferdekraft.	Station.	Bemerkungen.
Maria	44	360	Petersburg.	Zur Taufe fertig, die Maschinen in England weggenommen.
Ilia v. Muconetz	44		Aechangel.	
Polchan	52	350	Kronstadt.	Im Jahre 1852 getauft, die Maschinen unvollständig.

Man siehe, daß von diesen Schraubendampfeen nur eines gerüstet und daß dieses eine in Archangel ist. So stattlich die obige Liste der russischen Flotte ist, wird man davon doch manches Schiff abziehen müssen, das verrottet oder aus einem andern Grunde feeruntuchtig ist. Die Engländer nehmen als schlagfertige russische Flotte der Ostsee an: 20 Linienschiffe, 5 Fregatten, 6 Brigs odee Koevetten und 8 Dampfee.

Danemark, das seine jütische Halbinsel weit am Kattrgat vorschiebt und mit seinen Inseln den Raum zwischen Schweden und Schleswig-Holstein fast ganz ausfüllt, ist der Hutee der Ostsee. Von den Straßen, die zwischen den dänischen Inseln hindurchführen, ist der Sund die bekannteste und von den Schiffen besuchteste. An seiner nördlichen Mündung etwa fünf Stunden breit, zieht sich der Sund zwischen der Insel Seeland und der Kuste von Schweden immee engee zusammen, bis er seine engste, etwa eine Stunde breite Stelle eeeicht. Hier liegt auf der schwedischen Seite Helsingborg, auf der dänischeo Helsingöe mit dem festen Schlosse Kronborg, beide Städte bewaffnet mit schweren Geschutzen, welche, wenn Danemark und Schweden vereinigt handeln, die Durchfahrt ganz vreeeen konnen. Bei Kopenhagen theilt die Insel Saltholm den Sund in zwei Straßen, deren westliche, Drogden genannt, wegen ihrer geößern Tiefe von den Schiffen vorgezogen wird. Die Sandbank des Middelgrundes theilt diese westliche Straße abermals in zwei Theile, den Hollanderpaß und den nahe an Kopenhagen vorbeiführenden Königspaß. Kopenhagen ist sowohl auf Seeland als auf dee kleinen Insel Amak oder Amager stark befestigt und beherrscht durch seine Citadelle Frederickshaven, wie durch sein Dreikronenfort alle Zugänge zu der Stadt. Südlich von der Insel Amager erweitert sich der Sund, um sich beim Kap Falderstо in die offene Ostsee zu erschließen. Seine ganze Länge betragt eilf Meilen. Man hat geglaubt, daß nue diese Straße füe groß Schiffe zu befahren sei, bis Napier durch die That bewiesen hat, daß auch dee große Belt füe Schiffe von bedeutendstem Tiefgang mit Sicherheit zugänglich ist. Allerdings finden sich am nördlichen Eingange Schwierigkeeten, aber dafür hat dee große Belt den Vorzug, daß seine zumlich gleichr Breite von drei Meilen jedes Beherrschen vom Lande aus nnmöglich macht. Ausgänge in die Ostsee hat der große Belt mehrere. Drn kleinen Belt bildet die Halbinsel Jutland mit der nahe an sie heranttetenden Insel Fühnen. Bei Fedeeiea veeengt sich der kleine Belt bis auf 2000 Fuß und kann daher von dieser Festung vollständig behrrrscht voerden. Die Kusten der dänischen Insel sind im allgemeinen ein wellenformiges, wenig übee die Wasserflache emporgehobenes Land, auf wel-

chem hier und da, in Klippen oder Landvorſprüngen, der Kalkſtein zu Tage tritt, der gewöhnlich mit dicken Lagern von Thon und Mergel bedeckt iſt, was den Boden zu einem ſehr fruchtbaren macht. Jütland, die einzige Halbinſel Europa's, welche ſich gegen Norden erſtreckt, und Schleswig haben dieſelbe Bodenbildung. In der Mitte des Landes länft ein Landrücken, die Waſſerſcheide zwiſchen Nordſee und Oſtſee, aber ſo niedrig, daß die abfließenden Gewäſſer ein kaum bemerkbares Gefäll haben und eine Kette von kleinen Landſeen, Sümpfen und Mooren bilden. An den niedrigen, vielfach eingeſchnittenen Küſten ſchneiden wie in dem öſtlichen Schleswig und Holſtein, Seezungen (Föds) weit in das flache Land ein, ſo ſeicht, daß nur kleinere Schiffe ſie benutzen können.

Die ſehr zerriſſene Nordküſte Holſteins umgibt eine fortlaufende Sandbank.

Die Südküſte der Oſtſee, welche bei dem Ausfluße der Trave beginnt und bis etwa zum kurriſchen Haff fortläuft, auf einer Ausdehnung von neun Längegraden lauter deutſches Gebiet begreifend, hat drei große Buchten. Weit zahlreicher ſind die kleineren Buchten, Haffe oder Wiecken genannt, die ſich, mit ſüßem Waſſer gefüllt, längs der flachen, von vielen Dünen begränzten Küſte hinziehen. Einige dieſer Haffe ſind ſehr bedeutend, namentlich das kurriſche, das friſche und das Stettiner Haff. Die unermeßlichen Ebenen, die von dieſen Küſten landeinwärts ziehen, zeigen ein eigenthümliches Fänomen, das ſchon in Mecklenburg und Pommern auftritt und zwiſchen der Oder und Weichſel, mehr noch zwiſchen der Weichſel und dem Niemen, ſtärker ſich wiederholt. Der Sand erhebt ſich zu Dünen und drängt die Gewäſſer zurück nach dem Innern des Landes, wo ſie zahlreiche Seen bilden, deren Ausläufer kleine Waſſerfaden ſind, die ſich ſpäter vereinigen, zu großen Strömen anſchwellen und ſich nun durch die Dünen einen Ausweg bahnen. Die Häfen dieſer Südküſte, welche zugleich eigene Schiffahrt haben, ſind Lübeck, Wismar, Roſtock, Stralſund, Greifswalde, Uckermünde, Stettin mit Swinemünde, Kolberg, Rügenwalde, Stolpemünde Danzig, Pillau, Elbing und Memel. Rügen, die größte Inſel Deutſchlands, macht von der Flachheit der Küſte die einzige Ausnahme.

Was man in Mecklenburg als Berge bezeichnet hört, ſind hügelartige Anſchwellungen des Bodens.

Hinter dem preußiſchen Küſtendorfe Nimmerſatt zeigt ſich die ruſſiſche Küſte, mit ihrer flachen Bildung und ihren Sandbankſtrichen der Südküſte ganz ähnlich. Die Länge des geſammten ruſſiſchen Küſtenlandes erreicht gegenwärtig dreihundert Meilen. Vor Kaiſer Alexander beſaß Rußland an der Oſtſee nur 170 Meilen Küſtenland, vor Katharina II. nur 120, zur Zeit Peters des Großen nur 100 und vor ihm, das heißt vor 150 Jahren, keinen Fußbreit. Die deutſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands werden noch allgemein mit ihren alten Namen Kurland, Liefland und Eſthland genannt. Die kurländiſche Halbinſel läuft nördlich mit einer Neigung gegen Norden und hat zwei größere Hafenplätze Libau und Windau. Der Hafen von Libau, den der Ausfluß des Libauer Sees bildet, hat zwei große Nachtheile: geringe Tiefe und Sandbänke vor dem Eingange, die ihre Lage häufig verändern. Noch ſchlechter iſt der Hafen von Windau, weshalb auch die ruſſiſche Regierung ihr nur mit unverhältnißmäßigen Koſten durchführbares Project, hier einen Kriegshafen zu bilden, aufgegeben hat. Einige Meilen hinter Windau wendet ſich der Strand öſtlich, um mit der weit vortretenden Domesſpitze und der gegenüberliegenden Inſel Oeſel den Eingang zu dem großen ſchönen Meerbuſen von Riga einzufaſſen. Dieſer Eingang iſt ein ſchwieriger, denn von der genannten Spitze, wo die Stadt allnächtlich zwei Feuer unterhält, erſtreckt ſich, anfangs über, dann unter dem Waſſer, eine Sandbank weit in das Meer hinein, ſo daß es den vom Sunde kommenden Schiffen, die hier oft mit einem plötzlich eintretenden Gegenwinde zu kämpfen haben, ſchwer wird, glücklich hindurchzukommen. Haben ſie dieſe Gefahr glücklich beſtanden, ſo treffen ſie auf eine wirbelnde Bewegung, die wahrſcheinlich durch das Zuſammentreffen der verſchieden gerichteten Strömungen dieſes Beckens entſteht und kleineren Fahrzeugen gefährlich iſt. Aus der Zeit, als die Schiffahrt hauptſächlich durch Schiffe von geringem Tannengehalt betrieben wurde, hat ſich bis auf unſere Tage hier das Strandrecht erhalten. Ein Drittheil der geſtrandeten Gegenſtände gehört dem Gutsherrn, ein Drittheil ſeinen Leuten; wem das letzte Drittheil zufällt, bleibt im Dunkel.

(Schluß folgt.)

Zur Sittengeſchichte Wien's im vorigen Jahrhundert.

Während die franzöſiſche Mode bereits über dem ganzen Abendlande ihren Herrſcherſtab ſchwang, entſagte unter den großen deutſchen Höfen der kaiſerliche, unter der Regierung Karl VI. am wenigſtern ſeiner alten, noch von Spanien entlehnten Etiquette, und eignete ſich am wenigſten franzöſiſche Manieren und Sitten zu. Die zwölf Hoffräuleins der Kaiſerin waren nach ſpaniſcher Art eingeſchloſſen. Der Kaiſer ſpeiſ'te gewöhnlich mit der Kaiſerin und den Erzherzoginen, und beide Majeſtäten wurden bei der Tafel beſtändig von ihren erſten Hofbeamten bedient. Zwiſchen den gewöhnlichen und den Galatafeln der kaiſerlichen Familie war kein anderer Unterſchied, als daß während der letzteren ſich Muſik hören ließ. Der gewöhnliche Zeitvertreib des Kaiſers beſtand in Scheibenſchießen, in der Jagd und in Concerten, bei welchen der Monarch bisweilen accompagnirte, indem er ein großer Kenner und Verehrer der Muſik war. Dieſes Geſchmacks für Muſik ungeachtet, wurden jährlich nur zwei Opern an den Namenstagen des Kaiſers und der Kaiſerin aufgeführt und dann einige Male in der Carnevalszeit wiederholt. Die deutſche Komödie in Wien war, ſo behauptet Ladi Montague in ihren Briefen, damals überaus ſchlecht. Ebenfalls während der Caenevalszeit veranſtaltete man große Maskeraden bei Hofe, die am häufigſten Bauernhochzeiten vorſtellten. Die kaiſerlichen Paläſte, Luſtſchlöſſer, Gärten und Mobilien waren ſo höchſt einfach, ja gering, daß die Fremden ſich darüber verwunderten; deſto größer aber der Prunk in den Häuſern der Vornehmen. In ſeiner größten Pracht zeigte ſich der Hof an den Namenstagen des Kaiſers und der Kaiſerin, an welchen das Kleid des Kaiſers, der ſonſt ſehr einfach einherging, und nach mehr jenes der Kaiſerin auf das dichteſte mit Edelſteinen bedeckt waren. Der Kaiſer war mehr fromm, als galant, ſprach nie mit den Damen ſeines Hofes, und liebte die gottesdienſtlichen Feſte mehr, als die Hoffeſte. Er veranlaßte nicht nur die Herren und Damen ſeines Hofſtaates und des Hofſtaates der Kaiſerin, ſondern auch die fremden Geſandten, alle ſeine Andachtsübungen mitzumachen. Hierüber war Niemand unterthäniger, als der im Jahre 1725 als Geſandter nach Wien verſetzte, galante Herzog von Richelieu, welcher, in einem Briefe an den Cardinal von Polignac in Rom, ſich nach ſeiner profanen Weiſe bitter beſchwerte, daß er vom Palmſonntage an bis zur Mittwoche nach Oſtern volle hundert Stunden mit dem Kaiſer in der Kirche zugebracht habe.

Die Wiener und Wienerinen feierten alle gottesdienſtlichen Feſte von ganzem Herzen mit, und vervielfältigten die Hof- und Familienfeſte, ſo viel ſie konnten. Außer den Galatagen — ſo erzählt der bekannte Baron von Pöllnitz — war der Hof ſehr einfach gekleidet. Allein der Galatage waren ſo viele, daß man die einfachen Kleider nicht oft ſah. Um die ganze Stadt Wien in Gala zu ſetzen, war nichts weiter nöthig, als die Feier des Geburts- oder Namenstages eines Miniſters, oder der Aderlaß einer Dame vom Stande. Die Gala's hießen ſich in drei Claſſen abtheilen. Die Hof-Gala's waren allgemein für die Bürgerſchaft, wie für den Adel. Die ſogenannten großen Gala's feierte man in der Stadt irgend einem Miniſter zu Ehren, und die kleinen Gala's wurden bei den Aderläſſen der Damen angeſtellt. Ein Mann machte hier ſeiner Frau, die Frau dem Manne, die Kinder den Eltern, die Geſchwiſter unter einander Gala.

Die Wiener Frauen waren damals, nach der Beſchreibung des Barons von Pöllnitz, mehr ſchön, als liebenswürdig. »Sie ſind« — ſagt dieſer ſcheinſtellende Roué — »groß, ſchön gebaut und haben einen ſchönen Gang, aber eine gar nicht anmuthige Art zu grüßen, indem ſie ſich ſo tief neigen oder bücken, als wenn ſie das Rückgrat abbrechen wollten. Sie kleiden ſich mit mehr Pracht, als Geſchmack. (Die Fontangen oder Kopfaufſätze der Wiener Damen waren, nach der Behauptung der Ladi Montague, noch abenteuerlicher als ihre Reifröcke.) Zwei oder drei ausgenommen, legen die Damen kein Roth, und noch weniger Weiß auf. Selbſt die Schönpflaſterchen ſind hier wenig im Gebrauche. Kurz, man findet an den Schönen kein Merkmal der Coqueterie. Sie werden nicht leicht vertraut, und ſind, bei all' ihrer Eitelkeit kalt, wie all' unſere deutſchen Schönen ſind. Ihre Schwachheit iſt nicht ſowohl die Galanterie, als das Spiel, die Pracht und der Aufwand. Um ihr Hausweſen bekümmern ſie ſich ſo wenig, als wenn ſie in ihren Häuſern fremd wären. Sie kennen keine anderen Bücher, als ihre Andachtsbücher, halten aber die äußern Andachtsübungen nicht ſelten für das Weſen der Religion. Der Umgang mit ihnen iſt nicht ſehr unterhaltend, wenn er anders nicht durch die Liebe belebt wird. Sie ſind für Wien wenigſtens eben ſo ſehr ungenommen, als die Pariſerinen es für Paris ſind. Alle dieſe kleinen Fehler werden jedoch durch eine gewiſſe Seelengröße und eine außerordentliche Freigebigkeit mehr als überwogen. Sie ſind treue Freundinen, wenn ſie einmal zu lieben angefangen.«

Digitized by Google

Dieſer kurzen Charakterſchilderung fügt Pöllnitz noch einige Nachrichten über die Lebensweiſe der Wienerinnen zu ſeiner Zeit bei. »Die Damen in Wien erwachen ſehr ſpät. Kaum öffnen ſie des Morgens die Augen, ſo fordern ſie ihre Chokolade, und laſſen ſich bei ihren Männern erkundigen, welche Geſellſchaft ſie zu Mittage gebeten haben. Gefällt ihnen dieſe nicht, ſo laden ſie ſich ſelbſt bei einer ihrer Freundinnen zu Gaſte. Im entgegengeſetzten Fall laſſen ſie einige von ihren Bekannten oder Bekanntinnen zu Tiſche laden. Nach genommener Chokolade kleiden ſie ſich an, und gehen in die Meſſe; denn die am wenigſten Frommen müſſen täglich wenigſtens eine Meſſe hören. Nach der Meſſe halten ſie in der Kirche ſelbſt eine kleine viertelſtündige Unterredung mit den Freunden oder Freundinnen, welche ſie antreffen, und machen dann Beſuche, oder nehmen auch dergleichen an. Während ſolcher Beſuche redet man von den Neuigkeiten des Hofes und der Stadt, und zugleich fädeln die Damen goldene Teeſſen in ein ſchönes Kaſtchen hinein, das ſie auf dem Schoße halten. Nach der Tafel trinkt man Kaffee, und ſpielt Quince bis an den Abend, wo man nach Hofe fährt. Nach der Coue geht man in Aſſembléen, wo Piquet oder Quadrille geſpielt wird. Wenn die Damen aus den Aſſembléen nach Hauſe fahren, ſo legen ſie ihre Staatskleider ab und ſpeiſen in kleinen Geſellſchaften zu Nacht; ſehr zufrieden darüber, daß ſie den Tag mit Nichtsthun hingebracht haben. Die Damen vom zweiten Range, nämlich die Frauen der Reichshofräthe, der Referendarien, Agenten u. ſ. w. zeigen in ihren Häuſern einen Wohlſtand und Ueberfluß, der einen Fremden in Verwunderung ſetzt. Ihre Häuſer ſind prächtig eingerichtet, und ihre Tafeln trefflich beſetzt. Man findet hier die ausgeſuchteſten Gerichte und die feinſten Weine, von welchen beſtändig wenigſtens acht bis zehn verſchiedene Sorten angeboten werden. Die angeſehenen und ſelbſt die geringen Bürger ahmen den Vornehmen, ſo viel ſie können, nach. Kein Volk macht mehr Aufwand, und keines hat eine größere Einbildung von ſich ſelbſt, als die Einwohner von Wien.« (Dürfte ſelbſt für jene Zeit ein ſehr übertriebener Ausſpruch ſein.)

Maria Thereſia milderte zuerſt die ſtrenge Etiquette, mit welcher ihre Vorfahren mehr ſich ſelbſt, als ihre Hofleute gefeſſelt hatten. An dem Hofe ihrer Mutter lernte die reizende, unglückliche Marie Antoinette jene liebenswürdige Ungezwungenheit, womit ſie, als Dauſine, der Etiquette des franzöſiſchen Hofes entſchlüpfte, und gleich nach ihrer Ankunft in Frankreich den Hof und die Hauptſtadt für ſich einnahm. Vergebens eiferte ihre Dame d'honeur, die Gräfin von Noailles, der jungen Fürſtin vor, daß ſie ihrem Range und den Gebräuchen ihres Ranges Etwas vergebe. Die frohſinnige Dauſine folgte der »Madame l'Etiquette« — wie ſie ihre Dame d'honeur nannte — nicht. Sie ließ ſich von keinem Ceuper begleiten, ging allein und zu jeder Zeit aus, wenn es ihr gefiel, machte Promenaden zu Fuß, lud Brüder, Schweſtern, Tanten an ihre Tafel, oder nahm bei dieſen das Mittags- oder Abendmal ein. Kurz ſie erneuerte, wie der Verfaſſer der »Via privée de Lonis XV.« von ihr ſagt, in Verſailles die innige Traulichkeit, womit die Glieder der kaiſerlichen Familie in Wien untereinander lebten, wo man an Galatagen zwar der Etiquette ihr Recht gönnte, aber im innern Zirkel voll Ungezwungenheit und Innigkeit war. Maria Thereſia ſelbſt gab dem Wiener Hofe mehr Freiheit, mehr Leben und Glanz, als er vorher gehabt hatte, und die franzöſiſchen Sitten verdrängten oder überwanden wenigſtens die bis dahin herrſchenden Sprachen und Sitten Spaniens und Italiens, nur daß das ächt deutſche Gemüth der großen Kaiſerin dem neuen franzöſiſchen Weſen zugleich eine Seele einhauchte und dadurch ſelbſt deſſen äußere Formen verſchönte und vereinfachte.

Anſpruchloſe Einfälle.

1. Schlechte Zeiten.

»Himmel! wie ſchlecht ſind die Zeiten! wie wars doch ſo gut in den alten!«
Klagt Ihr und — täuſcht Euch; die Zeit iſt noch ſo gut wie zuvor.
Frühre verſtand man zu teagan; Ihr könnt nur klagen und wimmern:
Größer iſt nicht die Laſt; s'iſt nur geringer die Kraft!

2. Gegenſtück.

»Größer iſt nicht die Laſt, die Ihr tragt, — 's iſt geringer die Kraft nur,« —
Sagſt Du und — täuſchſt Dich: ſieh', größer nur iſt noch die Kraft.
Wie der Magnet immer mehr muß tragen, damit er erſtarke,
Wächſt auch im Leiden die Kraft, wächſt im Gedulden der Muth. F.

Der Dorf Dilettant.

(Mit einer Abbildung.)

Daheim in ſeiner Stube,
Am Sonntag Nachmittag,
— Die Dorfuhr that ſo eben
Den dritten Glockenſchlag —

In ſeinem Sonntagsſtaate,
Behäbig und vergnügt,
Der Richter der Gemeinde
Sein Lieblingsfeld durchpflügt.

Sein Feld — die große Geige
Der Bogen heut ſein Pflug,
Wobei ihn mag erquicken
Der Trunk vom Sonntagskrug!

Doch hat der gute Alte
Noch nicht daran gedacht,
Eh' nicht ein Pack der Noten
Zu Ende iſt gebracht.

Wer gleicht ihm wohl an Eifer
Und an geſpanntem Ernſt?
Ein Vorbild nimm dir, Knabe,
Der du die Geige lernſt!

Wie ſtreicht er ſo voll Andacht
Gemüthlich ſeinen Baß!
Wie oft wohl ſchon der Alte
Auf dieſem Stuhle ſaß?

Die Notenblätter wendet
Sein ſchmuckes Töchterlein, —
Die möchte wohl viel lieber
Bei ihrem Liebſten ſein!

Und wenn ſie heut, wie manchmal,
Die Notenreih'n vergaß,
Da ſchaert er mit dem Fuße
Und brummt in andrem Baß

Am Sonntagsmorgen aber,
Do iſt ſie frei vom Amt,
Da ſind am Chor der Kirche
Die Künſtler zuſammt.

Und mitten unter ihnen
Beſchattet jeden Ton
Der Richter der Gemeinde
Auf ſeinem Violon.

Da ſollter ihr ihn ſehen!
O kommt einmal hinaus!
Ihr lobt ihn, und — bewirthet
Seid ihr in ſeinem Haus.

Und wenn ihr wollt, nach Tiſche,
Da ſitzt er wieder ſo,
Und geigt euch vor bis Abends,
Von ganzer Seele froh.

A. L. Kellenmann.

Peter Heß.

(Mit Portrait.)

Der ausgezeichnete Schlachten- und Genremaler Peter Heß iſt der Sohn und Schüler des im Jahre 1828 zu München verſtorbenen berühmten Kupferſtechers Karl Ernſt Chriſtof Heß, und kam am 29. Juli 1792 in Düſſeldorf zur Welt. Schon in ſeinem zehnten Jahre radirte er neben andern Sachen auch einige Thierſtücke, für die er, gegen den Wunſch ſeines Vaters, eine beſondere Vorliebe hatte, die er auch behielt. In München bildete er ſich ſeit 1806 in jenem Fache weiter, in welchem er bald zu hoher Auszeichnung gelangte. In den Jahren 1813 bis 1815 wohnte er im Generalſtabe des Feldmarſchalls Fürſten Wrede den bedeutendſten Gefechten gegen die Franzoſen bei, und zeichnete, ſoweit dieß ausführbar, mehrere Schlachtenſcenen an Ort und Stelle. Berühmt iſt namentlich ſein, 1817 ausgeführtes Gemälde: die Schlacht bei Arcis ſur Aube, in welchem er das Schlachtenleben in der treueſten Weiſe ſchildert. Später unternahm er Reiſen nach Wien, in die Schweiz und nach Italien. Im Jahre 1833 begleitete er den König Otto nach Griechenland, um deſſen Einzug an Ort und Stelle zu zeichnen und dann in einem Gemälde auszuführen, welches 1835 bei der Ausſtellung allgemeinen Beifall fand. Er lebte neun Monate in Griechenland, wo er unter anderen intereſſanten Momenten auch die Landung der bairiſchen Truppen und die Huldigung König Otto's malte. Neben der meiſterhaften Anordnung und Ausführung des Ganzen intereſſirt auf dieſen großen Bildern die gelegentlich darauf angebrachte Menge von Porträts. Im Jahre 1839 ging Heß, einem Rufe des Kaiſer Nikolaus entſprechend, nach Peterſburg und Moskau, und malte in einer Reihe von 4 großen Schlachtenbildern die Ereigniſſe des Jahres 1812; vier andere ſollen noch folgen. In jüngſter Zeit war er beſchäftigt, die Schlacht bei Leipzig für den König Maximilian II. von Baiern auszuführen. Von ſeinen übrigen Gemälden ſind als die bekannteſten noch zu erwähnen: die Uebereumpelung eines franzöſiſchen Dorfes durch Koſaken; die Vertheidigung der Kinzigbrücke bei Hanau durch den General von Papenheim; ein Scharmützel zwiſchen öſterreichiſchen Huſaren und franzöſiſchen Dragonern; doniſche Koſaken mit gefangenen franzöſiſchen Bauern; ein Blocaar öſterreichiſcher Truppen; der walachiſche Pferdefang; das Gefecht im Engpaß bei Bodenbühls, und das Gefecht bei Wargel in Tirol.

Mit Recht gilt Peter Heß als einer der erſten jetzt lebenden Schlachten- und Genremaler; ſein Colorit und ſeine Auffaſſung ſind meiſterhaft, und ſeine Compoſition ſtets bedeutend und tief gedacht, wodurch er ſich namentlich vor mehreren franzöſiſchen Schlachtenmalern auszeichnet. Die Staffage wie das Landſchaftliche ſind in allen ſeinen Arbeiten mit gleicher Meiſterſchaft behandelt. Seine Gemälde ſind ſtets gefällig und geiſtreich geordnet und bis in die kleinſten Details mit ungemeiner Klarheit und Zartheit ausgeführt. Ueberall eignet ſein ſcharfer Blick ſich dasjenige an, was zur Charakteriſtik der verſchiedenen Nationen dient, und ſeine unabläſſige Beobachtung befähigt ihn, das Leben in ſeiner mannigfaltigſten und unmittelbarſten Aeuſſerung zu erfaſſen.

Herausgeber u. Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

Gemalt von Karl Rahl

Gestochen von Christ. Mayer

PETER HESS.

Schlachten- und Genremaler, geboren am 29 Juli 1792 zu Düsseldorf.

Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift „Wesen."

Druck von Kargl und Auer

Digitized by Google

DER DORF - DILETTANT

Beilage zu M. Auer's polige.-illustr. Zeitschrift „Faust."

Druck von Kargl und Auer.

Digitized by Google

IDEAL EINER LANDSCHAFT.

Radirung in Kupfer.

Beilage zu M. Auer's poligraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust."

Druck von Reigl u. Auer.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.
Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Inhalt: Pränumerations-Anzeige. — Der Mensch lebt nur einmal! (Schluß.) — Umschau in der musikalischen Welt. — Aussprüchliche Einfälle. — Neues im Gebiete der graphischen Künste. — Friedrich August II., König von Sachsen. — Die Sulinamündung. — Russschut.
Artistische Beilagen. Die Sulinamündung und Russschut. (Zinkradirung.) — Der Wasserfall. (Hochätzung.) Der Hase. (Originalstahldruck.)

№ 10. I. Jahrgang. Wien. 1854.

An die geehrten Herren Pränumeranten.

Da mit Nr. 12 das erste Semester der Zeitschrift »Faust« zu Ende geht, so werden die geehrten Herren Interessenten ergebenst zur Erneuerung der Pränumeration eingeladen. Diejenigen, welche bereits auf das erste und zweite Quartal pränumerirt haben, und nun auch das dritte und vierte Quartal zugleich voraus bezahlen, erhalten das schöne, mit so ausnehmendem Beifalle aufgenommene Prämienbild: »die Auswanderer« (nach einem Gemalde von Heckel), unentgeltlich zugesendet, eine Begünstigung, welche auch allen neu eintretenden Pränumeranten auf den ersten Jahrgang, nach zugestanden wird.

Bei dem überraschend schnellen Erfolge unserer Zeitschrift, und bei dem vollständig ausreichenden Vorrathe an Stoff und Kunst-Beilagen, entsprechen wir dem vielseitig ausgesprochenen Wunsche der P. T. Herren Pränumeranten insofern, als wir beide erste Semester des »Faust«, d. i. zusammen 24 Numern, nach im Laufe des Jahres 1854 liefern, warum sich das rasche Aufeinandererscheinen der Numern dieses Jahrgangs erklärt. Sowohl in Bezug auf den Text, als auf die Kunstbeilagen werden die Leistungen des »Faust« sich fortwährend steigern.

Der Mensch lebt nur einmal!

(Schluß.)

Das Zerwürfniß zwischen Lenen und Lisen war längst schon ausgeglichen und beide Freundinen saßen in der winterlichen Spinnstube traulich beisammen. Wovon sollten sie sich unterhalten? wovon sprechen? War doch das Rad der einen Spinnerin von Hanns. Da unterbrach Lene ihre klug und weise thuende Freundin im gemächlich und langsam sich ausdehnenden Redeflusse mit folgender Berufung auf vielfältige Erfahrungen:

»Und wäre es noch nie dagewesen, daß ein vornehmer Herr sich in ein niederes armes Mädchen verliebte und dasselbe sogar heiratete?«

Lise gestand ihr dieses unbedingt zu, jedoch nicht mit Unterlassung einiger Erörterungen:

»O ja! das ist gar oft geschehen, daß ein armes Mädchen solch' ein Glück gemacht hat. Aber der Abstand war gewiß nirgend ein so großer, wie zwischen Die und unserem Hanns. Wenn solch' ein Herr sich auch manchmal in ein gemeines Mädchen verschaute, so war es doch eine Nähterin, Obstlerin, Wäscherin, Sängerin, oder sonst etwas, was sie besser gemacht hat. Sie haben im Anzug' ihm doch keine Schand' gemacht, und dabei immer ausgesehen, wie ein wirkliches Fräulein von Stand. Hat doch voriges Jahr drüben in Wellenheim der gnädige Herr das Stubenmädchen der verstorbenen Frau Gräfin geheiratet! Aber was ist das für ein Stubenmädchen? Sie kann lesen, schreiben, sticken und eine Menge, was Du nicht kannst. Und wenn man sie anschaut — sag' selbst — wie eine Dame — kannst Du dich mit ihr messen? Ah! wenn Du so Eine wärest, dann könnt' es allerdings möglich sein, daß die Geschicht' mit'm Hanns weiter führt — aber so?! —«

Die Wahrheit dieser Worte drang Lenen tief in's Herz und veranlaßte sie, die Meinung ihrer Freundin nicht nur zu prüfen, sondern aus eigenem Zuthun noch in's Weitere fortzusetzen. Sie hat recht — dachte sie — in diesem Anzuge kann nichts daraus werden. Zwar ist der Hanns auch nur

immer als Bauer gekleidet, doch geschieht dieß nur bei uns heraussen auf dem Lande, und in der Stadt ist er ein Anderer. Sie hat recht — wenn ich so Eine wäre, wie Jene in Wellenheim! Aber sollte sich denn das Bischen Lesen und Schreiben nicht erlernen lassen? Der Liebe ist viel möglich — und manche hat vielleicht schon mehr zusammengebracht, wenn sie wahrhaft verliebt war. Der Hanns hat mich gern — das ist gewiß — nur hat ihm mein bäuerisches Gewand verboten, mich nach Herzenslust zu umarmen und abzuküssen; wenn er aber käme und mich wie ein gebildetes Fräulein angezogen fände, dann würde er mich erst recht lieben, über meinen Fleiß erstaunend, mit dem ich mich bemüht habe aus Liebe zu ihm, meinem Benehmen einen edleren Anstrich beizubringen. Mehrere Tage vergingen, allein Lene konnte keines anderen Gedankens mächtig werden, immer nur auf Mittel sinnend, welche geeignet wären, sie über den Dunstkreis der Bauernstube zu erheben. Plötzlich war sie bei der Jungfer Schwester des Herrn Pfarrers als Magd in den Dienst getreten, und obschon der Vater ihr alle möglichen Vorstellungen dagegen gemacht, so vermochte er doch nicht ihren brünstigen Bitten länger Widerstand zu halten, um so weniger, da sie ihm begreiflich machte, daß sie beim Herrn Pfarrer werde Lesen und Schreiben lernen und von dessen Schwester im Putzwaschen und Kleidermachen manchen unterrichtenden Handgriff abzulauern, Gelegenheit bekäme. Wenn auch der Vater ihrer strebsamen Lerndegierde einwendete:

»Du hast die Sachen so lange nicht gebraucht und brauchst sie jetzt auch noch nicht! —«

So war sie von deren Nothwendigkeit jedoch zu sehr durchdrungen, als daß sie unter irgend einer Bedingung zu bewegen gewesen wäre, den Gedanken ihrer Vervollkommnung aufzugeben. Wie inständig es ihr mit derselben Ernst war, zeigte sich gar bald in fast betrübender Weise, denn uebst der genauen und pünctlichen Verrichtung ihrer Dienstesobliegenheiten, fast sie mit einer alten Schul-Vorlage und rothlinirten Schreib-Tafel halbe Nächte bei einer dürftigen Oellampe durch. Von der übernatürlichen Anstrengung fielen die Rosen ihrer Wangen ab und die Schneehügel ihres Busens schmolzen ein. Das üble magernde Aussehen war ihr selbst kein Geheimniß, denn vor dem Spiegel machte sie täglich selbst diese Bemerkung, doch hätte sie, wenn es ihr Leben gegolten, nimmer von der Erreichung ihres Zieles abgelassen. Als der Winter seinem Ende nahte, fühlte sie, wie sehr sie in ihrer Aufgabe noch zurück sei, indem die kurze Zeit weniger Monate denn doch nicht hinreichte, um das Versäumte mehrerer Jahre einzuholen. Sie fürchtete sich auf Hannsens Ankunft, welche bald bevorstand, da sie mit halben Erfolgen ihm nicht entgegentreten wollte. Um so freudiger nahm sie die Nachricht auf, daß Hanns im Sommer dieses Jahres nicht auf seine Güter kommen werde, indem er in Folge einer kürzlich überstandenen schweren Erkrankung nach dem Ausspruche der Aerzte in einem Seebade die Herstellung seiner Gesundheit suchen mußte. Sie dankte dem Himmel für diese günstige Schickung, denn Zeit gewonnen, alles gewonnen. Besonders aber beglückte sie, daß Hanns vor seiner Abreise in's Bad noch ihrer gedachte, denn es kam der Richter zu ihr und sagte ihr, daß unser Hanns ihm geschrieben und einen Auftrag ertheilt habe. Der Brief lautete:

»Lieber Herr Richter! Ich komme heuer nicht zu Euch. Was hätte auch ein kranker Hanns bei Euch gemacht? Dagegen habt ihr künftiges Jahr einen gesunden. Seid so gut und bringt der Lene beim rothen Apfel diesen Rosenkranz als Andenken an mich. Sie soll dabei für mich und meine Gesundheit beten.

Grüsse und Küsse an alle Freunde von Eurem Hanns.«

Lene hatte über den Rosenkranz eine namenlose Freude, denn er war ihr ein Beweis, daß Hanns noch gar nicht ahne, wie weit sie es schon im Lesen gebracht, sonst hätte er ihr ein Gebetbuch mit großen Buchstaben anstatt der Vaterunserkette senden müssen. Sie setzte nun mit verdoppelter Beharrlichkeit und Ausdauer ihren Selbstunterricht fort, und es war bewundernswerth, wie rasche Fortschritte sie jetzt machte, wo sie nicht mehr gehemmt wurde von der vorschnellen Ankunft derjenigen, den sie mit ihren Fähigkeiten überraschen wollte. Der Herr Pfarrer rühmte sich mit Stolz ihrer kleinen Ausbildung, indem er den meisten Theil dieses Erfolges seiner leicht faßlichen Lehr-Methode und nicht überstürzenden Anleitung zuschrieb. Auch dessen Jungfer Schwester war mit Lenen höchst zufrieden, nicht so ganz aber Diese mit Jener. Was sie an weiblichen Arbeiten lernte, schien ihr veraltet und aus der Mode gekommen, kein Schnitt einer Chemisette oder Hande wollte ihr entsprechen, meinend, daß den Anordnungen der Bänder aller Geschmack mangle, kurz: ihre Kleidung hielt mit der reizenden Toilette der Gräfin von Wellenheim noch keinen entfernten Vergleich aus. Wollte sie daher nicht mitten in ihrem Streben durch einen Stillstand unterbrochen werden, so mußte sie auf eine Aenderung ihrer Lage Bedacht nehmen. Dieses war ihr klar geworden, und je mehr sie dieses Anliegen übersinnen, desto mehr glaubte sie keine Zeit verlieren zu dürfen. Rasch im Entschliessen und Handeln befand sie sich daher, nachdem sie im Hause des Pfarrers ein volles Jahr den nothdürftigsten Elementar-Unterricht sich angeeignet hatte, im Herbste auf dem Schlosse Wellenheim, wo sie unter Aufsicht der gewesenen Kammerjungfer jene Kenntnisse zu gewinnen hoffte, welche die Kluft zwischen ihr und Baron Otto ebnen sollten. Die Gräfin, bei welcher sie nun im Dienste, war nichts weniger als eine Gebieterin ihr gegenüber; im Gegentheile fand bald ein vertrauliches Verhältniß Eingang und so weit die Vorbegriffe eines kaum der Bauernschürze entkleideten Mädchens gestatten konnten, wurde sie von ihrer jetzigen Beschützerin zuvorkommendst in alle Künste des Putztisches eingeweiht, denn sie war mehr als Dienerin — sie war Gesellschafterin und Gehilfin, welcher die Gräfin dringlichst bedurfte, da ihr das Zusammentreffen lästiger und erwünschter Besuche öfter manche Unannehmlichkeiten bereitete, deren Folgen sie unter dem Beistande einer reizenden Genossin leichter hinzuhalten hoffte. Da sie keinen eifersüchtigen Argwohn gegen die abgeblaßte Schönheit Lenens empfand, so räumte sie ihr fast schwesterliche Rechte im Hauswesen ein, die sie einem erfahrenereu Wesen schwerlich gewährt hätte. Vertrauen weckt wieder Vertrauen, und da Lene seit ihrer Trennung von Lisen keine Seele hatte, welcher sie ihre heimliche grenzenlose Liebe mittheilen konnte, so war mancher Winterabend bestimmt, der Gräfin Emma als Gegendank für alle gemachten Enthüllungen auch Lenens Beziehungen zu unserem Hanns unumwunden zu offenbaren.

Endlich kam der holde Mai, wo die Flur sich kleidet neu — Zeilen, welche aus der Unzahl von Büchern ihrer Lesebungen sich mit dem Zauber aller Verjüngungsgefühle tief ihrem Gedächtnisse eingeprägt hatten, als mit willfähriger Zustimmung ihrer Gönnerin sie sich herüber zu ihrem Vater begab, um unsern Hanns, der sich mit Nächstem im Dorfe einfinden wird, liebevoll zu erwarten und zu überraschen. Sie träumte sich die Scenen des Wiederfindens von so ergreifendem Effecte, die Bewunderung ihrer namenlosen Aufopferungen aus Liebe von so durchdringender Begeisterung, und den gegenwärtigen Anblick ihrer äußeren Erscheinung von so verführerischem Eindrucke, daß sie glaubte, unbezweifelt einer endlosen Reihe von Wonnetagen entgegensehen zu dürfen. Gewiß, er wird sie umarmend mit tausend Küssen an sein Herz drücken, und sie wird seinem stürmischen Begehren die Rücksichten auf Welt und Verhältnisse entgegensetzen; er wird mit liebeglühender Beredungsgabe ihre Bedenken lösen, und sie wird etwas spröde thuend seine leidenschaftlichen Bitten mit Hindeutung auf den besseren Anstand sittiglich verweisen; er wird sie mit einer Unzahl neuer Angedenken wieder an sich fesseln, und sie wird jedes derselben mit neuen Aufmerksamkeiten lohnen; endlich gibt er ihr einen Ring, nimmt sie im Herbste in die Stadt und übers Jahr ist sie dann so Eine, wie das Stubenmädchen von Wellenheim. Wie konnte sie anders träumen? Waren es doch die lockenden Bilder, welche im täglichen Verkehre ihr von der Gräfin Emma Wellenheim vorgemalt wurden! Sie ist aber nicht so, wie Jene geworden. Schwer ist zu entscheiden, ob man sagen soll: ein frommer Schutzgeist hat sie davor behütet, oder ein höllischer Dämon hat es anders gekartet. Sie ist nicht so Eine geworden, denn unser Hanns war weder der alte Graf Wellenheim, noch der junge Baron Otto Landstadt, sondern der flinke, gerade, naturtreue Alpenbube, wie immer; der auf die gedrechselten Manieren einstudirter Koketterien keinen Schuß Pulver gibt, abscheu nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Lösung und Aufknüpfung verworrener Salon-Netze im Winter zu seinen angenehmsten Beschäftigungen zählten. Das erste Begegnen, welches zwischen Hanns und Lenen statt fand, war daher nicht nur voll Ueberraschung, sondern auch voll Befremden. Erst nach der Dauer mehrtägigen Umganges vermochte die Anerkennung ihres beispiellosen Fleißes die merkliche Mißbilligung ihrer Frisur und Manschetten etwas zu verwischen. Mitleid über ihr bleiches Gesicht, gebleicht von den geistigen Aufreibungen durchwachter Nächte, kämpfte mit einer prosaischen Beurtheilung dieser Blässe, da diese schöne Stirne dem Sonnenbrande so wie den schaefen Lüften der Bergeswetter sorgfältig entzogen war, und wenn er auch jetzt die weissen und zierlich gewordenen Hände Lenens gerne streichelte, so ärgerte er sich doch darüber, die bekannten Schwülen nicht mehr zu finden. Zwar schmeichelte und freute ihn, wenn er sie mit dem marmorirten Einbande einer französischen Uebersetzung lesend antraf, doch mehr würde es ihn entzückt haben, wenn er sie wieder bei den gefleckten Füßen einer echten

Schweizerin melkend gefunden hätte. Kurz, im Allgemeinen drängte ſich ihm das Gefühl der Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit auf, welches bei allen möglichſt erwogenen Entſchuldigungen doch immer die Oberhand gewann. Ihm war ſo ſonderbar um's Herz, wie dem Dichter eines Dramas, welchem aus ſeinem Stücke eine Rolle hinausgeſtrichen worden iſt. Nicht um den dadurch verloren gehenden Charakter war ihm allein zu thun; ſondern der Gedanke, daß mit der Hinweglaſſung dieſer einen Perſon auch eine Menge dankbarer Epiſoden und hinreiſſender Staffagen werden wegbleiben müſſen, war es weit mehr, welcher ihn durchwegs und nachhaltig verſtimmte. Es fehlte ihm Lene, und Fräulein Madeleine ſchien dafür kein ebenbürtiger Erſatz, und die oftmalige Verwechslung des: Du oder Sie in der Anſprache hatte Beiden zur Genüge die Belehrung gegeben, daß ſich Eines von ihnen geändert haben müſſe. Die darüber erhobenen Vorwürfe verdienten jedoch Beide, obgleich ein jedes ſich in ſeinem Sinne ſchuldfrei fühlte. Hanns war Derſelbe, wie immer — doch äußerlich; im Innern iſt er ein Anderer geworden, und Lene war ebenfalls Dieſelbe, wie immer — doch innerlich; nur im Aeuſſeren iſt ſie eine Andere geworden. — Einmal, während einer ſolchen mit Vorwürfen ausgefüllten Unterredung, ſagte Lene zu ihm:

»Du haſt dein Verſprechen ſchlecht gehalten! Siehſt Du: das Gartenmeſſer hat halt doch deine Lieb' abgeſchnitten! Noch im vorigen Jahr haſt Du an mich gedacht, und mir einen Roſenkranz geſendet. Heuer haſt Du mir gar kein Angedenken mitgebracht. —«

»Wer ſagt Dir denn das? —« erwiederte er mit dem weichen Laute ungerecht erduldeter Unbilde. — »Wohl hab' ich an Dich gedacht. Es war im Seebade, wo ich eine neue amerikaniſche Erfindung kennen lernte, mit welcher man in weit kürzerer Zeit als ſonſt die friſcheſte Butter ſich verſchaffen kann. — Ich hab' Dir einen ſolchen Butterkübel mitgebracht, aber ich hab' nicht den Muth g'habt, Dir denſelben zu geben. Unwillkürlich drängte ſich mir die Lächerlichkeit des Bildes auf, mit Handſchuhen und Atlasſchürze Sie buttern zu ſehen. Mit einem Worte: ich konnte nicht! —« Wenn ſie auch nicht das Unpaſſende dieſes Geſchenkes für ihre jetzige Lage würde eingeſehen haben, ſo war doch in ſeiner Rede die mit oder ohne Abſicht plötzlich angebrachte Benennung: »Sie« für Lene ein Poſaunenruf zur Umkehr auf dem betretenen Wege geweſen. Sie eilte noch dieſelbe Nacht zu ihrer Beratherin nach Wellenheim, theilte ihr den unerwartet miſslichen Erfolg ihrer gränzenloſen Hingebung und den verfehlten Eindruck ihrer leidenſchaftlichen Beſtrebungen liebedurchflammter Sehnſucht ausführlich mit und erwartete von Emma einige Anſchlag gebende Winke für ihr ferneres Verhalten. Dieſe ihre Erfahrungen reichten jedoch nicht aus, um einen Mann von ſolchen Eigenthümlichkeiten zu umgarnen und einen aufrichtigen Verehrer des echten Nähr- und Bauernſtandes, den unbedingten Bewunderer ungekünſtelter Natur, in die abgenützte Behandlung gemüthlich ſcheinender Naivität zu verketten. Sie war andere Männer gewohnt; ob klüger oder minder klug, als Hanns, bedarf nicht unterſucht zu werden, kurz: ihre Wiſſenſchaft, einen Mann vollkommen bis über die Ohren verliebt zu machen, mußte in dem gegenwärtigen Falle ſcheitern, wo ſie die Taktloſigkeit beging, des Baron Ottos Voeliebe zu dem Bauermädchen, mit Hannſens Liebe zur Wirthstochter Lene zu verwechſeln. Der Beſchluß gegenſeitigen Meinung-Austauſches wurde den folgenden Tag allſogleich ausgeführt und Lene erwartete daher unſern Hanns am nächſten Abend in ihres Vaters Schenke zum rothen Apfel in banger Sehnſucht nach einer Entſcheidung. Mit rothen Strümpfen und Schnallenſchuhen, im ſchwarzen Sammet-Mieder und grünem Latze von Silberknöpfen beſetzt, das gelbe Tuch mit blauen Blumen um den Kopf geknüpft, in ſpitzen geendelten weißen Panſch-Aermeln ſtand ſie am Brunnen und ſchöpfte in jene Gießkanne Waſſer, welche ſie von ihm erhalten hatte. Wohl war es ungebräuchlich, im Sonntagsſtaate, denn jenen hatte ſie an, ſich an die Gartenarbeit zu machen, allein Emma ſchlug dieſen vor, weil ſich bei demſelben die meiſten jener Angedenken andringen ließen, welche den ungetreuen ſchwachen Schmetterling an die Beglückung entſchwundener Tage erinnern ſollten. Sogar der Roſenkranz hing vom Schnürleib über das weiſſe Vortuch herab. So harrte ſie ſeiner mit hochklopfendem Herzen in brennender Erwartung. — Es war eine Stunde unbeſchreiblicher Qual und namenloſer Seelenfolter. Sie bemerkte zu gut, wie unter dem Thorwege bald dieſer bald jener Kopf hervorlugte, um ſie zu beſchauen; das ſchamgeröthete Geſicht wendete ſie immer nach den Zäunen des Gartens zurück, ſo oft ihr ein ſolches grinſend lächelndes Antlitz begegnete. Voll Hoffnung und Sehnſucht blickte ſie nach dem Thaer — jetzt — jetzt wird er kommen, aber jedesmal wurde ſie von einer andern neugierigen Fratze enttäuſcht. Sie hörte durch die bleigefaßten Glastafeln der Fenſter rohes Gelächter und fühlloſen Spott aus dem Hauſe herausdönen, ſie vernahm die Bemerkung: »Die Lene iſt wieder da!« — und den darauf folgenden ergänzenden Witz: »Sie iſt halt auch in einem Seebad' geweſen! —« Ihr Herz war zerfleiſcht, doch horchte ſie gerne nach dieſen Reden, denn ſie gaben ihr ein Zeichen, daß Hanns noch nicht zugegen war, vor welchem ſo lautes Treiben wohl Niemand ſich erlaubt haben würde. So ſtand ſie am Brunnen, Alles ertragend, eine wahre Dulderin und Büſſerin. Endlich wurde es ſtill in der Schenke, kein Kopf wagte ſich mehr unter dem Thorbogen hervor und eingsum iſt eine beklemmende Schweigſamkeit eingetreten.

Er iſt da! Zermalmende Reue und verzehrende Liebe durchwühlten in dieſem Augenblicke ihre Bruſt, und wenn ſie auch bisher alle innere Schmach in Ergebung und Selbſtbeherrſchung geduldig und ſtandhaft hingenommen hatte, ſo fing ſie doch jetzt zu beben und zu zittern an, während ein kalter fröſtelnder Schauer ihre Schultern überrieſelte. Da erſcholl ein jauchzendes: »Lene!« über den Hofraum und blitzſchnell ſtand Hanns voll Entzückens, eine Langvermißte wieder gefunden zu haben, vor ihr. Allein, ſie hatte ihren Namen noch nie mit ſo freudiger Innbrunſt nennen gehört — Freude und Luſt nach der kürzlich vorher erlittenen Pein hatten ſie dergeſtalt überwältiget, daß ihre krampfhaft zuſammengeſchnürte Kehle nicht eines einzigen Tones fähig war. Dieſe unglückſelige hohe Aufregung veranlaßte eine Pauſe, und war dieſe noch ſo kurz, ſo war ſie doch hinreichend, unſeren Hanns in die nüchterne Natürlichkeit zurückzuweiſen. Es war ein entſcheidender Schlag, und Jene, welche ſich vor einer Minute wie Liebende begrüßten, ſtanden plötzlich, wie Richter und Strafbaer ſich gegenüber, denn Hanns eröffnete die Verhandlung, wenn auch nicht mit einer im Vorwurf klingenden, doch mit verwornendem Tone geſprochenen Rede:

»Was haſt du denn da wieder gethan? —«

Er — der es liebte, zwei Leben zu führern, konnte ſich doch nicht enthalten, im Verlaufe der Erörterungen ihr zu entgegnen:

»Aber, liebes Kind, wozu die Maskerade? —«

Auf alle ihre flehenden Betheuerungen beruhigte er ſie mit der gelaſſenen Aeuſſerung, welche wie eine Verzeihung lautete:

»Was redeſt du denn ſo viel darüber? Du haſt ja keine Sünd' begangen, und was Du gethan haſt, iſt auch kein Verbrechen. —«

Als er aber den Zuſatz machte:

»Ich hab' dich in Taffet und Seiden geſehen und weiß jetzt nimmer recht, hab' ich's mit der Fräule Madeleine oder mit der Lene zu thun. Das, was du mir war'ſt, kannſt Du doch nimmer werden! —«

Da entſtand eine unheimliche Wortarmuth von beiden Seiten. Sie blieben noch beiſammen ſtehen und wußten nicht warum, ſie ſchauten noch lange und glotzten ſich an, ohne ſich zu ſehen, und ſie erkannten das Ende, ohne von deſſen Ausgange befriedigt zu ſein. Schon brach das Dunkel herein und noch ſtanden ſie ſich in der Finſterniß ſtumm und regungslos gegenüber. Endlich ſprach Lene hohl und leiſe, um nicht durch die gepreßte Stimme den Kampf mit den Thränen zu verrathen, welche ſie unterdrückte, da ſie deren Anblick ſelbſt nicht der Theilnahmloſigkeit der finſteren Nacht Preis geben wollte:

»Hanns! Damit Du ſiehſt, daß ich doch wieder die alte Lene noch werden kann, ſo gib mir den neuen Butterkübel. — Jetzt, bei dieſem feſten Entſchluß, wirſt du doch nichts Lächerliches daran finden? —«

Ohne on etwas Arges zu denken, erwiederte er mit ſeiner freundlichen Bereitwilligkeit in gewohnter ungezwungener Weiſe:

»Liebes Herz, recht gerne. Aber du mußt einige Zeit warten, bis ich einen werde verſchrieben haben, denn jenen, welchen ich mitgebracht, habe ich geſtern dem Franz geſchenkt, als Ausſtaffirung zu ſeiner Heirat mit Liſen. —«

Er erhielt keine Antwort — er ſah nicht mehr ihre Geſtalt vor ſich — ſie war verſchwunden. Wohl ſuchte er, trotz der ſchwarzdrohenden gewitterſchwangeren Finſterniß einer ſchwülen Sommernacht, ihr nachzueilen und ſie für ein weiteres Verſtändniß zurückzuhalten, jedoch vergebens! er hatte einen falſchen Weg eingeſchlagen und während er einer irrigen Richtung nachging, ſchritt ſie brauſend ganz entgegengeſetzte Pfade hin. Es war für die ganze Gegend eine angſtvoll unruhige Nacht. —

Hanns kam erſt bei anbrechendem Morgen vom Schloſſe Wellenheim zurück, wohin er glaubte, daß die Entfliehende ihren Lauf gewendet haben könnte. Allein, ſie war nicht dort. Nachdem alle Bewohner des Schloſſes geweckt, ihr Zimmer eröffnet und der Thorwart fruchtlos um Auskunft angegangen wurde, erklärte ihm Gräfin Emmo im reizend verführeriſch

Digitized by Google

ſein wollendem Negligé, daß es für Lenen nur ein Glück geweſen ſein würde, wenn ſie nach dem Vorgefallenen zu ihr geeilt wäre, indem ſie mit ihren praktiſchen Anſichten — ein von ihr gerne für Leichtfertigkeit in die Converſations-Sprache eingeſchmuggelter Ausdruck — ganz gewiß beſchwichtigend auf die beennenden Fragen ihres Herzens eingewirkt hätte.

»Doch ſo —« fuhr ſie in oberflächlicher Unterredungsſucht, mit einiger Werthlegung auf ihre tiefe Menſchenkenntniß, aufklärend fort — »Doch ſo habe ich allen Grund, an ihr Ausbleiben bange Beſorgniſſe zu knüpfen. Sie dürfen mir glauben, Herr Baron — lieber Hanns, will ich ſagen —« verbeſſerte ſie ſich mit einer ſchelmiſch zunickenden Kopfbewegung — »das Bücherleſen iſt für Leute, welche von früheſter Jugend angefangen ſich mit Lectüre beſchäftigen, eine ganz unſchädliche gleichgiltige Sache, wie Sie an mir ſehen. Man lieſt heute und morgen hat man es vergeſſen.

Aber bei Lenen iſt das ganz ein anderes Ding. Um ſo mehr, da ſie bei dem immenſen Beſtreben, etwas Beſſeres zu ſein, in ganz kurzer Zeit meine ganze Damenbibliothek für lange Winterabende, aus mehr wie hundert Bänden beſtehend, wahrhaftig verſchlungen hat. Da exiſtiegt kein Wort und alles findet einen nachhaltigen Anklang. Wie geſagt — —«

Hanns wartete den Schluß ihrer Folgerungen nicht ab und ſtürmte zurück in den rothen Apfel, wo jedoch ebenfalls, aller Nachforſchungen ungeachtet, von der Vermißten keine Spur zu finden war. Als die aufgehende Sonne die Bergſäume mit ihrem Morgenrothe übergoldete, kniete Hanns an der Kellerthüre des Weinberges bei der unglücklichen Lene, welche in ihrem Blute ſchwamm. Sowohl er, als der Vater, der Herr Pfarrer, der Chirurg und mehrere Andere ſind, um ſie in's Dorf hinabzutragen, von Franz herbeigeholt worden, der ſie auf ſeinem Streifzuge am Wege fand und für todt hielt. Aber die Verirrte lebte noch und ſtöhnte zu dem vor ihr Knieenden:

»Siehſt Du, Hanns, das Meſſer hat denn doch die Liebe abgeſchnitten! —«

Dabei hielt ſie in der Rechten eiſenfeſt die Rebenklinge und in der anderen Hand knitterte ſie den Roſenkranz.

»All' meine Sachen, die ich von unſerem Hanns hab', gehören der Liſe als Andenken an ihre Freundin Lene, die doch nicht ſo Eine geworden iſt, wie Die —«

»Auf Wellenheim!« brachte ſie nicht mehr über ihre Lippen. Nachdem der Chirurg alle Verbände angelegt, denn ſie hatte ſich die Pulsadern und den Hals durchſchnitten, traten auf ihren bittenden Wink Alle zurück und der Herr Pfarrer kauerte ſich mühſam zu ihr am Boden nieder, um ihre ſchwache Stimme noch vernehmen zu können. Was ſie Dem geſagt, waren bei Gott vielleicht, bei den Menſchen aber ganz gewiß verzeihliche Sünden. Als der Kreis der Umſtehenden ihr wieder näher rückte und Hanns ſich nochmals vor ſie hinkniete, frug ſie ihn mit aller Anſtrengung: »Unſer Hanns wird mich doch öfter beſuchen? —«

Er antwortete ihr mit einem Kuſſe, welchen er auf ihren eiſigen Mund drückte. Es war der erſte, welchen ſie erhalten, und zum Danke hauchte ſie noch: »Mein Hanns! —« Es war keine Rettung mehr.

Aber auch Hanns war todt. Es lebte nur mehr Baron Otto von Landſtadt in der Reſidenz, und wenn er an den hingeſchiedenen Alpenjäger Hanns erinnert wurde, pflegte er mit einem rührenden Seufzer und tiefempfundener Trauer ſchwermuthsvoll für ſich zu ſagen: Der Menſch lebt nur einmal!!

Umſchau in der muſikaliſchen Welt.

Sobald der Frühling ſeine Blumen-Accorde auf die Oberfläche der Erde hinzaubert, das Liebesconcert der Vögel in dem Walde wach ruft, und aus dem Säuſeln der Lüfte, dem Rauſchen der Bäche und Baumwipfel Träume webt, die uns Sinn und Seele mit Haemonien umhauchen, wie kein Tondichter ſie zu geben vermag, dann zieht die Muſik ſich aus dem Concertſaale zurück, die ſogenannte muſikaliſche Saiſon hat ihr Ende erreicht.

So mächtig aber iſt der Reiz, den dieſe Kunſt auf das jetzige Menſchengeſchlecht ausübt, daß ſie in den ſchönſten Tagen des Frühlings noch mit der Macht deſſelben ringen darf. Freilich müſſen es dann ihre lieblichſten und edelſten Verteeter ſein! Nur eine Geſangsmuſe wie Jenni Lind, die einen ewigen Frühling in ihrer Bruſt trägt, konnte die Bevölkerung Wiens noch in den erſtickenden Qualm eines gasbeleuchteten Concertſaals locken, und wenn der Kölner Männergeſangs-Verein in dem Wonnemonate Mai in London, Bradford, Manchester und Liverpool 22 Concerte bei ſtets gleichem Zudrange und gleicher Begeiſterung des Publicums zu geben vermochte, ſo begreift es Jedermann, der die edle Gewalt des deutſchen Männergeſangs, der ſchönſten Einheit in der reichſten Fülle, der begeiſterten Hingebung jugendlich kräftiger und freier Seelen an Einen Gedanken, Ein Gefühl, Eine Liebe, an ſich erfahren hat. Und auch den Pariſern war es nicht zu verargen, wenn ſie mitten in den Frühlingswonnen den Pianiſten Schulhoff nach ſeinem dritten Concerte mit Bedauern ſcheiden ſahen, und ſeinen ſinnigen Idillen gerne öfter noch das zur Freude geſtimmte Herz geöffnet hätten.

Aber auch nicht allerorts ſchließt der Concertſaal ſich an einem und demſelben Tage. Wenn hier in Wien mit ſeinen reizenden Umgebungen nur ſelten noch ein Concert ſich in den Mai hinein verirrt, und in Paris die gleiche Sitte gilt, ſo beginnt das großartige Muſikweſen in London erſt recht mit dem Eintritte der ſchönen Jahreszeit, und auch Berlin's zahlreiche Vereine zur Beförderung der höheren Tonkunſt feiern nicht ſo früh. Dort konnte man noch am 21. Mai, im ſchönſten Stadium der Frühlingsentfaltung die erhabene Paſſionsmuſik von Sebaſtian Bach hören, der Hennig'ſche Geſangsverein beachte noch im Monat Juni, der den frohmüthigen Menſchen in die Heiterkeit des Außenlebens, zu den Liebes-Offenbarungen der Natur, hinaus lockt, geiſtliche Muſik, wie das »Terribilis est« von Maſtoletti, das »Buſslied« von Beethoven, »Jesus Salvator« von Cordans, Arien aus Elias und Paulus von Mendelsohn; die Simfonie-Soiréen der königlichen Kapelle unter Taubert's, die geiſtlichen Concerte der Singacademie unter Geell's Leitung, der Steen'ſche Geſang-Verein, der Domchor, die Quartett- und die Trio-Soiréen — ſie alle waren noch in lebendiger Thätigkeit.

In London wurde am 14. Juni Emil Naumanns, eines Schülers Mendelsohns, Oratorium; »Chriſtus der Friedensbote«, in Exeter-Hall unter der Leitung des Compoſiteur's gegeben, bei der Eröffnung des Glaspallaſtes in Sydenham wirkte ein Orcheſter von 1800 Perſonen unter Coſta's Leitung, wobei Händels »Alleluja« und der 100ſte Pſalm dem feierlichen Acte die edelſte Weihe gaben, in den filharmoniſchen Concerten unter Coſta's und Lindpaintner's Leitung ragten die großartigen Simfonien aus A-Moll von Mendelsohn und die neunte von Beethoven hervor, und auch die Musical Union, die Quaetett-Aſſociation hatten ihr Wirken noch nicht eingeſtellt, während die italieniſche und die deutſche Oper bereits wetteiferten, die Auswahl der Bevölkerung an ſich zu ziehen.

Ein großartiges Muſikfeſt zu Achen im deutſchen Reiche und ein noch größeres zu Rotterdam in Holland hatten ebenfalls die Zeit gewählt, wo die Natur ihre Verklärung feiert. Jedes derſelben nahm drei Tage in Beſitz und wurde durch Tonwerke der größten Meiſter verherrlicht. Das Oratorium »Iſrael in Egipten« von Händel, die A-Due Simfonie von Beethoven, Davride penitente von Mozart, und die Ouvertüren zur Iſigenie von Gluck, zu Anakreon von Cherubini, ſtanden auf dem Programe Achens; daſſelbe Oratorium, dann die Jahreszeiten von Haydn und die 9. Simfonie von Beethoven auf jenem Rotterdam's, welches ein eigenes Feſtgebäude mit einer Tonbühne für 800 Sänger und Inſtrumentaliſten und einem Raume für 4000 Zuhörer errichtet hatte, um dieſes 25jährige Jubelfeſt des niederländiſchen Vereins zur Beförderung der Tonkunſt auf großartige Weiſe zu begehen. Auch Elberfeld hatte am 16. und 17. Juli ſein Muſikfeſt, in Straßburg führte der Geſang-Verein für Kirchenmuſik am 19. Mai Mendelsohns »Paulus« aus, und zu Niort in Frankreich fand am 26., 27. und 28. Juni das dreißjährige große Muſikfeſt des Vereins mehrerer Departements ſtatt, auf deſſen Programe die Eroica von Beethoven, die Haydn'ſchen Jahreszeiten, ein Choral von J. S. Bach glänzten.

Blicken wir in die neue Welt hinüber, ſo ſehen wir dort rieſige Vorbereitungen zu einem rieſigen Muſikfeſte. Der 15. Juli d. J. war es, an dem die erſte Stadt der neuen Welt, in dem New-York das erſte Muſikfeſt erleben ſollte. Der Aufruf des Comité fand in allen Staaten Amerikas freudigen Anklang, Zuſagen der Theilnahme liefen von allen Seiten ein, und die Zahl der im Orcheſter Mitwirkenden wurde ſchon lange vor dem Zeitpuncte der Aufführung auf 1500, die Zahl der Sänger auf das Dreifache geſchätzt. Jullien's vollſtändiges Orcheſter, die deutſche und filharmoniſche Geſellſchaft aus Filadelfia, Dodworth's ganzes Muſik-Corps, die ſämmtlichen Militär-Muſiken und eine große Anzahl von Künſtlern und Dilettanten aus Boſton, Filadelfia, Baltimore, Cincinnati, New-Orleans und New-York waren beſtimmt, das großartige Orcheſter zu bilden, und mehr als 20 muſikaliſche Vereine und Anſtalten haben ihre Betheiligung an dem Sängerchor zugeſagt. Die Leitung des Ganzen iſt Jullien anvertraut und nach dem Programe ſollten zur Aufführung kommen: der »Meſſias« von Händel, die »Schöpfung« von Haydn, das »Requiem« von Mozart, der »Sommernachtstraum« von Mendelsohn, die »Kreuzigung«

Digitized by Google

von J. S. Bach, die »Nonnen von Athen« und die 9. Simfonie von Beethoven, das »letzte Gericht« von Spohr, Roſſini's »Stabat Mater«, die »Wüſte« von Fel. David, »Romeo und Julie« von Berlioz, die Muſik zum Struenſee von Meyerbeer, dann die Opern »der Prophet« und »die Hugenotten« von Meyerbeer, »Wilhelm Tell« und »Moſes« von Roſſini und Wagner's »Tannhäuſer.« Welche muſikaliſche Kunſt- und Induſtrie-Ausſtellung! Hat Europa denn ähnliche Unternehmungen aufzuweiſen! Wird uns die neue Welt nicht — wie im Eiſenbahn-, Dampfſchiffahrts- und Telegraphenweſen — bald auch in den Schauſtellungen der Kunſt überflügeln! Aber was können ſie bieten, unſere kühnen, jedes Unternehmen in's Rieſige ausdehnenden Antipoden! Werden nicht auch ihre großartigen Muſikfeſte bloß zur Verherrlichung jener Wunderwerke dienen, die aus dem deutſchen Schöpfergeiſte hervorgegangen ſind, und denen nur wenige Verſuche der Franzoſen und Italiener in tief untergeordneter Linie ſich anreihen!

Allein, man muß es geſtehen, ſie haben nichts vergeſſen, um ein Geſammtbild aller muſikaliſchen Beſtrebungen vorzuführen, die bis in die neueſte Zeit herab neben der Oper ſich geltend gemacht haben, ſie haben den ewigen Meiſterwerken Haydns, Händels, Bachs, Mozarts, Webers und Mendelſohns den verunglückten Verſuch Roſſini's im geiſtlichen Stile, die kraftloſe muſikaliſche Schilderei Félicien David's und die dem Geiſte und Studium abgerungenen Gebilde Berlioz's angereiht, und der modernen Oper in ihren berühmteſten Vertretern, dem muſikaliſch-ſchöpferiſchen, aber poeſie- und fantaſieloſen Roſſini, dem geiſt- und fantaſievollen, aber ſtilloſen Meyerbeer und dem theoretiſch-ſpeculativen, in Tendenzen ſich abmühenden Richard Wagner das Recht, ſich zu zeigen, gelaſſen. Dieß iſt der beſte Weg, um die muſikliebende Welt mit Einem Male darüber aufzuklären, was ſie von den neuen Reformatoren zu halten, welche Genüſſe ſie von demjenigen (Berlioz) zu erwarten habe, der es kaut in die Oeffentlichkeit hinaus zu ſagen wagte, daß ihn der große Alp drücke, wenn er Haydn, der kleine, wenn er Mozart höre.

Aber wenn mit dem Verrücken des Sommers endlich alle Concertmuſik aufhört, ſo dauert doch die Oper ununterbrochen fort, ſie iſt ein Lebensbedürfniß der Bevölkerung der Hauptſtädte geworden, und die unerſättlichen Muſikfreunde finden nun dort wenigſtens eine Befriedigung ihrer Sehnſucht. Den Paeſern, die bereits über 60 Male dem »Nordſtern« Mayerbeers gelauſcht, ging im Monate Juni ein ſerudiger Hoffnungsſtern neuer muſikaliſcher Genüſſe in dem kaiſerlichen Decrete auf, das die große Oper der Civil-Liſte einverleibt, und dem Miniſterium des kaiſerlichen Hauſes unterſtellt.

In Merico ging ein Geſangsſtern erſter Größe unter, ein Stern, der durch dreißig Jahre in gleicher Lieblichkeit, Helle und Farbenpracht glänzte.

Das Ungethüm der Cholera war es, das Henriette Sonntag-Roſſi, fern vom heimiſchen Heerde, aus ihren ſchönen Tennſen herausriß, wie es wenige Jahre früher eine eben ſo berühmte Sängerin in Paris ergriffen und dem grauſam ſchnellen Tode geweiht hatte. Dieſe Sängerin war Catalani.

Aber noch ein anderes Haus beſteht außer dem Opernhauſe, worin der Genius der Muſik webt und waltet, ob Erſtorrung die Glieder der Erde feſſelt, ob warmes Leben durch ihre Adern fließt. Die Kirche iſt es, die unvergängliche, der alle Künſte dienen. Wie anders aber ergreift es uns, wenn wir in der Zeit der Natur-Verklärung aus den Wonnen des Frühlings oder Sommers in die enge ſtille Abgeſchloſſenheit der Kirche treten, und die Wunderſprache der Orgel uns zu Herzen dringt, oder eine Meſſe von Paleſtrina, Cherubini, Mozart's Requiem, Tonwerke von Haydn, Vogler und Andern die tiefſten Geheimniſſe göttlicher Liebe dem Gemüthe aufſchließen!

Wie ſehnſüchtig wendet ſich dann unſere Seele dem Gloria, dem Sanctus, dem Benedictus, dem Dona nobis zu, während in der mehr in's Innerſte hineinführenden Zeit des Naturſchlafes das Miserere, das Incarnatus, das Agnus Dei unſerer Gedanken und Gefühle in ihre geheimnißvollen Tiefen hineinziehen!

Auch den Opernſaal betreten wir nun in ganz anderer Stimmung. Gerne mögen wir uns aus dem lichten und warmen Tage in eine halbdunkle Märchenwelt, in ein fremdes Feenland verſetzt ſehen, und wohl auch der fröhlichen Tonmuſe folgen wir gern; doch weniger willig finden wir uns, das Schlachtfeld der Leidenſchaften, die tragiſchen Bahnen des Erdenlebens zu durchſchreiten. Nur der Genius höherer Art reißt uns mit ſich fort, er frage nicht um unſere Stimmung, er ſcheut keinen Gegner in der Außenwelt, er trifft ſicher und unwiderſtehlich unſer Herz. So ſehen wir in London Don Giovanni auf der italieniſchen und auf der deutſchen Opernbühne ſeine Macht entfalten, und gleichzeitig Fidelio, Freiſchütz, Belmonte und Conſtanze das Repertoire beherrſchen.

Ja, die Kunſt iſt eine ununterbrochene Offenbarung Gottes, wie die Natur; aber wenn die Schöpfung, unter dem Anhauche Gottes entſtanden, in ihrer ewigen Schönheit und Harmonie uns mit Allgewalt zu Gott hindrängt und zerknirſcht in Staub vor ihm hinſinken läßt, ſo kann die Kunſt, die, aus dem Menſchengeiſte hervorgegangen, zunächſt unſere eigene Schöpfung iſt, uns leicht zur Selbſtvergötterung führen, wie wir es leider in der neueren Zeit nur zu oft erfahren haben. Aber gleichwie die echten, die wahrhaft großen Künſtler — in der Muſik ein Bach, ein Händel, ein Mozart, ein Haydn, ein Mendelſohn, alle alten großen Kirchentonſetzer u. ſ. f., ſich in Demuth vor Demjenigen beugten, der ſie auserkor, ſeine Allmacht und Liebe durch ihre Werke leuchten zu laſſen, ſo erkennt jeder echte Chriſt in ihm als dem Urquell alles Seins auch den Urquell der geiſtigen Schöpfungen der Kunſt, und wenn er die Auserkornen in ihren Werken liebt und verehrt, ſo betet er in dieſen Offenbarungen des ewig Guten, Wahren und Schönen doch nur Denjenigen an, von dem Alles kömmt!

Jede aber, wo der Donner des Krieges durch zwei Welttheile widerhallt, wo kampfgerüſtet die größten Mächte einander gegenüberſtehen, und zu Land und zur See alle verderbenſpeienden Kräfte losgelaſſen ſind, um Tod und Vernichtung über tauſend Leben, über tauſend Keime der Civiliſation zu bringen, jede fühlen wir zumeiſt und zuletzt den Troſt der ewig unwandelbaren Harmonie der Natur, der unvergänglichen Schönheit der Kunſt.

Selbſt das Entſetzliche des Krieges, der blutigen Volkerkämpfe, weiß die Kunſt in ihren idealen Bilderkreis zu erheben. Namentlich iſt es der Tonkunſt wie der Poeſie vergönnt, dem Krieger die höheren Gefühle der eigenen Bruſt zu verdolmetſchen. Wie mächtig erſchüttern die Schlachtgeſänge Weber's jedes tapfere, kampfbegeiſterte Herz, indem ſie das Leben mit allen irdiſchen Güetern unter die höhere Idee ſtellen! Nur dann geberdet auch die edle Tonmuſe ſich unwillig, und ſelbſt der Beethoven'ſche Genius erlohmt, wenn es gilt, den modernen, mörderiſchen Kanonenkampf, das wilde Schlachtgetümmel, worin jede Perſönlichkeit verſchwindet, zu ſchildern.

Und ſo wollen wir denn hoch preiſen den regen Geiſt, der wenigſtens in Einer Kunſt, in der weltbeherrſchenden Tonkunſt, allenthalben die Schwingen entfaltet, und durch die Vorführung der ewig großen und echten Meiſterwerke dem Unſinn, den Verkehrtheiten und Zerrbildern der modernen, zeugungsunfähigen Schule entgegenkämpft!

Die Macht der Muſik iſt unermeßlich; das Volkslied, das Kirchenlied, das Freiheitslied, der Militärmarſch, die Tanzmuſik, die Oper und das Concert bezeugen es laut und in unaufhörlichem Wirken, daß ſie zündend jede Fiber der Gedanken, Gefühle und Leidenſchaften der Einzelnen und der Völker beherrſcht! F. D.

Aufſpruchloſe Einfalle.

3. Fauſt.

Finſtere Nacht umflorte der Menſchheit geiſtiges Auge, —
Wimmernd beugt ſich Vernunft, — ſtolz triumfirt die Gewalt;
Da erſchieneſt Du uns, Du Mann der unſterblichen Kunſte,
Und das Fauſtrecht beſiegt ſpielend die Rechte des Fauſt.

4. Liebeslieder.

»Laßt doch das alte Lied, das Tauſende vor Euch geſungen,
Iſt denn nur Liebe der Hauch, der Eure Saiten bewegt?«
»Ei! warum athmet Ihr noch, da Tauſende vor Euch geathmet?
Was für's Leben die Luft, das iſt die Liebe für's Herz.
Wie der beengten Bruſt unaufhaltſam die Luft ſich entringet,
Quillt — wenn das Herz überſtrömmt — warm von der Lippe das Lied.«

5. Morgen- und Abendroth.

Roſige Röthe leuchtet vom Antlitz der Kinder und Greiſe,
Aber in ernſtes Blau hüllt ſich des Mannes Geſichte;
Gleich wie die Sonne am Himmel — des Morgens und Abends geröthet —
Mittags am bleichſten erſcheint, wo ſie am kräftigſten glüht.
Duftiges Morgenroth der noch ſchlummernden Kraft iſt's am Kinde, —
Letzter Wiederſchein ſinkender Kraft iſt's am Greis!«

6. Naturelbſtdruck.

»Zu Göttern macht uns die Kunſt .... dieſe Faſern, das Grün, dieſe Wurzel! —
Staune und ſag', ob ein Gott Schön'res zu ſchaffen vermag?«
Wunder übt deine Kunſt, die Form iſt dir trefflich gelungen,
Aber das Leben, o Menſch, kann nur ein Gott ihr verleih'n. F.

Digitized by Google

Neues im Gebiete der grafiſchen Künſte.

Erſter Verſuch.

In 5 Stunden gezeichnet, geätzt und abgedruckt.

Sehr oft wirken unbedeutende Zufälle auf das Streben und die Entwicklung des Kunſtlers, und führen ihn, bei anhaltender Liebe zur Sache und zunehmender Fertigkeit, einem Ziele entgegen, deſſen Erreichung vielen Andern unmöglich ſcheint und ſie leider oftmals beſtimmt, die ſchon eingeſchlagene Bahn muthlos zu verlaſſen. Das Unvollkommene, das Schwierige im Beginne, die bedeutenden Opfer an Zeit und Ruhe, ſowie Unkenntniß der ſcheinbar kleinen und zu gering geachteten Mittel, welche allein durch ihr Zuſammenwirken das Bild eines geordneten Ganzen zu liefern vermögen, — ſind die Urſache dieſer traurigen Erſcheinung. Ein glücklicher Zufall aber gibt den Fingerzeig und leitet zu feineren Bemühungen, — im Erfolge ſtärket ſich die Kraft. — Nun den Hergang der Sache.

Factor Prey kam zu mir, ſagte mir von den Fortſchritten der Galvanografie in der Staatsdruckerei, welche nicht nur ein-, ſondern buntfärbig ausgeführt werden, und lud mich ein, die ſeit dem Jahre 1843 von mir verlaſſene Galvanografie wieder in das Bereich meiner Thätigkeit zu ziehen. Ich wendete mich zu dem Ende an die k. k. Hof- und Staatsdruckerei und fand bei dem Vorſtande dieſer ausgezeichneten Anſtalt, Heren Regierungsrathe Auer, die ermunterndſte Aufnahme.

In einem Tage gezeichnet, geätzt und abgedruckt.

In einem halben Tage gezeichnet, geätzt und abgedruckt.

Verſuch von Franz. In einem Tage gezeichnet, in 5 Stunden geätzt und abgedruckt.

Nach einem von mir gemachten Verſuche, kam ich in die Abtheilung der Kupferdruckerei, mit dem Wunſche, meine Galvanografien oder Pinſelzeichnungen drucken zu laſſen. Ein Stück chemiſcher Tuſche lag auf dem Arbeitstiſch. Während des Zurichtens der Preſſe verſuchte ich mit dieſer Tuſche auf die blanke Platte ein Paar Hundsköpfe zu zeichnen. — Die Striche floßen zuſammen, die Zeichnung wurde ſehr unvollkommen. Der umſichtige und äußerſt ſtrebſame Factor dieſer Abtheilung, Herr Prey, verſicherte mich jedoch, daß, wenn auf dieſe Platte rein gezeichnet werden würde, man eine Druckplatte auf galvaniſchem Wege abnehmen und drucken könne. — Von dieſem Momente an ging mein Streben dahin, die Platte auch für die Tuſche und Kreide empfänglich zu machen; nach vielen vergeblichen Verſuchen gelang es mir, die Platte ſo zu präpariren, daß ſie, ganz blank, die Tuſche mit Stahlfeder gezeichnet, annahm. Den erſten Verſuch im Verfolge dieſer wichtigen Entdeckung ließ ich nun mit einer Landkarte*) machen, er ward über meine Erwartung gelohnt, und ſo ward die Entdeckung gemacht, die es ermöglicht, einen Plan, eine Landkarte oder jedes andere Object gleich auf die Platte ſelbſt zu zeichnen, jahrelange Mühe und Arbeit zu erſparen, und bei der Vervielfältigung eine zweite Hand zu entbehren. Dazu geſellt ſich der Vortheil einer größeren Richtigkeit, und der Gewinn, das Gezeichnete als Autograf in Kreide vervielfältigen zu können.

*) Von beſagter Platte liegen zur gefälligen Anſicht 400 Abdrücke bereit, und die Platte hält noch 500 Abdrücke aus.

Digitized by Google

Zweiter Verſuch.

In einem Tage gezeichnet, geätzt und abgedruckt.

Eine zweite in Kreide wichtige Erſcheinung, vom Factor Prey zuerſt veranlaßt, beſteht in der Uebertragung jeder Handzeichnung auf eine Kupferplatte und der dadurch möglichen Herſtellung einer Druckplatte auf galvaniſchem Wege. Die Zeichnung muß auf einem eigens präparirten Papier und mit einer neu verfertigten Kreide gemacht ſein. Der Galvanograf Breyer, Praf. von der Nüll und Sectionsrath Sprenger lieferten Proben.

Der Vortheil dieſes Verfahrens liegt darin, daß auf beſagtem Papiere mit der gehörigen Kreide ſich reiner, kräftiger und beſſer zeichnen läßt, als auf jedem anderen Papiere und mit Bleiſtift, und da es wie mit Bleiſtift gezeichnet, dem Künſtler keine techniſchen Schwierigkeiten bereitet, während die Ausführung auf Stein oder Kupfer eine jahrelange Uebung erfordert. Der Künſtler kann hier, ſelbſt wenn die Zeichnung ſchon auf der Platte ſich befindet, mit der größten Leichtigkeit jedes ihm Mißliebige, ſelbſt ganze Stellen ändern, kann Alles im Ganzen oder Einzelnen lichter oder dunkler machen, auf dieſelbe Art, ja mit der nämlichen Schnelligkeit, wie er es auf Papier gemacht hätte. Dabei iſt er nicht gezwungen, die Studien oder Bilder für die Vervielfältigung nochmals zu zeichnen oder zeichnen zu laſſen; er kann von den ſchon benützten Studien durch den galvaniſchen Guß ſich Kupferplatten erzeugen, und da dieſe große Leichtigkeit auch mit dem geringſten Koſtenaufwande verbunden iſt, die Kunſt in alle Schichten der Geſellſchaft tragen; denn Jedermann wird es willkommen ſein, ſich eine Handzeichnung vom Künſtler ſelbſt und in beliebiger Menge zu verſchaffen. Wie dem Zeichner, ſo iſt es dem Drucker auch möglich, verſchiedene Farben von einer und derſelben Kupferplatte zu gewinnen wie bei dem Naturſelbſtdruck.

Dritter Verſuch.

Hochätzung, gezeichnet von Geyer in einem Tage, in 3 Stunden geätzt und abgedruckt.

Hatten Arbeit und Zufall den beiden erſten Erfindungen einen über Erwartung ſchnellen Erfolg gegeben, ſo war die Ausführung der dritten an ſchwerere Bedingungen geknüpft. Sie iſt das Reſultat langer Bemühung und anhaltender Vorarbeiten, und beſteht in der Entbehrlichmachung des ſo theuren und ſchwierigen Holzſchnittes.

Die Xilografie hat ſich in Rückſicht ihrer Technik leider faſt gänzlich von der Kunſt getrennt. In den meiſten Fällen geſchieht es, daß der Xilograf nicht gut zeichnen kann. Der geſchickte Künſtler aber kann dagegen äußerſt ſelten in Holz ſchneiden, indem dieſes viele Zeit erfordert und daher den Meiſten unzugänglich iſt. Daher entſteht der Mangel an Illuſtrationen in unſeren Büchern und der hohe Preis der damit verſehenen.

Durch die betreffende Erfindung, deren ausführliche Beſchreibung ich mir vorbehalte, wird es nun möglich, ſelbſt die wohlfeilſten Bücher und auch ſolche, die nur eine geringe Auflage erleiden, mit Illuſtrationen zu zieren, weil jeder Künſtler ſich die Technik leicht in zwei Tagen anzueignen im Stande iſt. Ich glaube dadurch der Induſtrie wie der Kunſt einen weſentlichen Dienſt geleiſtet zu haben.

All dieſe meine Proben, habe ich aus Dankbarkeit in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei hinterlegt. Denn ich hege die vollkommene Ueberzeugung, daß ohne dieſe weltberuhmte Anſtalt, — ohne das gütige Entgegenkommen und die freundlichſte, ermunterndſte Unterſtützung des Leiters derſelben, Herrn Regierungsrathes Auer, und ſich ohne die große Bereitwilligkeit der Herren Faconren der Abtheilungen, welche ich zu meinen Zwecken benöthigte, — mir das Gelingen derſelben nie ermöglicht worden wäre. Zugleich gewährt mir der günſtige Erfolg die Freude, daß dieſe Fortſchritte im Gebiete der Kunſt in meinem geliebten Oeſterreich und von einem Wiener gemacht wurden. Mein einziger Wunſch, den ich hier ausſpreche, geht dahin, daß der oben angegebenen Verfahrungsweiſe kunftig mein Name beigelegt werden möge.

Ich führe dem geehrten Publicum diese Hochätzungen vor, so wie sie der Reihe nach entstanden sind, wo man Gelegenheit haben wird, sich von dem Fortschritte der in das Leben so tief eingreifenden Kunst zu überzeugen, und füge nur darum die Zeit des Erzeugens an, um die Schnelligkeit und den damit erzielten großen Vortheil, den es vor dem Holzschnitte hat, darzuthun.

Wie oft ist man in der Lage, schnell einer guten und wohlfeilen Illustration zu bedurfen, z. B. bei wissenschaftlichen oder anderen Werken, welche nur eine kleine Auflage erleiden, was durch obiges Verfahren nur allein ermöglicht wird, denn die technische Ausführung erfordere nur einige Stunden, ja man kann, wenn die Zeichnung gemacht ist, 5 bis 6 Platten zu gleicher Zeit ätzen.

Durch diese Wohlfeilheit kann man die Kunst in alle Schichten der Gesellschaft tragen, und so es dem ärmsten Menschen ermöglichen, an Kunsterzeugnissen Antheil zu nehmen.

Wie wohlthätig kann man bei der Jugend auf Religion und Moral wirken, nämlich durch illustriete Schulbücher, denn gewiß merkt sich die Jugend Alles leichter, und behält Dasjenige länger, wo ein kleines Bildchen beigegeben ist.

Man möge die Sache nicht zu leicht beurtheilen, denn ich bin selbst überzeugt, daß beiliegende Hochätzungen noch sehr viel bedürfen, man bedenke aber, daß es die Erstlinge eines Kunstverfahrens sind, wo ich, ohne unbescheiden zu sein, dem Verfahren eine große Zukunft vorhersagen kann.

Ich werde Gelegenheit haben, in nächster Numer einige schon etwas vorgerücktere Proben der Hochätzung liefern zu können; und schmeichle mir, daß sich einige Künstler herbeilassen werden, vereint mit mir, die Sache zu fördern, denn nur so kann es gelingen, und zwar:

Durch vereinte Kräfte. Ranftl.

Friedrich August II., König von Sachsen.

Der edle, vielbeweinte Sprosse Wettin's, welchen am 9. August d. J. ein furchtbarer Schlag so unerwartet dem Daseyn entriß: König Friedrich August war der älteste Sohn des Prinzen Maximilian von Sachsen und den 18. Mai 1797 geboren.

Durch eine treffliche Erziehung moralisch gestählt, lernte er den Stürmen des Jahrhunderts unmittelbar in seinem Kreise Stand halten. Napoleon I. entdeckte in dem jungen Fürstensohne jene Eigenschaften, welche er vorzugsweise achtete: Besonnenheit und Muth, und erkor ihn zu seinem Lieblinge. Nachdem über Sachsens Schicksal durch den Wiener Congreß entschieden war, widmete »Prinz Friedrich« nebst seinen Brüdern Clemens und Johann sich mit Eifer und Ernst der Vollendung seiner Studien, welche der General von Watzdorf leitete, während für den Unterricht im praktischen Militärdienste der Major von Cerrini beigeordnet war, und der Hofrath Stübel den drei Prinzen juristische und staatswissenschaftliche Vorlesungen hielt. Im hohen Gefühle der Wichtigkeit seines künftigen Regentenberufs, erwarb sich Friedrich August gründliche juristische, staatswissenschaftliche und militärische Kenntnisse. Erholung suchte er in den Naturwissenschaften und in der Kunst, wie in kleinen Reisen, wo die anspruchlose Liebenswürdigkeit des Prinzen ihm die Liebe des Volkes gewann. Sein Oheim, König Friedrich August I., weihte ihn frühzeitig in die Geschäfte ein. Er wurde 1818 Generalmajor, 1822 wirklicher dienstthuender Chef einer Infanterie-Brigade, und 1830 General und Chef der Armee. Auch wohnte er seit 1819 den Sitzungen des geheimen Rathes bei, und zwar seit 1822 mit Sitz und Stimme. Im Sommer 1824 besuchte er die Niederlande, 1825 Paris und 1828 Italien. Wurde auf diesen Reisen sein Geschmack für die Werke der classischen Kunst erhöht, so ließ er sich doch dadurch nicht abhalten, die vaterländische Kunst anzuerkennen und ihre Jünger zu unterstützen. Unter seinen mit Sorgfalt gepflegten und mit Umsicht bereicherten Sammlungen zeichnet sich besonders die Kupferstichsammlung aus. Von seiner Liebe zur Botanik lieferte er in der von Heidler herausgegebenen »Flora Marienbadensis, oder Pflanzen und Gebirgsarten, gesammelt und beschrieben von dem Prinzen Friedrich, Mitregenten von Sachsen, und von J. W. von Goethe« (Prag, 1837), einen öffentlichen Beweis. Auf ihn waren bei den Ereignissen des Jahres 1830 die Blicke des unruhig bewegten Volkes mit Zuversicht gerichtet, und sein biederes Wort: »Vertrauen weckt wieder Vertrauen,« besänftigte die erregte Stimmung. Gleich nach dem Ausbruche der Unruhen in Dresden wurde er an die Spitze der zur Aufrechthaltung der Ruhe verordneten Commission gestellt. Am 30. September 1830, nachdem sein Vater dem Thronfolgerechte entsagt hatte, wurde er von dem Könige Anton zum Mitregenten ernannt, und wirkte fortan wesentlich mit zur Begründung besserer Verfassungszustände im Geiste der Neuzeit. Am 6. Juni 1836 folgte er seinem Oheime auf dem Throne, widmete sich mit der gewissenhaftesten Thätigkeit seinen Regentenpflichten, und führte noch den traurigen Orgien, welche der Radicalismus im Mai 1849 auf den Barrikaden Dresdens gefeiert hatte, das erschütterte Staatsschiff wieder in den einzig möglichen Hafen der Verfassung vom 4. September 1831 zurück.

Besonnen und mild, treu und wahr in allen Lagen des Lebens, lassen sich auf Friedrich August dieselben Worte anwenden, welche der große Suleiman seinem edlen Gegner, Ferdinand I. von Oesterreich, in die Gruft nachsendete:

»Da ist fürwahr ein gerechter und redlicher Fürst gestorben!« H. M.

Die Sulinamündung.

(Mit Abbildung.)

Der Friede von Adrianopel hat Rußland in den Mitbesitz der Donaumündungen, insbesondere der größten und schönsten derselben: der Sulinamündung, gesetzt. Zwar ist Rußland seinen, in dem erwähnten Frieden übernommenen Verpflichtungen in dem Puncte nachgekommen, daß es einen Leuchtthurm erbaut hat und denselben unterhält; weniger aber scheint die fernere Bedingung jenes Vertrages: die Mündung im Statu quo zu erhalten, berücksichtigt worden zu sein, denn trotz eines dort aufgestellten Baggerapparates, hat die Versandung seitdem fortwährend zugenommen. Die Barre von Sulina, welche im Spätjahre 1841 noch 10½ und 10 Fuß (englisch) Tiefe gab, zeigte in demselben Zeitpunkte des Jahres 1845 nur noch 6½ Fuß, und ähnt eine neue, vom österreichischen Dampfschiff Metternich entdeckte Durchfahrt wurde der Paß im Jahre 1846 unfahrbar gewesen sein. Um der Versandung abzuhelfen, bildete sich unter der moldauischen und walachischen Kaufmannschaft zu Braila und Galaz eine Actiengesellschaft zur Herstellung eines Baggerdampfboates, die jedoch nicht zur Thätigkeit zu gelangen vermochte. Mit Hinblick auf jene zunehmende Versandung der Barre wurde im Jahre 1830 der Plan zu einer Verbindung zu Lande zwischen Kustendschi an der Westküste des schwarzen Meeres und Tschernawoda (türkisch Bogház Köy) am bulgarischen Donauufer entworfen. Die Verbindung kam nach Ueberwindung einer Menge von Schwierigkeiten endlich im Jahre 1840 zu Stande. Es wurde dadurch außer dem Zwecke, sich von dem russischen Einflusse unabhängig zu machen, eine Abkürzung von 40 geographischen Meilen erreicht, und zugleich die langwierigste Donaustrecke mit sumpfigen Gestaden, Moskitenplagen und Fiebermiasmen umgangen. Da indessen in den Einrichtungen gefehlt wurde, und daher statt der Mehreinnahme ein Ausfall sich zeigte, so gab man 1844 die Landverbindung wieder auf.

In den letzten Tagen haben die russischen Truppen bekanntlich die Sulinamündung als unhaltbar aufgegeben, und die russische Ansiedlung Sulina ist durch englische Schiffe gänzlich zerstört worden, so daß jetzt nur die Kirche und der Leuchtthurm dort noch an ihrem Platze stehen.

Rustschuk.

(Mit Abbildung.)

Rustschuk, Rutschuk oder Ruschtschuk, die jetzige Hauptstadt des türkischen Eyalets Silistria in Bulgarien, liegt auf dem rechten Ufer der Donau, wo diese den Lom aufnimmt, und Giurgewo ziemlich gegenüber, ist der Sitz eines griechischen Bischofs und eines Hauptzollamtes, erfreut ein kleines Schloß, mehrere Kirchen, Moscheen und Synagogen, und hat etwa 40,000 Einwohner, theils Turken, theils Griechen, Armenier, Zigeuner und Juden, welche einen lebhaften Verkehr auf der Donau und nach dem Innern der europäischen Türkei treiben und einige Fabriken in Seide, Wolle, Baumwolle, Leder, Tobak u. s. w. unterhalten. Rustschuk, schon in den Kriegsjahren 1773, 1774 und 1790 durch mehre Gefechte bekannt, war ein Hauptbollwerk militärischer Operationen in den Feldzügen der Russen gegen die Turken auch in den Jahren 1809 und 1810, in welchem letzteren Jahre es erst nach langer Belagerung und zweimaligem vergeblichen Sturme durch Capitulation am 27. September in die Hände der Russen kam. Im Jahre 1811 räumten diese, nach einem am 4. Juli gegen Ahmid Aga bestandenen nachtheiligen Gefechts, am 26. Juli die Stadt und steckten sie in Brand. Nach dem Frieden wurde sie wieder neu aufgebaut, und am 25. Mai 1812 wurden daselbst die Präliminarien des Friedens von Bukarest abgeschlossen. In dem Kriege 1828 — 1829 blieb Rustschuk von den Russen ungangegriffen; in Folge des Friedens von Adrianopel 1829 hörte es auf, Festung zu sein. Seit dem Herbste 1853 aber wurden auf den südwärts hinter der Stadt liegenden Hügeln fünf Forts mit großer Solidität gebaut, die im Verein mit 400 Geschützen Rustschuk wieder zu einer starken Festung machten. Die Ebene, auf welcher die Stadt selbst liegt, beherrscht den Wasserspiegel der Donau, aus jene Forts bilden den Schlüssel zur Passirung Rustschuk's. Allein 600 Schritte weiter befindet sich noch eine Anhöhe, welche die Forts beherrscht, und die in letzter Zeit noch nicht befestigt war. Zwischen der Stadt und dem gegenüber liegenden, 1854 von den Russen stark befestigten, in diesem Augenblicke wieder von den Turken besetzten und durch eine Schiffbrücke mit Rustschuk verbundenen Giurgewo befinden sich mehre Inseln, wie Radowan, Tscharal und Makan, die von den Russen mit Batterien, Wällen und Schanzen versehen wurden und für dem Ausbruch der Feindseligkeiten mehrfach Kriegsschauplatz gewesen sind.

Herausgeber u. Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

SULINA-MÜNDUNG der DONAU.

RUTZSCHUK.

Beilage zu W. Auer's polygrafisch-illustrierter Zeitschrift „Faust"

Digitized by Google

WASSERFALL.

Zeichnung von Geyer — Hochätzung nach Ranftl'schem Verfahren, von Franz

Beilage zu M. Auer's poligrafisch illustrirter Zeitschrift „Faust."

Druck von M. Auer.

Digitized by Google

ORIGINALSELBSTDRUCK.

Auf Papier gezeichnet, auf die Kupferplatte umgedruckt und galvanisch copirt.

Gezeichnet von Ranft.

Beilage zu M. Auer's polygrafisch-illustrirter Zeitschrift „Faust".

Druck von M. Auer.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.
Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustriert erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckte Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Maria-hilf, große Stiftgasse Nr. 75.

№ 11. Inhalt: Des Woida Abgesandter. — Vergißmeinnicht. — Die Ostern. (Gedicht.) — Johann I., regierender König von Sachsen. Artistischer Beilagen: Hundskopf. (Galvanographie.) — Der Wiener Freiwillige. (Kupferstich.) — Das durchlöcherte Bild. (Stahlstich.) I. Jahrgang. Wien. 1854.

An die geehrten Herren Pränumeranten.

Da mit Nr. 12 das erste Semester der Zeitschrift »Faust« zu Ende geht, so werden die geehrten Herren Interessenten ergebenst zur Erneuerung der Pränumeration eingeladen. Diejenigen, welche bereits auf das erste und zweite Quartal pränumerirt haben, und nun auch das dritte und vierte Quartal zugleich vorausbezahlen, erhalten das schöne, mit so ausnehmendem Beifalle aufgenommene Prämienbild: »die Auswanderer« (nach einem Gemälde von Heckel), unentgeltlich zugesendet, eine Begünstigung, welche auch allen neu eintretenden Pränumeranten auf den ersten Jahrgang, noch zugestanden wird.

Bei dem überraschend schnellen Erfolge unserer Zeitschrift, und bei dem vollständig ausreichenden Vorrathe an Stoff und Kunst-Beilagen, entsprechen wir dem vielseitig ausgesprochenen Wunsche der P. T. Herren Pränumeranten insofern, als wir beide erste Semester des »Faust«, d. i. zusammen 24 Numern, noch im Laufe des Jahres 1854 liefern, woraus sich das rasche Aufeinandererscheinen der Numern dieses Jahrgangs erklärt. Sowohl in Bezug auf den Text, als auf die Kunstbeilagen werden die Leistungen des »Faust« sich fortwährend steigern.

Des Woida Abgesandter.

Erzählung von Wilhelm Ehrlo.

Am Samstag zu Nacht stellt der Bauer die Arbeit ein. Er hat sechs lange Tage hindurch vom Morgen bis zum Abend sich tüchtig geplagt, und das bischen Ruhe ist ihm wohl zu gönnen. Der Herr Pfarrer könnte etwa auch eine Erholung brauchen, doch ihm ist sie am Samstag nicht beschieden. Der Seelsorger hat die ganze Woche über alle Hände voll zu thun mit den Pflichten seines geweihten Berufes in Kirche und Schule, so daß ihm kaum die nöthige Muße bleibt, seiner Wirthschafe jenen Blick aus dem Auge des Meisters zuzuwenden, welcher bekanntlich die Rinder fett macht und die Scheunen füllt. Zur Pflege seines Hausgartens, seiner Topfpflanzen und seiner beflederten Lieblinge muß er die Viertelstunden mit künstlicher Berechnung aussparen. Und wenn er Abends müde und matt sich endlich niederlegt, so ist er seiner Nachtruhe erst nicht sicher. Bei Nacht und Nebel, in Wind und Wetter muß er gar oft hinaus, um einen Sterbenden mit kirchlicher Tröstung zu versehen. Die allermeisten Sterbegänge kommen bei der Nacht aus. Der Grund ist einfach; das Landvolk meint zweierlei: erstens, daß der Tod immerhin ein wenig zuwarte, um dem sündigen Menschenkind noch Zeit zur letzten Abrechnung mit dem Himmel zu lassen, zweitens, daß keine Rettung und Umkehr mehr sei, sobald der Kranke die heilige Wegzehrung empfangen. Und Letzteres trifft regelmäßig zu, eben weil der Kranke wartet bis er die unabweisliche Nähe des letzten Stündleins nicht mehr vor sich selber verläugnen kann, was schier ohne Ausnahme erst in den stillen dunkeln Stunden der Nacht erfolge. Des Tages Licht und Lärm lassen die Hoffnung nicht so leicht sterben.

In solcher Weise geschieht es, daß der geistliche Herr selten eher als am Samstag zu Nacht dazu gelangt, seine Gedanken zurecht zu legen und die Predigt für den nächsten Morgen zu Faden zu schlagen, absonderlich in unruhigen Zeiten, wo es ihm obliegt, die Begebenheiten der letzten Tage in den Kreis der Ermahnung und Belehrung zu ziehen.

Und fürwahr, keine friedliche Zeit war es, in welcher der hochwürdige Herr Martin Zuckſchwert des geiſtlichen Amtes zu Winterweiler im oberſchwäbiſchen Lande waltete. Es iſt ſchon ein Weilchen her, und in der Welt ſeitdem alles anders geworden, nämlich der äußern Geſtaltung nach, denn im Grunde des Herzens bleiben die Menſchen ſich immer gleich. Damals vor dreihundert und ſo und ſo viel Jahren — waren die Leute fleißig darauf bedacht, ſich von den althergebrachten Pflichten gegen den Himmel loszuſagen, weil ſie in mehr oder weniger dunkelm Drange merkten, daß auf dieſem Wege am leichteſten von aller irdiſchen Schuldigkeit los zu kommen ſei. Das hieß die Stiege von oben herunter fegen. Martin Zuckſchwert hatte demnach für ſeine eindringliche Beredſamkeit des Stoffes mehr, als Gott lieb und den Zuhörern angenehm war, und als er eines Samstagsabends wiederum eine Predigt zuſammendachte, glich er nicht übel einem Büchſenmeiſter, der ein ganzes Stückgeſchwader von grobem Geſchütz aufführt und zurichtet. Er lud den »Wrckauf,« den »Buerlebaus,« die »wunderliche Diet,« um gehörig unter die Bauern hineinzufeuern, die einer rechtſchaffenen Lauge in demſelben Verhältniß immer bedürftiger wurden, je weniger ſie darnach begehrten.

Während das »Herrle« droben in der Kammer ſeine Zurüſtungen gegen den böſen Feind traf, ſaßen die Hausholden des Pfarrhofes beim Herd in der unteren Halle, die nach altem Herkommen Küche, Wohngemach und Speiſeſaal zugleich war. Im Keſſel brodelte das braune Muß, in der Pfanne ſchmarte ein Gericht von Fiſchen. Des Pfarrers Hauſerin ſaß zunächſt bei Keſſel und Pfanne, um die Bereitung des Nachtmals zu überwachen, während ſie zugleich die Spindel luſtig ſchnurren und tanzen ließ und hie und da wohl auch eine liebkoſende Bewegung für das kleine Mägdlein von vier bis fünf Jahren übrig behielt, das — an ihre Kniee gelehnt — bald einen ſehnſüchtigen Blick nach den Töpfen, bald einen fragenden nach der Jungfer Emerentia hinauf richtete.

Beſagte Jungfrau ſtand bereits mit beiden Füßen im canoniſchen Alter. Schon lange theilte ſie nicht mehr das Vorurtheil der unerfahrenen Jugend, welches ein Mädchen von vierzig Jahren zu den alten Mondſcheinen wirft. Zweifelsohne wiegte ſie ſich in ihren ſtillen Betrachtungen mit dem leidigen Troſte, daß ſie immer noch die Schwelle jenes Fünfzigers zu überſchreiten habe, der an und für ſich eigentlich gar nicht ſo ſchlimm wäre, wenn er nicht ſchnurſtracks zum Sechziger hinführte.

Auf der Bank an der andern Seite ſaßen Knecht und Magd, auf deren Mienen Hunger und Schlaf einander das Feld ſtreitig machten. Und je mehr das Herrle zögerte, zum Nachteſſen zu kommen, um ſo länger mußte die Predigt am nächſten Morgen ausfallen!

Draußen klopfte es mit ungeſtümer Fauſt an die Pforte.

O weh, brummte Emerentia, gewiß ein Speisgang. Jetzt kann ich meine ſchwarzen Karpfen allein eſſen.

Den Riegel zurückſchiebend ſchrie der Knecht:

Wo haſt denn Du das Anklopfen gelernt, Grobian?

Seit wann ſchreit denn der Guckguck bei der Nacht? lachte der Ankömmling.

Die Thür öffnete ſich. Der Eintretende war kein Bäuerlein im lodenen Kittel, ſondern ein ſtattlich herausgeputzter Geſell von vierſchrötigen Gliedmaſſen, ein ſo handfeſter Schwab', als nur jemals einer die Pflugſchar mit dem langen Spieß vertauſcht hatte. Alles war an ihm ſchmuck und keck zugleich, wie es ſich ziemte für einen Landsknecht, — der er war. Keck trug er das geſchlitzte Barett mit der langen Feder ſchräg auf den ſchreiend blonden Ringellocken; keck wirbelte ſich der Schnauzbart zwiſchen Auge und Ohr hinauf; keck bauſchten ſich Wams und Hoſe, mit weitherausgezogenem Unterfutter aufgepufft. Am breiten Gürtel klirrte links ein kurzes Schwert, ſtarrte rechts ein langes Meſſer, das möglicher Weiſe ſchon an einem und demſelben Tage mit ſeiner Schneide durch Brod, Braten und lebendiges Menſchenfleiſch hindurchgefahren. Ueber der Schulter trug er einen Spieß, woran ein wohlgefülltes Reiſebündel hing.

O Je, der Gaisenggerbue, ſagte der Knecht mit freundlichem Grinſen.

Simon! ſchrie Emerentia, mit ausgebreiteten Armen dem Gaſt entgegeneilend, während das Kind ſich ſchüchtern hinter den Herd verſchlupfte.

Simon Gaisruggee warf das Ränzel unter die Ofenbank, ſtellte den Spieß ab, reichte der Hauſerin beide Hände und rief nach dem Herde hin:

Komm' nur vor, Effersinele, ich habe heute ſchon zwei falſche Dinger verſpeiſt und ſpüre keinen Hunger mehr. — Grüß' Gott, liebe Schweſter, fügte er hinzu.

Der Pfarrer kam in dieſem Augenblicke die Stiege herunter, welche dem Herde gegenüber zum obern Gaden führte.

Guten Abend, Schwager, redete der Landsknecht ihn an.

Ruhig antwortete Zuckſchwert: Dein Weib, Gott tröſte ihre arme Seele, war meines Schweſtermannes weitſchichtige Baſe. Wir ſind alſo Vettern, nicht Schwäger. Vermuthlich haſt Du unter dem Kriegsvolk Deine Freundſchaft vergeſſen, und mußt wieder lernen, ſie auseinander zu klauben.

Aber die Renzi iſt doch meine Schweſter? fragte Simon Gaisengger mit verſtellter Einfalt.

Der Pfarrer hob drohend den Finger. Er verſtand recht gut, was der Andere ſagen wollte. Im ganzen Gau war nämlich der Seelſorger von Winterweiler faſt der einzige Geiſtliche, der nicht der neuen Lehre zugefallen. Die andern hatten, theils gezwungen durch ihre aufrühreriſchen Gemeinden, theils aus eigenem böſen Willen ſich der wilden Strömung hingegeben, und — entweder Verführte oder Verführer — ihren Bruch mit der Vergangenheit durch die unwiderruflichſte aller Handlungen beſiegelt: ſie waren in den Stand der Ehe getreten.

Emerentia begann die Mahlzeit anzurichten und that dabei, als höre ſie nicht auf das Geſpräch, während Simon ſich's bequem machte und nach einem Weilchen wieder anhob:

Was nicht iſt, kann noch werden.

Schäme dich mit Deinen faſen Reden, antwortete Martin; betrachte meine weißen Haare, und wenn Du im Lager ſo verwildert biſt, daß Du die guten Lehren Deiner Jugend vergeſſen haſt, ſo nimm Dich wenigſtens ſo weit zuſammen, Deinen alten Lehrer nicht durch ſchimpfliche Reden zu kränken, ſo lange Du mein Gaſt biſt.

Wir ſich das ſpreizt und ſträubt, ſagte Simon, ohne im mindeſten aus der Faſſung zu kommen; mein Verſehen iſt ſehr erklärlich und ich brauche Euch nicht einmal um Verzeihung zu bitten. Ich habe Euch blos mehr Ehre angethan, als Ihr verdient; das iſt Alles.

Es kommt immer beſſer, brummte Martin.

Ich habe Urlaub genommen, um die Freundſchaft heimzuſuchen, fuhr der Landsknecht fort; und wie ich auf meiner Wanderung »in's Gäu« komme, finde ich überall die Geiſtlichen beweibt, einen um den andern. Auch das Herrle von Winterweiler habe gefreit, heißt es vom Bodenſee her allre Orten. Er habe Weib und Kind, ſagen die Leut'.

Wem gehört das Kind im Pfarrhofe? fiel ihm Martin in die Rede.

Es gehört nicht in den Pfarrhof, rief Simon, ich habe es meiner Schweſter übergeben, als ich nach meines Weibleins Tod in den Krieg zog, weil die Ungeduld mich daheim nicht länger litt.

Du warſt immerdar ein unruhiges Blut.

Wie ich herwärts zirhe, begegnet mir heute zu Mittag auf der Straße das Matheisle vom Oberhof. Ich enſe es an: Was machen meine Leute? Er hält ſeinen Gaul an und antwortet in aller Eile: Dein Vater wird alt. Er ſteht nicht grün. Der Junker von Thurnegg ſchindet ſeine armen Leute bis aufs Blut mit Frohnden und Spanndienſten für ſeinen Neubau. Er will mit aller Gewalt ein größeres Schloß haben. Dein großer Bruder hat vom Engel abgehauſt. Der Renzi gehts noch am beſten. Die ſitzt ſeit zwei Jahren im Pfarrhof und hat Dein Kind mitgenommen. Mit dieſen Worten reitet das Matheisle weiter. Ich aber bilde mir nicht anders ein, als daß meine Schweſter Frau Pfarrerin geworden. Sonſt wäre ich nicht eingekehrt, ſondern gleich in den Engel gegangen. Doch nun iſt es erſt gut, daß ich weiß, wie die Gänle ſtehen und wo die Zäune hängen. Jetzt nehme ich mein Effersinele mit und ſage Gott befohlen.

Er langte hinter den Herd und holte die kleine Eufroſine hervor, die in ſeinem Arm ſich ſträubend jämmerlich ſchrie.

Emerentia erſchrack, daß ſie ſich niederſetzen mußte, um nicht zu fallen. Keines Wortes mächtig ſtarrte ſie den Bruder an.

Sei geſcheit, Vetter, mahnte Martin; das Kind hat es lange gut bei mir. Du aber kehr dich her, iß mit uns den ſchwarzen Fiſch und was Gott ſonſt noch beſcheert hat. An einem rechtſchaffenen Trapfen ſall's auch nicht fehlen.

Das Haupt ſchüttelnd antwortete Simon rauh und trotzig: Bei meinem Schwager wäre ich etwa eingekehrt, und der hätte mir auch allenfalls vorrupfen dürfen, daß ich ſein Gaſt um Gotteswillen ſei. Bei einem ehrlichen Ehevolk wäre ich geblieben, doch in einer ſolchen Wirthſchaft iſt meines Bleibens nicht. — Zu Emerentia gewendet fügte er hinzu: Morgen früh kannſt Du zu mir in den Engel kommen, da will ich Dir meine Meinung gründlich ſagen.

Er nahm Spieß und Ränzel und ging von dannen, ohne auf das verzweifelte Zetergeſchrei des Kindes in ſeinem Arme zu achten. Achſelzuckend ſah ihm der ehrwürdige Pfarrer nach und murmelte dazu:

Ein freundliches Geſicht an dem daiſt mir keinen Meineid werth. Da habe ich ſchon ganz andere Leute ablaufen laſſen.

Eine große Herberge und eine kleine Kirche ſtanden zu Winterweiler an der Landſtraße. In der Kirche, ſo klein ſie war, gab es überflüßig Raum, obſchon der hochwürdige Herr Martin Zuckſchwert ſeines geweihten Amtes darin waltete. Im Wirthshaus dagegen gab es kaum Platz genug, und zwar gerade darum, weil Sonntagsmorgen und Kirchenzeit war. Der Lanzknecht, welcher Abends zuvor angekommen, hatte die widerſpänſtigen Bauern vollends in Gährung gebracht. Die Zechſtube im goldenen Engel war überfüllt, und dennoch ſaßen nur diejenigen darin, welche — durch einen Reſt von Scham und Scheu getrieben — ſich zurückgezogen. Einige mochten wohl auch draußen auf den Bänken im Schatten und unter den Bäumen keinen Platz mehr erobert haben. Die überwiegende Mehrzahl drängte ſich vor dem Hauſe, zechend, ſchmauſend, lärmend, ſo daß der helle Sonntagsmorgen ein Getümmel beſchien, wie es ſich etwa ſonſt im dunklen Schooße einer Faſchingsnacht zu verbergen pflegt. Der Lärm aber ward immer toller, je näher der Zeitpunkt heranrückte, wo nach Beendigung der heiligen Handlung das Häuflein der Getreuen aus dem Gotteshauſe kommen mußte.

Das Kirchlein ſtand auf einem Hügel. Kein anderer Weg führte hinein und heraus, als hart am Wirthshaus eine ſteile Stiege, auf welcher allenfalls ihrer zwei nebeneinander gehen konnten, vorausgeſetzt, daß nicht eins davon mit beſonderer Fülle des Leibes geſegnet war. Augenſcheinlich war es alſo darauf abgeſehen, dem Pfarrer, dem Grundherrn und denen, die ihnen folgten, höhniſchen Trotz zu bieten. Es galt, wie die Leute heutzutage es nennen: eine Kundgebung. Dieſe Abſichtlichkeit zeigte ſich vor allem unverkennbar am Tiſche unter dem Nußbaum, welcher am Fuße des Abhanges neben der Kirchenſtiege ſein Laubdach ausbreitete. Der Tiſch ſtand nicht auf eingepflöckten Pfoſten wie die andern Tafeln im Freien, ſondern war aus dem Innern der Wirthſchaft gebracht und ſo geſtellt worden, daß er den ohnehin engen Zugang ſchier verrammelte. An der oberen Ecke des Tiſches blähte ſich in ihrem Sonntagsputz Emerentia. Ihr Aufputz, buntſcheckig wie eine böhmiſche Hochzeit, oder um es ſchwäbiſch auszudrücken, wie eine Bauerakirchweih, fallte wohl durch ſein Farbenſpiel die Roſen, Lilien, Vergißmeinnicht und andere Kinder des Lenzes erſetzen, welche den Wangen und Augen allerdings merklich abgingen. Emerentia hatte zunächſt zwei ſehr ungleiche Nachbarn; einen hagern Mann in unſcheinbarer Tracht und fadenſcheinigen Anſehens, und den wahlgenährten Lanzknecht, der ſich noch mehr herausgeputzt hatte, als Abends zuvor. Sein Gewand war aus flämiſchem Tuch, mit Seide gefüttert, ſein Barett von geruſſenem Sammet. Der koſtbare Stoff war entweder mit erbeutetem Gelde bezahlt oder auch wahrſcheinlicher nach der längſten Elle gekauft; der regelmäßige Sold eines Knechtes beſtritt nicht derlei Kleiderpracht. Auf dem Knie ſchaukelte Simon die kleine Enfroſine, die nach Art der Kinder ſich in die neue Lage ſchickte, nachdem ſie mit dem Zottelbarte des Vaters ihren Frieden gemacht. Sie ließ ſich den gelben Butterſtriezel ſchmecken und meinte natürlich, das Leben werde in einem Stücke ſo fortgehen, wie es eben begonnen. Auch erwachſene Leute hegen gelegentlich derlei Einbildungen, ſobald ein Sonnenblick ſie beſcheint. Neben Simon ſaß ein Greis, verſchrumpft und runzlig, aber faſt friſch und munter. Aus dem ehrwürdig weißen Barte ſchaute ein wetterbrannes Antlitz mit hellen Augen. Die drei neben ihm waren ſeine Kinder: des Pfarrers Hausfrau, der Lanzknecht und Baſtian Gaisrugger, der abgehauſte Engelwirth. Im Augenblick fühlte ſich der alte Bauer vom Gaisrugger-Hof als den beneidenswertheſten aller Väter; weniger darum, weil ſein Simon ſo ſtattlich in Sammet und Seide pruakte und mit Sonnenthalern rappelte, als weil er die Lehre vom neuen Evangelium ſo ſäuberlich auszulegen verſtand, wie ein verſchulderes Bäuerlein es am allerliebſten vernahm, denn wenn die evangeliſche Freiheit Zehnten, Gülten, Steuern und Gaben abſchaffte, ſo war der Gaisrugger ein gemachter Mann. Ringsumher ſaßen der Heimbürger von Winterweiler und der Nachbarn aus dem Gau nach airle, die allesammt in der gleichen Haut ſteckten, und mit Begierde den Reden des Lanzknechtes lauſchten. Simon ließ ſich verlauten, daß der Türk und der Waida durch Ungarn heraufzögen, um den Evangeliſchen im Reiche Beiſtand zu leiſten, und daß der Franzos bereit ſei, in hellen Haufen über den Rhein zu brechen, um ihnen gegen Papſt und Kaiſer zu helfen.

Wehe dann der Bauerſame, fügte er hinzu, welche noch in den Banden der alten Finſternuß betroffen wird. Dreifach Wehe, wo ſie einen unbewehrten Pfarrer duldet.

Der Gottesdienſt ging zu Ende, die Kirchenleut' kamen die Staffeln herunter. Geſenkten Blickes gingen die erſten ſchen vorüber und ſchämten ſich vor denen, die von Gottes und Rechtswegen ſich vor ihnen hätten ſchämen müſſen. So iſt eben das ſchwache Menſchenkind: die Meinung des großen Haufens nimmt ihm gar zu leicht die Freudigkeit der Ueberzeugung, wenn nicht die Ueberzeugung ſelbſt. Als die Zecher ſahen, wie die anderen mit allen Wahrzeichen des böſen Gewiſſens ſich abarbeidrückten, ſchwoll ihnen vollends der Kamm, und um ſo weniger ließen ſie es an ſchnöden Stichelreden fehlen. Endlich kam einer, der auf die grobe Münze herauszugeben Luſt und auch das Zeug dazu beſaß: der Grundherr des Dorfes und der Gemarkung, Herr Roland Thurmegger von und zu Thurmegg, nicht minder alt und nicht minder friſch, wie der Gaisrugger, ſtramm von Gliedmaßen, aufrechten Ganges, gleich einem jungen Reitersmann. Mit dem kriegeriſch adeligen Anſehen verband die Erſcheinung des Thurmeggers ein Gepräge ehrwürdiger Würde, das jetzt um ſo ſtärker hervortrat, als dem Herrn mit den ſilbernen Locken und dem Barte von friſch gefallenem Schneeflocken ſeine Hausfrau mit einigen minderjährigen Kindern folgte, wovon das jüngſte kaum zehn Lenze zählen mochte. Die Edelfrau, obſchon immer noch ein ſtattliches Weib, hätte den Jahren nach wohl auch die Großmutter dieſer Spätlinge ſein mögen; unter ihren Enkeln gab es ſogar noch ältere Knaben mit Flaumbärten im Geſicht und bräutliche Mägdlein. Frau Gertrud glich einem hellen Morgen zwiſchen Allerheiligen und St. Martinstag, an welchem die Sonne noch Laub an den Bäumen und erſt einen Anflug von weißem Reif auf den grünen Wieſen trifft.

Dem Edelmann das volle Trinkgeſchirr entgegenhaltend, rief Simon:

Being's Euch, Junker.

Mit abweiſender Geberde verſetzte Roland:

Wer nicht mit mir betet, mit dem trinke ich nicht.

Dem Kriegsgeſellen thut ein ehrlicher Soldat immer Beſcheid, hab der Lanzknecht wieder an.

Wir ſind hier nicht im Feldlager, entgegnete der Thurmegger, auch bin ich ſeit langen Jahren kein Kriegsmann mehr. Seit die neumodiſchen Knechte aufgekommen, habe ich Helm und Krebs in die Rüſtkammer geſtellt. Zur Zeit, da ich zu Felde lag, war der Krieg ein adeliges Gewerbe; jetzt iſt er ein zünftiges Handwerk geworden. Ein eheſamer Gleveuer hat nichts mit dem hellen Haufen des gemeinen Mannes zu ſchaffen.

Pfeift der Wind aus der Ecke? ſpottete Simon. Ich begreifs. Die langen Spieße ſind Euch adeligen Rittern ein Dorn im Auge und ein Pfal im Fleiſche. Seit die Knechte aufgekommen, geht die Herrlichkeit der großen Haufen der Reige zu. Der Bauer lernt Krieg brauchen und wird dadurch zum Junker, juſt wie Euer Ahnherr, der auch nur ein Bäuerlein war und im Kriege ein Edelmann geworden iſt. Der arme Mann lernt ſeine Stärke kennen, und dieſe Stärke iſt es, welche ihm die evangeliſche Freiheit zurückgewinnt. — Mit ausgeſtrecktem Zeigefinger auf die Anhöhe hinüberdeutend, auf welcher das Thal beherrſchend die grauen Zinnen von Thuemegg ragten, fuhr er fort: Das wiſit Ihr ſo gut, wie ich, denn ſonſt würdet Ihr nicht ſo eilen, mit dem Schweiß und Blut Eurer armen Leute den Zwinger zu vergrößern. Doch Euer Eilfertigkeit hilft Euch zu nichts. Ihr ſeid dabei, die Kellergewölbe des Neubaues zu ſchließen; vielleicht gelingt es Euch noch die Schlußſteine einzufügen; doch die Stackmanern führt Ihr nimmer auf, das kann ich Euch ſagen, ein verläßlicher Profet. Die Bauern halten nimmer mit.

Ich verlange es gar nicht beſſer, entgegnete Roland, und wenn Du meiner armen Leute Wortführer geworden, ſo ſage ihnen: Dem Thurmegger iſt ſchon lange leid, daß ſeine Ahnherrn die Narren waren, den Bauern Grund und Boden für ein paar Steuern und Frohnden zu überlaſſen. Er iſt zu jeder Stunde bereit, den alten Vertrag aufzuheben. Sie ſollen frei ſein wie die Luft, nur mögen ſie die Gründe friſchweg zurückgeben; damit wird die Rechnung abgethan ſein. Ich bedarf weder eures Schweißes noch eures Blutes, um meinen Bau zu führen, ſo wenig als ich etwa nach dem Blute dieſes armen Kindes begehre.

In unwillkürlichem Schrecken drückte Simon das kleine Mädchen, ſeines ſeligen Weibes Ebenbild, an das Herz; er dachte an die alte dunkle Sage, daß unſchuldiger Kindlein Blut, unter den Kitt gemiſcht, den Schlußſtein eines Gewölbes für tauſend Jahre befeſtige.

(Fortſetzung folgt.)

Vergißmeinnicht.

Eine Reiseskizze von Andreas Schumacher.

Daß zwei Mächte um den Menſchen ſtreiten, — davon, mein Freund, haſt Du freilich ſchon gehöret! Und wenn ich hinzuſetze, daß die eine der Beiden von unſerer Mutter Erde ſtammt, die andere vom Himmel, — ſo ſag' ich Dir wohl ebenfalls nichts Neues; — Du, mit Deinem trefflichen Gedächtniſſe, ſchlägſt mir auch die Pagina des erſten Philoſophen auf, der davon geſprochen. Aber eine Wahrheit iſt darum nicht alt, weil Andere ſie vor uns empfunden, — ſie wird neu, indem wir ſie wieder erleben. Und wer fühlt ſie nicht, dieſe ewige Zwieſpalt? Ich und Du und wir Alle fühlen ſie, und was, vom ewigen Schlafe gebunden, ſie nicht empfindet, erfährt ſie; denn ſie zerreibt den Granitblock und ſendet ſeine Atome als Schmetterlingsflügel aus, und feſſelt den Gedanken in ſteinernen Gräbern!

Zwei Ströme, die ihre Wellen nicht miſchen, ſpielen ſie mit dem geknickten Schiff, zwei Stürme, die ſich im Wirbel faſſen, tragen ſie das gefallene Blatt, — und knicken den Stamm, tödten heute Alles im Widerſtreit, um morgen vereint Alles wieder zu beleben. In unſrer Bruſt noch ſtreiten ſie, — und dennoch leben wir nur durch beide zuſammen!

In den engen Stuben unſeres Werkeltagirdens, in der Mühſal des Schaffens und Erwerbens vergeſſen wir über dem Kampfe unſeres eigenſten, perſönlichrn Daſeins — der großen Geſetze der Welt. Dort aber, wo die Welt noch geſtaltet iſt, wie ſie aus dem Gigantenkampfe der erſten Kräfte hervorgegangen, — in den Bergen mahnt uns bald Alles daran. Wer hat dieſe Felſenmaſſen übereinander gelagert, wie die Speicher eines von unterirdiſchem Feuer getretenen Rades? Erzählrn ſie nicht, daß dieſe Erde, auf der wir ſtehen und die wir nicht verlaſſen können, — ihren eigenen Flammenherd im ſteinernen Herzen trägt, der einſt als glühende Lavaſtröme hintrieb, was jetzt auf ihrer Oberfläche zu leichenhafter Maſke erſtarrt iſt.

Wer erzittert nicht bei dieſem Anblicke vor dem Zorne, deſſen unſere Mutter fähig war, als der Vater, ernſt gebietend, ſie in geregelte Bahnen wies? Darum hab' ich der Lieblichkeit auch nie vertraut, mit der ſie ſich äußerlich umkleidet. Sie iſt nicht ihre wahre Geſtalt, — iſt nicht ihr Werk! All' dieſe Milde, — all' dieſer Lenzesſchimmer, — all' dieſes Hoffnungsgrün, dieſes Morgen- und Abendgold, ſind die Sendbotrn eines Mächtigeren und Milderen. Von ihm ſind ſie, dem ſie ihr Herz verſchließt, deſſen Kinder ſie haßt! — Sein Segenslicht ſchüttelt ſie mit Blitzen der Wetternacht von ſich ab.

Ja, mit ewigem Haſſe verfolgt dieſe Welt, was vom Himmel ſtammt. Blick nur den Menſchen an, wie er zwiſchen ihren Felſenmauern erbleicht und zum Kretin entartet, wie, je näher ihrem Herzen, alles Leben mehr und mehr erſtarrt, wie unheimlicher Metallglanz und falſcher Kriſtallenſchimmer ihre holden Blumen und des Menſchenauges ſpottet, für zum Zerrbild höhnend verkehrt, und wie dieſe Stiefmutter Erde Alles zurückzwingt aus ſonnigen Höhen, um es in ihrem Schooße zu begraben!

Verſtehſt Du nun wohl, warum wir oft ſo ſehnſuchtsvoll nach Oben blicken?

Der Wurm und der Vogel, das dumpfſinnige Waſſerthier und der Menſch — alle regen ſie ſich in der Sonne und heben wandelnd — oder aus der Tiefe kommend, verwundert ihr Haupt zu ihrem Wohlthäter empor; o, und der Menſch, — welch' ſchöne, erhabene Gedanken ſendet er nicht oft zu ihm — um ſeinen Vater, den himmliſchen, zu ſuchen! Seufzen nicht alle Kreaturen nach ihm, der ſie ungekannt und ungeſehen, — erhebt und beſeligt?

Betrachte aber einmal den Regenbogen, auf dem finſteren Wolkengrund; der letzte Strahl der Abendſonne ſpiegelt ſich in ſeinem Thau. Die himmliſche Erſcheinung ſchwindet, denn die Sonne iſt hinabgeſunken. Pflanze, Thier und Menſch ſind nur ſolche Thautropfen der Wolke, die ſchwer über dieſer Erde lagert!

Das Lieblichſte in der Natur ſind wohl die Blumen! Mit Kinderaugen blicken ſie zum Himmel empor und fragen — — — was glaubſt Du, was ſie fragen? Sie fragen ob ſie wohl recht thun zu blühen? — Und weil ihnen keine Antwort wird, ſo ſterbrn ſie aus Schmerz! O arme Menſchenherzen, die ihr geliebt und geblüht, — und die ihr nicht recht gethan und im Schmerz gebrochen! —

Zertrete keine Blumen, mein Freund, wenn ſie am Wege blühen. Sie ſterben bald und kurz nur iſt ihr Herzleid im Tode! Aber Du? — — — Oder glaubſt Du, daß es nicht ſchmerzen kann, eine Blume zertreten zu haben? — Dann bitt' ich Dich, lies was dieſe Blätter erzählen; — meine Geſchichte vom »Vergißmeinnicht!«

Zwei wanderluſtige Geſellen hatten wir uns aufgemacht, — ich und Theodor — die älteſte Straße aufzuſuchen, die einſt Oeſterreich mit Steiermark verband, den alten Heerweg von Petterndorf über Aſpang, auf welchem noch in den Tagen Leopolds die erſte, auch ſtets am innigſten geliebte Braut des jugendlichen Kaiſers aus dem fernen Spanien nach Wien kam, der erſt unter Karl dem Sechſten von dem »alten Wege« über den Semmering verſetzt wurde und heute durch die neue, ſiebenfach gewundene Semmeringſtraße und noch mehr durch den in Felſen geſprengten und durch die Berge gebohrten Eiſenweg dampfenden Lokomotiven, in Vergeſſenheit gedrängt iſt. Wie Alle, die das Land kennen lernen wollen, das ſie bereiſen, wanderten auch wir großentheils zu Fuße. Wir hatten das für Zeinyi und Frangipani ſo verhängnißvoll, ſo oft zum Grabe der Feinde, zur Schutzwehr Oeſterreichs gewordene Wiener-Neuſtadt bereits im Rücken, hatten »Thernberg« den Stammſitz des trotzigen Thonradel, der ſich in dem Aufſtande gegen Ferdinand II. ſo berühmt gemacht, in ſeinem Zerfalle geſehen, Feiſtritz, die gewaltige Zwingburg mit ſeinem einſt berüchtigten Gerichtsbann und ſeinen noch jetzt unvergleichlichen Waffen- und Rüſtkammern bewundert, hatten Kranichberg, den uralten Stammſitz eines einſt herrlichen Rittergeſchlechtes, jetzt die Sommerreſidenz der Erzbiſchöfe Wiens, Kirchberg mit ſeiner berühmten Wolfgangskirche beſucht, und gedachten, noch lange nicht müde an alten Grabſteinen, Rittersälen, verödeten Kloſter- und Burgruinen von vergangenen Jahrhunderten zu träumen, auch Warteuſtein, Klamm, Gloggnitz und St. Theiſtof heimzuſuchen, die manchen Stein zu dem Baue der Zeiten getragen. Für heute aber hemmte die Schönheit des Abends unſeren Fuß. Die Eile, mit der wir das Düſteren und Erhabenen, der Trauer und der Schönheit ſoviel in unſeren Herzen aufgenommen, mußte in dieſem Sonnenuntergange ihren Ruhepunct finden, der über dieſer wundervollen Landſchaft ſeine goldenen Schleier ausbreitete. Zu unſeren Füßen lag Raach, ein armes Dorf von einigen dreißig Häuſern mit ſeiner Kirche und hundert Beegr mit Schlöſſern, Kirchen und Ruinen, Wachtthürmen und Schachthäuſern gekrönt, von Straßen durchſchnitten, und von Wäldern umrauſcht, dazwiſchen Sturzbäche, Dörfchen und Friedhöfe, wogende Saatfelder und grünende Triften, das Schwarzathal, mit dem maleriſchen Gloggnitz durch ſeine alte Benediktinerabtei leicht erkennbar, und der Straße entlang ſo viele neueren Anlagen, Fabriken, Bergwerke, Marktflecken und Edelſitze, — es ſchien uns genug um in ſtumme Betrachtung zu verſinkrn.

Freund Theodor war es, der das Schweigen zuerſt unterbrach.

»O ſchönes Land,« rief er aus, »voll der Herrlichkeit aller Jahrhunderte, voll der ſchmerzlichſten und freudigſten Erinnerungen, voll des Verfalls und Werdens, groß durch die ſchaffende Hand der Natur, — jetzt vielleicht größer noch durch den ſchaffenden Menſchengeiſt. Durch die Herrlichkeit deiner Berge, durch den ſtillen Reiz deiner Thäler, durch den Reichthum, den die Erde in deinem Schooße birgt, durch den Fleiß deiner Bevölkerung, die Kraft Deiner Wälder, durch Deine Größe wie durch deine Schönheit bei Tauſenden zu einem Lieblingswohnſitze glücklicher Menſchen berufen, — wirſt du es werden! Werden die Tage der Zwietracht, der Einbruch barbariſcher Horden, der haßwüthender Religions- und Dynaſten-Parteien Deinen aufblühenden Segen nicht wieder zerſtörenk«

»In der That, mein Freund,« unterbrach ich den Ausbruch ſeiner Begeiſterung, »es wäre ſo übel nicht, ſich in dieſer Gegnd einen Sommerſitz zu bauen. Leicht ließen hier alle Vorzüge der Reſidenz ſich mit aller Herrlichkeit, Tiefe und Innigkeit eines zurückgezogenen einſamen Stillebens verbinden. Das Höllenthal und die Preineralpen, das romantiſche Neuperg und der Sonnenwendſtein, das herrliche Feiſtritz und das Mürzthal, die Attlitzgräben und der Eulenberg, Reichenau und der Ortshof — das gibt ein Geſammtbild, eine Mannigfaltigkeit und Unerſchöpflichkeit der Naturanſchauung, die den Geiſt bei den angeſtrengteſten Studien geſund erhalten müſſen und das Herz nicht darben laſſen. Du biſt ein reicher Mann, — führe den Gedanken aus! —«

»Ich war der Ausführung einſt ſchon näher als Du denkſt,« entgegnete Theodor, und nur die Verhältniſſe — ſind Schuld, daß ſie nicht allen Ernſtes zu Stande kam!«

»Dir lieben Verhältniſſe!« brummte ich ganz ſtille vor mich hin.

Digitized by Google

»Ich weiß« bemerkte Theodor, mit einem sarkastisch bitteren Lächeln, »die ses Wort iſt Mißklang in Deinem Ohr. Ich kenne Dich lange genug, um zu wiſſen, welche gewaltige Scheu Du vor den ſogenannten Verhältniſſen haſt. Du wollteſt Dich immer lieber mit einem beſcheidenen Auskommen begnügen, als durch eine den Verhältniſſen dargebrachte Huldigung, zu Stellung, Einfluß und Reichthum gelangen. Du haſt Dich halsſtarrig von Deinem Glücke abgewendet, wenn es Dich in Verhältniſſe zwingen wollte, ja Du wäreſt im Stande das Unglück herauszufordern, das Leben auf das Spiel zu ſetzen, mit kaltblütiger Verachtung in Dein Verderben zu gehen, um ein Verhältniß zu brechen, das Dich einſchränkt, das Deiner Neigung, Deiner Ueberzeugung in den Weg tritt; — ein Glück für Dich, daß Du ſo genügſam, ſo ſtark und ſo unermüdlich biſt. Du weißt, wie ſehr ich Dich für dies Alles liebe! — Aber ich bin ſchwächer, als Du!«

»So hör' ich Dich heute das erſte Mal ſprechen,« rief ich aus, meines Staunens nicht mächtig.

»Du ſchwächer, als ich? — Du, der mir immer als ein Vorbild ſtolzer Männlichkeit erſchienen, der nie Nein ſagt, wo er Ja geſprochen, den nichts aus ſeiner Beſonnenheit, ſeiner prüfenden Ueberlegung herausbringt, der Vor- und Nachtheil beſonnen abwägt, der mich von hundert Narrheiten abhält und mir täglich Gleichmuth predigt? Bin dagegen ich, mit meiner Reizbarkeit, meiner Fantaſie, meinem Trotz, meiner Weichheit, meinem leichtſinnigen Uebermuthe und meiner verzweifelten Reſignation — nicht ein wahres Kind, gegen dich? —«

»Das iſt die Verſchiedenheit der Situation,« bemerkte Theodor, — »und wohl auch die Verſchiedenheit der Anlagen! Und dennoch bin ich in einem Puncte ſchwächer als Du — minder charakterfeſt, minder muthig. Glaube mir, mein Freund, — es gibt einen Punct, wo Du ſtark biſt, — und wo meine Kraft mich verläßt. Du erträgſt, was Die das Schickſal bringt, — ich würde dem Wandel erliegen.«

»Pah!« rief ich aus, »das glaub' ich nicht, daß Dich das Schickſal ſo leicht in's Bockshorn jagen wird.«

»Wenn ich aber meine Schwäche kenne? Wenn ich,« erwiederte Theodor, in Eifer gerathend, »die leidige Erfahrung gemacht?! — Es iſt ſo, — ich verſichere Dich, es iſt ſo, — ich bin es im Stande, im Unglück ſchwach, unmännlich — feige zu handeln!«

»Und ich,« — fuhr ich heraus — »ich glaub es nicht, trotz all' Deiner Betheuerungen!«

»Theodor ſchwieg einige Augenblicke, — dann ergriff er gerührt meine Hand, — rückte vertraulich zu mir, und bat mich, ihm eine Viertelſtunde ruhig zuzuhören. — »Der Weg nach Schottwien,« bemerkte er, »iſt nicht ſo weit; wir erreichen das Nachtquartier nach immer bei Zeiten!«

»Als ich dieſe Wanderung mit Dir antrat,« ſprach er, »ſcheinbar von Deiner Schilderung all' der wundervollen Schönheit ergriffen, welche die Natur hier vor dem Menſchenblicke ausbreitet, — da, mein geliebter Freund, täuſchte ich Dich. Ich kenne dieſe Gegend ganz genau, habe Jahre hier zugebracht und zwar die erſten Jahre des Frühlingsalters, — wenigſtens die Sommer. Ich hatte Gründe, Dir das zu verſchweigen. —«

Ich wollte Theodor unterbrechen, hielt aber meinen Vorwurf zurück; und er fuhr fort:

»In den zehn Jahren, — während welcher ich dieſe Gegend nicht geſeh'n, hat ſich freilich Manches geändert. Meine Gedanken weilten hier oft, — und mit Wehmuth erinnerte ich mich der Zeiten, wo ich hier die reinſte Befriedigung, die frohſten Stunden gefunden, — die mir in der That kein anderes Glück der Welt je wieder erſetzt — und gerne hätte ich in dieſen Bergen wieder einmal zugeſprochen, — aber der bitteren Erinnerungen, der herben Vorwürfe zu viele — erwarteten mich hier; — hatte ich doch mein wahres Glück — dem ſcheinbaren, mein Herz den Verhältniſſen geopfert.

Das Dorf, das da unten zu unſern Füßen liegt — die Kirche mit ihrem ſchönen Thurm, — den Friedhof dort, den Bach, die Wieſen, den Wald — ſie alle kenn' ich ganz genau; ſie ſind alte Freunde. In dieſer Kirche war es ja, wo ich jenes Sinnbild der Treue fand, das meinen jugendlichen Geiſt ſo mächtig anregte, mein Herz ſo tief überraſchte, das in meiner Fantaſie ſo unauslöſchlich fortlebte, bis ich verlängnete, was mir ſo heilig erſchienen! —

Doch ich habe Dir die Geſchichte meines Herzens verſprochen — und ich will ſie Dir ohne Unterbrechung, ohne Beſchönigung geben, wie ich ſie erlebt, — Du wirſt dann urtheilen, wer ſtarker oder ſchwächer von uns beiden, und ob ich nach ſolchem Abfall von mir ſelbſt, — in Deiner Freundſchaft noch ſo hoch ſtehen ſoll, wie zuvor!« (Fortſetzung folgt.)

Die Oſtſee.

(Schluß.)

Zwanzig Meilen ſüdlich von den Inſeln Oeſel und Dago iſt die Mündung der Düna, zu welcher der Eingang durch die Feſtung Dünamünde vertheidigt wird. Anderthalb Meilen aufwärts liegt Riga, eine feſte Stadt erſten Ranges, mit einer Citadelle, einem Brückenkopf und einem Zeughauſe für kleinere Waffen. Früher ſtets zwiſchen den nordiſchen Reichen ſtreitig, hat es ſeit 1710 keinen Feind vor ſeinen Mauern geſehen. Die Düna vermittelt den Handel mit dem Innern und führt Getreide, Leinſamen, Flachs, Hanf, Holz und Talg zu. Die Zahl der einkehrenden Schiffe ſchwankt zwiſchen 1500 und 1800 jährlich, die Ausfuhren, die halb nach dem nichtruſſiſchen Feſtlande, halb nach England gehen, haben einen Werth von mehr als dreißig Millionen Rubel Silber. Zwiſchen Riga und Reval liegt nichts von Intereſſe. In fünfunddreißig Stunden gelangt man mit dem Dampfſchiffe nach Hango Uds und ſchifft in den Golf von Finnland ein. Dieſer erſtreckt ſich zwiſchen den Küſten von Eſthland und Ingermannland im Süden und der Küſte Finnlands im Norden in öſtlicher Richtung acht Längengrade weit, von 41° bis 49° öſtlicher Länge, und hat zwiſchen 59° 35′ und 60° 35′ nördlicher Breite eine verſchiedene Durchſchnittsbreite von 9 bis 18 Meilen. An ſeinem Eingange iſt von Küſte zu Küſte zehn Meilen Zwiſchenraum, und die Tiefe beträgt 40 Faden. Je tiefer ins Land hinein verliert er immer mehr an Salzgehalt und bedeckt ſich daher ſehr leicht mit Eis. Erſt gegen das Ende des Aprils wird er von dieſer Decke frei, wenige Tage früher als die Newa bei Petersburg, die am 25. November bis 25. April durchſchnittlich zugefroren iſt. Im Sommer bleiben die Nächte hell und das Wetter iſt beſtändig ſchön. Bis dahin war die Schiffahrt leicht, hier wird ſie aber ſchwierig, weil ſie auf viele Sandbänke, Felſen und Inſeln ſtößt, für welche Rußland zahlreiche Leuchtthürme errichtet hat. Dieſe läßt es in Kriegszeit natürlich erlöſchen. Die beiden einander gegenüber liegenden Ufer des Meerbuſens tragen einen ganz verſchiedenen Charakter. Die Ufer von Eſthland ſind mit feinem Sandſtein bedeckt, dagegen beſtehen die Ufer von Finnland aus Granit, welcher von Eiſenoxid roth gefärbt iſt. Auch hat die eſthiſche Küſte in ihrer ganzen Länge einen Steinfeſſen niedrigen Vorlandes, und die See vertieft ſich nur allmälig. Meiſtens flach, hat Eſthland in der Nordküſte eine etwa zweihundert Fuß emporſteigende Hochebene von Kalkſtein, die gegen Petersburg hin verflacht, nach der See zu aber in einer hohen Felswand, der Klint, endet. Gewaltſame Veränderungen der Erdoberfläche ſcheinen einige Theile der Klint losgeriſſen und jene zahlreichen Inſeln, welche der Küſte vorliegen, gebildet zu haben. Im ganzen ziemlich einförmig und mit wenigen Einſchnitten verſehen, iſt die Klint an einigen Stellen eben ſo zerriſſen, wie die finniſche Küſte gegenüber.

Vor Reval in einer geringen Entfernung, die von dem Dampfer in vier Stunden durchmeſſen wird, liegt Baltiſchport, das wir darum nennen, weil Peter der Große den Plan hatte, hier einen großen Kriegshafen anzulegen. Der Bau hatte bereits begonnen, als der Kaiſer ſeinen Gedanken aufgab, da er ſich überzeugte, daß die Bucht, obgleich durch zwei Inſeln vom Meere abgeſchloſſen, den Schiffen nicht hinreichenden Schutz gewähre. Sechs Meilen weiter liegt Reval, von den Ruſſen Kolivan, von den Eſthen Talin genannt. 1721 durch den Frieden von Nyſtadt Rußland zugetheilt, hat Reval ſeit dieſer Zeit ſeine Handelsbedeutung mehr und mehr verloren und beſitzt gegenwärtig keinen lebhaften Verkehr mehr. Die Regierung benutzt es als dritte Station für ihre Kriegsflotte. Die Entfernung zwiſchen ihm und Petersburg beträgt 350 Werſte. Die Stadt theilt ſich in eine obere und untere Hälfte. Der untere Theil der Stadt, welcher ſich am ſandigen Ufer des Hafens hinzieht, iſt der größere und enthält auch die breiteſten Straßen mit Kaufmannshäuſern, Waarenmagazinen und ſtädtiſchen aber Regierungsgebäuden. Von den 15,000 Einwohnern iſt der größere Theil deutſcher Abkunft. Der obere Theil liegt am Rand der Felsküſte und bietet ein herrliches Panorama dar. Hier erhebt ſich der Domberg, wohl befeſtigt und mit Baſtionen verſehen. Der Hafen liegt an einer weiten Bucht des Golfs und iſt ſüdlich und öſtlich vom feſten Lande eingefaßt. Am öſtlichen Ufer liegt die Inſel Wulf, weſtlich die Inſel Karl (Groß- und Klein-Karl), noch weiter nordweſtlich die Inſel Nargen. Am nördlichen Hafeneingang befindet ſich die Sandbank Revalſtein, die ziemlich weit in die See hinausreicht. Weſtwärts von Revalſtein liegen die Sandbänke Dyvelsey und Neugrund. Eine andere Sandbank erſtreckt ſich von der Inſel Wulf nach Norden, zwei und eine halbe Werſte ins Meer hinaus. Auch zwiſchen den Inſeln Wulf und Nargen liegen zahlreiche Sandbänke, und man ſtößt auf ſie ſelbſt inmitten des Fahrwaſſers, ferner zwiſchen der Inſel Nargen und dem Dorfe Surap am weſtlichen Hafeneingang, wie nicht minder zunächſt der Inſel Kael. Dieſe

Digitized by Google

Anzahl von Sandbänken erſchwert natürlich das Eindringen in den Hafen außerordentlich. Eindringende Kriegsſchiffe würden außerdem auf achtbare Befeſtigungen treffen. Ein Fahrzeug, das von Nordweſten kommt, muß zuerſt die Inſel Karl paſſiren und ſich eine Drittelmeile weiter gefaßt machen, das Feuer eines halbkreisförmigen Forts mit 96 Kanonen in Kasematten und in drei Abtheilungen aufzuhalten. Dieſem Werke folgt in einem Zwiſchenraume von 150 Ellen eine Batterie von 24 Kanonen, und eine Viertelſtunde weiter fängt der Hafendamm an, auf dem 62 Geſchütze ſtehen. Dieſe drei Werke ſollen die Front der Stadt ſchützen und ſind tief ins Waſſer hineingebaut, 800 Ellen von der Küſte. Da ſie ſich aber gegenſeitig nicht hinreichend unterſtützen und Dreidecker überall auf der ganzen Linie in Schußweite ankern können, ſo bieten ſie keine hinreichende Garantie gegen eine Beſchießung des hohen Dombergs. Reval hat indeſſen für einen Feind wenig Anziehungskraft. Es hat keine Docks und keine Kriegsſchiffe, und iſt nur eine unbedeutende, befeſtigte Stadt mit einem guten Hafen. Dieſer iſt tiefer als der von Kronſtadt, die Rhede zwiſchen 7 und 14 Faden Tiefe, der Ankergrund iſt ſtark, das Waſſer reich an Salzgehalt. Am meiſten Breite hat das Fahrwaſſer zwiſchen Dyoelsey und Revalſtein. Der alte Hafen von Reval war von Holz aufgeführt und dieſe Einfaſſung ſo niedrig, daß die Wellen in ſtürmiſchem Wetter über ſie hinwegſchlugen. Der Damm bildete gegen Norden eine gerade Linie, der Eingang befand ſich in der Mitte, ſo daß die Schiffe bei ſtarken Nordwinden nicht auslaufen konnten. Neuere Banten haben dieſen Uebelſtand beſeitigt. Man hat den alten Hafen zwar beibehalten, derſelbe nimmt aber nur noch kleine Kriegsſchiffe und Handelsfahrzeuge auf. Vor ihm hat man den neuen Kriegshafen in einem weiten Halbkreiſe angelegt. Derſelbe iſt gegen Norden geſchloſſen, faſt 25 Linienſchiffe und hat in ſeiner Mitte als Vertheidigung ein kleines Fort. Die Horizontallinie des alten Hafens bildet die Baſis dieſes Halbkreiſes. Der Halbkreis ſchließt ſich nicht genau an den alten Hafen an, ſondern läßt an ſeinen beiden Endpunkten Eingänge für die Schiffe offen, den einen nach Oſten, den andern nach Weſten gerichtet. Bei dem Bau der neuen Hafeneinfaſſung befolgte man ein ſehr ſinnreiches Verfahren. Man verſenkte große Kaſten mit Steinen und bildete aus ihnen den erſten Ring des Halbkreiſes. Einige Faden weit von ihnen ſtellte man rings umher alte Kriegsſchiffe auf, die zu dieſem Behuf von Kronſtadt herbeigeführt worden waren. Dieſe füllte man ebenfalls mit Steinen und verſenkte ſie allmälig, wie der Bau des innern Ringes fortſchritt. Bei dem Verſenken wurde die gegen das Meer gerichtete Seite der Schiffe abgebrochen und der Raum zwiſchen dem innern Ringe und den Schiffen gleichfalls mit Steinen gefüllt. Aus den verſenkten und bis zur Waſſerhöhe abgebrochenen Schiffen rollten nun die in ihnen befindlichen Steine in das Meer und bildeten auf dieſe Weiſe einen abſchüſſigen Wall von Steinen, der durch den Wellenſchlag, den die hier häufigen Stürme aus Norden beſonders heftig machen, eine noch größere Feſtigkeit erhielt. Die ganze Maſſe hat im Laufe der Zeit einen Zuſammenhalt gewonnen, der jenem von Felſen nichts nachgibt.

Die letzte Stadt Eſthlands iſt Narwa, am Ufer des gleichnamigen Fluſſes auf hohen, eng an das Waſſer herantretenden Felſen erbaut. Nach der ſchwediſchen Zeit verfallen, ſind die Feſtungswerke gegenwärtig wieder hergeſtellt worden. Durch die Gründung von Petersburg hat der Handel alles eingebüßt, wozu die natürlichen Nachtheile der Oertlichkeit das Ihrige beigetragen haben. Dieſe ſind zweierlei Art: einmal wird die Schiffahrt auf der übrigens tiefen Narwa weiter aufwärts durch Waſſerfälle unterbrochen, und dann iſt die Rhede eine der ſchlechteſten der Oſtſee. Zahlreiche Unglücksfälle, welche hier vorgekommen ſind, rechtfertigen den üblen Ruf, in dem ſie bei den Schiffern ſteht. Auf dem rechten Ufer beginnt die Provinz Ingermannland oder das Gouvernement von St. Petersburg. — Daß hier einſt die ruſſiſche Grenze gegen Schweden war, bezeichnet die alte ruſſiſche Feſte Iwanorod, auf deren Ruinen gegenwärtig Magazine und Kaſernen ſtehen. Drei Buchten folgen an dieſer Küſte auf einander, in deren eine die Luga mündet. Die letzte, der Endpunct des finniſchen Meerbuſens, iſt eigentlich nur eine Erweiterung der Newamündung, oder vielmehr das kleine Uebergangsbecken von dem Newadelta zum offenen Meere. Dieſen Meerbuſen und Kronſtadt müſſen wir, eben ſo auch Sweaborg, für einen beſondern Artikel aufſparen. Von Peterhof, dem ruſſiſchen Verſailles, gleicht der Strand mit ſeiner dicht an ihm hinlaufenden Straße einer Vorſtadt. Paläſte, geſchmackvolle Landhäuſer und Kunſtanlagen folgen ununterbrochen in angenehmem Wechſel auf einander, bis die unermeßlichen Häuſermaſſen der Hauptſtadt am Horizont emporſteigen. Petersburg hat keine gegen einen äußern Feind berechnete Befeſtigung. Die Citadelle liegt mitten in der Stadt und kann zu nichts dienen, als einen Aufſtand zu bewältigen, oder im Fall einer äußerſten Noth die kaiſerliche Familie und die Archive aufzunehmen. Man glaubt hin und wieder, daß eine feindliche Flotte die Newa hinaufſegeln und ein Ultimatum in die Fenſter des Winterpalaſtes hinabdonnern könnte. Eine ſolche Fahrt iſt jedoch unmöglich, da die Newa zu ſeicht iſt, um große Kriegsſchiffe tragen zu können. Allerdings iſt in Petersburg eine Werfte für Linienſchiffe, und der aber nur der leere Rumpf hergeſtellt wird. Maſten, Takelwerk, Geſchütze und ſonſtige Ausrüſtung enthalten die aus dieſer Werfte hervorgegangenen Geſchütze erſt in Kronſtadt. Um ſie den Fluß hinunter zu ſchaffen, bedient man ſich der ſogenannten Kameele, großer hölzerner Kaſten, deren Seite ſich öffnen läßt. Man ſchafft dieſe Kameele bis an die Werfte heran, füllt ſie mit Waſſer, ſo daß ſie bis zu einer gewiſſen Tiefe nuterſinken, läßt die aufzunehmenden Linienſchiffe in die geöffnete Seite hineinfahren und pumpt darauf das Waſſer aus, ſo daß ſich das Gehäuſe hebe und flach ſchwimmt. Schleppdampfer bringen nun das Ganze, wenn Wind und Wellen nicht ungünſtig ſind, ohne alle Schwierigkeit nach Kronſtadt.

Einige Meilen nordweſtlich beginne die finniſche Küſte, welche die ganze nördliche Einfaſſung des nach ihr benannten Meerbuſens bildet. Dieſes Geſtade ſtellt dem Beſchauer ein ganz eigenthümliches Bild vor Augen. Ausgezackte Felſenſchluchten, ſcharfkantige Granitmaſſen, welche in allen Geſtalten, häufig die ſonderbarſten Formen annehmend, in das Meer vortreten, ſchaffen eine ungezählte Menge kleiner und kleinſter Buchten. Vor dieſen lagern dichtgedrängt und bis weit in das Meer hinaus Tauſende von kleinen Inſeln, Klippen und Riffen, die von der Brandung umtoſt, an vielen Orten den Schiffen jede Landung verbieten. An den Küſtenſtellen aber, wo dieſe Buchten größer ſind und von innen einen freiern Zugang haben, entſtehen ſchöne und vollkommen ſichere Häfen. Zwiſchen den Felſenſpalten münden viele kleinere Flüſſe, die Ausgänge der zahlreichen Seen im Innern. Die meiſten der vorliegenden Felſeninſeln oder Schären ſind mit dichtem Walde bedeckt. Eine genaue Kenntniß dieſer gefährlichen Ufer zu erlangen, iſt nur den Bewohnern derſelben möglich, und aus ihnen, namentlich aus den Fiſchern der Schäreninſeln nimmt man daher die Lootſen, die jedem Schiffe unentbehrlich ſind. Die ruſſiſche Regierung widmet dem Lootſenweſen eine durch die Umſtände gebotene Sorgfalt. Die Schären ſind in fünf Lootſenkreiſe abgetheilt: Altfinnland, Laatſa, Eknäs, Abo und Aland. Dem Ganzen ſteht der Lootſeninſpektor vor, der in Helſingfors ſeinen Sitz hat, jeder Kreis hat ſeinen Lootſenhauptmann, jede der einzelnen Stationen des Kreiſes ihren Aelteſten, zu dem man immer einen Lootſen wählt, der ſich durch Kenntniſſe und gutes Betragen ausgezeichnet hat. Die Länge einer Station richtet ſich nach der Lage der Schären und der Beſchaffenheit des Fahrwaſſers, beträgt aber nie über 50 Werſte oder 7 Meilen. Jeder Sohn eines Fiſchers kann bei einem Lootſen als Lehrling eintreten und erhält ſchon als ſolcher eine Beſoldung. Hat der Lehrling die Gewäſſer ſeiner Station kennen gelernt und ſich in der Führung eines Schiffs tüchtig gezeigt, ſo läßt man ihn eine Prüfung beſtehen, worauf er mit erhöhtem Gehalte als Lootſe eintritt. Die Lootſengebühren werden nach dem Tiefgange der Schiffe bemeſſen, ſind aber bei Handelsfahrzeugen doppelt ſo groß, als bei Kriegsſchiffen. Alle eingehenden Gelder kommen in eine gemeinſchaftliche Kaſſe und gelangen unter den Lootſen zur gleichmäßigen Vertheilung.

Die Handelsſtädte der finniſchen Nordküſte, welche Erwähnung verdienen, ſind Widoeg, die alte befeſtigte Hauptſtadt Karelien, Frederikshamm, ebenfalls befeſtigt, Rotſchenſolm mit einem Kriegshafen, der gewöhnlich einen Theil der ruſſiſchen Schärenflotte aufnimmt, Loviſa Borgo, Sweaborg und Ekenäs. Bei dem letztern endet der finniſche Buſen, und die Küſte nimmt einige Meilen weiter eine ſüdweſtliche Richtung. Von Abo bilden die finniſchen Inſeln einen weiten Archipel, welcher in den Alandsinſeln endigt. Dieſe ſchließen gleichſam den bothniſchen Meerbuſen von dem übrigen Theil der Oſtſee ab. Das Alandshaff trenne ſie vom ſchwediſchen Feſtland, die Meerenge Skiftet von Finnland. Die Gruppe beſteht aus etwa zweihundert öden und fünfzig bewohnten kleinen Inſeln, die größtentheils felſig ſind und ſehr hoch aus dem Meeresſpiegel hervorragen.

Die Geſammtoberfläche wird auf zweiundzwanzig Geviertmeilen angegeben, die Bevölkerung zählt ungefähr 1,3,000 Menſchen, deren Beſchäftigungen in Ackerbau, Viehzucht, Schiffahrt und Fiſchfang beſtehen. Die Oberfläche dieſer Inſeln, die von wellenförmiger Geſtalt iſt, wird von vielen Felſen durchſchnitten und hat zahlloſe Buchten und Kanäle, die ſich nicht ſelten fjordartig ausbreiten. Wo Waldungen vorkommen, ſind dieſe ſchwach und niedrig und beſtehen aus Fichten, Buchen, Erlen, Birken

Digitized by Google

und Haseln. Außer Korn, das in der dünnen Erdkrume nicht immer zur Reife gelangt, gedeihen Kartoffeln, Flachs und Küchengewächse. Man hat Weideland für 14,000 Stück Hornvieh von einer kleinen Race und eben so viele Schafe. Pferde und Ziegen werden in geringer Zahl gezogen. Ausgeführt werden getrocknete und marinirte Fische, Butter, Käse, Häute, Pökelfleisch und Brennholz. Der größte Theil der Bevölkerung, 9000 Menschen, wohnt auf der Hauptinsel, die dem ganzen Archipel den Namen gibt, fünf Meilen lang und 4½ Meilen breit ist. Nächst ihr ist Kumlinge am stärksten — mit 3000 Menschen — bevölkert. Die andern hauptsächlichen Inseln heißen Lemland, Lumperland, Ekerö, Brandö, Vardö und Hammö. Signilskar, eine der kleinsten Inseln und ganz von Klippen umgeben, ist die Lootsenstation und mit einem Telegrafen versehen. Die Inselgruppe gewähret in ihren festen Hafenplätzen der russischen Scherenflotte einen um so wirksameren Schutz, als die Gegenströmung aus dem finnischen und bottnischen Meerbusen, welche hier stattfindet, in den Häfen und auf den Rheden die Härte des Winters mildert. Dieser granitne Archipel schließt ein wahres Labyrinth von Straßen und Buchten in sich, welche die Schiffahrt sehr gefährlich machen. Linienschiffe können sich dort gar nicht bewegen, und es ist nur Raum für Gefechte von Kanonenböten. Aland kann nur im Kriege und als Schiffsstation für Rußland Werth haben. Die Insel bildet den vorgeschobenen Posten Finnlands gegen Stockholm und ist sehr geeignet zu einer Seestation für Schiffe, die eine Hafensperre auszuüben haben, oder sonst in Thätigkeit begriffen sind, da sie das Alandshaff und Skiftet beherrscht und man von hier aus den Eingang in die Golfe von Finnland und Riga beobachten kann. Der Kaiser Alexander kannte diese Vortheile sehr wohl, deßhalb bemächtigte er sich der Inseln in dem Kriege gegen Schweden von 1808 und 1809. Nachdem er sie hatte räumen müssen, schickte er nochmals 40,000 Mann, um sie wiederzunehmen. Dieß gelang ihm, und durch den Vertrag von Friedrichshamm wurden sie an Rußland abgetreten. Der Kaiser Nikolaus ließ darauf an der Ostküste von Aland starke Festungswerke erbauen, welche die Durchfahrt durch den Bowarsund beherrschen. An einem dieser Puncte, in geringer Entfernung vom Dorfe Skarpans, steht eine feste Barake in Kreisform, welche 120 Kanonen enthält. Diese Befestigungen sollen nach russischen Behauptungen 60,000 Mann aufnehmen können. In der kurzen Zeit der russischen Herrschaft hat sich in den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner noch nichts ändern können. Das Schwedische ist die allgemeine Sprache, nur auf der Insel Kakar soll ein abweichender (finnischer?) Dialect gesprochen werden.

Wir schließen hier, ehe wir unsere Rundschau zum bottnischen Meerbusen fortsetzen, die Erwähnung von zwei Inseln an, deren Besitz von Rußland erstrebt wird: Gottland und Bornholm. Gottland, das unter schwedischer Hoheit steht, ist die größte Insel von allen, welche den Spiegel der Ostsee unterbrechen, und liegt in einer Entfernung von eilf Meilen, von Nordosten nach Südwesten laufend und an beiden Enden zugespitzt, der schwedischen Küste gegenüber. In der Mitte durchzieht ein Felsenkamm die Insel, das schroff nach dem Meer abfallende, 80 bis 150 Fuß hohe Kalksteinplateau gewährt imposante Ansichten vom Meer aus. In den vielgestalteten Felsenbuchten befinden sich viele gute Häfen; der beste ist der von Slite an der Nordostküste, der von keinem der Ostsee übertroffen wird. Die schönen Waldungen, die den Scheitel der Insel bekleiden und an einigen Stellen bis zum Wasserspiegel herabsteigen, liefern vortreffliches Bauholz. Die Hauptstadt Wisby hat noch jetzt Ruinen, welche von ihrem alten Handelsflor erzählen. Wisby hat in der Gegenwart nur 5000 Einwohner, welche einen ausgebreiteten Seehandel betreiben. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel der Insel sind: Getreide, Bauholz, Pech, Kalk und der berühmte Gottland-Marmor, der auf zwei kleinen benachbarten Inseln, Stora- und Lilla-Carlsö gebrochen wird. Gottland soll jetzt 5000 Mann regelmäßige Truppen als Besatzung haben, wozu noch die Localwehr zu rechnen ist, welche die gesammte männliche Bevölkerung der Insel umfaßt. Im Frühling von 1853 sprach die englische und deutsche Presse von einem beabsichtigten russischen Handstreich auf Gottland. Dieß geschah aber in einer Zeit, als die russische Flotte in Kronstadt und Sweaberg noch fest eingefroren war. Auch von angeblichen Absichten Rußland's auf die dänische Insel Boenholm ist hie und da die Rede gewesen. Ziemlich in der Mitte der Kreuzstraßen des großen Ostseebeckens gelegen, würde Bornholm, wenn man es mit guten Hafenanlagen und Befestigungen versähe, allerdings in politischer wie in strategischer Hinsicht die größte Wichtigkeit erlangen, außerdem Rußland vorzügliche Matrosen liefern und seiner Kriegsflotte volle drei Monate mehr eisfreie Zeit gewähren.

Der bottnische Meerbusen führt zu Landstrichen, deren Bedeutung eine untergeordnete ist. Interessant ist in landschaftlicher Beziehung die Inselwelt, welche sich mit Ausnahme einer kurzen Strecke offenen Wassers von Abo bis Stockholm erstreckt. Die Eilande liegen hier so dichtgedrängt, daß das Meer den Anschein einer Menge kleiner Landseen erhält. Man entdeckt den Ausgang oft nicht eher, als bis man in die unmittelbare Nähe des Felsenriegels gelangt ist. Hier zeigt sich dann ein neuer, dem so eben verlassenen ähnlicher See, wie der frühere ringsum eingehegt von Inseln, die zum Theil kahl und öde, zum Theil mit heiterm Grün, Gärten und Häusern bedeckt sind. Die ganze Länge des bottnischen Meerbusens beträgt achtzig Meilen. Im allgemeinen breit, wird er nordöstlich von Wasa durch die Quarkeninseln und die ihnen gegenüberliegenden Eilande der schwedischen Küste so eingeengt, daß kaum ein Zwischenraum von sechs Meilen bleibt, der noch dazu viele Klippen und Untiefen enthält. Die westliche Küste Finnlands ist meistens niedrig, flach und sandig, und nur hier und da ragen Granitblöcke empor. Mehr nach Norden zu werden die Felsmassen aber großartiger, zackiger und geben der Landschaft nicht selten einen pittoresken Charakter. Alle Städte des westlichen Finnlands liegen am Meere, wo sie in einer Entfernung von drei bis fünf Meilen auf einander folgen. Es sind Raume, Björneborg, auf einer sandigen Landzunge am Ausflusse des Kumo, die acht von dem Anfange des siebzehnten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts neu gegründeten Städte Christinestadt, Wasa, Ny-Carleby, Kaskö, Jacobstadt, Alt-Carleby, Brahestad und Uleaborg. Das letztere, auf einer Halbinsel des wildromantischen Fiörd mit geraden und sehr langen Straßen erbaut, hat eine bedeutende Ausfuhr von Holz, Theer, Fischen, Talg und Butter. Die nördlichste Stadt am bottnischen Busen ist Tornea mit einem guten Hafen. Tornea ist für die Reisenden anziehend, weil man hier in den längsten Tagen des Sommers das Schauspiel einer Mitternachtssonne beobachten kann, die sich kaum zum Horizont gesenkt hat, als sie wieder emporsteigt.

Bei Tornea beginnt die schwedische Ostküste, zwischen Sand und Felsen abwechselnd, von zahlreichen kleinen Buchten eingekerbt, welche meistens die Mündungen der von den hohen westlichen Gebirgen herabkommenden Flüsse sind. Viele kleine Inseln liegen an einigen Stellen dicht an der Küste. Die Hauptstadt des ganzen Norrlands, Gefle, behauptet in Beziehung auf die Schifffahrt den zweiten, in Beziehung auf den Handel den dritten Platz im ganzen Königreiche. Von den Alandsinseln südlich bietet die schwedische Küste eine ähnliche Erscheinung, wie die finnische Südküste, nämlich zahllose, tief eingeschnittene, oft felsige Buchten, vor deren alle Gestalten annehmenden Krümmungen viele Schären, bewohnt und nicht bewohnt, liegen. Dem finnischen Busen gegenüber öffnen sich zwischen den Schären oder Felseninseln vier Eingänge zu dem Hafen von Stockholm, vertheidigt von der Citadelle von Warholm und andern Werken. Die Entfernung von hier nach Petersburg beträgt in gerader Linie rein westlicher Richtung 92 Meilen. Sowohl als Handelsplatz wie in der Schifffahrt die erste Stadt des Reichs, ist Stockholm auch der Stationsort für einen Theil der schwedischen Flotte. Unter den Inseln nahe an der Küste zeichnet sich das einundzwanzig Meilen lange und durchschnittlich anderthalb Meilen breite Eiland Oeland aus, durch den schmalen Calmarsund vom festen Lande getrennt. Unweit von der Insel wendet sich die Küste westlich, und dieses Ufer besitzt die Stadt, die für Schweden wegen ihrer Lage, ihrer Befestigungen und ihres Handels den größten strategischen Werth hat. Carlskrona, eine starke Festung auf fünf mit Brücken verbundenen Felseninseln, hat einen sehr großen und sichern Hafen, den Hauptstationsort für die schwedische Flotte, vorzüglich angelegte Docks und große Schiffswerften. Von hier bis Helsingborg, dem Ende des Sunds, kommt keine Stadt mehr vor, welche die Einwohnerzahl von 10,000 erreichte.

Im Frieden liefern die Ostseeländer, namentlich die russischen, dem Handel werthvolle Artikel, welche England kaum entbehren kann. Im Kriege kann eine überlegene feindliche Flotte, wie sie gegenwärtig in der Ostsee versammelt ist, diesen Handel stören, so weit er nicht von einem nächsten Hafenorte zum andern betrieben wird, oder sich hinter Schären zu decken vermag. Um auch diesen Verkehr zu vernichten, bedürfte es einer wahren Flotte von Kanonenböten, von denen ein großes Geschwader nicht begleitet zu sein pflegt. Im übrigen wird sich ohne Landungstruppen durch bloße Schiffe nicht viel Schaden stiften lassen. Die Haupthafen der Ostsee haben Befestigungen, denen mit hölzernen Mauern nahe zu kommen, keine Bedenken hat. Ueberdieß ist die Operationszeit eine kurze, von dem Klima bemessene, das im Winter Freund und Feind durch Eisschranken trennt.

(Ergänzungsblätter.)

Johann I., regierender König von Sachsen.

Nicht bloß in den Kreisen der Staatsmänner, auch in der ganzen gelehrten und gebildeten Welt wird schon seit Jahren mit Auszeichnung jener Name genannt, der nun Sachsens Thron schmückt. — Johann (Nepomuk Maria Joseph), der jüngste Sohn des Prinzen Maximilian von Sachsen und dessen erster Gemahlin, der Prinzessin Karoline von Parma, ist den 12. December 1801 zu Dresden geboren. Seiner ersten Erziehung standen der General von Forell und der Freiherr von Welsenberg vor; später übernahm der General von Watzdorff die Führung des Prinzen. In der Religion unterrichteten ihn der würdige Geistliche Abbé de Silvestre, dann der treffliche, aufgeklärte Pater Löffler und endlich der nachmalige Bischof Mauermann. Die Vorträge des Oberstlieutenant Fleischer und des Majors von Oppendorf flößten ihm viele Vorliebe für das mathematische Studium ein; doch im höheren Grade fesselten ihn die sprachlichen Studien, in welche ihn der als Schriftsteller rühmlich bekannte Hofrath Seidel einweihte und die er bald in jenem Zusammenhang mit geschichtlichen und politischen Forschungen setzte, dessen Nothwendigkeit dem geistvollen, überaus begabten Prinzen nicht entgehen konnte. Zur Erholung dienten ihm Sprachstudien, schöne Literatur, Musik, die Beschäftigung mit der Landwirthschaft auf seinem Gute Jahnishausen. Lebhaft interessirte sich der Prinz insbesondere auch für das Alterthum und dessen Erforschung; noch im 22. Jahre unterzog er sich, unter der Leitung des ausgezeichneten Archäologen Böttiger, der Erlernung der griechischen Sprache, und machte hierdurch bald vertraute Bekanntschaft mit den besten griechischen Dichtern und Historikern. Große Verdienste erwarb er sich um den königl. sächs. Alterthumsverein, an dessen Spitze er sich stellte.

Am 21. November 1822 schloß der Prinz die glücklichste Ehe mit der Prinzessin Amalie von Baiern (geboren 13. November 1801), und ein schöner Kranz von Kindern, die Hoffnungen ihrer Eltern und des Vaterlandes, entsprossen dieser Verbindung. Sie sind:

Kronprinz Albert,

kön. sächs. Generallieutenant und Commandant der Infanterie, Inhaber des k. k. österr. 11. Infanterie- und des kais. russischen 2. Jäger-Regiments (geb. den 23. April 1828, vermält den 18. Juni 1853 mit der Prinzessin Karoline von Wasa); der Prinz Georg (geb. 1832); die Prinzessinnen Maria (geb. 1827); Elisabeth (geb. 1830, vermält 1850 mit dem Prinzen Ferdinand von Savoyen, Herzog von Genua); Sidonie (geboren 1834); Anna (geboren 1836); Margaretha (geboren 1840) und Sofie (geboren 1845). Der hoffnungsvolle Prinz Ernst starb leider 1847 im Jünglingsalter von 16 Jahren. Die Erziehung dieser Fürstenkinder wurde unter den Augen der trefflichen Eltern durch den geist- und gemüthvollen, als Historiograf gefeierten Friedrich Albert von Langenn, jetzigen Geheimrath und Präsidenten des Oberappellationsgerichtes zu Dresden, geleitet, und das edelste Familienglück, das sich hier gebildet hat, gehört zu den schönsten Freuden und Zierden dieses Fürstenlebens.

Eine Reise nach Italien im J. 1821 mit seinem älteren Bruder Clemens, welcher dort starb, befestigte seine Vorliebe für die italienische Literatur, aus der er sich die reinste und edelste Blume zur Pflege erlesen hatte: — Dante's »göttliche Komödie.« Schon um 1826 ließ er die ersten zehn Gesänge der »Hölle« in reimfreien Elfsilbern, mit einem »Filalethes« unterzeichneten Vorwort und einigen Anmerkungen, zur Privatvertheilung drucken, welcher später die vollständige metrische Uebertragung des Ganzen (Dresden und Leipzig 1839) folgte. Für die Besitzer der früheren Ausgabe ließ der Prinz zu dem 27. Gesange der »Hölle« eine historische Skizze aus der neuen Ausgabe besonders abdrucken, welche eine gedrängte Uebersicht über die dunkle Geschichte der Romagna in den Jahren 1274 — 1302 enthält. Mit der wahrhaftesten und liebenswürdigsten Humanität, die aus richtiger Schätzung ächten Menschenwerthes und williger Anerkennung jedes ausgezeichneten Individualität hervorgeht, verband er von jeher die Gabe, über wissenschaftliche Gegenstände geläufig und mit großer Klarheit zu sprechen, und da er, ohne eine geprüfte Ansicht leicht aufzugeben, doch für jede fremde Meinung, wenn sie nur etwas für sich hat, Achtung und Aufmerksamkeit behält, so gehörte das Abhandeln solcher Gegenstände für Jeden, den er des Zutritts in seinem Kreise würdigte, zu den erheiterndsten Geistesgenüssen. Von dieser Art waren auch die Abendgesellschaften, zu welchen sich ausgezeichnete Männer nicht selten bei dem Prinzen einfanden, und welche auch berühmte Fremde nicht verließen, ohne die angenehmsten Eindrücke von des Prinzen Liebenswürdigkeit mitzunehmen.

Nach der Rückkehr von der erwähnten Reise nach Italien 1821 trat Prinz Johann in das Geschäftsleben ein, indem er Sitz und Stimme im geheimen Finanzcollegium erhielt, wo er aus der Leitung und dem Umgange des Geheimrathes Freiherrn von Manteuffel, des damaligen Directors des zweiten Departements, großen Nutzen zog. Als 1823 durch des Geheimrathes von Gutschmidt Austritt aus dem Collegium, Freiherr von Manteuffel Präsident ward, erhielt der Prinz das Vicepräsidium. Er nahm seitdem an allen Directorialgeschäften Antheil, und führte den Vorsitz im ersten Departement, in welchem die Angelegenheiten der indirecten Abgaben und des Staatsbaues ihn sehr in Anspruch nahmen. In dieser Stellung konnte es nicht fehlen, daß mit immer mehr gewonnenen selbstständigen Ansichten auch das Interesse an den Geschäften selbst lebhaft zunahm. Als im September 1830 Prinz Friedrich August, der ältere Bruder, die Mitregentschaft des Königreichs antrat, wurde an dessen Stelle dem Prinzen Johann der Vorsitz bei der zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe niedergesetzten Commission anvertraut. Kurz darauf übernahm er das Generalcommando der Communalgarden im ganzen Lande, welches er viele Jahre hindurch führte, und ward zugleich Mitglied des geheimen Rathes. In dieser Eigenschaft nahm er in den Jahren 1830 und 1831 an den wichtigsten Verhandlungen Antheil, so wie er bereits früher, da der Geheimrath von Manteuffel als Bundestagsgesandter nach Frankfurt versetzt wurde, interimistisch das oberste Präsidium im geheimen Finanzcollegium übernommen und dasselbe so lange geführt hatte, bis solches im Frühling 1831 dem nachmaligen Finanzminister von Zeschau übertragen wurde. Nach Auflösung des geheimen Rathes endlich erhielt er den Vorsitz im Staatsrathe.

Die Verfassung vom 4. September 1831, an deren Zustandekommen er den thätigsten Antheil nahm, wies ihm als Prinzen des königlichen Hauses einen Platz in der ersten Kammer an, und er benutzte mit dem behaglichsten Eifer diese Gelegenheit, um seine Liebe zum Vaterlande, seine Wärme für die Sache der Humanität, seine genaue Kenntniß der Bedürfnisse der Zeit und seine seltene Vertrautheit mit Theorie und Praxis des Staatslebens zu bewähren. Er nahm unausgesetzt den regsten, lebendigsten Antheil an Berathungen und Debatten, und unterzog sich auch in den Deputationen, in welche ihn die Wahl der Mitstände berief, den mühevollsten Arbeiten. Als Mitglied der Deputation, welche den Entwurf des Criminalgesetzbuches zu begutachten hatte, übernahm er das Referat und trug wesentlich zu dem verhältnißmäßig raschen Zustandekommen dieses umfangreichen Werkes bei. Wie hoch er selbst die Wichtigkeit dieser Arbeit schätzte, davon gab er den schönsten Beweis, indem er jedem der übrigen Mitglieder der vereinigten Deputation, zum Andenken an jene schwierige und mühevolle Arbeit, nebst einem sehr schmeichelhaften Handschreiben, ein eben so sinniges als kunstvolles Geschenk übersendete: eine broncene Statue, mit den Fasces in der einen, mit einem Buche, das als Emblem eine Wage trägt, in der anderen Hand, auf dem Postament die Inschrift: »Den Männern des Rechts, den treuen Mitarbeitern am Werke vaterländischer Gesetzgebung, von Johann Herzog zu Sachsen.« In der Kammer wie im Privatleben zeigte er sich als einen treuen Anhänger der katholischen Kirche, aber stets in jenem höheren Geiste der Mäßigung, Duldsamkeit und innigen Menschenliebe, welchen wahre Religiösität jedem gebildeten und edlen Gemüthe einflößt.

Nach dem Tode seines Vaters, am 5. Januar 1836, trat der Prinz in den Besitz der Secundogenitur. Der unerwartete, von so erschütternden Umständen begleitete Eintritt seines Bruders, des kinderlosen Königs Friedrich August II., am 9. August 1836, rief ihn auf den Thron von Sachsen, und am 10. August erfolgte die Kundmachung seines Regierungsantrittes. Wie gewittervoll auch die Zeit, in welcher er das Scepter ergreift, unbestreitbar ruht dasselbe in einer sicheren und männlichen Hand. In ihm ist die Fülle des Wissens, die sonst zu oft nur in schönen Theorien aufgeht, durchwegs zur höchsten praktischen Lebensfähigkeit herangereift; sein tiefes und umfassendes Denken hat immerdar zunächst seinem wohlwollenden, warmfühlenden Herzen Rechnung tragen müssen, und so darf Jeder sich beruhigt den frohen Hoffnungen anschließen, mit welchen das sächsische Volk seinen neuen König begrüßt. H. M.

Herausgeber u. Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

Galvanographirt von Rauh.

Beilage zu M. Auer's poligrafisch-illustrirter Zeitschrift „Faust."

Druck von M. Auer.

DER WIENER FREIWILLIGE.

Beilage zu M. Auer's polygr.-illustr. Zeitschrift „Faust."

Druck von Kargl und Auer.

Digitized by Google

DAS DURCHLÖCHERTE BILD.

Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust“

Druck von Reigl und Auer.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Nr 12. Inhalt: Des Woida Abgesandter. (Fortsetzung.) — Veranlassung. (Fortsetzung.) Lord John Russell. — Die Schachspieler. — Fortsetzung der Abbildungen nach der von Kaulfi entdeckten neuen Methode ꝛc. Artistische Beilagen. Der Auerhahn. (Originalholzschnitt.) — Die Schachspieler. (Kliographie.) — Moose. (Naturselbstdruck.)

I. Jahrgang. Wien. 1854.

An die geehrten Herren Pränumeranten.

Da mit Nr. 12 das erste Semester der Zeitschrift »Faust« zu Ende geht, so werden die geehrten Herren Interessenten ergebenst zur Erneuerung der Pränumeration eingeladen. Diejenigen, welche bereits auf das erste und zweite Quartal pränumerirt haben, und nun auch das dritte und vierte Quartal zugleich vorausbezahlen, erhalten das schöne, mit so ausnehmendem Beifalle aufgenommene Prämienbild: »die Auswanderer« (nach einem Gemälde von Heckel), unentgeltlich zugesendet, eine Begünstigung, welche auch allen neu eintretenden Pränumeranten auf den ersten Jahrgang, noch zugestanden wird.

Bei dem überraschend schnellen Erfolge unserer Zeitschrift, und bei dem vollständig ausreichenden Vorrathe an Stoff und Kunst-Beilagen, entsprechen wir dem vielseitig ausgesprochenen Wunsche der P. T. Herren Pränumeranten insofern, als wir beide erste Semester des »Faust«, d. i. zusammen 24 Numern, noch im Laufe des Jahres 1854 liefern, woraus sich das rasche Aufeinandererscheinen der Numeen dieses Jahrgangs erklärt. Sowohl in Bezug auf den Text, als auf die Kunstbeilagen werden die Leistungen des »Faust« sich fortwährend steigern.

Diejenigen Kunstbeilagen, zu welchen bisher kein erklärender Text erschienen ist, werden am Schlusse dieses Jahrgangs in einer systematischen Uebersicht eine genügende Erklärung finden.

Des Woida Abgesandter.

(Fortsetzung.)

Die Bauern ringsum begannen zu murren. Es war ihnen begreiflicher Weise um nichts weniger zu thun, als darum, der Herrschaft die Güter zurückzuschlagen; im Gegentheil, sie wollten Acker und Wiese behalten und im Sinne der evangelischen Freiheit auch noch den Wald dazu nehmen sammt Jagdbarkeit und Fischerei, — nur das, was sie zu geben und zu leisten hatten, sollte abgethan sein.

Geh' Bescheid, Simon, schrie es rechts und links, während der Grundherr mit den Seinen weiterging; bist Du schon auf's Maul geschlagen, Lanzknecht?

Da kommt mein Mann, antwortete der Soldat, auf den hochwürdigen Herrn deutend, der eben die letzten Staffeln erreichte; mit dem haben wir zu allererst zu reden. Mit dem Geistlichen müssen wir im Reinen sein, bevor wir die Sache mit dem Junker schlichten und richten.

Diese Worte erregten Rolands Wißbegierde. Er hieß die Seinen vorangehen und blieb selber stehen.

Den Blick mitleidig auf Eufrosine gerichtet, bob Martin Zuckschwert an: Dir wäre auch besser, Du armes Kind, der Himmel beriefe dich heim, als daß Dein schuldloses Herz so in die Schlingen der ärgerlichen Verderbniß fällt.

Schafft Euch eigene Kinder an, unterbrach ihn Simon, und kümmert Euch nicht um anderer Leute Zucht.

Ihr alle seid meine Kinder, die mir Gott gegeben, antwortete Martin, aber ihr fangt an, meiner Zucht schlechte Ehre zu machen. Wenn es dergestalt fortgeht, werde ich am jüngsten Tag mit euch kein sonderliches Lob gewinnen, und der heilige Paulus mag uns mit seinem Sprüchlein bedenken: Euer Ruhm klingt nicht fein. — Habt ihr droben noch nicht genug gepredigt? fiel ihm Simon in die Rede.

Digitized by Google

Ihr hättet noch viel zu hören nöthig, verſetzte Martin.

Zum Hören ſind wir jetzt nicht da, fuhr der Lanzknecht fort, ſondern zum Reden. Der arme Mann hat mich zu ſeinem Amboſaten *) erkoren. Ihr ſollt uns endlich einmal reinen Wein einſchenken; wiſſen wollen wir, weſſen wir uns von Euch zu verſehen haben.

Und das muß ich euch erſt ſagen? meinte Martin achſelzuckend. Wer von euch nicht über dreißig Jahre zählt, den habe ich getauft, den vierzigjährigen zuerſt das hochheilige Sacrament des Altars gereicht, die allermeiſten Ehemänner getraut, für eure Vorangegangenen unzählige Seelenmeſſen geleſen, — und dennoch wollt ihr wiſſen, wie ihr mit mir daran ſeid?

Wir wiſſen ſchon, hob Simon wieder an, wie wir daran waren, aber es fragt ſich, wie wir in Zukunft mit Euch daran ſein werden, oder um es kurz zu machen: ob Ihr unſer Herrle bleiben wollt?

Bis mich der Herr abruft, das verſteht ſich.

Nein, es verſteht ſich nicht, denn Ihr trefft keine Anſtalt, Euch nach dem Evangelium zu richten. Und ſo bin ich denn verordnet, Euch zu ſagen, daß ihr nur noch die Wahl habt, entweder in drei Tagen den Pfarrhof zu räumen oder einen chriſtlichen Ehebund zu ſchließen.

Die liederliche Wirthſchaft hat zum längſten gewährt, ſchreien die Bauern von allen Seiten in verſchiedenen Tonarten und mit allerlei ärgerlichen Redensarten verbrämt, wie keine Feder ſie aufzeichnet.

Liebe Kinder, hob Martin an.

Die tolle Rotte ließ ihn nicht zu Wort kommen; den Schreiern ſagte ein unabweisbares Gefühl, daß der verehrte Biedermann gar nichts weiter nöthig habe, als ſich Gehör zu verſchaffen, um bei den meiſten Recht zu behalten.

Renzi, wandte ſich Martin zu Emerentia, nachdem er eingeſehen, daß er ſich vergeblich abmühen würde, dem Haufen einige Aufmerkſamkeit abzugewinnen; Renzi, du biſt alſo entſchloſſen, den Pfarrhof zu verlaſſen, wo Du ſeit dem Tode meiner Baſe aufgehoben warſt, wie die Tochter beim Vater, wie die Schweſter beim Bruder?

Mit jungferlicher Ziererei, ſo gut ſie eben damit umzugehen wußte, verſetzte die Alte flüſternd: Seine Wohlehrwürden hat ja die Wahl.

Der gute Zuckſchwert konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren, ſo betrübt auch ſein Herz war. Er dachte an die Tage zurück, in denen er, ſein Amt antretend, des Gaisruggers Tochter als eine junge, friſche Dirne vorgefunden hatte. Wenn damals vielleicht der junge Diener des Altars hie und da eine Anfechtung abzuwehren gehabt haben mochte, ſo war wenigſtens Emerentias Geſtalt niemals unter denen vorgekommen, welche der Verſucher in's Gefecht geführt, und grade dieſer Umſtand hatte ja den Pfarrer beſtimmt, nach dem Tode ſeiner alten Baſe diejenige zu ſeiner Hanſe ein zu beſtellen, deren Bild ihm ſelbſt nicht die geringſte unliebſame Erinnerung zurückrief. Darum hätte er ſich auch niemals träumen laſſen, was er jetzt zu ſeiner höchſten Ueberraſchung erleben mußte; daß Renzi in alten Tagen Anſprüche erheben ſollte, die nicht einmal aus Träumen eines ſchwülen Frühlings die mildernde Erklärung herleiteten.

Was gibts da zu lachen? fuhr der alte Gaisrugger auf; iſt meine Maid nicht von ſo ehrlichem Herkommen, wie Ihr ſelbſt?

Mein guter Heinz, entgegnete Martin, ich ſpüre zwar nicht den geringſten Beruf, dem böſen Feind meine arme Seele zu verſchachern, aber darum ſehe ich doch nicht weniger ein, daß, wenn ſie mir feil, ich ſchwerlich der Thor wäre, das koſtbare Kleinod für einen Apfel und ein Stück Brod, oder beſſer geſagt: für eine Hutzel **) zu verſchleudern.

Ringsum erhob ſich lautes Lachen. Dazwiſchen erklang ſchadenfrohes Geſchrei: Angeführt, alte Renzi, Du ſitzeſt zwiſchen zwei Stühlen nieder. Andere riefen dazwiſchen: Nehmt Euch eine junge, ſaubere Hausfrau, Herrle, Ihr habt ja gerade nur das Ausſinchen im ganzen Gäu. Laßt die alte Hutzel immerhin im Trog.

Indeſſen war Roland zum Pfarrer hingetreten, ergriff ihn bei der Hand und ſagte:

Komme mit mir zur Thurmegg hinauf. Im Pfarrhof iſt für heut' die Küche eingefallen. Nach der Maizen fahren wir dann miteinander fort. Was ein Knecht übel gemacht, werden ihrer hundert wieder einrichten.

Verlaßt Euch darauf, rief Simon den beiden nach; wer zuletzt lacht, der lacht erſt recht. Wenn ihr keine Reiter und keine Schweizer auftreibt, ſo macht Ihr 'einen Metzgergang. Die frommen Lanzknechte ſind Bauernſöhne, und von ihnen hat die ſchwäbiſche Freundſchaft nichts zu befahren.

Roland und Martin ließen ſich nicht aufhalten.

Schwäb' Du bis zu St. Nimmermehrstag, brummte der Thurmegger in ſeinen ſchneeigen Bart; wenn einer einmal zur Fahne geſchworen, ſo hat er weder Vater noch Bruder mehr.

Während die beiden ihres Weges gingen, miſchten ſich die Kirchenleute unter ihre widerſpänſtigen Nachbarn, und Niemand folgte den Herren, als eine barfüßige Dirne, welche hinter dem Geiſtlichen aus der Kirche gekommen und beim Nußbaum ſtehen geblieben war, ſo lange der Auftritt gedauert hatte. Die Dirne war ein echtes und rechtes Schwabenkind, gelb von Haaren, weiß und roth von Wangen, blau von Augen, eierſchrötig von Schultern, Hüften, Armen und Beinen, grob von Zügen. Doch wie im Antlitz unter der niedern Stirne die kurze Naſe, die lange Oberlefze und der weitgeſpaltene Mund mit dem vorgeſchobenen Unterkiefer im ganzen keinen unangenehmen Eindruck machten, ſo fehlte es auch den geſtauchten Gliedmaſſen nicht an einem gewiſſen Ebenmaß, ſo daß die arme Bettelſchürze in ihren Lumpen und trotz ihrer dreißig Jahre eigentlich viel hübſcher ausſah, als manche der geputzten jüngern Kirchengängerinnen eingeſumher. Einem Fremdling wäre auch ein ſchwärmeriſcher Ausdruck in ihren großen ſchwimmenden Augen aufgefallen. Den Heimbürgern aber fiel nichts auf, ſchon weil ſie die Mreikäther nicht der geringſten Beachtung würdigten. »Maria Katharina« war ja nur eines Waldſaſſen Tochter, mithin für die hochmüthigen Bauern ſo gut, wie nicht vorhanden.

Am ſchmalen Steg über den Bach zupfte Mreikäther den hochwürdigen Herrn am Aermel und winkte ihm mit den Augen. Er ließ ſeinen Begleiter vorangehen und fragte nach der Dirne Begehr.

Herrle, ſagte ſie, ich thu's wohlfeiler als die andere. Mich braucht Ihr nicht zu freien.

Ich nehme mit dem guten Willen vorlieb, antwortete Martin ſcherzhaften Tones und finſtern Blickes.

Roland, der mitten auf dem Stege ſtehen geblieben, drehte ſich um. Sein feines Ohr hatte Rede und Antwort vernommen.

Waldhexe, ſagte er, mache, daß Du weiter kommſt. Wir verſtehen ſchon wie's gemeint iſt. Seit länger als zehn Jahren ſchaufſt Du alleweil in den geiſtlichen Herrn hinein, wie in einen Spiegel, und die ſelige Baſ' hat ſich Deiner ſchier nicht erwehren mögen, ſo haſt Du ſie geplagt, belagert, beſtürmt.

Hätte ſie mich als Dirne in den Pfarrhof genommen, entgegnete Mreikäther keck, ſo hätte die arme Seele Ruh' gehabt. Sie hat mich aber immer mit Verſprechungen hingehalten, wie ein lateiniſcher Schreiber. Dafür ſiedet ſie jetzt im hölliſchen Stollhafen. Ich aber habe lange genug gewartet, und jetzt muß ich Köchin werden. Ich könnte auch ſagen, der hochwürdige Herr dürfe mich heiraten. Aber das Glück wäre gar zu groß für mich, und wer zuviel begehrt, zieht mit langer Naſe ab.

Die könnteſt Du brauchen, brummte Roland.

Laßt mich ſprechen, edler Herr, fiel ihm Martin in die Rede, und wandte ſich dann zu Mreikäther: Wir wollen uns in Güte vergleichen, Waldhexe. Du haſt zwar ſchon großes Aergerniß und üble Nachrede erregt, weil Du mir überall auf Schritt und Tritt nachläufſt, wie ein Hündchen, aber die Leute ſind das längſt gewohnt und merken nicht mehr darauf.

Ich werde Hanſerin! jubelte die Dirne.

Halt, halt, rief Martin, davon iſt keine Rede. Deine Kocherei iſt nicht für meinen Magen. Aber Magd kannſt Du werden . . .

Es gilt, rief Mreikäther mit freudig aufleuchtenden Blicken die Hand ausſtreckend.

Statt einzuſchlagen, fuhr der Pfarer fort: Wenn Du meine Bedingungen erfüllſt.

Was ſoll ich thun? fragte Mreikäther haſtig. Für Euch iſt mir nichts zu ſchwer.

Du brauchſt blos zu bewirken, erklärte Martin, daß die Renzi als Hauſerin bei mir bleibt, nach wie vor, und dann ſelber verlangt, daß ich Dich auf den Hof nehme.

Mit weitaufgeriſſenen Augen und offenem Munde ſtaerte die Dirne ihn an. Er ging, ſie ihrem Erſtaunen überlaſſend, auf das er gerechnet hatte, um loszukommen, ohne Rolands üble Laune in weitere Unkoſten zu ſetzen.

Ihr ſeid doch ſtets luſtiger Einfälle voll, ſagte Thurmegg nach einer Weile.

Wo's Ernſt gilt, mache ich meinen Spaß ſo gut wie ein anderer, entgegnete der Pfarrer gleichmüthig.

*) Lanzknechte deutſch für Ambaſciadore, Botſchafter. Diejenigen Knechte wurden ſo genannt, welche für ihre Kameraden bei beſonderm Anlaſſen das Wort führten.

**) Hutzel: getrocknete Birne (oder gedörrter Apfel).

Zu derſelben Friſt meinte Mreikäther in ſherm Sinn: Wenn die Renzi merkt, daß es nicht geht, wie ſie möchte, kehrt ſie ſelbee um. Und ihren guten Willen für mich, den ſichre ich mie durch ein Pfand. Der hochwürdige Herr ſoll ſich nicht übel verwundern, wie klug die dumme Walddirne ſher Sachen macht. Das Pfand hole ich mir nicht ſpäter als heute oder morgen Abend. Wee von mir Wolle begehrt, geht geſchoren heim.

Am Abend des nächſten Tages war's, die Sonne ſeit geraumer Weile zur Rüſte gegangen. In den Büſchen ſchwiegen die Vögel; ſelbſt die ſpäte Amſel hatte ſchon den Kopf unter den ſchwarzen Fittich geborgen. Dafür ſchallte von weitem her aus Erlen und Rüſtern am Bach zuweilen der Nachtigall Liebesruf, welcher im Menſchenohr gleich einer teufeliſchen Klage wiederklingt. Still und friedlich lag unter dem glitzernden Silberlicht des geſtirnten Himmels der Gaisruggerhof, nicht weit vom Waldesrande zwiſchen Saatfeldern, Wieſen und Gebüſchen.

In der Kammer ſaßen beim Schein des Lichtſpans der alte Bauer und ſein Sohn Simon. Der Lanzknecht zählte Dublonen und Sonnenthaler auf den Tiſch hin, ein artiges Häuflein.

Der Trumpel reicht grade hin, die Klapperſchulden zu tilgen, ſagte er. Du verwendeſt, Vatee, das Geldlein wie ich Dich geheißen, und läſſeſt morgen die Schrift aufſetzen, wie wir verabredet. —

Wäre es aber nicht beſſer, meinte Heinz, das greiſe Haupt ſchüttelnd, wenn ich einen Theil nähme, um die rückſtändigen Steuern zu tilgen, bevor der Preſſer mir auf den Hof kowmt? —

Mit höhniſchem Lachen deutete Simon nach dem Kopfende des Bettes, wo an Kloben eine Pikelhaube, ein Bruſtſtück von Eiſenblech, ein kurzes Schweet und eine Kugelbüchſe hingen und ein Spieß lehnte, — die Ausrüſtung des Gehöftes für den Landſturm.

Der Preſſer wartet ſchon noch ein Weilchen und weiß auch warum, ſprach er dazu, und bis in vier Wochen bezahlr das Eiſen alle herrſchaftlichen Schulden im ganzen Gau. Es wäre thörichte Verſchwendung, das ſchöne Geld noch zu guter Letzt dem Junker in den unerſättlichen Rachen zu werfen.

Meinetwegen ſei's darum, ſagte der Alte, indem er das Geld verwahrte. Die Scheift ſoll gleich morgen früh aufgeſetzt werden, wie Du's begehrt haſt, damit die kleine Dirne nicht zu kurz komme. Das Kind liegt mir am Herzen wie Dir ſelbee, und wenn es nach mir geht, wuß es einmal die größte Bäuerin im Lande geben. Mich frent nichts ſo ſehe, als daß ich das Efferſinele wieder daheim habe.

Zu derſelben Friſt genoſſen draußen vor der Hausthüre Emerentia und Baſtian die angenehme Abendkühle. Die andern Hausholden hatten ſich bereits zur Ruhe verfügt.

Der Geiſtliche iſt alſo wirklich wieder hieſig? fragte Emerentia.

Wie ich Dir ſage, Renzi, in des Junkers Geſchire angelangt. Aber der Thurmegger iſt nicht mit dem Zwickſchwert heimgekommen. Auch iſt nicht herauszubringen, wohin er gereiſt.

Was kümmert's mich, murmelte Emerentia vor ſich hin; ich wollte daß ich wieder im Pfarrhof ſäße. Mir werden Zeit und Weile lang. Ich habe einen dummen Streich gewacht, und daran iſt der Simon ſchuld. Ich bin zwiſchen zwei Stühlen niedergeſeſſen.

Thörichtes Geſchwätz, rief der Lanzknecht, der mit dem Vater eben aus der Thüre trat. Ich habe den Bauern wie ein Galgenvater in's Gewiſſen geredet. Sie ſehen ein, wie dumm ſie gehandelt, und ſie ſetzen jetzt ihren Kopf auf, daß der Martin nicht nur freien muß, ſondern auch keine andere nehmen darf, als Dich. Er hat A geſagt und muß nun auch B ſagen.

Deßwegen hätte ich aber doch im Pfarrhof bleiben dürfen, meinte Emerentia, kaum halb getröſtet; wer nicht bei der Hand iſt, behält Unrecht.

Simon warf ſich in die Bruſt.

Ein frommer Lanzknecht, rief er, hält vor allem auf Ehre. Ich vertrage eben nicht Spott und Schande. Merk' Dir das.

Der Alte unterbrach die Zwieſprach mit der Frage:

Was war denn vorhin für ein Lärm vor der Thüre?

Die Mreikäther aus dem Walde war da, verſetzte Emerentia; ſie hätte gern ein Stück Brod und ein Häfele Milch gehabt. Ich habe ihr angeboten, Schmitz mit einem Kunnbacken zu kochen, aber das Warten war der Bettelſchürze zuviel.

Er ei, ſagte Simon, biſt Du geizig geworden im Pfarrhofe?

Nicht doch, lachte der alte Gaisrugger, ſie eifert mit der Waldhexe, das iſt alles. Aber das nächſtemal, — fügte Heinz ſehr ernſthaft hinzu, — das nächſtemal enthalte die Mreikather den Biſſen und den Schluck nicht vor, das bitte ich mir aus. Wenn du ſie wild wachſt, könnte ſie etwa den Meiler am unrechten Fleck anzünden. Ich ſag's underufen und unbeſchrieen. . .

Durch die abendliche Stille ließ ſich Hufſchlag vernehmen, der in nichts weniger als munterer Gangart näher kam. Bald erſchien ein Reiter auf müdem Rößlein. Sein Aufzug ſah ſo fremdartig aus, daß ſogar die Abenddämmerung den auffallenden Umſtand nicht verſchleierte. Er trug nämlich auf dem Kopfe etwas, das einem hohen Hute ohne Krempe oder auch einem umgeſtülpten Milchhafen nicht ungleich ſah, und das, wie ſich ſpäter auswies, eine Pelzkappe war. Den Mantel hatte der Fremdling über den Sattelbogen gelegt, ſo daß man ſeinen knappen Leibrock mit den vielen Schnüren und der Verbrämung von Rauchwerk unterſcheiden konnte, ſo wie an der Seite den gebogenen Säbel. Nicht weniger ausländiſch ſah ſein Geſicht aus, das ſtatt des vollen Bartes nur einen Schnauzbart aufzuweiſen hatte, der ihm — nach den Begriffen jener Tage — einen barbariſch grauſamen Ausdruck verlieh.

Aber deutſch verſtand der Tartar, Mongole, Polak, Türk', Moskowiter oder was er ſonſt ſein mochte, denn er ſagte ganz manierlich: Guten Abend beiſammen. Bin ich recht beim Gaisruggerbauern, und wohnt hier der Engelwirth Baſtian?

Die Worte klangen ganz verſtändlich, wenn auch die Betonung aus keiner Schwabenkehle kam.

Ihr ſeid ſchon recht, Herr, antwortete Simon ſtatt des Brudees; wir ſind die Gaisruggerleut', der Bauer mit ſeinen Kindern. Der da iſt mein Bruder Baſtian, und für Euch noch Engelwirth genug. Steigt nur ab. Euern Gaul verdeutſcht das Laufen ſchon lang genug.

Das Roß wär liebee im Engel geblieben, meinte der Gaſt abſteigend; aber da ich dort nimmer den Gaisengger Baſtian fand, ſo mußte ich wohl oder übel weitertraben. Ich muß heute noch mit ihm reden.

Wer ſeid Ihr denn?

Ich? Ich bin der Abgeſandte des Woida. Ich gehe nach Paris zum König Franz. Der Woida und der Türk wollen den Evangeliſchen gegen den Kaiſer beiſtehen. Heinz, Baſtian und Emerentia riſſen die Augen weit auf. Der Bauer nöthigte den vornehmen Gaſt ins Haus, während Baſtian »den Herrn Gaul« verſorgte und Emerentia Anſtalten traf, Licht zu machen. Für einen Imbiß werden wir auch gleich ſorgen, ſagte ſie dazu.

Der Lanzknecht war der Einzige der ſich nicht verblüffen ließ.

Euer Wort in Ehren, hob er an, aber es nimmt mich billig Wunder, daß der Woida ſeinem Amboſſwen nicht einmal einen Knecht mitgibt.

Ein ganzes Dutzend hat er mir mitgegeben, fiel ihm der Abgeſandte in die Rede; aber wir ſind im wilden Walde überfallen worden. Mit knapper Noth habe ich das nackte Leben davongetragen. Jetzt muß ich einen ſichern Boten um neue Briefe und friſches Geld nach Hauſe ſchicken, und mich derweil bei den Glaubensbeudern aufhalten. Da war mir denn der Baſtian als ein gerechter Mann verrathen worden.

Sprechen alle Siebenbürger ſo hurriſch wie Ihr? fragte Simon.

In dieſem Augenblicke beachte Emerentia Licht. Der Lanzknecht und der Fremde ſahen einander ſcharf an, und letzterer rief aus:

Meinee Sir, Du biſt ja der tapfere Simon vom Fähnlein des Hauptmanns Barth.

Wenn Ihr nicht ein geſchoornes Kinn trügt, verſetzte Simon, ja würde ich Euch für einen gewiſſen Stadtredner aus München, Namens Zacharias Kreß halten.

Unter uns magſt Du mich immerhin dafür halten, beſchied der Gaſt; laſſe Dich durch den hungariſchen Schnauzel nicht irre machen.

Die vier Männer nahmen Platz am Tiſche, und der Münchener begann zu erzählen, was er eigentlich im Schilde führe. (Fortſetzung folgt.)

Vergißmeinnicht!

(Fortſetzung.)

Mein Vater, ein tüchtiger Bergwann, hatte ſich im Staatsdienſte ausgezeichnet, überdies mit dem Ankaufe eines Eiſenwerkes in der Nähe, in deſſen Betrieb er alle Verbeſſerungen des fortſchreitenden Jahrhunderts eingeführt, glücklich ſpekulirt und mir ein mäßiges Vermögen hinterlaſſen, — das mich allerdings zum Herren meines Schickſals machte. Da er während meiner Minderjährigkeit ſtarb, übernahm mein Onkel, ſein Bruder, die Vormundſchaft und verwaltete mein Vermögen, obgleich durch ſeine Theilung, Du weißt er war Hofrath und beſaß ſelbſt ein bedeutendes, auf Kohlenwerke und Herrſchaften angelegtes Kapital, — vielfach in Anſpruch genommen, doch mit ſolcher Umſicht und Energie, daß ich ihm zu hohem

Danke verpflichtet wurde. Man hätte mich gerne dem Militärſtande gewidmet, wo der Einfluß meines Onkels mir die günſtigſte Laufbahn in Ausſicht ſtellte, — doch meine Neigung widerſprach dieſer Richtung — ich zog eine wiſſenſchaftliche Laufbahn vor. Das väterliche Beſitzthum, von mir hoch in Ehren gehalten, leitete meine Wahl auf die Bergakademie, wo ich jedoch erſt nach abſolvirten Rechtsſtudien eintreten und meine techniſche Ausbildung vollenden wollte. Meinem Onkel gefiel mein Plan nicht ganz wohl, — weil er mich einerſeits eben während der wichtigſten Periode reifenden Mannesalters aus ſeinen Augen rückte, weil er ihm für mein Glück, meine Selbſtſtändigkeit zu langſam reifte, und weil er ihm die Gelegenheit nahm, mich im Staatsdienſte ſo weit vorwärts zu bringen, als er im Sinne hatte, — denn er hatte in der That große Pläne mit mir. Indeſſen war er der Mann nicht, mir einen billigen Wunſch zu verſagen, und koſtete ihn ſeine Nachgiebigkeit dießmal auch einen Kampf, ſo ſchloß ſich meinen Wünſchen doch eine ſo einflußreiche Verbündete an, daß, was ich vielleicht nicht durchgeſetzt hätte, endlich doch in Erfüllung ging.

Dieſe Verbündete war die Tochter des Onkels, ſeine einzige Erbin, ſein Stolz, ſein Augapfel, der Inbegriff all' ſeiner Zärtlichkeit und Vaterliebe. Ich war mit Marien aufgewachſen, wir hatten als Kinder zuſammen geſpielt und getollt, zum Jüngling und Jungfrau heranreifend, Lectüre, Geſang und Klavierſpiel, Tänzen und Reiten, Bälle, Theater und Ausflüge zuſammen getheilt, und wenn geiſtige und Charaktereigenſchaften je zwei junge Leute innig mit einander verbunden, ſo war dieß mit uns der Fall. Unſere Theilnahme für einander war geſchwiſterlich, wir hielten zuſammen gegen den Onkel, gegen die ganze Welt, — ein Blick genügte, uns über unſere Wünſche und kleinen Liſten zu verſtändigen, die, nebenbei geſagt, freilich immer von der unſchuldigſten Natur waren, — wie hätte der Onkel in einen ernſten Widerſtand gegen meine Berufswahl denken können, wenn Marie ihre Bitten mit den meinigen verband! Sie that es, der Onkel gab nach — und ſo befand ich mich zu der Zeit, von der ich ſpreche, bereits in den Rechtsſtudien.

Während dieſer gewährte mir der Onkel bereits jede billige Freiheit. Ueberzeugt, daß allzuſtrenge Aufſicht einen jungen Mann nicht fördern könne, daß ſie mir, den er bald gänzlich aus den Augen laſſen mußte, insbeſondere verderblich werden mußte, ließ er mich meine Ferien, ja jeden freien Tag nach Wahl und Herzensluſt zu Ausflügen und Jagdpartien verwenden, von welch' letzteren ich, wie Du weißt, noch heute ein leidenſchaftlicher Liebhaber bin. So kam es, daß ich einen großen Theil des Sommers während jener Periode meines Lebens auf dem Eiſenwerke meines Vaters — jetzt meinem eigenen Beſitzthum — verlebte, welches kaum acht Stunden von hier im Gebirge liegt, — und daß ich von dort aus Exkurſionen in die Umgegend, — auch in dieſes reizende Thal unternahm. — Du wußteſt von all dem nichts, da ich gewohnt bin, darüber — wie über meine Familienverhältniſſe überhaupt zu ſchweigen, — und weil Du — mit dem feinſten Zartſinn es von jeher unterließeſt, Dich außer Deinen wiſſenſchaftlichen und gemüthlichen Beziehungen zu Deinem Freunde, auch um andere Dinge zu bekümmern. Du wußteſt, daß ich reich ſei, durch die Beerbung einer Dame in den letzten Jahren noch reicher geworden, und ich habe Dich oft bewundert, daß Du außer einem: »ich wünſche Dir vom Herzen Glück,« von dieſen Ereigniſſen nie geſprochen, viel weniger eine Anwendung auf Dich ſelber gemacht. Meine Bibliothek war Alles, was Du zuweilen in Anſpruch nahmſt, und dieſer iſt nach dreizehnjähriger Bekanntſchaft der erſte Ausflug, den wir zuſammen unternehmen. So, mein Freund, iſt es nun gekommen, daß ich heute dem älteſten und treueſten meiner Freunde Generalbeichte ablege!«

Theodor hatte meine Hand ergriffen und drückte und preßte ſie nun, daß ich das Zittern ſeines Herzens fühlte. Ich bemerkte wohl, daß es ihm ſchwer nahm, von den Dingen zu ſprechen, auf welche ſich jetzt ſeine Mittheilung erſtrecken ſollte; — doch fuhr er nach einer Pauſe fort.

Ich war von Kranichberg herübergekommen, ſchon mit dem Vorſatze, noch Wartenſtein zu beſteigen, doch beſchleunigte ein drohender Abendhimmel meine Schritte. Vom Schnerberg herüber und von der Rax ſchien ein Gewitter im Anzuge, doch blitzte die Sonne noch zwiſchen den weſtlichen Bergkuppen, rothe Flammenſtrahlen über dem tiefdunklen Hintergrunde der Wälder ausbreitend, in die Thäler nieder, während der Himmel ſelber in eine nächtig finſtere und eine ſonnige Hälfte in ſcharfen Umriſſen geſchieden ſchien. Je weiter ich gegen Raach herabkam, um ſo ernſter und ſtiller wurden die Thalgegenden, über denen ſich jenes eigenthümliche Vorgefühl auszuſpannen ſchien, das dem Hervorbrechen heftiger Stürme jedesmal vorauszuſchreiten pflegt. Eine eigenthümliche Helligkeit der Luft ließ die Adern der Berge auf der einen Seite ſchroff hervortreten, jede Felſenkante trat in ihrer magiſchen Beleuchtung, jeder Baum in der ſonnigen Luft mit Beſtimmtheit hervor, während jenſeits der Schwarzen tiefe Schlagſchatten, die Umriſſe und Geſtalten verwirrten und dunſtige Nebelbilder, gegenverkündend, ſich um der Stirne der Felſen lagerten.

Die Vögel in der Luft irrten hin und wieder und was den Wohnſitzen der Menſchen angehörte, eilte ſie zu erreichen. Nur von jenem Walde her, der ſich gegen das freundliche Dörfchen niederzieht, ſchritt ein langſamer und feierlicher Zug den Fußſteig nieder, den ſechs Bergleute mit einer Todtenbahre eröffneten. Das Gebet der frommen Waller begleitete einen ihrer Brüder auf dem letzten Gange; in Raach ſollte er eingeſegnet werden. Als der Zug herabgekommen war, ſchloß ich mich ihm in einiger Entfernung an und betrat mit ihm die Kirche.

Dieſe Kirche iſt eines der intereſſanteſten Bauwerke des zwölften Jahrhunderts, im Jahre 1512 wurde ſie erweitert und erneuert. Der Tod eines Hauers, deſſen ſterbliche Hülle eben eingeſegnet wurde, und der, noch im Jünglingsalter durch das Eingehn eines Stollens ſeinen Tod gefunden, verſammelte heute nicht bloß die Gemeinde ſehr zahlreich, ſondern auch aus der Umgegend waren viele fromme mitfühlende Menſchen herbeigeeilt, ihm Beileid und ihre chriſtliche Theilnahme zu bezeugen. Unter dieſen, dem Dörfchen Raach nicht angehörigen Betern, fiel beſonders eine Gruppe junger Mädchen auf, die ſich durch ihren, wenn auch ländlich einfachen, doch nicht dörflichen Anzug bemerklich machten. Die älteſte von ihnen mochte 25, die jüngſte 17 Jahre zählen. Der eigenthümliche Familientypus des Geſichter kündigte in ihnen Schweſtern an, doch waren ſie an Schönheit und geiſtigem Ausdrucke einander ſehr unähnlich. Die Aelteſte, unter dem harten Drucke des Lebens, vielleicht unter geiſtigen Leiden unendlich raſch verblüht, ja beinahe abgeſtorben, glich einem ſteingewordenen Bilde des Schmerzes und der Entſagung. Der Geſichtsausdruck der Mittleren wurde durch ein blödes, theilnahmloſes Lachen, durch ein unſtätes Irren des Blickes entſtellt, dem ſich ein Schwanken des Kopfes nach Rechts und Links — eine auffallige Unſicherheit und Schlaffheit in der Haltung des Leibes geſellte, der Körper war kurz, der Kopf von unverhältnißmäßiger Größe — die Natur hatte hier einem Weſen das Daſein gegeben — dem ſie nur die Form nicht das Weſen des Menſchen verliehen. — Die jüngſte — wie ſoll ich Dir dieſen Verein von Formenſchönheit und Seelenausdruck, von Sinnenglut und Frömmigkeit, von Beweglichkeit und Würde ſchildern; — wie ſoll ich Dir erklären, was ich bei ihrem Anblicke empfand, die, ob ſie, beſchämt über die unausſprechliche Schönheit, mit welcher der Himmel ſie verherrlicht, ihre Augen zu Boden ſchlug, ob ſie mit der Frömmigkeit eines lieblichen Kindes die Blicke zum Himmel hob, jedesmal mein Herz mit unwiderſtehlicher Macht mit ſich nahm. — Ich war nicht fähig zu beten! — Mein Blut brannte, mein Kopf glühte, mein Herz zitterte; alles was ich erlebt, geſehen und empfunden, was ich je erfahren und was mich umgab, war vergeſſen — ein Fieberteraum ohne Bewußtſein, ohne klare Vorſtellung, eine ſchwere Stunde des Schickſals war über mich gekommen. Ich wollte, daß es Nacht werde um mich, damit ich nichts mehr ſähe, als ihr Bild, und ſchloß, den fiebernden Kopf in die Hände ſtützend, die Augen.

Ich kniete ſo wohl lange im Betſtuhl, denn die heilige Handlung war vorüber, als ich erwachte; die Kirche war leer. Das Erſte, was ich, zu mir kommend, empfand, war »Widerſtand!« gegen dieſe furchtbare Gewalt, gegen dieſen Aufruhr meiner Empfindungen, gegen dieſe raſende — — Liebe! Ich fürchtete den drei »Unheimlichen« wieder zu begegnen, wenn ich die Kirche verließ. Daß meine Empfindung mich dann beherrſchen, jeden Widerſtand der Vernunft, jede Einſprache beſſerer Ueberzeugung in mir niederwerfen würde, — deſſen war ich nur bewußt, mein zitterndes in Froſt und Glut kämpfhaft erbebendes Herz ſagte mir das. Ich beſchloß in der Kirche zu bleiben. — Da fiel mir bei, was ich einſt in der kirchlichen Topografie Oeſterreichs über Raach geleſen, und ich beſchloß die alte Gruft ſeiner Kirche zu beſuchen. Nicht ſogleich zeigte ſich Jemand, der mir behilflich werden konnte, meinen Plan auszuführen. Doch fand ich den Herrn Cooperator in der Sacriſtei, der mir den Weg andeutete mit der Bemerkung, daß der Meſner ſo eben mit einer Geſellſchaft dahin vorausgegangen. Die Dunkelheit, mit der die alten Mauern mich umfingen, die Blitze, deren Wiederſchein aus den vergilbten Fenſtern auf die alten Heiligenbilder an den Wänden fiel, die Unruhe, die in der Atmoſphäre das Herannahen des Sturmes verkündete, das Rauſchen der alten Bäume an der Kirchenmauer, die ſtummberedte Sprache der Jahrhunderte, die an dieſem Gotteshauſe vorübergeſchieden, nicht ohne deutliche Spuren ihres Waltens an ſeinen Wänden zurückzulaſſen, regten meine Seele auf. Ich glaubte die

Digitized by Google

Stimme einer anderen Welt zu vernehmen, die richtend auf dieſe herabblickt, und die mir von den ewigen Gütern der Menſchheit ſprach. Dort, wo alle Wünſche ſchweigen, wo jeder Wunſch unter dem kalten Grabſtein ſchweigt, dort blickt ein ernſter Richter auf irdiſche Liebe nieder! »Wirſt Du mir beſtehen?« fragte die Warnerin. Doch meine Seele war rein, — ich war mir keiner Schuld bewußt, — was in mir vorgegangen, ſcheute das Richterauge nicht, — wenn ich auch vor der Gewalt der Erſcheinung erbebte. Ein heftiger Blitz, ein lauter Donnerſchlag — von dem die alte Kirche erdröhnte, ſchlaß meine Betrachtung. Ich ſtand eben am Eingange der Gruft.

Vielleicht wäre ich umgekehrt und hätte meinen Beſuch für eine gelegenere Stunde geſpart, — wären in dieſem Augenblicke nicht Menſchenſtimmen an mein Ohr gedrungen. Ich ſalgte dem befreundeten Schall — noch wenige Schritte, eine Wendung — und ich ſtand in der Gruft.

Es war ein ergreifender, — ein entſcheidender Augenblick meines Lebens. Was mich aber ergriff, — in welcher Richtung dieſe Entſcheidung fiel, — das, mein theurer Oskar, — ahnſt Du wohl noch nicht; — denn nicht die heiligen Schauer, welche die Stätte des Todes umgaben, nicht die alten Steine, die von verſchollener Größe der Vergangenheit erzählten, nicht das fahle Licht, das hier aus der Werkſtätte des Lebens, aus dem großen Treibhauſe der Geſchicke in den Wohnſitz des Stillſtandes niederfiel, — eine andre Erſcheinung war es, die mich überraſchte und erſchütterte. Die Schweſtern ſtanden hart vor mir. — Wir begrüßten uns. — Auffallend war mir die Ruhe, mit welcher alle drei — die Gruft betrachteten, — nichts ſchien ihnen hier unheimlich, nichts überraſchend, kein Bangen hatte ſie, wie es bei weiblichen Weſen vorausgeſetzt werden konnte, beſchlichen; — ruhig wandelten ſie von Grabſtein zu Grabſtein, von Sarkaſag zu Sarkofag, die Inſchriften prüfend — und obgleich ſie alle in lateiniſcher Sprache abgefaßt waren, noch meiſt glücklich entzifferend.

Ich erlaubte mir eine Bemerkung darüber — nicht an mein Idol, — denn dieſe hatte ich vorerſt nicht anzuſprechen gewagt, — ſondern an die Aelteſte, und erfuhr, daß die drei ungleichen Schweſtern, deren Erſcheinen mich in der Kirche ſo wunderbar angeregt, die Töchter eines Herrſchaftsbeamten der Umgegend waren, der auf einer alten, zum Theile zur Ruine gewordenen Veſte ſeinen Wohnſitz hatte, dort einzig ſeinem Berufe und der Erziehung ſeiner Tochter lebte und ſeinen Unterricht auch auf die lateiniſche Sprache ausdehnte. Auch jenes Schloß, kaum eine halbe Stunde von Raab, — ſei reich an alten Denkmälern, beſitze eine Gruft wie dieſe, und der Aufenthalt an jenem Orte, dem Ungeweihten allerdings abſchreckend, ſei ihnen im täglichen Beſuche längſt nicht mehr abſtoßend geworden. Ich fragte, ob man jenes Schloß beſuchen könne, ob es Fremden geſtattet ſei, ſeine Merkwürdigkeiten zu beſehen, und wurde aufgefordert, dieſe Abſicht ja nicht aufzugeben. Ich ſollte mich nur auf den Vater der Schweſtern berufen, dieſe aber wenigſtens Eine von ihnen, werde mich dann im Schloſſe herumführen, und ich werde für den kleinen Zeitverluſt mich gewiß reichlich entſchädigt fühlen.

»Und werden Sie meinen Beſuch nicht als eine Zudringlichkeit betrachten,« wandte ich mich endlich an die Jüngſte.

Nur die Schüchternheit, mit der dieſe Frage geſtellt wurde, ſcheu ſie zu befremden. Sie verſicherte mich, daß ſie im Gegentheile mich, wenn es mein Wunſch, mit Vergnügen darſtellen, und das Ihrige gewiß beitragen werde, meine Kenntniß des Schloſſes zu bereichern. »Sie ſind ein Wiener« ſprach ſie, und da ich lange Zeit in Wien war, ſo dürfen Sie ſchon aus dieſem Grunde auf die freundlichſte Aufnahme rechnen. Uebrigens ſind wir nun ja ſchon Bekannte, und der Ort, wo wir dies geworden, darf Ihnen als Empfehlungsbrief bei Ihrem Eintritte in unſerem Schloſſe dienen.« —

So rückten wir uns näher und wanderten im ſcheinbar gleichgültigen — und unbefangenen Geſpräche von Grabſtein zu Grabſtein weiter. Madeleine, — ſo hieß meine Begleiterin, machte mich dabei auf Manches aufmerkſam, was meiner Aufmerkſamkeit entgangen wäre, — und entzifferte manche Inſchrift, deren Kürze ſelbſt mir räthſelhaft erſchien. Mit Staunen bemerkte ich, daß das Mädchen die Geſchichte ihres Vaterlandes ſehr genau kenne. Ich bat ſie um Erklärung dieſer gewiß ungewöhnlichen Erſcheinung. »Klöſterliche Erziehung in der Fremde und klöſterliche Einſamkeit im Vaterhauſe — haben meine Richtung beſtimmt. Das Unglück, daß eine meiner Schweſtern, ſprach ſie, mit leichter Hindeutung auf die Mittlere, — geiſteskrank, beförderte ſie mächtig und der Beiſtand eines ſargſamen Vaters vollendete. Dabei verſäumen wir aber das Hausweſen nicht« — ſetzte ſie halb ſchalkhaft hinzu, als ob ſie einem Abwege meiner Gedanken vorbeugen wollte.

Ich ſprach etwas von dem Glücke der Einſamkeit, von dem Glücke ſich ſelber anzugehören, dem ſie ſo viele Vorzüge des Geiſtes verdanke.

Auch die Geſellſchaft hat ihre Vorzüge, entgegnete ſie — und Mittheilung wird eben durch die Einſamkeit zum Bedürfniſſe. Was nützt es, Alles nur für ſich zu erwerben? Erſt was Andre beglückt, erfreut uns ſelber, und die Blume hat umſonſt geblüht, die keinen Wanderer entzückte. Indeſſen iſt dies ſchon ſo unſer Loos, — wir Frauen leben und — ſterben ungekannt, — auch wenn wir in der Geſellſchaft leben. — Im glücklichſten Falle iſt eine freundliche Erinnerung Alles, was wir in der Welt zurücklaſſen.

Die Erinnerung an Sie, Madeleine, ſprach ich mit bewegter Stimme — wird in mir ewig fortleben!

Mit einem ungläubig fragenden Blicke — ſah ſie mich an — und ſchwieg. Doch trat ſie in dieſem Augenblicke vor einen der prächtigen Grabſteine hin, auf dem die Geſtalt eines Ritters mit Helm und Harniſch abgebildet war; — ihr Blick ſchien mich aufzufordern, ihr zu folgen. Es war der Grabſtein eines Ritters von Peſchkowich, gefallen gegen die Türken im Jahre 1664 bei Serineár. Unten ſtanden die Worte: »Vergiß mein nicht!«

Ein großer ernſter Blick aus Madeleinens Augen — begegnete dem meinen. Doch ſprachen wir nicht.

Laura, — die älteſte der Schweſtern, — mahnte zum Aufbruche. Madeleine führte die Kranke und ſchritt voraus. Ich folgte in bewußtloſer Zerſtreuung — der Grabſtein des Ritters, der vor Serinoár gefallen, füllte meinen Geiſt aus.

Ich übergehe unſeren Abſchied, fuhr Theodor in ſeiner Erzählung nach einer kurzen Pauſe fort. Er war förmlich und gemeſſen. Allein Du wirſt leicht errathen, daß ich meinen Beſuch nicht lange ſchuldig blieb, und daß mich nicht blaß die Merkwürdigkeiten jener herrlichen Ruine, die dort im Abendſonnenglanze herüberſchimmert, mehre Tage zurückhielten. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß meine Beſuche ſich wiederholten, immer häufiger, immer dauernder wurden, — daß ein immer innigeres Band mich mit jener Familie einigte, deren Glück und Troſt mein Umgang wurde, daß man mich endlich wie einen Sohn, wie einen Bruder liebte, — und daß dieſes Verhältniß ſo lange dauerte, als es verborgen blieb, — daß aber die erſte Kunde davon, welche Wien erreichte — ein ernſtes Verhängniß über meinem Haupte zuſammenbeſchwor.

Ich hatte eben das dritte Jahr der Rechtsſtudien vollendet, und zwar mit dem günſtigſten Erfolge. Welches Glück verhieß mir die Ferienzeit, die ich wie voriges Jahr auf dem kaiſerlichen Eiſenwerke zu verleben und zu den reizendſten Ausflügen zu verwenden gedachte. Ungeſtörter als je hoffte ich in dem mir theuer gewordenen Kreiſe zu leben. Ich hatte mit Madeleine für dieſe Zeit die reizendſten Pläne entworfen. Ich hatte Schubert's und Kruffi's Geſänge geſammelt, die uns am Claviere vereinen und den reinſten und höchſten Genuß des Lebens bereiten ſollten, — ich hatte ihr ſo Vieles mitzutheilen, was deutſche Dichter Herrliches geſchaffen, ſo Vieles durchzuſprechen, was unſere jungen Herzen gemeinſchaftlich anregte und erhob. Ich hatte Alles zuſammengeſtellt, was ſich an älteren geſchichtlichen Werken, was ſich an Abbildungen der alten Baudenkmale jener ſchönſten Gegend unſerer Heimat vorfindet, oder was ſich auf ihre Wiedergeburt in dieſem Jahrhunderte des Ruhmes und einer den Menſchen ehrenden Fortentwicklung bezog; wodurch Einzelne ſich ausgezeichnet, wodurch praktiſche Geiſter ihrem Vaterlande nützlich geworden. Ich wollte noch einmal hinüber in die Gruft nach Raab zu dem ſteinernen Ritter, der bei Serdinár gefallen — noch einmal mit Madeleine ſeine Grabſchrift leſen — und ihr ſagen, daß ſie auch die meine ſein werde; — o ihr glücklichen Tage eines kindlichen Glaubens! —

Schon hatte ich Alles im Stillen zu meiner Abreiſe vorbereitet, — als ich eines Morgens zu meinem Oheim gerufen wurde. Trotz der frühen Morgenſtunde ſeiner Gewohnheit nach ſchon vollkommen angekleidet, — ſaß er an ſeinem Arbeitstiſche. »Ich wollte Dich nur fragen,« ſprach er, ob Du mit Deinen Angelegenheiten in Wien nun völlig in Ordnung biſt, und ob Du Zeit haſt, mich auf einem Ausfluge zu begleiten. Deine Tante in Prag ſchreibt mir, daß ſie Dich längſt gerne wiederſehen würde, Du biſt ihren Augen entwachſen, viele Jahre ſind verfloſſen, ſeit ſie in Wien war. Du weißt, die Tante iſt alt und kränklich, und wie ich vermuthe, iſt ſie geſonnen, wenn der Eindruck Deiner Perſönlichkeit ihrer Erwartung entſpricht, zu Deinen Gunſten zu verfügen. Die Tante konnte, da ſie ein ſehr bedeutendes Vermögen beſitzt, Dir ein hübſches Sümmchen ſichern, das Dir bei dem künftigen Antritte Deiner Werke zu Ausführung Deiner Lieblingspläne ſehr behilflich werden und überhaupt nicht zu verachten ſein dürfte.

Digitized by Google

Es iſt daher mein Wunſch, daß Du ſie beſuchſt und mir liegt an dem glücklichen Erfolge dieſer Reiſe ſo ſehr, daß ich mich entſchloſſen habe, auf ſechs Wochen Urlaub zu nehmen und Dich nach Prag zu begleiten. Du biſt doch einverſtanden? —«

Du ſtellſt Dir leicht vor, wie mir bei dieſer Eröffnung zu Muthe war. Ich mochte die Farbe gewechſelt haben. In die höchſte Verlegenheit aber ſetzte mich der Umſtand, daß ſich gegen die Abſicht des Onkels eigentlich nichts Vernünftiges einwenden ließ. Sein Rath bezweckte ſo ganz und gar meinen Vortheil, hatte ſo völlig und ausſchließlich nur mein Intereſſe im Auge — daß jeder Widerſpruch als aus der Luft gegriffen erſcheinen mußte. Hätt' ich es damals über mich gewonnen, zu einem böſen Handel gute Miene zu machen, mich in das Unvermeidliche zu fügen und den Oheim durch ein freudiges und unbedenkliches Eingehen auf ſeinen Plan nicht bedenklich zu machen, — ich hätte mir und Madeleine bittere Erfahrungen erſpart. Doch dazu fehlte mir die Kraft, die Ueberlegung, der kaltbeſonnene Ueberblick meiner Lage. Nichts ahnend von dem eigentlichen Plane und dem verdeckten Hintergedanken dieſer Reiſe, entſchloß ich mich wenigſtens zu dem Verſuche, des Onkels Abſicht zu durchkreuzen.

»Ich ſag' es lieber ganz offen,« entgegnete ich, »daß Ihr Plan beſter Onkel, mir einen fatalen Querſtrich durch meine Ferienrechnung zieht. Ich habe während meines öfter wiederholten Aufenthaltes auf den Hütten — Bekanntſchaften in Neuberg, auf den fiſcher'ſchen Anlagen und in den meiſten übrigen Hammer- und Streckwerken der Umgegend gemacht und während der Ferienmonate zu kommen verſprochen. Die Sache hat ihre ſehr intereſſante Seite für mich und — einen Reiz, für den die Pragerreiſe einen ſchlechten Erſatz verſpricht. Ich denke auch nicht, daß die Tante in dem Maße krank wäre, daß ſie an den Tod denken ſollte, — mit einem Worte, es wäre mir lieb, wenn ſich Ihr Plan, beſter Onkel, bis in den Winter verſchieben ließe.« —

»Du vergißt, Theodor, daß ich dabei zu ſein wünſche, daß ich Urlaub genommen und alle Vorkehrungen getroffen, ja den Tag unſerer Ankunft in Prag bereits angezeigt habe, und daß es überhaupt unräthlich ſcheint, der Tante einen abſchlägigen Beſcheid zu geben, weil Du einige Beſuche vorhaſt. — Was ſind das eigentlich für Beſuche? — Es wäre mir erwünſcht, wenn Du mir das aufrichtig mittheilen wollteſt!«

Die Bewegung, in welche der Onkel bei dieſer Wendung gerieth, ließ ſich nicht verkennen. Jetzt ſtand die ganze Gefahr des Augenblickes vor meiner Seele.

Ich war nicht offen. Doch vergebens ſuchte ich den Oheim zu täuſchen. Sein Schmerz, ſein Unwille über mein Läugnen, das einen gänzlichen Mangel an Vertrauen in ſeine väterliche Liebe an den Tag legte, machte ſich endlich Luft.

»Theodor, ſprach er, Du beleidigſt mich. Wir kennen uns lange genug, — um keiner Verſtellung zwiſchen uns Raum zu laſſen. Ich habe ein Recht auf Dein Vertrauen erworben, das Du durch Dein heutiges Betragen ableugneſt. Durch die Bande der Verwandtſchaft, durch den Willen Deines Vaters, durch das Geſetz berufen, Dir während Deiner Minderjährigkeit als Rather, Freund und Führer zur Seite zu ſtehen, habe ich das höhere Alter, eine ehrenvolle Stellung in der Welt, und meine Lebenserfahrung voraus, und fordere heute, wo Du das erſte Mal mich zum offenen Widerſpruche zwingſt, — Gehorſam. Ich erkläre Dir daher drei Dinge Erſtens, daß ich Alles weiß, was Du mir verheimlichſt; — zweitens, — daß ich Deine Verbindung mit jener, wenn auch achtbaren Familie mißbillige — und drittens daß ich meinen Willen mit allen mir zu Gebote ſtehenden Mitteln durchſetzen werde.« —

»Gut denn,« entgegnete ich hitzig, »ſo werden wir nach Prag reiſen, — die Reihe wird aber ſpäter auch an mich kommen, meinen Willen zu haben!«

»Und an mir,« betheuerte der Onkel noch hitziger, »iſt es heute ſchon dafür zu ſorgen, daß dieſer Wille dann ein vernünftiger ſei! — Gott befahlen!« —

Beim Hinausgehen erblickte ich Maete, ich ſtürmte ohne Gruß an ihr vorüber. Erſt als ich auf meinem Zimmer war, fiel mir der ernſte, nachdenkliche Blick auf, mit dem ſie mir nachſah, und der wie ein ſchwerer Vorwurf auf mir laſtete. Sollte auch Sie die Verſtimmung des Onkels theilen?

Das Alles änderte an meinem Entſchluſſe nichts, der auf nichts Geringeres hinauslief, — als nach erlangter Volljährigkeit die Wahl meines Herzens durch ein feierliches Gelöbniß zu beſiegeln.

(Schluß folgt.)

Lord John Ruſſell.

Kann, ſchreibt der Engländer Francis, dieſer kleine, ſtille, ſchwächliche, unſcheinbare Mann, der da ſo niedlich und formel im ſchwarzen Rocke und ſchneeweißer Halsbinde, mit übereinander geſchlagenen Beinen ſitzt und deſſen kleine, ſcharfe Geſichtszüge vom Hute faſt bis zum Verſchwinden überſchattet werden — kann das Lord John Ruſſell ſein?

Iſt es wirklich der Führer jener dichten und zahlreichen Partei? Beſitzt er die Macht, verſteht er die Kunſt, dieſe Maſſen zu beherſchen und zu zügeln, ihre innere Zerriſſenheit zum einigen Ganzen zuſammenzuſchmelzen, ihre politiſche Heftigkeit, von der man ſo viel gehört und geſehen hat, zu zähmen, das Oel des Filoſofengeiſtes in die brandenden Wäſſer ihrer erregten Leidenſchaften zu gießen, ſie von ihren treu gepflegten Meinungen oder feſtſtehenden Entſchlüſſen abzulenken, ſie herzlich durch die Wirkung ſeiner Reden zu vereinen und ſeiner Macht, wo nicht Gehorſam, doch Hochachtung zu verſchaffen?

Erinnert man ſich an die fiſtiſche Erſcheinung weiland Robert Peel's, ſeine, wenn auch kleine, dabei doch volle, gebieteriſche Figur, ſeine geiſtreichen Züge im ſchönen, ausdrucksvollen Geſicht, ſeine emporgerichtete und männliche Haltung — ſo wird man halb und halb verführt, vertrauensvoll Alles zu glauben, was man über ſeinen einſt ſo mächtigen Einfluß auf das Unterhaus gehört hat; aber keine Ueberredung wird Einen zu dem Glauben bringen, daß in dieſem Duodezmodell eines Mannes, der uns als Lord John Ruſſell bezeichnet worden iſt — und den Lord Palmerſton, ſein nächſter Nachbar, beinahe auf ſeinen Armen ſchaukeln könnte, jene großen Eigenſchaften wohnen, welche, wie die Geſchichte lehrt, zur Leitung populärer Verſammlungen erforderlich ſind.

Bald nimmt er ſeinen Hut ab, ſteht von ſeinem Sitze auf und tritt an die Tafel, um zu ſprechen. Augenblicklich fühlt man ſich für ihn eingenommen. Sein Kopf, obwol klein, iſt wohlgeſtaltet, mit breiter und tiefer Stirn, auf der die innwohnende Intelligenz zu leſen iſt. Das breite, feſte Geſicht, ſinnartig in der Form, iſt nicht fehlerfrei ſkizzirt, aber ausdrucksvoll. Eine gedankenvolle Ruhe, mit unbedeutenden Spuren der Schwermuth liegt darin. Die ſcharfe Markirung der Geſichtszüge hebt ſich beſonders durch die außerordentliche Bläſſe des Teints hervor — eine Bläſſe, die keineswegs aus einer wankenden Geſundheit, ſondern von der verkünſtelten Erziehung, die ihm zutheil wurde, herzuleiten iſt. Der Mund iſt breit, aber ſchön geformt und von einer markirten Linie umgeben, gleichſam als würde dieſe oft als Vehikel des Ausdruckes benutzt, während die Lippen wie vom fortwährenden Nachdenken feſt aneinander gepreßt ſind. Das Auge iſt lebhaft und geiſtreich, die Naſe gerade und von feſtem Schnitt, die Augenbranen ſind dunkel und wohlgewölbt und das ganze Geſicht, welches des fehlenden Backenbaeres wegen noch kleiner ſcheint als es iſt, wird vom dunkeln ſpärlichen Haar überwölbt, das die ganze Tiefe der weiten und intelligenten Stirn frei läßt. Jetzt naht der Augenblick, wo man ſich von dem Ebenmaße ſeiner kleinen Geſtalt, ſeiner aufgerichteten Körperhaltung ganz überraſcht fühlt. Man gewinnt allmälig die Ueberzeugung, daß eine an ſich kleine Geſtalt, nicht nothwendigerweiſe auch eine unbedeutende Geſtalt ſein muß. Es ruht etwas Imponirendes, eine Art verkörperter Selbſtbeherrſchung und Beſonnenheit, ein Bewußtſein verborgener Kräfte auf ihm, ſo daß wir unſer Vorurtheil, das ſich uns anfangs bei ſeiner erſten Erſcheinung aufdrängte, unwillkürlich aufgeben und von ſeinen moraliſchen und geiſtigen Eigenſchaften nur das Beſte erwarten müſſen.

Jetzt hört man ihn ſprechen und auf einige Zeit kehrt unſer voriges Mißbehagen wieder zurück. Wir ſehen, wie er einen Schritt vorwärts nach der Tafel thut, ſich rings in der Verſammlung umblickt und endlich wieder mit einem Schritte an ſeinen alten Platz zurücktritt; dann beginnt er, den rechten Arm zum Theile ausgeſtreckt und das Antlitz halb ſeinen eigenen Parteigenoſſen zugewendet. Seine Stimme iſt ſchwach und eintönig und concentrirt ſich in eine ſcharfe Ausſprache, welche faſt nach einer gewiſſen ariſtokratiſchen Affretation klingt; dabei iſt ſie aber deutlich. Ruſſell iſt vielleicht eben im Begriff, irgend einer vorhergegangenen Rede die nöthigen Erläuterungen hinzuzufügen. Er ergeht ſich zunächſt in glatten Redensarten und bewegt ſich innerhalb der gewöhnlichſten apologetiſchen oder ablehnenden Fraſen, bis ſich uns unwiderſtehlich ein Glaube an ſeine Mittelmäßigkeit aufdrängt. Doch die Verſammlung ſcheint mit ängſtlicher Spannung zu lauſchen; ſie muß alſo ihren Mann kennen. Waeren wir ein wenig Ringe um ihn her wird eine heitere Bewegung laut; man unterſcheidet das Lachen Ward's, die tiefe Fagottſtimme Sheil's, das laute, herzliche Jauchzen Wakley's und den vergnügten Chor der Radicalen und Fabrikanten. Ja ſogar auf der Seite der Oppoſition iſt die »Pointe« nicht ohne ihre

Wirkung geblieben, wie manches halbunterdrückte Lachen beweist. Während seines ganzen einleitenden Geredes schien jedoch Russell nur seinen Bogen gespannt zu haben und plötzlich, ehe man es noch ahnen konnte, hat der kaltblütige, wohlbereite Schütze den Pfeil seines feinen und scharfen Sarkasmus auf seinen Gegner abgeschossen, den er getroffen, wenn nicht durchbohrt hat. Wir folgen dem Sprecher weiter, jetzt mit aufrichtigem Interesse, selbst wenn wir seinen Meinungen entgegen sind, und finden, daß er solcher Pfeile noch mehre in seinem Köcher trägt. Und nun entfaltet er sich und entwickelt während einer Rede von vielleicht anderthalb Stunden alle jene Eigenschaften des Geistes, die ihm seine Stellung gaben; bald erwirbt er sich durch erweiterte staatsmännische Ansichten allgemeinen Beifall, bald läßt er sich wieder herab zu den mannigfachen Vorurtheilen seiner Partei; jetzt ruft er Achtung und Bewunderung hervor, um sich gleich darauf wieder verdammen zu lassen; hier erheitert er seine Partei auf Unkosten ihrer Opponenten, dort wieder macht er in den Augen jener Opponenten deren eigene Führer lächerlich oder verdächtig; aber nie verläßt ihn sein parlamentarisches und politisches Wissen und seine Gabe glücklicher Diction, fortwährend bleibt er Herr über die Sprache, über die Kunstfertigkeit und seinen Takt — übertroffen nur von wenigen berühmten Männern des Tages.

Mittlerweile hat man die Mängel des Sprechers aus dem Auge verloren — Fehler der Stimme, der Manier und der Gesticulation, welche ihn in dem rein mechanischen Theile der Redekunst ebenso tief unter weiland Robert Peel stellen, als sein gelegentlicher Schwung der Gedanken und die glückliche Wahl der Sprache ihn in diesen Beziehungen über ihn erheben. Wäre man nicht so mit fortgerissen worden, so würde man bald von der gedehnten Eintönigkeit der Stimme, von der Unschlüssigkeit im Vortrage, dem beständigen Auffangen und Wiederholen von Worten und selbst ganzer Theile von Sentenzen ermüdet worden sein, und dazu auch bemerkt haben, daß die einzige Bewegung seines Körpers in einem beständigen Vor- und Rückwärtsschreiten nach und von der Tafel bestand; gelegentlich schlug er wohl auch einmal darauf mit der rechten Hand, wenn diese nicht gänzlich auf der Tafel ruhen blieb, legte dann etwa die Arme kreuzweise ineinander oder nahm die ihm ganz eigenthümliche Positur an, indem er seinen linken Ellbogen auf die rechte Hand stützte, während der linke, perpendiculär aufgerichtete Arm wie »warnend« gegen seine Opponenten emporstieg.

Als Führer einer Partei erweckt John Russell mehr Vertrauen, und, wenn man will, auch mehr Achtung als einst Robert Peel. Dies ist natürlich eine Folge seiner größern Festigkeit. Seine Anhänger vertrauen sich gern seiner Leitung, denn sie wissen im Voraus, daß die Anforderungen, welche er an sie stellen dürfte, nie über die Schranken des Mäßigen hinausschreiten.

Als der Anreger der Reformbill hat sich Russell ein Blatt in der Weltgeschichte gesichert. Bis zu diesem Abschnitte seines Lebens mag man seine parlamentarische Stellung in der historischen Laufbahn seiner Familie suchen. Wenn Russell von dem Whiggouvernement 1830 zur Einführung der Bill auserlesen wurde, so war dies ein Tribut an die Gesammtverdienste des Hauses Russell; von dem Tage aber, wo jene Maßregel durchging oder wenigstens kurze Zeit darnach, begann sein Einfluß im Unterhause persönlich zu werden. Er war erst so eine Art Schooskind der Whigpartei, und während die Männer, welche im Grey-Gouvernement die hervorragendsten Rollen spielten, auf dem Kampfplatze standen, wurde er nach Verhältnissen im Hintergrunde gehalten, wovon das ihm zuertheilte Prädicat, die Geltendmachung der Reformbill betreffend, fast die einzige Ausnahme bildete. Von jeher ein echter Politiker, standhaft soweit es die Interessen seiner Partei zuließen, begnügte er sich während dieser Zeit meist damit, ihren constitutionellen Maximen scheinbar beizupflichten, und versuchte nur selten eine selbstständige, politische Beweisführung als maßgebend hinzustellen. Es bestanden gewisse politische Ansichten, die man als »Whigprinciples« zu bezeichnen pflegte; und wenn gleich dieselben durch die heftige Erschütterung, welche die Reformbill mit sich brachte, eine temporäre Niederlage erlitten, so hörte man dennoch jene Principien von Russell bei jeder nur passenden Gelegenheit citiren und anerkennen, so daß man glauben mußte, sie bildeten die Grundlage seines politischen Glaubensbekenntnisses.

Als aber die großen Männer der Reform von der Scene abtraten oder in den Reihen ihrer Gegner verschwanden, da schwang sich Lord John Russell zum Führer empor. Ob er seine Erhebung einzig einem plötzlichen Umschwung verdankte, oder ob seine Partei wirklich in ihm höhere Talente entdeckt hatte, das wußte man nicht; aber er hatte seinem Führeramte im Unterhause, dessen Regierungsorgan er eben damals war, nicht lange vorgestanden, da wurde man sich klar, daß unter dem schmiegsamen Aeußern jener friedlichen Imitation, wegen der man ihn für wenig mehr als eine aristokratische Puppe betrachtet hatte, — eine Standhaftigkeit des Charakters, eine große Beobachtungsgabe, eine Gewandtheit in der Debatte und was noch mehr sagen will, ein geschulter Takt verborgen lag, was Alles ihn zum Vertreter einer weit wichtigern, als der ihm bisher zugetheilt gewesenen Rolle in der Politik geschickt machte und den Männern aller Parteien es als der Mühe werth erwies, über seine Eigenthümlichkeiten nachzudenken und in ihm ein gewisses System von Grundsätzen aufzusuchen. Mit der erlangten Macht und ihren Verantwortlichkeiten kam über Russell das Bewußtsein der Unabhängigkeit von jenen Fesseln, welche ihn im Zustande einer verhältnißmäßig politischen Unmündigkeit gedrückt hatten. Berufen, für sich selbst zu handeln und für seine Meinungen dem Lande gegenüber verantwortlich gemacht, sprach er nun weniger oft die feststehenden Ansichten seiner Partei aus, sondern stellte vielmehr seine eignen Beschlüsse hin, die er seit lange, bei einer sorgfältigen Beobachtung der Merkmale, der Zeiten und der Bedürfnisse des Volkes in sich gebildet hatte. Seine Reden enthielten noch viel von dem alten Partei-Sauerteige, aber es war ihnen ein mehr unabhängiger, filosofischer und staatsmännischer Geist beigegeben.

Unterh. a. h. H.

Die Schachspieler.

(Zur Erklärung der Kunstbeilage. Holzschnitt von Blasius Höfel.)

Wir bieten hier in gelungener Copie die »Schachspieler« des berühmten Retzsch *), das sinnigste, ergreifendste Werk, das der Geist dieses, durch hochpoetische Conception eben so sehr, als durch technische Vorzüge ausgezeichneten Mannes zu Tage gefördert hat. Wenn gegenwärtig den greisen Künstler — Moriz Retzsch zählt bereits 73 Jahre — eine neuere Schule zu verdrängen gesucht hat, die an Fantasie und innerem Reichthume ihn wenigstens nicht übertrifft, an Wahrheit, Wärme und Gefühlstiefe ihn zuverlässig nicht erreicht, so erachten wir es um so mehr für eine Pflicht, unmittelbar eine seiner Schöpfungen für ihren Meister in den Kampf zu führen und für ihn Zeugniß ablegen zu lassen.

Das Bild, wie tief und simbolisch auch der Gedanke ist, den es in Form kleidet, bedarf doch kaum der Erklärung, so klar und lebendig, so ernst und erschütternd tritt sein Inhalt vor das Auge des Beschauers. Satan spielt mit einem Jüngling Schach um dessen Seele. In einen weiten, faltenreichen Mantel gehüllt, mit der berüchtigten Hahnenfeder auf dem diabolisch-spitzigen Barett, sitzt der böse zur linken Seite des Schachbrets, den lauernden, hohnischen Blick in den jugendlichen Gegner einbohrend. Die infernalisch-allegorische Ausschmückung des Gemachs, die raubthierartigen Ungethüme auf den Postamenten, der aufgerissene Löwenrachen, der nach dem Jünglinge hinblickt, die häßliche Spinne, die über den Spieltisch kriecht, — Alles deutet an, in welcher schaurigen, unheimlichen Gesellschaft wir uns befinden. Satan's linke Hand stiehlt so eben eine Figur, den Frieden vorstellend, vom Schachbrete weg. Der junge Mann, in tiefes, angstvolles Nachdenken versunken, stützt das Haupt in die Hand; — es steht um seine Partie nicht zum besten, und er kennt den furchtbaren Einsatz dieses Spiels. Zwischen Beiden und hinter dem Spielbret steht der gute Genius des Menschen mit bekümmertem Blicke, als ob ihm für die Seligkeit des Jünglings bange; seine Hände sind wie zum Gebet in einander geschlossen, seine Schwingen halb entfaltet, als müsse er bald entweichen.

Bedeutungsvoll sind die Formen der Schachfiguren. Auf der Seite des bösen Feindes trägt der König dessen eigene Gestalt. Die Königin ist die Sinnenlust, die allen übrigen Figuren voransteht. Die Offiziere des Satans sind: die Trägheit in der Gestalt eines feisten Schweines; der Stolz mit dem Kopfe und dem Schweife eines Pfauen; die Falschheit, mit der einen Hand auf der Brust, mit der anderen einen gezückten Dolch hinter sich haltend; der Unglaube, der das Kreuz mit Füßen tritt; die Angst u. s. w. Die Bauern sind die Zweifel. Von allen Figuren seines höllischen Gegners hat der unglückliche Jüngling nur zwei gewonnen: die Angst und einen Zweifel. Hingegen hat Satan schon viele der Cherubim erbeutet, welche die Bauern des Jünglings ausmachen, dazu auch die Demuth, die Liebe, die Unschuld. Aber noch sind diesem die Religion, die Wahrheit und die Hoffnung übrig geblieben, und solchergestalt ist sein Spiel zwar bedroht und unsicher, aber noch nicht verloren.

Mit diesem getheilten Gefühle von Besorgniß und Hoffnung stellt uns der Künstler vor sein Bild, und überläßt es uns selbst, welchem von beiden Eindrücken wir die Oberhand einräumen wollen.

---

*) Moriz Retzsch ist am 9. December 1779 in Dresden geboren, und jetzt Professor an der dortigen Kunstakademie. Umstände brachten ihn erst spät zu dem Entschlusse, sich ausschließend der Kunst zu widmen. Er wählte das [illegible], und besuchte seit 1798 mit Erfolg die Akademie, wo er besonders den Unterricht des Professor Grassi genoß. Vorzugsweise wählte er Gegenstände aus dem Gebiete der romantischen Dichtung zu seinen Darstellungen; doch schwebte er oft auch auf der Höhe des eigenen Gedankens, z. B. in seinem Cyclus der Darstellungen des menschlichen Lebens, für welchen er selbst sechs Blätter radirte und den später Jameson in London herausgegeben hat. Am bekanntesten machte er sich durch seine herrlichen Umrisse zu Goethe's Faust, zu Schillers und Shakespeare's Werken. Leider möchte man behaupten, daß Retzsch in England mehr erkannt und gefeiert ist, als in seinem deutschen Vaterlande. Nebst seinen Umrissen verdankt man ihm reizende Genrebilder, immer von einer höchst sinnigen, bisweilen symbolischen Idee durchweht; [illegible]: einen Ritter, darstellend der, in welcher [illegible], von dem am Wege liegenden [illegible] Mantel [illegible] wird, während der [illegible], mit welcher [illegible] seinen Gegner [illegible], befindet sich in der Gemäldesammlung des Barons v. [illegible] in Dresden.

Digitized by Google

Abbildungen nach der von Kaufil entdeckten neuen Methode, den Holzschnitt durch den Abdruck der galvanisirten Originalzeichnung zu ersetzen.

(Beschrieben in »Faust«, Nr. 9, Seite 72 bis 80.)

Herausgeber u. Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redakteur: Dr. Hermann Mennert.

Digitized by Google

Originalselbstdruck.

Angeschossener Auerhahn.

Beilage zu M. Auerbach's „Faust“

DIE SCHACHSPIELER.

Kilografische Beilage zu M. Auer's poligrafisch-illustrirter Zeitschrift „Faust."

Druck von M. Auer

Digitized by Google

MOOSE IM NATURSELBSTDRUCKE.

Eingesendet von Franz Aspöck in Linz.

1. Mnium punctatum. 2. Mnium rostratum. 3. Mnium cuspidatum.
4. Mnium ligulatum. 5. Mnium ligulatum. 6. Mnium crudum.

Beilage zu M. Auer's polytechnisch-illustrirter Zeitschrift „Faust."

Druck von M. Auer.

Digitized by Google

Poligrafiſch-illuſtrirte Zeitſchrift,

begleitet von Kunſt-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illuſtrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünſten geſchieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anſtalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheinen jährlich 24 Numeern von 24 Bogen Text und über 70 Illuſtrationen.
Beſtellungen nehmen alle Poſtämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zuſtellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Poſtverſendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.
Ankündigungen, welche dem Zwecke dieſer Zeitſchrift entſprechen, werden aufgenommen und portofrei rebeten.
Im Falle Ankündigungen illuſtrirt erſcheinen ſollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgaſſe Nr. 75.

Nr 13. Inhalt: Des Woida Abgeſandter. (Fortſetzung.) — Vergißmeinnicht. (Schluß.) — Trotz alledem. — Umſchau in der muſikaliſchen Welt. — Erklärung der Beilage, die Tollkirſche. — Das Blauſchwarzen. — Wilhelm Kaulbach. Artiſtiſche Beilagen: Wilhelm Kaulbach. (Stahlſtich.) — Aus Oberöſterreich. (Lithogr.) — Die Tollkirſche. (Naturſelbſtdruck.) 1. Jahrgang. Wien. 1854.

Des Woida Abgeſandter.

(Fortſetzung.)

Zuvor iſt aber Folgendes zu wiſſen. Zacharias Krell war ſeines Zeichens ein Licentiatus beider Rechte und Anwalt in München. Ein Anwalt oder Fürſprech, den man heutzutage gewöhnlich Advocat nennt, hieß damals in der bairiſchen Herzogsſtadt »Stadtredner«. Der Zacharias gehörte zu denen, welchen vor allen die neue Lehre von der evangeliſchen Freiheit gar wohl gefiel. Er war nämlich von Haus aus ein luſtiger Bruder, dem Zechen und Schlemmen das Liebſte auf der Welt und die rechtſchaffene Arbeit ſchon vor dem Beginn verleidet war. So hatte ſich's gefügt, daß ſelbſt das einträgliche Geſchäft des Anwalts ihm nicht die hinreichenden Mittel gewährte, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen. Die Schulden waren ihm über den Kopf gewachſen. Darum hatte er ſich mit Leib und Seele der neuen Bewegung zugewendet und in Folge deſſen von München entweichen müſſen. Die bairiſchen Herzoge und ihr thatkräftiger, kluger Kanzler Leonhard von Eck hielten ſcharfe Wacht und ließen die Anfänge des Aufruhrs nicht gedeihen, wie andere Fürſten theils aus böſem Willen, theils aus Schwäche oder Unverſtand thaten. Krell hatte ſich nach Schwaben gewendet, wo alles recht luſtig drüber und drunter ging, und die geheimen Sendlinge des vertriebenen Herzogs Ulrich ein Feuer ſchürten, welches des Schüreens kaum bedurft hätte, um lichterloh zu brennen. Der geächtete Würtemberger hatte den Glauben der Väter abgeſchworen, um durch das lutheriſche Bekenntniß wieder zu Land und Leuten zu kommen. Des Herzogs thätigſter Helfershelfer war der Ritter Hans Fuchsſtein, Doctor der Rechte, erſter Verfaſſer der »zwölf Bauernartikel,« welche ſpäter zum Koran aller Bauernkriege auf ein volles Jahrhundert hinaus werden ſollten. Zu den Spießgeſellen des Fuchsſteiners gehörte Zacharias Krell, und zwar als einer von denen, welche die eigene Haut zu Markte trugen, während ſein Herr und Meiſter ſich weislich im Schatten hielt.

Der Münchener war mit einer ganz beſonderen Sendung in die Gegend gekommen. Er ſollte eine Anzahl von Bauern zu einem bewaffneten Aufſtand vermögen und ſich des Schloſſes Thuemegg bemeiſtern, damit die Empörung einen feſten Kern gewinne. Der Fuchsſteiner meinte, — und ſeine Rechnung hatte ſich auch bald darauf als richtig bewieſen, — daß es nur eines kecken Anfanges bedürfe, um alsbald das ganze Schwabenland in Feuer und Flammen zu ſetzen. Die Einzelheiten der Ausführung waren übrigens dem Zacharias Krell gänzlich anheimgegeben. Seine tollkühne Verwegenheit und ſein fündiger Witz hatten ihre Probe ſchon beſtanden. Er war allenfalls der Mann, das feſte Haus allein wegzunehmen, und dann erſt die Bauern zu rufen. So hatte er wenigſtens geprahlt, nachdem er erfahren, daß der alte Thurnegger verreiſt ſei. In ſolcher Abſicht hatte er ſich in den abenteuerlichen Mummenſchanz eines vorgeblichen Geſandten des Wojwoden von Siebenbürgen geworfen und einen falſchen Brief verfertigt, mit welchem er ſich Eingang bei der Burgfrau zu ſchaffen hoffte.

Uebrigens hütete Krell ſich wohl, den Leuten im Gaſtruggehof alle Fäden ſeiner Zettelung in die Hand zu geben. Er geſtand zwar ein, daß er nicht aus Siebenbürgen komme, ſondern aus Memmingen; doch ſeien, fügte er hinzu, dort bei den Verordneten der Bauern Briefe vom Woida eingelaufen, des Inhaltes, daß fünfzigtauſend Huſaren bereit ſtünden, den Schwaben zu helfen, ſobald ſie einmal losſchlügen. Der Großtürk' rüſte einen eben ſo ſtarken Zuzug von Stradioten, Janitſcharen und Spahis. In »Behaim« aber hielten ſich die Huſſiten mit ihrer Wagenburg ſchon reiſefertig. Darum ſei es die höchſte Zeit loszuſchlagen.

Für den Anfang, erklärte er, brauche ich nur ein paar herzhafte Männer, um die Thuemegg zu nehmen und dort das Banner aufzuſtecken. Alles Andere macht ſich dann von ſelber. Die Geſellen aber ſoll mir der Baſtian ausſuchen.

Digitized by Google

Bastian, der abgehaufte Wirth, schien an dem Vorschlag Wohlgefallen zu finden. Krell hatte das gar nicht anders erwartet; er wußte aus eigener Erfahrung nur zu wohl, daß mißliche Vermögensverhältnisse, besonders bei Leuten, die einst bessere Tage gesehen, die Ferse des Versuchers mit dem schärfsten Sporn bewaffnen. Auch Heinz zeigte sich nicht abgeneigt, dem falschen Abgesandten Vorschub zu leisten. Aber Simon machte rasch einen dicken Strich durch die Rechnung.

Da wird nichts d'rons! rief er; warum sollen gerade die Heimbürger von Winterweiler der Katz' die Schelle anhängen?

So kann Jeder fragen, meinte Krell, und dann ist's mit der ganzen Kunst am Ende. Uebrigens bin ich höchlich verwundert, Dich so sprechen zu hören, und mein Erstaunen theilen, wie ich sehe, auch Deine Angehörigen.

Der Fremde sah ganz richtig. Heinz und Bastian trauten kaum dem eigenen Gehör.

Ich habe öfter mit Dir geredet, fuhr Krell fort, und bis zu dieser Stunde hielt ich Dich für ein erlesenes Rüstzeug des Herrn unter den frommen Lanzknechten. Aber ich merke wohl, daß Du zwar bereit bist, für das Evangelium dem Teufel ein Ohr wegzupredigen, aber nicht wegzuhauen.

Meister Stadterdner, fiel ihm Simon ins Wort, nur nicht gar so voreilig! Erstens habe ich schon gezeigt, daß ich nicht eisenfein bin; zweitens würde das Thurmegger Stückchen mir selber nicht an Kragen und Hals gehen, denn ich muß ja morgen mit dem frühesten aufbrechen. Mein Urlaub läuft ab und der Hauptmann versteht keinen Spaß. Jetzt aber merkt auf; ich will Euch sagen, wie ich's eigentlich verstehe. Nächstens wird am Neckarstrom der arme Konrad den Bundschuh aufwerfen. Sobald dort der Anfang gemacht ist, werden alle Knechte den Heeren vom schwäbischen Bunde den Gehorsam kündigen, die bündischen Zeichen von den Fahnen schütteln und den armen Leuten zufallen. Dann stehen alsbald Schwaben und Elsaß in Flammen, die Tiroler schließen sich an, die Baiern hinter dem Peissenberg werden auch nicht müßig bleiben, und die Salzburger warten ohnehin nur auf das Zeichen. Meine Freundschaft zu Winterweiler aber soll nicht Haar und Haue an etwas wagen, das sie viel wohlfeiler erhalten kann. Ich werde mit meinen guten Gesellen kommen, und die Thurmegg gehört uns ohne Schwertstreich. Das ist meine Meinung, Meister Fürwitz, und dabei bleib's!

Der Münchener war nicht auf den Kopf gefallen und führte ein flinkes Mundwerk, das er seit langer Zeit als Anwalt und in der neuesten Zeit als Laienpredicant in steter Uebung erhalten hatte; doch an des Lanzknechts hartem Schädel gingen alle Künste der Ueberredung elendiglich zu Grunde.

Simon hatte für seinen Widerstand eine geheime Ursache; er wollte seines Kindes Erbtheil nicht auf das wagliche Spiel gesetzt wissen. Die väterliche Zärtlichkeit verlieh ihm die Stärke, alle Vorstellungen seines bereden Gesinnungsgenossen abzuweisen, obschon sie eigentlich ihm einleuchteten. Endlich blieb dem Abgesandten des Weibs nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Verdrießlich genug streckte sich Zacharias Krell auf die Streu nieder, und indem er mit vergeblicher Mühe in seinen Gedanken einen neuen Anschlag zusammenzurimmen suchte, versank er in fieberhaft unruhigen Schlummer. Gegen den Morgen hin gestalteten sich die wirren Vorstellungen allmälig zu Traumgebilden. Der Schläfer saß mit dem Sulton, mit dem Wojwoden und mit anderen »fürtrefflichen« Kriegsfürsten aus dem Lande gen Morgen im herzoglichen Brauhause zu München, brannes Bier mit schneerigem Schaum in Strömen zechend. Je mehr er trank, desto brennender ward sein Durst. Seine Umgebungen zogen wie Schwämme. Es gibt keinen Weg zur Glückseligkeit, als das Evangelium, sagte der Großtürk', den Schaum vom Barte wischend; und nichts gegen den Durst wie baierisches Bier. Darum lebe das Münchener Kind mit dem Maßkrügel, meinte der Weida von Siebenbürgen, der den Schaum vom Barte nicht wegwischte, wie sein Nachbar, sondern mit langer rother Wappenlöwenzunge behaglich ableckte. — Das Kind! das Kind! Wo ist das Kind?! schrieen und zeterten verschiedene Stimmen.

Gestohlen, geraubt, ermordet! jammerten andere.

Krell erwachte. Das Zetern wegen des Kindes dauerte fort, und noch schlaftrunken konnte er nicht begreifen, wer das Kind aus dem Münchener Stadtwappen gestohlen und vollends gar ermordet haben sollte.

Doch davon war auch nicht die Rede. Die kleine Eufrosine war verschwunden, und die Umstände ergaben, daß sie während der Nacht gestohlen worden. Emerentia hatte Abends das Kind in der kleinen Kammer gegen den Garten hinaus zur Ruhe gelegt. Das Bettchen Eufrosinens stand hart unter dem Fenster. Emerentia wußte bestimmt, daß sie, nachdem sie das Kind zugedeckt, den Schieber zugezogen. Sie selbst hatte sich später bereits sehr schläfrig niedergelegt, natürlich ohne Licht, wie's die Landleute noch jetzt gewohnt sind.

Als bei Tagesanbruch der erstefertige Simon in die Kammer kam, um sich zum Abschiede mit dem Kinde zu setzen, fand er das Lager leer, das Fenster offen, das Blumenbeet vor dem Fenster arg zertrampelt. Der erste Gedanke war, daß Eufrosine aufgestanden und hinausgestiegen sei; aber ihre Gewand und ihre Schuhe lagen auf dem Schemel, und offenbar waren es keine zarten Kinderfüße, welche die Blumen niedergetreten hatten, obschon im übrigen die Spur nicht deutlich zu erkennen war. So hatte denn zweifelsohne ein frecher Räuber das Kind geholt, dessen Schlaf, wie die Angehörigen wußten, in der Regel so bleiern schwer war, daß es auch dann nicht so leicht erwachte, wenn man es aus dem Bette nahm, es schüttelte und laut beim Namen rief. Der Dieb aber, das erstand sich wohl von selber, hatte sein säuberlich und behutsam zugegriffen.

Das ganze Haus gerieth in Aufruhr. Knecht und Magd rannten wie besessen umher, um das Kind zu suchen. Großvater und Großmutter zeterten um den Liebling, als ob der rothe Hahn auf dem Dache krähte und die bündischen Reiter sie bereits spießten. Emerentia schrie geradezu mit. Eben so Bastians Weib und Kinder. In dem verzweifelnden Vater aber bildete sich eine höchst seltsame Vorstellung, die — so ungeheuerlich sie immerhin auch war — als fertige Ueberzeugung sich ihm aufdrängte.

Simon gedachte der Worte vom Blute des Kindes, welche am Sonntagsmorgen Roland ganz arglos gesprochen, der Horer jedoch in der seltsamsten Weise ausgelegt hatte; ferner entsann er sich, wie der Pfarrer gesagt, daß es für die Kleine am besten wäre, wenn der Himmel sie heimriefe, welche Aeußerung der Thurmegger vernommen und beifällig belächelt hatte. Aus diesen gegebenen Thatsachen zog der Lanzknecht in der Raserei seines Schmerzes die Schlußfolgerung: daß Roland das Kind geraubt und abgeschlachtet, um mit dem unschuldigen Blute den Schlußstein des neuen Gewölbes seiner Veste zu kitten, und dadurch die Haltbarkeit der Burg gegen den Andrang einer nahenden Zeit des Sturmes und des Umsturzes zu gewährleisten. Der unglückselige Vater geberdete sich wie ein nasinniger Mann, der er im Augenblicke wirklich war. Brüllend wie ein Stier, rasend wie ein Bär in der Falle, verrenkte er sich hoch und theuer, den Thurmegger sammt seinen ganzen Brut vom Angesicht des Erdbodens zu vertilgen. Nachdem er aber die längste Zeit geschrieen und getobt, sprach er plötzlich ganz gelassen zum Münchener:

Du sollst Recht behalten, Stadtrederer. Ich bleibe hier und lasse meinen Hauptmann Hauptmann sein. Wenn das Meidle schon todt ist, so mag alles Uebrige auch zur Hölle fahren, und wenn sein unschuldiges Blut die Thurmegg fest genocht hat, so soll sie Burg zu unserem Vortheil unüberwindlich sein.

Zacharias Krell hütete sich wohl, den Wahn des bethörten Mannes zu bekämpfen. Im Gegentheil, er bestärkte ihn noch darin. Sie hielten miteinander Rath, wie sie die Sachen am handlichsten anpacken sollten. Darüber kam Bastian zurück, der auf Kundschaft ausgegangen war. Von dem verschwundenen Mädchen brachte er keine Kunde, wohl aber die Botschaft, daß der Thurmegger sich auf dem Heimwege befinde. Seine Kinder seien ihm entgegengefahren, und in Zeit einer Stunde werde er eintreffen.

Mein Pferd heraus! schrie Krell, in die Höhe fahrend und zum Stall rennend.

Die Andern liefen ihm nach und bestürmten ihn mit Fragen. Statt zu antworten, sagte er, indem er sein Röslein herausbrachte und aufschnürte:

Ich habe aus Deinen Worten vorhin des Ortes Gelegenheit hinlänglich verstanden. Ich weiß, wie ich es anfange, festen Fuß in der Burg zu fassen. Mache nur, daß die Leute hernach zahlreich hinzulaufen, damit ich ihnen predigen kann. Bringt nur auch brav Essen und Trinken. Ich gehöre nicht zu den fastenden Kapuzinern.

Im Handumwenden saß er im Sattel und sprengte wie toll von dannen. Erstaunt blickten die andern ihm nach. Simon aber sagte in seiner kalten Verzweiflung:

Dem da haben sie nicht das einzige Kind gemordet, und dennoch kennt er keine scheue Rücksicht. Fürwahr, ich darf mich nicht von ihm beschämen lassen.

Ueber dem Thale von Winterweiler thronen bis zum heutigen Tage die Trümmer der alten Burg, kenntlich durch die hohe Warte, deren Gemäuer immer noch sturmhoft dem Zahn der Zeiten trotzt. Das Schloß ist im Bauernkriege angebrannt worden, und seitdem sein ursprünglicher Name »die Thurmegg« im Munde des Volkes längst verschollen. Nur die alten

Aufzeichnungen haben ihn bewahrt. Die Bauern heißen den Platz den Winterweiler Thurm. Die Herrschaft hat im Verlaufe unserer Zeit die ausgebrannte Warte mit einer holzernen Stiege und einem Schindeldach versehen und dem Engelwirth zur Sommerwerthschaft in Pacht gegeben. Kurz vor dem Ausbruche der unglückseligen Empörung, in den wetterschwülen Tagen, von welchen diese Blätter berichten, stand das Schloß in unversehrter Wohnlichkeit. Der Thurm, etwas abseits von den übrigen Baulichkeiten auf felsigem Vorsprung fußend, bot immer noch hinlänglichen Schutz gegen einen Wiedersacher, der keine Karrenbüchsen aufzufahren hatte. Jetzt aber stand der Grundherr eben im Begriff, die Sicherheit des Aufenthaltes den Erfordernissen der neuen Zeit mehr anzupassen. Er hatte den Bau eines neuen Flügels begonnen, der durchgehends aus feuerfesten Gewölben bestehen sollte. Seinem Plane nach hatten dann hohe Bollwerke mit vorspringenden Streichwehren die Gebäude zu umfangen. Einstweilen aber war es nothwendig geworden, einen großen Theil der alten Ringmauer niederzulegen, so daß Thurmegg der künftigen Festigkeit zulieb für den Augenblick ein offenes Haus vorstellte.

Am frühen Dinstagsmorgen rührten und regten sich emsige Hände beim Neubau. Die Frohnbäuerlein leisteten ihre Spann- und Handdienste, zwar so lässig als möglich und mit widerwilligem Herzen, aber dennoch ohne offenkundige Widerspänstigkeit. Sonntags beim Wein redeten sie freilich mit gewaltigem Eifer gegen die Frohnden, aber unter der Woche leisteten sie einstweilen noch ihre Schuldigkeiten, weil eben keiner wagte, den Anfang mit der Verweigerung zu machen.

Just hatten die Maurer das erste Gewölb geschlossen. Der Meister Steinmetz hatte sich auf den Schlußstein gestellt, und hielt eine Anspeache. Die Burgfrau war herbeigekommen, um die Rede zu vernehmen. Sie hätte das ohnehin gethan, und jetzt schien sie dazu verpflichtet, da in Abwesenheit des Herrn und der Kinder »die Frau Mutter« allein die gesammte Herrschaft vertrat.

Die Gegenwart Gertruds äußerte die Wirkung auf den Redner, daß er sich noch viel schwulstiger und dunkler ausdrückte, als er vielleicht sonst gethan hätte. Er wollte eben seine Sache gar zu gut machen. In hochtrabenden Worten sprach er von einem geheimnißvoll dunkeln Werke, das vollendet worden, um ungesehen von den Blicken der Menge und unbeachtet von den Augen zukünftiger Geschlechter seine Wirkungen über Jahehunderte hinaus zu erstrecken, in denen es den festen Bau vor innerem Verfall und vor feindlicher Gewalt sichern solle.

Selbst ein Genosse der Bauhütte würde einige Mühe gehabt haben, aus den verschrobenen Redensarten zu entnehmen, daß der Steinmetz die wunderbaren Zusammenstellungen der wissenden und rechnenden Kunst Mathesis zu lobpreisen gedenke; die ländlichen Zuhörer aber dachten geradezu an schwarze Kunst und Hexenwerk. In ihren Gedanken bildete sich die Vorstellung, daß irgend eine Zauberei angewendet worden, um das Gewölbe zu befestigen, und diese Vorstellung haftete um so fester, als der Sprecher nicht mehr die Muße fand, seiner ursprünglichen Absicht gemäß sich über die Eigenschaften einer Wölbung im allgemeinen, und eines Schlußsteines insbesondere auszulassen.

Den schwunghaften Vortrag unterbrach die Ankunft eines heransprengenden Reiters von fremdartig wildem Aussehen. Zacharias Krell war es in seiner ungarischen Verkleidung. In gestrecktem Galopp flog er heran mit verhängten Zügeln, als jagten Baschkiren und Kosaken hinter ihm her. Im Burghofe angelangt, zog er die Zügel steramm zurück, setzte den linken Sporn ein und kam in kurzen, gleichsam tanzenden Sätzen bis gegen Gertrud hin. Er fragte nach der Burgfrau. Sie meldete sich selber. Worauf der fremdartige Gast vom Pferde stieg, ein Papier hervorlangte und sich als den Ueberbringer eines Schreibens vom Schloßherrn ankündigte.

Seltsam, daß er erst noch schreibt, da er selber gleich kommen muß, meinte Gertrud, und ein mißtrauischer Seitenblick fiel aus ihren ruhig klaren Augen auf den Fremdling.

Der aber ließ sich nicht so wohlfeilen Kaufes einschüchtern. Beherzt hob er sein Sprüchlein an, daß er, ein Bote des Großfürsten von Siebenbürgen an den Franzosenkönig, im Walde beraubt worden sei, ganz wie er Abends zuvor den Bauersleuten erzählt, nur mit dem begreiflichen Unterschied, daß er nicht von dem angeblichen Zuzuge sprach, welchen Worda und Tököly den Evangelischen zugedacht haben sollten.

Euer Herr, schloß er, hat mir gestern diesen Brief mitgegeben. Lese, edle Frau.

Mein Herr weiß doch, daß ich gar nicht lesen kann, versetzte sie mit steigendem Argwohn.

Der Steinmetz erbot sich, diese Mühewaltung für Gertrud zu übernehmen. Das Schreiben lautete:

»Roland Thurmegger von und zu Thurmegg. Meiner lieben Hausfrau meinen Gruß zuvor. Ich entbiete Dir, daß Du dem Vorzeiger dieses, meinem alten Kriegsgesellen, dem edlen und festen des hungarischen Reiches Ritter Mahomet Stambul in unserm Hause Unterstand gewährest, ihm das Gemach in der Turnitz eingebest, und, so ihn irgend wer anlangen wollte, ihm unseres Schlosses gemeine Freiheit mittheilest, so wie auch weder dem Pfarrer noch sonst jemand etwas davon sagest. Woran mein ernstlicher Wille geschiehe.«

Dem Pfarrer soll ich nichts sagen, meines Herren bestem Freunde? rief Gertrud. Das kann nicht sein. Und da komme er grade wie gerufen, der hochwürdige Herr.

Sie winkte mit ungeduldiger Geberde dem nahenden Zuckschwert, seine Schritte zu fördern, rief ihm schon aus der Entfernung zu, was sich zugetragen, und gab ihm das Papier.

Guter Freund, sagte Martin zu dem Fremden, wenn Ihr wirklich von sieben Büegen kommt, so war es unvorsichtig von Euch, daß Ihr nicht wenigstens einen davon mitgenommen.

Mein Büege ist dieser Brief, antwortete Krell trotzig.

Das ist nicht unseres Junkers Handschrift, hob Martin wieder an.

Ihr unterfangt Euch mich der Lüge zu zeihen? schrie Krell mit zornrothem Antlitz.

Mich jagt Ihr nicht in's Bockshorn, sprach Martin gelassen, und wenn Ihr auch noch zehnmal ärger brüllt. Uebrigens werden wir gleich im Reinen sein. Dort fährt der Thurmegger ja schon den Berg herauf. Gehen wir ihm entgegen.

Der Pfarrer ging eilig fort, ohne sich weiter nach dem verdächtigen Fremdling umzuschauen, der sich nicht vom Fleck rührte.

Nun, geht Ihr nicht Eurem alten Kriegsgesellen entgegen? fragte Gertrud, und als Krell keine Antwort gab, wandte sie sich an die Arbeitsleute: Auf! ihr Männer, werft den Schalksknecht nieder!

Die Aufgerufenen bezeugten, zum Theile wenigstens, nicht übel Lust, dem Gebote zu folgen. Der Fremde aber rief:

Ich bin ein Prediger des reinen Evangeliums. Der Woida sendet mich, um den Glaubensbrüdern im deutschen Reiche seine und des Türken bewaffnete Hilfe gegen Papst und Kaiser anzusagen. Ich werde Euch das alles von der Höhe des Thurmes hernach ausführlich auseinandersetzen. Wer gut evangelisch ist, möge sich herzumachen, denn ich bin von Gott da.

Ruhigen Schrittes und dennoch nicht langsam ging Zacharias Krell zum Wartthurm, erstieg die äußere Holztreppe zum Eingang und verrammelte hinter sich die enge Pforte, die vier oder fünf Ellen hoch über dem Boden angebracht war.

Einige Dienstleute des Schlosses liefen auf Gertruds Geheiß hinzu, um hinter dem verwegenen Uebelthäter in den Thurm zu dringen. Sie kamen zu spät und sahen sich bald zu schnellem Rückzuge genöthigt. Auf der Plattform lag nämlich ein ziemlicher Vorrath von großen Bachkieseln, sogenannten »Wackersteinen,« aus älterer Zeit her noch aufgehäuft; von diesen schleuderte Krell einige hinab, indem er drohte, jedem den Schädel einzuwerfen, der in feindseliger Absicht sich nahe komme. Dann fügte er mit weitschallender Stimme hinzu:

Wer Gottes Wort unverfälscht zu hören begehrt, der komme heut' Mittag zur Predigt, wozu ich alle evangelischen Christen einlade.

Als Roland im Hofe anlangte, war der verzweifelte Mensch bereits des Thurmes Meister, und dem Junker blieb für den Augenblick nichts übrig, als die Holzstiege vom Eingang wegnehmen zu lassen, so daß der Eroberer zugleich auch zum Gefangenen ward, worauf der alte Herr sich mit den Seinen und dem Pfarrer in das Wohnhaus zurückzog, um Rath zu halten und die etwa nothwendig scheinenden Briefe zu schreiben.

Der Ritter Jörg hat mir zehn Reiter zugesagt, meinte Roland, aber damit werden wir nimmer langen. Sie hätten ausgereicht, den Pfarrer zu schützen, doch jetzt wird zweifelsohne viel Volkes dem frevenlichen Mann im Thurme zulaufen.

Strohfeuer, versetzte Martin verächtlich.

Aber beim Pulver, ergänzte der andere mit ernster Miene.

(Fortsetzung folgt.)

Vergißmeinnicht!

(Schluß.)

Um alle weiteren Erklärungen und Zerwürfnisse abzuschneiden, kleidete ich mich an, nahm Hut und Stock und beschloß auszugehen. Doch da pickte ein zarter Finger an meiner Zimmerthüre und ein blühendes, blondgelocktes Mädchenangesicht blickte zwischen der Thür herein. Es war Marie. »Darf ich herein?« fragte sie, schüchtern umherblickend, ob sie die Anwesenheit einer dritten Person fürchtete.

»Warum nicht« — entgegnete ich, ziemlich gleichgültig, — »wenn Du es nothwendig findest; — aber Du siehst, ich bin im Begriffe auszugehen!«

»Abscheulicher!« entgegnete sie eintretend, »Du also, findest meinen Besuch überflüssig?!«

»Vergib, Marie,« entgegnete ich, ihr die Hand zur Versöhnung bietend, »Du weißt nicht, wie böse mich der Onkel gemacht!« —

»Er dich?« — betonte Marie ernst, — »ich fürchte, Du ihn noch weit mehr!« —

»Ich bitte Dich Theodor, reize den Vater nicht noch mehr. — Ich beschwöre Dich, gib nach!« —

Ein Sturm des Unmuths brach in meiner Seele los. »Wir,« rief ich, »auch Du bist mit ihm verstanden, auch du theilst eine Ansicht, die, wenn ich ihr folge, mich ehrlos, vor mir selber verächtlich macht. — Bin ich ein Kind? darf ich nur athmen, um den thierischen Functionen des Lebens nachzukommen, und fühlen, denken, nach Ueberzeugung handeln darf ich nicht? Wer unterscheidet für mich das Gute vom Bösen, wer weiß besser als ich, was mir frommt? Wer kann mich zwingen zu fühlen, wie er fühlt, zu handeln, wie er handeln würde, alles nach dem kalten Vortheil abwiegend.«

»Du stürmst, Du verkennst den Onkel,« schmeichelte Marie. »Theodor, guter Theodor, besänftige Dich, überlege; bedenke, wie gut es der Vater mit Dir meint. Laß Dich von mir erbitten! »Ich gebe ihm ja nach!« entgegnete ich mit einer Beimischung von Ironie, — ich reise mit ihm nach Prag, — er wird doch nicht ewig mein Vormund bleiben wollen?!« —

Mit einem langen Schmerzensblicke ruhte Mariens Auge auf mir, mit einem Blicke, der — in einer mir unbegreiflichen Verwirrung endend, zuletzt den Boden suchte.

»Was willst Du sagen?« rief ich, als die eingetretene Pause mir zu lange währte.

»Sagen, — sagen werde ich Dir nichts« — erwiderte sie mit einer langsamen, beinahe feierlichen Betonung, — bei der sich ihre schlanke Gestalt mit dem Stolze einer Königin erhob, »was ich Dir sagen könnte, das verständest Du in diesem Augenblicke am allerwenigsten. Aber handeln werd' ich, Theodor, wie es meinem und deinem Werthe, wie es wahrer Freundschaft würdig ist!« —

Eine Thräne zitterte in ihrem Auge, ich ergriff ihre Hand, sie zitterte. Noch war ich unschlüssig, was ich ihr erwiedern, wie ich ihr sonderbares Wesen verstehen solle, — als sie sich los wand, sich aber rasch an meinen Hals warf, mich küßte, und durch die Thüre entschwand. Die Thränen, die sie on meinem Halse geweint, feuchteten meine Wangen.

»Unbegreiflich!« brummte ich vor mich hin, — »oder der Alte führt Etwas im Schilde und sie weis darum. Aber mich soll er auf Alles gefaßt finden.«

Allein, geliebter Oskar, der Alte überraschte mich dennoch. Ich ging aus dem Hause und blieb absichtlich so lange, bis der Mittagstisch vorüber war. Als ich zurückkam, meldete mir der Bediente sogleich, daß der Onkel nach Prag gereist sei. Marie, hieß es, sei zu einem Verwandten nach Baden. An mich sei eine ämtliche Zustellung gekommen. Ich eilte in mein Zimmer; auf meinem Tische lag eine Vorladung der — Militär-Assentirungs-Commission. Zwei Tage später reiste ich nach Prag — aber zu Fuß — zu meinem Arguments-Devôt.

Die Tante in Prag war es, die mich mit dem Onkel aussöhnte. Ich trat auf ihren Wunsch aus dem Militärstande zurück, und vollendete die Rechtsstudien in ihrem Hause. Das nächste Jahr berief mich nach Schemnitz, und so kam es, daß ich Madeleine seither nicht wiedergesehen habe. Immerhin waren Umstände eingetreten, welche dieses Wiedersehen schwierig zu machen schienen. — Meine an sie, wie an ihren Vater gerichteten Briefe kamen unerbrochen zurück. Eine Erkundigung, die ich über Neuperg, und eine zweite, die ich durch einen Beamten meines Eisenwerkes einziehen ließ, bestätigten gleichmäßig, die mir theure Familie habe das Schloß verlassen, da man von Wien aus wahrscheinlich dahingewirkt, dem Vater Madeleine's seine dortige Stellung unhaltbar zu machen. Er sei mit all den Seinen, hieß es, einem Rufe nach Siebenbürgen gefolgt. — Mich aber hatten Zeit und Entfernung abgestumpft — der dazwischen eingetretene Tod meiner Tante in Prag, meines Onkels in Wien, und meiner Nichte Maria — mochten mich binnen zehn Jahren zum Erben eines sehr bedeutenden Vermögens, die Kraft der Jugend, die Studien, das Geschäftsleben, die Erbschaftsverhandlungen, und die Verwaltung meiner Güter beschäftigten meinen Geist unablässig — und so konnt' ich, mußt' ich Madeleine vergessen.

Ich hatte ruhig zugehört — konnte aber der Verstimmung nicht Herr werden, in welche die Erzählung Theodors mich versetzte. Es schien mir jedoch besser, dieses Umstandes nicht zu erwähnen — und um das Gespräch auf einen passenderen Gegenstand zu lenken, bemerkte ich, daß ich in einer der angeführten Personen tere geworden. Sie habe in ihren Handlungen meiner Erwartung durchaus nicht entsprochen.

»Du meinst Marie?« bemerkte Theodor.

Ich bestätigte dieß. »Sie allein schien Dich zu verstehen; sie allein schien entschlossen, für Dich zu handeln. Wie hat sie Wort gehalten?«

»Wenn Dich das interessirt,« entgegnete Theodor, »so will ich Dir's mittheilen.«

Marie kränkelte bald nach meinem Abscheide aus dem Hause des Oheims, wie ich später erfuhr, sichtbar. Als ich nach vieljähriger Abwesenheit nach Wien zurückkehrte, trug sie bereits den Keim des Todes in sich. Umsonst hatte man ihr mancherlei Verbindungen, mitunter sehr glänzende, angeboten, mit hoher Festigkeit wies sie alle zurück. Als ich endlich zurückkam, schien sich einer ihrer Lieblingswünsche erfüllt zu haben, unsere Freundschaft wurde inniger als je zuvor, mein Umgang war der einzige, den sie wünschte, und bis an ihr Todtenbett wich ich nicht von ihrer Seite. Die Vergangenheit — kam nicht zur Sprache. Wohl hatte ich einmal versucht, davon zu sprechen, doch wies sie mich ab. »Nach meinem Tode,« sprach sie, »wirst Du finden, wie ich es damit gehalten! Jetzt — muß ich davon schweigen!« — In der That fand ich nach ihrem Tode Briefe, insbesondere einen an mich, der mich über ihre damalige Theilnahme an jenen Ereignissen aufklärte. Die Art der Aufklärung aber, die ich erhielt — durchkreuzte all' meine Vorstellungen. Nach Allem, was ich hier von ihrer Hand las, — war Marie mit dem Oheim einverstanden. Nach ihrer Ueberzeugung war es für mein Glück schlechterdings nothwendig, daß ich von Madeleine getrennt wurde. Sie selber hatte sich nach dem Schlosse begeben, wo die Verfolgte lebte — und wie sie selbst diesen Zusammenstoß in einem Schreiben an die Tante entwickelte — so hatte ein Haß, wie nur ein weibliches Herz — wenn schwer gereizt, — ihn fühlen kann, — ihr die bittersten Worte in den Mund gelegt. Hundert Madeleine!« schloß ihr Brief, — wiegen einen Theodor nicht auf, — hundert Madeleine's müssen untergehn, — um einen Theodor zu retten.

Ihr letztes Schreiben an mich — ihrer letztwilligen Verfügung angeschlossen, die mich zu ihrem alleinigen Erben einsetzte, — löste erst diese Räthsel. Jetzt, — da sie nicht mehr ist — jetzt erst verstehen wir uns!«

»Sie liebte Dich — rief ich aus.« —

»Und der Schmerz — mich verstanden zu sein,« — schloß Theodor — »zernagte ihr Leben!«

Es gibt Momente in unserem Leben, wo unsere Handlungen uns selber nicht bestimmt vorschweben, weil wir ohne eigentliche Anschauung von dem, was wir beginnen, von einem inneren Drange geleitet werden, der weder Rechenschaft ablegt, noch zur Rechenschaft gezogen werden kann. Wir schlagen manchmal ein Buch auf, bloß weil es vor uns liegt, werfen einen prüfenden Blick auf Papiere, die wir nicht zu lesen haben, oder wählen einen Weg, auf dem uns nichts Interessantes erwartet, weil Antriebe, die nicht zu unserem Bewußtsein gelangen, uns bestimmen. So wählten wir, nachdem Theodor seine Erzählung beendet, den Weg nach Raach. Erst als wir dem Dorfe mit seiner freundlichen Kirche schon ziemlich nahe waren, fiel es mir ein, die Zweckmäßigkeit dieser Wahl zu bezweifeln. Doch nahm ich Anstand, Theodor mit meinen Bedenken vertraut zu machen. Jedes Menschenherz hat sein Verhängniß und muß es erfüllen. Grausam wäre es, ihm den Schmerz entreißen zu wollen, den es liebt.

Die Sonne war beinahe untergegangen und ihre letzten Strahlen vergoldeten nur noch hie und da eine der höheren Bergspitzen, selbst Schloß Wartenstein blickte in stiller Ruhe auf die schweigende Landschaft hernieder; die Hunde klafften bei unserem Eintritte in das Dorf, die Kühe brüllten, — Menschen begegneten uns nicht. Theodor schien sich mit einem stillen Anschauen alles dessen, was ihm hier vor Jahren so genau bekannt

Digitized by Google

geworden, zu begnügen, nicht die freundlichen, wenn auch ärmlichen Häuser, nicht die netten Gärtchen, nicht die hereliche Kirche hemmten seinen Fuß oder entlockten ihm irgend eine Bemerkung. Immer schweigend, jeder sich seinem Gefühle überlassend, wandelten wir neben einander, bis die offene Friedhofthure uns unwillkürlich zum Stehen brachte. Ein fragender Blick Theodors auf mich, schien erfaeschen zu wollen, ob ich wohl geneigt sei, ihm in das Innere des stillen Ortes zu folgen — und stumm bejahte ich. — Der Friedhof war leer, — wenig war darin zu sehen. Und dennoch enthielt er einen Gegenstand, der uns unwiderstehlich anzog; ein frisch aufgeworfenes Grab, — wenige Tage alt, — mit Blumen bepflanzt, die eben begossen worden waren, und über ihm ein Kreuz. Wir konnten uns nicht enthalten zu lesen:

»Madeleine H . . . gestorben am . . . . . t8 . .; also acht Tage bevor wir diese Stätte des Friedens betraten. Ein Strauß frischer »Vergißmeinnicht« war mit weißem Atlasband an das Kreuz gebunden.

Mit Schrecken las ich in Theodors Angesicht. Zuerst Blässe, dann Glut, dann wieder Blässe — er drohte zusammenzubrechen; mit ausgebreiteten Armen fing ich ihn auf. — Er sprach nicht — aber Dank dem Himmel, nach einer verhängnißvollen Pause stummen Schmerzes stürzten Thränen über sein Angesicht herab.

Das Heraustreten des Todtengräbers nöthigte uns eine Art Fassung auf; — es gestattete uns aber auch einige Fragen an ihn zu richten. Was wir vernahmen, überzeugte uns, daß Theodor, wahrscheinlich auf Veranlassung seiner Familie über den Aufenthalt Madeleine's getäuscht worden war; ihr Vater hatte das Schloß nie verlassen und lebte noch heute hier — mit den beiden anderen Schwestern, — die täglich herabkamen, das Grab der geliebten Todten zu schmücken. Ueber den Tod Madeleine's erfuhren wir, daß sie an einem Herzleiden gerbet.

Eines von jenen Vergißmeinnicht, mit welchen treue Schwesterliebe das Kreuz auf ihrem Grabe geschmückt, legte Theodor in sein Gedenkbuch, damit es ihn, wenn nöthig, ewig erinnere. Wir sprachen wenig als wir den Ort des Schmerzes verließen; nur eines sagte mir Theodor, als wir schon ziemlich weit vom Dorfe waren, das Taschenbuch öffnend, um die vom Kreuze abgenommene Blume noch einmal zu betrachten. »Siehst Du,« sprach er, »was ein Vergißmeinnicht Alles sagen kann? — dem Ritter dort in der Gruft verkündet es ewiges Leben, mir, dem Lebendigen, droht es den ewigen Tod!« —

Des andern Morgens eilten wir, die düstersten Alpengegenden zu erreichen. Theodors Herz krankte. Die milde Allmutter Natur und die Kraft der Jugend haben zwar seinen Schmerz gemildert, doch konnten sie ihn niemals bannen. Nie gibt er sich einer lauten Freude hin. Oft überraschte ich ihn seither bei seinem Gedenkbuch — und bei dem heilig bewahrten »Vergißmeinnicht!«

Trotz alledem!

Wie denn die Väter stets ihren Söhnen alle Steine gerne aus dem Wege räumten, an denen sie sich selber einst gestoßen, wie sie in dem Irrthume befangen sind, ein Mensch könne da das Leben weiter spinnen, wo dem Andern der Faden entzweiriß: so hatte denn auch der alte Reutier Silberammer, der in seiner Jugend durch die süßen Lockungen der Musen an einen Abgrund geführt worden war, vor dem ihn nur eine zufällige reiche Erbschaft und der damit in seine Hand gelegte Ariadnefaden, welcher ihn auf die Heerstraße eines praktischen Bestrebens zurückführen sollte, bewahrten, in der Erziehung seines einzigen Sohnes Carl nicht nur alle Bande, womit sich Odysseus an den Mastbaum festbinden ließ, sondern auch alles Wachs, womit dessen Gefährten ihre Ohren verklebten, angewandt, um ihn den gefährlichen Sirenenstimmen der Poesie und der Fantasie überhaupt unzugänglich zu machen. Er that alles Mögliche, um zu verhüten, daß Carl erfahre, Apollan sei sein Großvater und eine Muse seine Amme gewesen — er bot alle Aeußerlichkeiten, von den ernstesten Arbeiten des trocknen Verstandes herab bis zum Sinnentaumel moderner Lustbarkeiten, von dem gründlichsten Unterricht eines gebildeten Geschäftsmannes bis zu den Unterweisungen in allen Gesellschaftsspielen auf, und bezweckte endlich, daß Carl in Wahrheit zu den jungen Männern zählte, die überall eher zu Hause sind, als in ihrem eigenen Herzen, und, frei von den zarten Fesseln ästhetischer Bildung, in die groben Schlingen einer ungebrochenen Sinnlichkeit zu fallen Gefahr laufen.

So hatte denn der Herr von Silberammer die Scilla glücklich umschifft, um in den Rachen der Charybdis zu fallen. Mehr er selber als Carl

lung die Beute der süßesten Schönseligkeit, des göttlichen dolce far niente, der träumerischen Unsterblichkeitsduselei durch die einseitige Bebauung seiner poetischen Anlagen geworden; so drohte sein Sohn auf dem diametralentgegengesetzten Wege praktischer Lebenstüchtigkeit ein prosaischer Taugenichts zu werden, und es ist noch eine große Frage, ob ein junger Mann, der überall Gelegenheit zur Unterhaltung sucht, dem die Welt nichts ist, als ein weiter Kohlgarten, wo er die seinem Gaumen am meisten zusagenden Küchenkräuter aufzusuchen hat, einem Jüngling vorzuziehen sei, der, im lieblichsten Irrthum von der Welt, dem leisesten Tone seines Busens horcht und, blind für alle Pracht der Außenwelt, wie in einem steten Morgennebel wallt und Niemanden so schädlich werden kann als sich selber! — Der Vater beging zugleich den Fehler, das so süße die Maschine des Geschäftsganges geschnitte und geblendete Pferd nicht wirklich einzuspannen und in die Runde zu treiben — wie alle Ueberläufer vom Idealismus zum Realismus, sah er theoretisch recht scharf, war aber schwach und thöricht in der Ausführung — er ließ den für die Welt gebildeten Carl auf seinem einsamen Gute rosten, aus purer Angst, er möchte seinem Leitseile entlaufen.

So war es denn sehr natürlich, daß Carl seinen mäßigen Verstand damit beschäftigte, wie die Zeit allenfalls zu tödten wäre, und Verbindungen mit allen Jünglingen der umliegenden Schlösser einging, so daß man allerlei Narrenstreiche in Campagnie ausführte, die dem Einzelnen unmöglich waern. Man ging verschiedene Wetten ein, in denen derjenige, welcher gewann, der zumeist Verlierende blieb. Man wettete z. B. auf die Ehre eines allgemein als tugendhaft geltenden Weibes der Nachbaeschaft und schalt dann über die Verstellungskunst des andern Geschlechtes, wenn es einem oder dem andern gelungen war, den Vogel in's Netz zu locken. Unser Carl suchte zwar überall obenan zu stehen, aber in seinem Innersten war ein Etwas, das von allen den Zerstreuungen unbefriedigt blieb, das eine leise Sehnsucht in ihm erweckte, dem Gefühle gleich, das ferne läutende Heerdenglöckchen in weichen Seelen erregen, wenn die Sonne im Westen sinkt, ein bläulicher Dampf aus dem Bach aufsteigt, der mit leisem Gemurmel durch das dämmernde Thal wallt, während der goldene Abendstern am orangefarbenen Himmel auftaucht als Vorbote des silberstrahlenden Mondes. — Einst geschah es, als man alle Jagd-, Reit-, Schwimm- und andere Kunststücke eines Landjunkerlebens durchgekostet hatte, als kein Mädchen und keine Frau der Umgegend mehr ungeneckt blieb, als man die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser hinlänglich beunruhigt hatte, und der Erfindungsgeist der Vergnügungssucht sagen mußte: hier ist die Grenze meines Witzes! daß man auf den närrischen Einfall kam, das innerliche Leben nachzuäffen und eine Wette einzugehen, wer das beste Gedicht über ein beliebiges Thema liefern würde. Man anberaumte den Tag, die Stunde und den Ort des Wettgesanges und ging auf eine kurze Zeit auseinander. Unser Carl lachte innerlich vor Schadenfreude, und triumfirte über seine Gesellen im Vorhinein, denn er wußte, sein Vater habe irgendwo dergleichen Seelenleien, die man Gedichte nennt, um die er sich bis jetzt nicht gekümmert, die er aber aus ihrem Versteck, wo er sie einst zufällig entdeckt hatte, nun, da er sie zur Beschämung seiner Freunde bedurfte, ohne Wissen seines Vaters hervorzuholen gedachte. Der Verstandesmensch ist nie über seine Mittel zum Zwecke verlegen, und so war sein Gewissen ganz ruhig darüber, daß er sich mit fremden Federn zu schmücken beabsichtigte, und das um so mehr, als er von seinen Freunden ein Gleiches erwartete. Ist übrigens das Verdienst eines Vaters nicht übergehend auf den Sohn? ich werde wenigstens ein rechtmäßiges Erbe vorweisen können, während jene den ersten besten Autor plündern und nicht einmal den Verstand haben werden, das Rechte zu wählen; ich werde ihnen ihren Diebstahl bei Gelegenheit nachweisen können, sie mir niemals! sie müssen sich durch ihre Unsicherheit verrathen, ich kann keck und voll Zuversicht auftreten.

So dachte der junge Mann und eine Caprice des Zufalls sollte seinem Vorhaben förderud entgegenkommen. Sein Schlafzimmer stieß nämlich aus Vorsicht seines Vaters hart an das Cabinet des letzteren, ja, es ging sogar ein Thürfenster aus einem in das andere, so daß der Vater sich mit seinen eigenen Augen überzeugen konnte, daß der Sohn zur bestimmten Stunde schlafen ging (denn er selber hatte in seiner Jugend die genialt Unart, Tag und Nacht zu verwechseln, und wollte daher consequenter Weise, daß sein Sohn regelrecht lebe) und weder des Nachts im Freien herumschwärme, noch die Stunden, welche dem Schlafe gewidmet sind, mit Lesen verzettle. Aber der weise Mann hatte nicht recht bedacht, daß das Mittel, seinen Sohn zu belauschen und zu beobachten, diesem ebenso dazu dienen könnte, seinem Vater Gleiches mit Gleichem zu vergelten. [illegible], da daß [illegible] Carl sich manchen im Bette wälzte und ihn die

Sorge nicht ſchlafen ließ, wie er ſich beſagter Gedichte bemächtigen könnte, da er ſtets durch des Vaters Hinzukunft geſtört ward, hörte er im benachbarten Zimmer, trotz der vorgerückten Nacht, ein Geräuſch wie von einem Menſchen, der unruhig auf- und niedergeht und abgebrochene Worte mit Begeiſterung ausſtößt; hierauf ward es ſogar licht darinnen und er ſah, indem er ſich leiſe an das Thurfenſter hinſchlich, ſeinen Vater, der, aufgejagt vom poetiſchen Geiſte, ſich nicht einmal die Zeit nahm, ſeinen Schlafrock zu nehmen, und aus einem Hefte erſt leiſe, dann immer lauter und lauter las, bis ſeine Stimme den vollen Ton der tiefſten Begeiſterung annahm, daß der horchende Carl mit einer ſeltſamen Gemüthsbewegung und der größten Aufmerkſamkeit Wort für Wort verſtand, ja, ſeinem Gedächtniſſe ſo tief einprägte, daß er des Morgens mehre Gedichte aufſchreiben konnte. Es war ein ſonderbarer Anblick, dieſer Greis, ſonſt ſo pünctlich und gemeſſen verſtändig, vom Geiſte ſeiner Jugend erfaßt, übermannt, Verſe mit jugendlichem Feuer recitirend, die er vor einem halben Jahrhunderte gedichtet; wie er endlich erwachte, beſtürzt zuerſt auf das Heft, dann auf ſich ſelber ſah und in einen Thränenſtrom ausbrach, der heiß über ſeinen weißen Bart hinabfloß — und im anſtoßenden Gemach der Sohn, zum erſten Male bei ſeinem Herzen gefaßt, aufgerüttelt aus der Lethargie der Weltentrekt, zuerſt neugierig, dann gerührt, dann bewegt bis ins Innerſte! Der wahre Sohn ſeines Vaters! wie da vor der zitternden Stimme des poeſietrunkenen Greiſes die ganze Vergangenheit wie ein grauer Nebel zerfloß, wie da vor dem himmliſchen Lichte ſeiner geiſtfunkelnden Augen des Sohnes Herz gleich einer Sonnenblume aufging und alle langverhaltenen Düfte ausſtrömte; wie ſein Thränenſturz vom Kerne ſeines Daſeins alles wegwuſch, was Schale war, und der dreimalheilige Diamant der Poeſie ſeine Lichter ſpendete herauf aus dem tiefen Schachte ſeines Buſens — hätte es Apollo geſehen, er hätte dieſe Stunde jährlich mit Muſentänzen auf dem Scheitel des Pindus gefeiert und ſelber mit göttlicher Hand ſeiner Lyra langſtverſtummte Saiten gerührt! es war das Auferſtehungsfeſt der Poeſie um Mitternacht; alle guten Geiſter, die beim blaſſen Mondenlichte auf Blumenſpuren einherwandelten, fühlten ein ſüßes Zucken in ihren ätheriſchen Leibern, während der grobkörnige Plutus einſank, wie ein Stein in den Brunnen fällt, und ſein dunkles Gefolge in die vier Winde zerſtob. — Ob Carl des Morgens nach den Gedichten ſeines Vaters geſucht? ob er an ſeinen Plan, an ſeine lockern Geſellen gedacht? Ich glaube, nein! Wie er ſelber in der poetiſchen Taufe neugeboren ward, ſo ſollte auch die Welt um ihn her wiedergeboren werden, aus dem Geiſte und dem Gemüthe.

Um ſich von ſeinem alten Ich gänzlich loszuſagen und der Vergangenheit einen vollgiltigen Scheidebrief geben zu können, beſchloß er, auf Reiſen zu gehen, ſein Gemüth an den Dingen und die Dinge an ſeinem Gemüthe zu erproben; es erwachte in ihm der Wunſch, alle Bilder der Seele außer ſich verwirklicht zu ſehen, einen bedeutenden Stoff für die Thätigkeit ſeines erwachten Geiſtes zu bekommen und gleich der Sonne belebend durch die Welt zu ſchreiten. Er fing damit an, ſich äſthetiſch zu bilden; er verſchaffte ſich poetiſche Werke, von denen ihn ſein Vater immer ferne gehalten hatte; ſein Fleiß war bewundernswürdig ausdauernd, denn ſein ſtrenggeſchulter Verſtand mußte die erwachte Fantaſie zu zügeln und ſeine praktiſche Tüchtigkeit verſchaffte ihm die geeignetſten Mittel zum Zwecke. Es konnte nicht fehlen, daß ihn der Vater in ſeiner neuen Thätigkeit überraſchte; er war über die Maßen zufrieden, daß Carl ſich mehr zu Hauſe hielt, aber wie groß war ſein Schrecken, als er die Urſache dieſer Veränderung entdeckte! Alſo war ſeine ganze Lebensmühe, den Sohn ferne zu halten von den Syrten der »Gefühlsſchwelgerei«, wie er die Poeſie zu nennen beliebte, vergeblich; da er am ſicherſten war, überkam ihn das Unglück! —

Carl ſtand ruhig von ſeinem Studirtiſche auf, als ihn der Vater bei der Lektüre von »Romeo und Julia« ertappte und ganz bleich vor Schrecken ward, und kam allem unnützen Schelten damit zuvor, daß er einen getreuen Bericht gab, wie er des Vaters Gedichte zu mißbrauchen gedachte, wie er ihn in jener Nacht belauſcht, und welche Umwälzung der Anblick ſeines von der unſterblichen Poeſie ergriffenen Vaters in ſeinem Gemüthe hervorgebracht habe; er ſprach wie ein Poet von den geheimnißvollen Schauern, die ſeit dem Augenblick in ihm erwacht ſeien; und von der Schöpferfreude, die allem des Lebens werth ſei. Der Greis war niedergeſchmettert, denn er ſah den Fingee der Gottheit darinnen, daß gerade durch ihn ſelber in ſeinem Sohne der gefährliche Genius geweckt worden, welchen niederzuhalten und zu erſticken das Beſtreben ſeines ganzen Lebens geweſen wae. Er gab ohne Widerſpruch dem redlich meinenden Sohne die Einwilligung, auf Reiſen zu gehen, und ſchrieb ſeit fünfzig Jahren wieder die erſten Verſe, welche wir hier als den würdigſten Beſchluß unſerer Skizze mittheilen:

An die Muſen.

So nehmt ihn denn aus meiner Hand,
Den Ihr mir liſtig abgewannen!
Ihr führt an Eu'rem Gängelband,
Wen Ihr nur einmal eingefangen!
Unſterblich iſt die Poeſie!
Sie kann wohl ſchlummern, ſterben nie!
Wie aus dem Holze ſchlägt der Brand,
So ſchlug aus meiner Seele ſie!
Ich gebe mich Euch denn bezwungen!

Moritz Reich.

Umſchau in der muſikaliſchen Welt.

II.

Der bekannte Tonſetzer und Kapellmeiſter am Straßburger Münſter, Ignaz Pleyel, ein Schüler von Joſef Haydn, ſchwebte unter der franzöſiſchen Volksregierung als Oeſterreicher, deſſen Geſinnung verdächtig ſchien, in großer Gefahr.

Er hatte ſeine Rettung der merkwürdigen Compoſition zu verdanken, die er auf einem Landgute zu Dorlisheim unter der Bewachung eines Gensd'arme ſchrieb.

Das Werk führt den Titel: »La Révolution du 10 Août (1792) ou le Tocsin allégorique.«

Die in ihrer Art einzige Compoſition iſt zu Straßburg im Manuſcript vorhanden.

Die damaligen Kriegsumſtände ſo wie die Abſchaffung des Gottesdienſtes veranlaßten die Regierung, die Einlieferung aller entbehrlichen Glocken zu oeerdnen, um ſie ſowohl zu Kanonen als zu Scheidemünze zu verwenden. Etwa 900 Glocken von der verſchiedenſten Größe wurden aus Unter-Elſaß in das Gießhaus und in die Münze zu Straßburg abgeliefert. Pleyel wuede ermächtigt, zum Behufe ſeiner Compoſitiou ſo viel Glocken auszuwählen, als dazu erforderlich waren. Er wählte ſieben, die folgende Töne angaben: C, Es, B, tief G, A, F, D, und vollendete ſodann mit Eifee und in kurzer Friſt das bezeichnete Tonweek, deſſen erſte Aufführung einen unbeſchreiblichen Enthuſiasmus hervorbrachte, und ſeine unmittelbare Befreiung von aller Bewachung zur Folge hatte.

Dieſes Tongemälde ſchildert das Erwachen des Volks, das Erſtürmen der Tuilerien, die allgemeine Verwirrung des Kampfgewühls, die Seufzer der Verwundeten und Sterbenden, die Erhebung der Royaliſteu mit dem Liede: »Richard, o mon roi« (aus Richard Löwenherz), hierauf neues Schlachtgetümmel mit dem Liede: »Ou peut-on être mieux«, Kanonen-Donner, Stuemgeläute, Trommelwirbel, Siegsverkündigung durch eine Trompeten-Fanfare mit Pauken, zuletzt Jubelchor mit vollem Orcheſter: »La victoirn est à nous, le peuple est sauvé.«

Nach 97 Takten tritt die erſte Sturmglocke in C ein, im 9. Takte ſchlägt zu gleicher Zeit eine in Es an, im 12. Takte ſchweigt die erſtere, im 13. treten zu Es noch G- und B- Glocken hinzu, dann F mit C und noch ſpäter D. Eine dieſer Glocken iſt noch im Straßburger Stadt-Archive aufbewahrt.

Man ſieht hieraus, daß es nicht die allerneuerſte Zeit allein iſt, welche grelle äußere Effekte zu Hilfe ruft, wenn es gilt, Schilderungen des ſturmbewegten Lebens in Töneu zu geben; daß ſelbſt der ſanfte Tonſetzer Pleyel, deſſen Sonaten, Quaeretten und Sinfonien wegen ihrer Kleinheit, Einförmigkeit und ſchüchternen Milde längſt nicht nur aus der Mode, ſondern ſogae aus der Erinnerung der muſikaliſchen Welt gekommen ſind, die Mitwirkung der Glocken nicht verſchmähte und die Trompeten wild ſchmettern, die Pauken den Trommelwirbel ſchlagen ließ, als ihm die Aufgabe vorlag, die Erhebung, den Kampf und den Sieg der franzöſiſchen Revolution muſikaliſch darzuſtellen. Und die Wirkung auf die Zuhörer war eine ungeheure!

Blicken wir drithalb Jahrhunderte von jetzt zurück, ſo begegnen wir am Hofe des Kurfürſten Johann Georg von Sachſen in Dresden, am 13. Juli 1615, einem Monstre-Concerte, auf welchem eine Art Oratorium »Holofernes« zur Aufführung kam. Der kunſtliebende Fürſt hatte zu dieſer Feier außee den Muſikern ſeiner Reſidenz noch 1498 deutſche, italieniſche, polniſche und ſchweizeriſche Spielleute zuſammenkommen laſſen. Ein gewiſſer Rapotzky aus Krakau brachte ſeinen Baß mit, der mehr als 7 Schuh hoch war. Ein Wittenberger Student, Namens Runder, ſang den Holofernes. Statt der Pauken aber fungirte ein großer Mörſer, der an den beſtimmten Stellen durch die kuefürſtlichen Conſtabler losgefeuert wurde.

Digitized by Google

Wer mag daran zweifeln, daß auch die Wirkung des Riesenbasses und der Donner des Mörsers auf das damalige Publicum eine ungeheure war?

Wenn schon diese rein materiellen Hebel als Mittel, die Täuschung zu erhöhen, indem sie die grellsten Eindrücke der Wirklichkeit in das dargestellte Tongemälde hinübernehmen, unter der Bedingung, daß sie mit Geschick in die musikalische Ausdrucksweise eingewoben sind, die Wirkung des Tonstücks, wenigstens für das große Publicum, zu steigern vermögen, so kann man weder der Tonmalerei, welche gewisse Naturlaute, namentlich der Thiere, den Gesang der Vögel, das Brüllen des Löwen, das Zirpen, Summen, Schwirren der Insekten, das Brausen des Sturmes und des Meeres u. dgl. nachzuahmen sucht, wie Haydn in der Schöpfung gethan, und noch weniger der höher stehenden musikalischen Spiegelung und kunstvollen Verarbeitung melodischer Grundweisen aus der Poesie, bestimmter Lebenszustände, namentlich aus dem Hirten- und Jägerleben, wie beispielweise in der Pastoral-Symfonie von Beethoven, in den Jagdsymfonien u. dgl., eine gewisse Berechtigung absprechen; und wenn Felicien David in seiner Cantate »die Wüste« die überraschende Pracht des Sonnenaufgangs durch das Aufschwellen schnell abgestoßener Violin-Töne vom leisesten Pianissimo bis zum stärksten Fortissimo, durch das allmälige Hinzutreten neuer Stimmen mit der einfachsten Tonfolge für das Gefühl zu vermitteln sucht, und ihm dieses in dem Maße gelingt, daß jedes Publicum davon in Entzücken aufjauchzt, so ist ihm ein solcher Kunstgriff gewiß nicht zu verargen, wenngleich dieser mehr durch äußerliche Effekte erzielte Erfolg höheren Anforderungen nicht genügt, und daher auch ein feinerer Sinn nicht dadurch befriedigt, das Gemüth nicht davon ergriffen wird.

Höhere Bedeutung hat die in neuester Zeit, namentlich von Meyerbeer, und in manchen Werken (Walpurgis-Nacht) auch von Mendelssohn ausgebeutete Klangeigenthümlichkeit der verschiedenen Instrumente, insbesondere der durch neue Erfindungen reichlich vermehrten Blas-Instrumente, einzeln oder im Zusammengreifen, zur scharfen und gewissermaßen individuellen Ausprägung der dargestellten Zustände, vorzugsweise der außerordentlichen des Volks-Fanatismus, des Dämonischen und Fantastischen, wenn auch die hierdurch erzielten Wirkungen, inwieferne sie auf Berechnung beruhen und eine selbstständige Bedeutung anstreben, nicht die reinsten und höchsten Kunstwirkungen sind, die allein auf der Schönheit des Melodischen und Harmonischen, auf der keuschen Wahrheit des echt musikalischen Ausdrucks beruhen.

Leider greift der Geschmack an dieser Weise, die eine Folge des Verfalls der Kunst, der erschöpften Zeugungskraft ist, an diesen grellen Klang-Contrasten, an diesen kühnen und bizaren Zusammenstellungen der Ton-Individualitäten, und so vielen anderen mehr äußerlichen, die Sinne reizenden Kunsteffekten, an dem Derben und Massenhaften, an dem Aufgedunsenen und Ueberladenen, an dem Lärmenden und Betäubenden immer mehr um sich, und die keusche, edle Tonmuse flüchtet sich in das stille Heiligthum, wo unberührt und vergessen so viele erhabene Werke der großen Meister ruhen und der Wiederauferstehung harren!

Wie wohl thut es in solcher Zeit, wenn hier und dort behaarliche Versuche auftauchen, um das Publicum zur Erkenntniß und zum Genusse echter Kunstwerke zurückzuführen.

Was die verschiedenartigen Singvereine und Gesellschaften zur Beförderung der Tonkunst, was die filharmonischen Concert-Unternehmungen und die Musikfeste für große Instrumental- und für Kirchenmusik leisten, ist bereits in einem früheren Artikel in diesen Blättern besprochen worden, und daß sie bestehen, mit Erfolg bestehen, und ihren Wirkungskreis stets erweitern, zeigt für ihre Lebensfähigkeit, und liefert den unläugbaren Beweis, daß ein Theil des Publicums noch für höhere und edlere musikalische Eindrücke empfänglich ist.

Mit der Oper, diesem Haupthebel des gesellschaftlichen Genußlebens der Neuzeit, diesem Brennpuncte aller Kunstliebhabereien in der Gegenwart, steht es übler. Hier waltet der Modegeschmack tirannisch und die ökonomische Frage läßt nur selten Versuche aufkommen, die sich dem Strome entgegendämmen. Aber auch hier begegnen wir erfreulichen Ausnahmen, deren Erfolg glänzend beweist, daß einer verständigen und umsichtigen Leitung die Aufgabe: die ökonomischen Rücksichten mit jenen der Geschmacksläuterung zu versöhnen, keineswegs unlösbar sein würde.

Berlin geht hier, wie in allem, was Wissenschaft, Kunst und Literatur betrifft, voran; denn freudiges Leben empfängt sie von aus den höchsten Kreisen; sein kunstsinniger König und alle Mitglieder der königlichen Familie erkennen in der echten Kunst den herrlichsten Festschmuck des Lebens, und so oft ein festlicher Tag, sei es eine Geburts- oder Namensfeier, in diesen Kreisen eintritt, feiert ihn auch das königliche Opernhaus mit einer Oper von Gluck, Mozart, Weber oder Spontini. Preußens König war es, der aus eigenem Antriebe eine Vorstellung der Antigone von Sofokles mit den Mendelssohn'schen Chören in's Leben rief; Berlin ist es, wo auf Spontini Meyerbeer als General-Musik-Director folgte, wo eben Tieck und Rückert, Rauch, Schinkel, Humboldt und Kaulbach standen und wirkten!

In Dresden, welches der Oper eine besondere Pflege weiht, und bisher verschmähte, den Vorläufern der ideleren Oper der Zukunft — »Tannhäuser« und »Lohengrin«, eine Stelle zu gönnen, wurde kürzlich Mozart's »Idomeneo« aus dem Grabe heraufbeschworen; jene Oper, die Mozart selbst seinem weltbewunderten »Don Juan« an die Seite gestellt, und die nun zum Leidwesen aller echten Kunstfreunde von den Opernbühnen längst verschwunden ist. *) In London wurde in dieser Sommer-Saison Mozart's »Entführung aus dem Serail« nach Jahren wieder vor das Publicum gebracht, und dieses Publicum war davon entzückt. Weber's »Freischütz« und Beethoven's »Fidelio« erhielten sich in alter Gunst, und »Don Juan« wurde gleichzeitig von der italienischen und von der deutschen Opern-Gesellschaft mit unerschöpflichem Erfolge gegeben. Aus Paris verlautet die erfreuliche Kunde, daß die unter kaiserliche Verwaltung getretene große Oper Gluck's Werke aus der Vergessenheit hervorrufen, und selbst jene seiner berühmten, nun ganz verschollenen Nebenbuhler Piccini und Sacchini dem Publicum vorführen werde.

Der Anblick unserer eigenen Opernzustände dringt uns manche Klagen und Wünsche auf. Von Gluck's Opern ist seit Jahren keine mehr auf dem Repertoire, von Weber's Meisterwerk »Euryanthe« kennt Niemand eine Note, der nicht in Privatkreisen zufällig etwas daraus zu hören bekommt, Mozart's »Titus« und »Entführung aus dem Serail« sind bei Seite gelegt, sein »Idomeneo« ruht seit mehr als dreißig Jahren unberührt im Noten-Archive, Cherubini's herrlicher »Wasserträger« hat ein ähnliches Schicksal, und von Spontini's »Ferdinand Cortez« wird seit längerer Zeit nur gesprochen. An eine Wiederaufnahme älterer interessanter Opern, namentlich der französischen Schule, ist schon gar nicht zu denken. Aber auch das Neue findet einen schweren Eingang, und während Richard Wagner's Opern beinahe auf allen Bühnen Deutschlands, und selbst in vielen österreichischen Provinzialstädten, bereits gegeben wurden, macht man hier auch keine Miene, das Publicum in die Lage zu setzen, über die große musikalische Streitfrage, die Oper der Zukunft, ein eigenes Urtheil zu fällen. Auch von Mendelssohn's Opern-Bruchstück »Loreley« und von seinem herrlichen Liederspiel »die Heimkehr«, die beide schon in Prag aufgeführt wurden, kennt man nur das Letztere aus einer Probe-Darstellung der Opernschule der hiesigen Akademie der Tonkunst, welche uns auch jüngst mit der Vorführung von Weber's hier noch ganz unbekannt gewesener reizenden Operette »Abu Hassan« erfreute. Kann man es als ein günstiges Zeichen für die Zukunft ansehen, wenn die jetzige Opernleitung den Meistersänger Staudigl, den einzigen wahrhaft durchgebildeten und vollendeten Gesangskünstler, den die Oper hatte, lieber verlieren wollte, als ihn mit geringen Zugeständnissen noch durch einige Jahre zu erhalten? Was hat er nicht ungeachtet des Verfalls seiner Stimme noch geleistet und gewirkt! wer kann ihn als »Rocco«, als »Ruben«, ersetzen? steht seine Leistung als »Sarastro« und »Bertram« nicht für jeden seiner gebildeten Kunstsinn jetzt noch höher, als jene Deacler's! Aber freilich! ein Publicum, das sich den Gesang Erl's und Steger's wohlgefallen läßt, bedarf keines Staudigl's; ein Publicum, das sich immer und immer, deutsch und italienisch, »Hernani« bieten läßt, bedarf keines Gluck's.

So mag die Direction der hiesigen Oper denken; so ist aber auch leider im Wesentlichen jedes Publicum der Neuzeit gesinnt und gestimmt. —

F. D.

*) München machte eine Ausnahme. Dort wurde die Oper vor einigen Jahren aufgeführt.

Die Tollkirsche.

(Mit Abbildung.)

Die Toll- oder Wolfskirsche (Atropa belladonna), aus der Familie der nachtschattenartigen Gewächse, ist eine krautartige Giftpflanze, in Gestalt eines 4 bis 6 Fuß hohen Strauchs. Die Beeren, welche sie trägt, gleichen einer mittelmäßigen Kirsche, und sehen, wenn sie reif sind, glänzend schwarz aus. Sie wird fast in allen europäischen Ländern angetroffen, und ist in allen Theilen narkotisch giftig; ihr Giftstoff heißt vorzugsweise Atropin.

Digitized by Google

Das Blauschürzchen.

Unter diesem Titel hat unser geschätzter vaterländischer Dichter Joh. Nep. Vogl vor einiger Zeit ein dramatisirtes Mährchen veröffentlicht, das, wie schauerlich immer, doch zu dem Anziehendsten und Innigsten gehört, was seit lange in dieser Gattung erschienen ist. Wir können nicht umhin, auch unsererseits diesem Geisteserzeugnisse eine Huldigung darzubringen, indem wir hier nachträglich eine Illustration zu demselben geben. Zum Verständniß für unsere Leser theilen wir dabei in übersichtlicher Kürze den Inhalt des Mährchens mit.

Blauschürzchen ist die Tochter des Landmanns Veit, ein frohes, unschuldvolles Kind. Ihren Namen — denn eigentlich heißt sie Christel — hat sie von der blauen Schürze, die sie von ihrer Mutter ererbte und wie einen Talisman fortwährend trägt. Sie ahnet nicht, welch' eine furchtbare, unheimliche Wolke über ihrem Lebenskreise steht. Ihr Vater, sonst ein fleißiger und redlicher Mann, hat einst im blinden Jähzorn sein Weib erschlagen, und um dieser Sünde willen ist er ein Wehrwolf geworden.

»Ein Wehrwolf ist einer, den Zauberbann
Um irgend eines Frevels wegen
In die Gestalt eines Wolfs aethan,
Und der nun zu Zeiten auf oden Wegen
Dahin muß rennen zu eignee Pein,
Und muß die Lämmer der Heerden zerreißen,
Mit Hunden sich raufen, die Hirten beißen.«

Veit erkennt sein schreckliches Geschick, aber selbst seine verzweiflungsvolle Reue kann den Bann nicht lösen, dem er verfallen.

»Nun muß ich in eines Wolfs Gestalt,
Wenn im ersten Viertel der Mond sich zeigt,
Sobald sich die Sonne zur Rüste neigt,
Zur Strafe dafür den Forst durchjagen,
Muß rennen und laufen
In wilder Hast,
Muß heulen und schnaufen,
Von Grimm erfaßt,
Muß lecken und speingen,
Vom Fluch gejagt,
Muß raufen und ringen,
Vom Grimm zerragt,
Bis ich die tolle, grimmige Wuth
Gesättigt in eines Opfers Blut.«

Als Blauschürzchen eben mit ihrem Vater auf dem Felde arbeitet, naht diesem der Moment der gräulichen Verwandlung. Sie selbst nimmt mit bangem Blicke die Anfänge der Metamorfose wahr, an deren Wirklichkeit sie bisher nicht hat glauben wollen. Veit aber, halb schon Wolf und doch noch Vater, rennt in den Wald, nachdem er vorher in seiner Angst der Tochter noch den Rath gegeben, wenn ihr ein Wolf begegnen sollte, ihm ihr Schurzchen hinzuwerfen. Ein paar Kreuzschnabelchen, Blauschurzchens Freunde, warnen das Kind vor der Gefahr; aber schon ist der Wolf da, das Mädchen wirft ihm ihr Schurzchen über den Kopf und entflieht, während der Wolf die Schurze zerreißt. Da erscheint ein Jager und schießt auf das Ungethüm. Vom Leichenduste angelockt, kreist ein Rabe um Veits Wohnhaus. Als Blauschurzchen dasselbe wieder betritt, findet sie den Vater verwundet und sterbend, »ein Schurzenfaserchen zwischen den Zähnen.« Veit sieht die Tochter gerettet, fühlt durch seinen Tod den Fluch gelöset und stirbt mit einem Segensspruche auf den Lippen, indessen die Nachbarn und auch die klugen Kreuzschnäbelchen sich über Blauschurzchens Rettung freuen.

Wilhelm Kaulbach.

Geboren den 15. October 1805 zu Arolsen im Fürstenthume Waldeck.

(Mit einer Abbildung.)

Durch die Entstehungsgeschichte dieses Künstlerwirkens geht ein mittelalterlicher Zug. Den alten Meistern Italiens und Deutschlands in ihrer Totalität verwandt, war Kaulbach's Vater Goldschmied, Kupferstecher und Maler in einer Person. Aber das Glück wendete dem vielseitigen Manne den Rücken, und der üble äußere Erfolg hätte dem Sohne beinahe eine Kunstscheu beigebracht. Da fielen Schiller's Gedanken, durch eine geschickte Hand in Bilder gekleidet, zündend in seine Seele und rißen ihn, aus einem Zwiespalte zwischen innerem Drange und Unentschlossenheit, auf das Gebiet der Kunst. Verworrene, aber glanzende Träume aus der Kindheit, von Karl dem Großen und seinen Palatinen, und von der wilden Hunnenschlacht bei Chalons, kehrten wieder und formten sich jetzt klarer vor seinem Blicke. Von der sicheren Hand eines Cornelius gestützt, fühlte Kaulbach's ringender jugendlicher Geist wieder festeren Boden unter sich, bis ein Zufall ihn aus diesem Hafen wieder weit hinaus in die Stürme der Ideen schleuderte. Der Anblick eines Irrenhauses lieferte ihm den Stoff zu einem berühmt gewordenen Gemalde, warf aber auch neuen Zwiespalt in sein Streben, das jetzt zwischen dem Objectiven und Fantastischen schwankte. Jenes geheimnißvollgrelle Etwas in Kaulbach's Werken, welches der Bewunderung des Beschauenden auch unwillkürlich eine Anwandlung von Zweifel und Betroffenheit beimischt, jener gefährliche Drang nach Hyper Charakteristik, der sich seiner Muse nicht selten bemächtigt und ihrer Ruhe, ja ihrem Adel Abbruch thut, — ist vielleicht nur ein, wir wollen hoffen, allmälig sich beruhigendes Nachzittern des tiefen und schneidenden Eindruckes, den die Gestalten des Düsseldorfer Irrenhauses damals auf den jungen Künstler gemacht.

Durch Zeichnungen zu Klopstock's, Goethe's und Wieland's Dichtungen kämpfte Kaulbach selbst gegen seinen inneren Streit an; er wies ihn auf ein größeres, würdigeres Kampffeld in seiner berühmten »Hunnenschlacht,« welche die schauervoll majestätische Sage von dem Kampfe zwischen den Geistern der gefallenen Hunnen und Römer vor den Thoren Rom's behandelt das Ringen sterblicher Leidenschaften auf das Gebiet der Unsterblichkeit verlegt. Das Studium Hogarth'scher Werke weckte den, bisher in ihm noch schlummernden Humor, der dann in seinem »Reinecke Fuchs« mit herrlicher Kraft ausströmte, während wiederum in der »Zerstörung Jerusalem's« seine ganze dämonische Fülle ihre bald leuchtenden, bald nachtigen Schwingen entfaltete. In den Trümmern des von Leichen umgebenen Tempels, eines unter Mord und Raub, gibt sich der Hohepriester am Altare den Tod, während die römischen Krieger heranrucken und im Vordergrunde der ewige Jude, von Dämonen gejagt, und die Christen von Engeln geleitet die Stätte verlassen. — In seinem großartigen »Thurmbau zu Babel,« gewaltig im Gedanken wie in der Ausführung, verfolgte Kaulbach gleichwohl seinen Hang nach individualisirender Charakteristik fast bis an die Grenze des Unvielbedeutenden.

Ueber einen Künstler, der, wie Kaulbach, noch in der vollen Blüthe des Schaffens steht, der, unbeschadet seiner Eigenthümlichkeit, vielleicht noch manchen Uebergang durchmachen wird, läßt sich kein Resultat, kein Schlußwort geben. Seine Macht zeigt sich auch darin, daß er sogar Parteien hervorgerufen hat, Parteien, die, ob für, ob gegen ihn, doch endlich eine wie die andere durch seinen Genius beherrscht und gelenkt werden.

Herausgeber u. Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer Redacteur: Dr. Hermann Mendert.

Digitized by Google

Gemalt von Karl Rahl — Geschabt von Christ. Mayer.

WILHELM v. KAULBACH,

Director der Academie der Künste in München, geboren den 15. October 1805 zu Arolsen.

Beilage zu M. Auer's polygrafisch-illustrirter Zeitschrift „Faust."

Druck von Hergl u. Auer

Digitized by Google

AUS OBERÖSTERREICH.

Xilographische Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust."

Druck von M. Auer.

NATURSELBSTDRUCK

Atropa Belladonna. (Tollkirsche)

Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust"

Druck von Kurgi und Auer.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Drucklünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.
Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Inhalt: In der neuen Welt. — Des Wodka Abgesandter. (Fortsetzung.) — Aus der Chronik eines Dorfgeistlichen. — Doctor Faust in Auerbach's Keller zu Leipzig. — Odessa. — Kaiser Friedrich's III. Grabdenkmal im St. Stefansdome zu Wien. Artistische Beilagen. Odessa. (Umdruck auf Stein.) — Kaiser Friedrich's III. Grabdenkmal im St. Stefansdome zu Wien. (Kupferdruck.) Auszeichnung und Entschluß. (Radirung.)

№ 14. I. Jahrgang. Wien. 1854.

In der neuen Welt.

Novelle aus Braun von Braunthal.

I.

Die Ankömmlinge.

Das gewaltige Felsengebirge, das unter dem Namen der Roky Mountains bekannt und eine bis jetzt noch unermessene Ausläuferkette der gigantischen Cordilleren ist, trennt Oregan, das äußerste, an den großen Ocean granzende Gebiet der nordamerikanischen Freistaaten, die weite Heimat der noch größtentheils im Urzustande lebenden Shoshonen oder Schlangen-Indianer, von dem dreimal größeren und im gleichen Verhältnisse fruchtbareren des Missouri, das, in seiner ganzen Ausdehnung vom westlichen Binnenlande der Britten einerseits bis an den Mississippi und andererseits bis Mexiko, mindestens den dritten Theil des Flächeninhaltes von Europa einnimmt.

Der majestätische Missouri, der von seinen, den Roky Mountains östlich entspringenden Quellen an bis zu seiner Mündung in den erstgenannten Strom bei St. Louis einen Weg von beinahe sechshundert Meilen zurücklegt, durchfließt, unfern seines Ursprunges bereits schiffbar, mächtig gehoben durch die drei Arme Jefferson, Madison und Galatin, nachdem er die unermeßlichen Hochebenen im Norden der schwarzen Berge bewässert, in allmäligen Krümmungen und dann in scharf südlicher, zuletzt in südöstlicher Richtung ein fast gänzlich unbewohntes Paradies; einen Raum, der ausreichte für viele Millionen nur halbwegs betriebsamer Menschen; ein Land, geeignet von der Hand der Natur, reich ergiebig, mild besonnt, schön und gesund; weithingedehnte Prärien, bekränzt von lachenden Auen und nie berührten Waldern, sanfte Thalgründe zwischen anmuthigen Hügeln, einladend hier zur Erbauung von Hütten, mächtige, sichere Buchten bildend dort, zur Gründung von Städten. —

Es war an einem schönen Morgen im Juni 1840, als am Saume eines unübersehbaren Waldes, der sich, etwa eine Stunde nur von den Roky Mountains entfernt, von Süd nach Nord hinzog, drei Männer erschienen und überrascht anhielten; freudestrahlenden Blickes reichten sie sich die Hände und blieben, in Anschauung der herrlichen Landschaft vor ihnen versunken, durch einige Minuten schweigend stehen.

Die Sonne, kaum vom Horizonte aufgetaucht, warf über die weite Waldstrecke, aus deren äußerstem Vorsprunge sie eben getreten, an die, großentheils senkrecht himmelanstrebenden Felsmassen, deren höchste Kuppen eine Höhe von zehntausend Fuß erreichten, eine solche Flut von Strahlen, daß die ganze gewaltige Gebirgskette sich aus einem Meere flüssigen Goldes zu entringen schien, in dessen himmlischem Abglanze die Wasser des Missouri schimmerten, der, hier kaum der Kindheit entwunden, wie ein schöner frischer Knabe den weiten grünenden und duftenden Thalgrund nach allen Seiten durcheilte, holdseliges Lächeln im noch ungetrübten Antlitze, zahllose Inselchen voll malerischer Baumgruppen mit jugendlichem Ungestüm umarmend.

Hier wollen wir Hütten bauen! rief der Älteste in deutscher Sprache aus; ein hochgebauter, stattlicher Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, edlen germanischen Zügen und kräftiger Haltung, gegen welche jedoch ein Ausdruck tiefen Seelenleidens seltsam abstach.

Es war, gleich seinen zwei Begleitern, sehr einfach gekleidet: sie trugen kurze Röcke von grauem Tuche über Pantalons von lichtem Sommerstoffe, schwarze Halsbinden, breitkrämpige Strohhüte; auf den Schultern

viereckige Tornister und darüber den eingerollten Mantel; breite Ledergürtel, von denen Hirschfänger niederhingen, so wie schöngeformte Büchsen, auf welche gestützt sie jetzt betrachtend dastanden.

Mein Sohn — nahm der erstgeschilderte Mann nach einer kurzen Pause wieder und mit bewegter Stimme das Wort, indem er sich auf ein Knie niederließ, — mein Sohn und Du, treubewährter Freund, fortan nicht mehr Diener, folget meinem Beispiele, beuget euch vor dem Unendlichen und erhebet gleich mir das Herz zu Ihm!

Der Sohn und der Diener, ersterer ein hoher blühender Jüngling von kaum zwanzig Jahren und an Gestalt und Haltung dem Vater gleichend, letzterer ein kleiner rüstiger Mann noch im kräftigsten Alter, von biederem und muthigem Aussehen, folgten schweigend der erhaltenen Weisung und sanken in die Knie.

Herr des All's! Ewiger, unerforschlicher Lenker der Geschicke! ließ sich jetzt der Vater feierlichen Tones vernehmen, indem er, mit der Linken auf sein Feuerrohr sich stützend, die Rechte zum strahlenden Himmel erhob: es frommt der Menschenseele, jedes Werk im Gedanken an Dich zu beginnen, fortzuführen und zu vollenden. Heute liegt mir und den beiden Lieben, die mir gefolgt, die theuere Heimat, mir theurer bis zum letzten Athemzuge, so viel schweres Leid ich darin auch erfahren! Eine neue Heimat laß uns finden hier in dieser großen unentweihten Einsamkeit! Der Born der Thränen ist in meiner Brust versiegt, die glühende Sonne des Hasses Anderer hat ihn ausgetrocknet; aber der Quell des Glaubens an Dich, des Vertrauens in Dein ewig gerechtes Walten, strömt noch in meinem Herzen ein und aus, und darauf schwebt mein Geist in anbetender dankbarer Liebe zu Dir empor! Ja, Herr über Leben und Tod! ich danke Dir für die erlebten Leiden, sie waren und sind mir die Stufen zur Erkenntniß, zum Throne Deines ewigen Rechtes.

Einige Minuten andachtvollen Schweigens folgten diesem Gebete des ernsten Mannes; dann erhob er sich langsam und sprach seinen Sohn und Diener, die sich gleich ihm aufgerichtet hatten, festen Tones also an:

Das Ziel unserer langen Wanderung ist erreicht; an die Quellen des Missouri wollte ich euch führen, sie glänzen vor uns in diesem fruchtbaren, reizenden Thale; hier wollen wir bleiben. Mit Hilfe der Beileisen, die wir mit uns nahmen, ist in wenigen Tagen das zur Zimmerung eines Blockhauses nöthige Holz gefällt; innerhalb einiger Wochen kann unsere Wohnung fertig sein. Lasset uns nun den Platz dafür wählen; eine dieser Inselchen da vor uns dürfte sich am besten dazu eignen. Wir stehen jetzt auf dem Gebiete der Shashonen und müssen eines baldigen Besuches von ihnen gewärtig sein. Aber fern ist uns die Furcht. Fast ein Jahr nun schon hat uns die Vorsehung geleitet und beschützt, durch viele Gefahren sicher geführet; wir leben auch hier unter ihrem Schutze. Auch sind wir nicht als Bettler in dieses Bereich der Schlangen-Indianer gekommen; ich werde diesen Wilden, die übrigens eben so großmüthig als tapfer, eben so bildungsfähig als kriegerisch sind, ein Stück Landes abdanken; sie kennen durch ihren Verkehr mit den Amerikanern in Astoria den Werth des Goldes und werden das meinige nicht mit Geringschätzung von sich weisen. Der Urwald hier ist, wie wir gesehen, überreich an Wild; dort auf dem Wasser, auf den Inseln erblickt ihr manchfaltiges Geflügel, wir sind auf lange hin mit Pulver und Blei versehen, und so wird es uns nicht an Nahrung fehlen; verschaffen uns die Indianer aus Astoria Korn zur Aussaat, wie wir hoffen dürfen, so sind wir völlig geborgen. Nun kommt; wir wollen ohne Zeitverlust an's Werk und es im Vertrauen auf Gott mit Muth und Kraft beginnen; folget mir! . . .

So sprechend, schritt der Mann dahin, gefolgt von Sohn und Diener, den sanften Abhang vom Waldsaume hinunter dem Flusse zu, dessen äußerste Ausbiegung zur Rechten nur einige hundert Schritte von ihnen entfernt war.

Ringsum üppiger Wiesengrund, dessen blumenreiches Gras den Wanderern bis an die Knie reichte; gefällige Baumgruppen hier und da, aus deren dichten Kronen ihnen der Gesang unzähliger Vögel entgegentönte; die Luft, von köstlicher Frische und von balsamischen Düften durchflossen, sog nur allmalig die Sonnenstrahlen ein, und war selbst in der Niederung noch erquickend; so weit das Auge reichte, nicht ein Wölkchen zu erschauen, nur daß um die höchsten Kuppen der Felswand im Hintergrunde dieser reizenden Ebene breite, milchweiße Streifen schwebten, die, je mehr sich die Sonne erhob, auch mehr und mehr verdünnten und bald wie schöne Reste golddurchwirkter Schleier im Spiele des frischen Morgenwindes umherflatterten.

2.

Die Insel.

Die Fremdlinge standen nun am Missouri. Das Ufer war flach und die ganze weite Schlangenwindung entlang mit Schilf und niederem Gesträuche eingefaßt. Dieser Arm des jugendlichen Stromes umschlang mehrere Inseln; die der Stelle, wo sie anhielten, zunächst gelegene und vom Ufer durch eine seichte kristallhelle Furt von kaum fünfzig Schritten Breite getrennt, war ungefähr tausend Schritte lang und bildete ein von der Mitte nach allen Seiten sanft abgedachtes hügeliges Oval, aus dessen weichem Sammetgrunde sich von der Hand der Natur malerisch geordnete Bosquets und kleine dichte Haine von schön vermischtem Laub- und Nadelholz erhoben.

Eine entzückende Stelle! rief hier der Jüngling aus, indem seine an sich sanften, beinahe elegischen, mild gewölbten blauen Augen rühreude Freude ausstrahlten: theurer Vater, wir können keinen anziehenderen Wohnort finden, als diese Insel.

Und auch keinen zweckmäßigeren, mein lieber Carl, entgegnete der Vater; denn er bietet uns Bequemlichkeit und Sicherheit zugleich, das nöthige Bauholz selbst, ohne daß wir das freundliche Eiland seines ganzen natürlichen Schmuckes zu berauben nöthig haben; die Verbindung mit dem Walde ist bequem durch diese Furt, die, allen Anzeichen am Ufer nach, niemals bedeutend geschwellt sein mag; bist Du nicht auch dieser Meinung, Conrad?

Ganz und gar, Herr Baron, versetzte klugen Blickes zunickend der Diener; auch, glaube ich, läßt sich diese Insel mit geringer Mühe durch natürliche Verzäunung recht gut befestigen, und sie ist, wie vom Ufer hier, so auch von den nächsten Inseln weit genug entfernt, um mittels unserer Büchsen die Indianer in gehörigem Respect zu erhalten.

Mein wackerer Freund, sagte mild lächelnd der Baron, wenn uns mein Büchschen Gold nicht sicherer stellte, als unsere Munition und Dein sehr lobenswerther Muth, so stände es mißlich um unseren Frieden, um unser Hiersein; denn zur Vertheidigung eines um die ganze Insel gezogenen Hages wären mindestens ein halb Hundert Schützen nöthig; laß uns hoffen, daß wir unser Pulver und Blei wie unsere Hirschfänger nur zum Erlegen des Wildes mögen nothwendig haben. Uebrigens — fuhr er nach augenblicklichem Schweigen, einen Seufzer unterdrückend und seinem Sohne wie dem Diener die Hand reichend, ernsten Tones fort, — was auch kommen möge, wir haben dem Tode wiederholt in's Auge geblickt und werden wissen als Männer zu sterben.

Gewiß! Bei Gott! riefen Beide aus, in jedem Augenblick', wann und wie es sei!

Und nun traten alle Drei, neben einander schreitend, den Weg durch die sanft gekräuselte, brillanten schimmernde Fluet an, deren Wasser, dahinquellend über Kiessand und leichtes Gerölle, selbst an den tiefsten Stellen nicht bis an die Knie reichte. Bald war sie durchmessen und das bebuschte Ufer der Insel erstiegen. Diese glich, wohin sie blickten, einer geschmackvollen englischen Anlage, deren ganze Anmuth ihnen erst von ihrem höchsten Punkte, dem sie schweigend zugeeilt, anschaulich wurde.

Es war dieß ein etwa hundert Schritte im Gevierte messendes Plateau nicht höher als zehn Klafter über dem Wasserspiegel des glänzenden Missouri, aus welchem zwischen Gruppen von Eschen, Fichten und Birken hier und da fantastisch-gestaltete Felsblöcke hervorragten, die eine Lichtung umfriedeten, groß genug, um einem weitläufigeren Wohngebäude Raum zu bieten, als die Ansiedler aufzuführen im Sinne hatten.

Die Aussicht von dieser Anhöhe über das weite Flußgebiet war bezaubernd. Der strahlende Wasserspiegel, von unzählbaren größeren und kleineren Eilanden durchbrochen, glich in seiner, nach Norden hin, unübersehbaren Ausdehnung einem riesigen Geschmeide von in Brillanten gefaßten Smaragden; der dunkle, meilenweit ostwärts sich hindehnende Urwald stand zu dem leuchtenden Felsgebirge im Westen, das seine gewaltigen Massen parallel mit ihm in das reine Aetherblau emporhob, in einem Contraste, den kein Maler sich imposanter, darstellungswürdiger denken konnte; das ganze herrliche Naturbild von einer Ruhe durchflossen, wie sie nur ein Homer und Claude Lorrain in Wort und Farbe wiederzugeben vermochten; ein Hauch seligen Friedens wehte über das sanfte Gewässer dahin, Alles ringsum lebte und webte in ursprünglicher Schöne, mild bewegt vom Geiste der Natur . . .

Unsere Wanderer hatten sich auf einem ganz freistehenden Felsblocke niedergelassen und von da aus das entzückende Gemälde betrachtet; dieß einige Minuten lange, ohne ihrem Gefühle Worte zu geben, versunken

Digitized by Google

in Anſchauung, ach und in ſchmerzliche Erinnerungen zugleich; denn die ſchöne Natur liebt zur Geſellſchaft die Wehmuth mehr als jedes andere Gefühl; Wehmuth aber iſt der Himmelsthau auf der Roſe der irdiſchen Liebe. —

Der Baron erhob ſich zuerſt und ſprach, ſich gewaltſam ermannend: Hier alſo bleiben wir, ſo lang' es Gott gefällt, hier! Ich nehme Beſitz von dieſem kleinen Paradieſe, nachdem ich die Hölle und das Fegefeuer durchwandert, Beſitz im Namen des Weltgeiſtes, der meinen Willen und meine Kraft dazu bevollmächtigt; ich nenne dieſes Eiland die »Inſel der Erkenntniß.« Nun kommt und laſſet ſie uns beſichtigen.

Sohn und Diener folgten ihm ſchweigend.

Sie ſtiegen den nördlichen Abhang hinunter durch liebliches Strauchwerk, ſtellenweiſe überragt von hohen Bäumen, der wellenförmigen Niederung zu, deren Boden, nur wenig noch durch kahlen Steppengrund unterbrochen, immer milder ſich zeigte und zuletzt in eine weite, vom üppigſten Roſenſammet bedeckte Fläche auslief, die in ihrem Halbkreiſe nördlich ein mannshohes Hag friſchgrünender, köſtlich duftender Stauden umgab. Die nächſte Inſel, einen Büchſenſchuß weit von dieſer, war halb ſo groß, felſiger und karger bewachſen; die fernerliegenden Eilande glichen den beiden an Geſtalt und Ausdehnung; im Weſten aber erſtreckte ſich vom äußerſten Uferarme des Stromes bis an die Roky Mountains eine Prairie, ſo daß man zur Linken wie zur Rechten freien Ausblick hatte.

Auf dem Rückwege zum felſigen Plateau ſtanden ſie einige hundert Schritte noch von der Anhöhe entfernt in einem Bosquet, plötzlich freudig überraſcht von einem Bächlein, deſſen klares Waſſer ſich hier dehnend durch das Ufergebüſche ſchlängelte. Sie tranken daraus, fanden es von köſtlicher Friſche und beeilten ſich, die Natur ihres Fundes genauer zu unterſuchen. Dieſe nicht ſehr tiefe und nur drei bis vier Fuß breite, raſchfällige Quelle, die ſich unweit vom Puncte der Entdeckung in den Strom ergoß und die von da aus abgedämmt und durch die Wieſenfläche hinabgeleitet werden konnte, war für die Anſiedler nicht nur in dieſer Beziehung eine Wohlthat, ſondern weit mehr noch dadurch, daß ſie ihnen zur Zeit, wann das Waſſer des Miſſouri durch anhaltenden Regen oder Schneefall im Gebirge ungenießbar würde, ein ungetrübtes Labſal bot.

Alsbald den Lauf des Bächleins zu ſeinem Urſprunge hin verfolgend, fanden ſie dieſen zwiſchen einer grottenartigen, von Fichten und hohem Farrenkraut beſchatteten Felſenmaſſe am weſtlichen Abhange des Hügels: eine durch Geſtaltung des Geſteins wie der Pflanzen an ſich ſchon ſehr anmuthige, durch die freie Ausſicht aber nach dem Hochgebirge überaus reizende Stelle, die Carl, der die Quelle bei ihrer Ausmündung und hier den Urſprung derſelben zuerſt erblickt hatte, ſogleich für ſeinen feineren Lieblingsplatz erklärte und mit Zuſtimmung ſeines Vaters »Carlsfeld« benannte.

An dieſem lieblichen Orte ließen ſie ſich auf dem bemooſten, von Schlinggewächſen umrankten Geſteine nieder, um auszuruhen und ſich durch einige Naheung zu erquicken. Conrad öffnete den ledernen Proviantſack, den er quer unter ſeinem Torniſter befeſtigt hatte, und langte daraus den zu einer mäßigen Mahlzeit für drei Männer noch genügenden Reſt einer gebratenen Hirſchkeule hervor, die er ſogleich mit vieler Gewandtheit zerſchnitt und auf einem ſilbernen Tellee, dem einzigen, den der treue Diener heimlich aufbewahrt hatte, mit einer Büchſe Salz ſeiner geliebten Herrſchaft ſehr geſchäftig präſentirte; dann füllte er den gemeinſchaftlichen ledernen Trinkbecher an der Quelle und überreichte ihn dem Sohne mit den Worten: Ungetrübt, wie dieſes Waſſer, ſei Ihre Zukunft! . . .

Nachdem ſie ſich gelabt, brachen ſie auf und verließen die Grotte, um auch die Südſeite der Inſel zu unterſuchen. Dieſem Zwecke zufolge ſtiegen ſie, ſtatt über das Plateau den Weg einzuſchlagen, die vorſpringenden Felsblöcke hinunter zum Ufer und bogen von da links in ein dichtes Gehölz ein, das von der Mitte des Hügels faſt der ganzen Breite der Inſel nach bis zum mittägigen Strande ſich erſtreckte und beinahe nur aus ſchönen ſchlagbaren Fichten beſtand, theilweiſe durchwachſen von dichtem Geſträuche und niederem Laubholze; ein Hain, der ſelbſt nach Ausſchlagung der zum Baue des Blockhauſes nöthigen Stämme für die Inſelbewohner immer noch, beſonders in der heißen Jahreszeit, ein durch ſeinen kühlen Schatten und würzigen Duft ſehr anziehender Aufenthalt bleiben mußte.

Vor einer Lichtung dieſes Wäldchens, etwa fünfzig Schritte im Kreiſe meſſend und bedeckt von hohem Graſe, hielten die Wanderer mit einmal ſtutzend an und erhoben inſtinctmäßig ihre Büchſen zum Schuſſe bereit; ein Geräuſch aus dem nahen dichten Unterwuchſe des Gehölzes war der Grund ihrer Ueberraſchung. Im nächſten Augenblicke — ſie ſtanden noch hinter Fichtenſtämmen — flog ein Rudel Hirſche aus dem Gebüſche über die Lichtung der Anhöhe zu, quer an ihnen, nur wenige Schritte entfernt, mit Gedankenſchnelle vorbei, aber nicht ſchnell genug, um bei ſolcher Nähe den wohlgerichteten Schüſſen aus trefflichen Büchſen entrinnen zu können. Der Baron hatte nicht geſchoſſen; Conrad einen mächtigen Zehnender geſtreift, den auch Carl zufällig aufs Korn genommen, und von deſſen Kugel tödtlich getroffen der Edelhirſch auch zuſammenbrach. Der Diener ſtieß einen Freudenſchrei aus; ſein Herr aber gebot ihm Schweigen, und ſeinem Sohne, der vorſpringen wollte, Halt! indem er raſch und ſtrengen Tones ſprach:

Ihr Unvorſichtigen! Iſt es denn ſchon ſo lange her, daß wir der Parforcejagd der Indianer entronnen? Augenblicklich ladet eure Büchſen und gebet ſonſt nicht einen Laut von euch!

Beide gehorchten ſchweigend und folgten ihm geradehin über den offenen Platz durch das Gehölze dem öſtlichen Ufer zu, von wo aus man eine weite Strecke des großen Waldes überblicken konnte.

Die Beſorgniß des Barons erwies ſich als eine nur zu wohl begründete: gedeckt von ſtarken Baumſtämmen und hohem Strauchwerk, erblickten ſie, genau an derſelben Stelle des Waldſaumes, von wo aus ſie vor kaum zwei Stunden das ſchöne Stromgebiet überſchaut und bewundert hatten, einen ſtarken Trupp Indianer, bewaffnet mit Büchſen, Speeren, Bogen und Tomahawks, und in nördlicher Richtung am Ufer hin eine Abtheilung von ihnen in beflügeltem Laufe hinter dem Rudel Hirſche d'rein, das zwiſchen Waſſer und Wald über die Fläche dahinflüchtete.

Ihr ſeht, ich hatte Recht, ſprach der Baron leiſe und jetzt mit einer Ruhe, die er wirklicher Gefahr ſtets entgegenſetzte; die Indianer hatten unſere Spur im Walde gefunden und verfolgt; ſie haben nun auch eure Schüſſe gehört und warten jetzt nur noch die Rückkunft der Ihrigen von der Jagd ab, um uns aufzuſuchen. Es ſind ihrer, wie ihr ſeht, an Hundert; jeder Widerſtand wäre hier Wahnſinn, ſo wie Verborgenheit oder Flucht eine Unmöglichkeit. Es bleibt uns nichts übrig, als ihnen frei und entſchieden mit den Zeichen des Friedens entgegenzutreten; wahrſcheinlich ſind es Shoſhonen, die nach einem Streifzuge gegen die Sioux oder Ofagen in ihre Wigwams heimkehren; iſt dieß der Fall, ſo dürfen wir unbeſorgt ſein, immerhin aber folget jetzt mit Aufmerkſamkeit meinem Beiſpiele.

Nach dieſen Worten, während welcher wiederholte Schüſſe aus der Ferne zu vernehmen waren, eilte der Baron mit den Seinen der Anhöhe zu.

Sie hatten das Plateau bald erreicht.

Hier legten ſie ihre Waffen auf ein Felsſtück, brachen drei große ſtarkbelaubte Zweige von einer Eiche und traten, dieſe hoch emporhaltend, auf den äußerſten gelichteten Punct, von wo aus die Indianer ſie erblicken konnten, und ſchwangen da, die linke Hand an's Herz gelegt, ihre Friedenszeichen.

Noch wenigen Secunden ſchon hatte ſie der ſcharfe Blick der Wilden entdeckt; ein gellender Aufſchrei des Trupps am Walde, ſo wie der Uebrigen, die bereits zerſtreut zurückeilten, gab ihnen Gewißheit. Dieſem gewaltigen Schrei folgte alsbald ein dumpfes Gemurmel, und es formte ſich, nachdem Alle zuſammengetreten waren, ein weiter Kreis zur Berathung. Während derſelben, die einige Minuten anhielt, blieben unſere Wanderer in unveränderter Haltung, die Zweige über ihren Häuptern ſchwingend, ſtill gewärtig des da Kommenden.

Jetzt öffnete ſich der Kreis, und ein Indianer, um welchen ſich die Runde gebildet hatte, vor Allen ausgezeichnet durch hohen Wuchs und Schmuck, kam in Begleitung zweier Anderen, feſten, nicht ſehr haſtigen Schrittes die ſanfte Abdachung herab gegen das Ufer zu gegangen, während die Zurückgebliebenen ihre beobachtende Stellung am Walde beibehielten.

Angelangt an der Furt, blieben die drei Indianer ſtehen, und ihr Führer gab den auf dem Plateau Harrenden durch eine dreimal wiederholte ſanfte Handbewegung ein Zeichen, von der Inſel herunter zu ihnen zu kommen; ein Act der Vorſicht, die ſelbſt den tapferſten Wilden eigen, obgleich meiſtentheils nur das ſtille Vorſpiel unerhörter Wuth, ſchaudererregendee Grauſamkeit und Raſerei iſt.

Der Baron gab den Seinen einen Wink und ſie ließen durch dreimaliges Senken des Hauptes und der Zweige ihre Willfährigkeit erkennen. Hiernach traten ſie, mit Zurücklaſſung der Waffen und des Gepäckes, den Weg auf Leben und Tod zu den Indianern in ruhigſter Weiſe an.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Des Woida Abgesandter.

(Fortsetzung.)

Die Besorgnisse des Herrn von Thurmegg erwiesen sich als nur zu wohl begründet, und er hatte vollkommen Recht, dringend um Beistand zu schreiben.

Von nah und fern liefen die Bauern herzu, um die Ermahnungen des Laienpredigers im Thurme zu hören. Der Zutritt konnte ihnen nicht verwehrt werden, weil die Ringmauer, wie schon erwähnt worden, niedergelegt war, und weil die Unterthanen der Herrschaft des Aufgebotes spotteten, das sie zur Abwehr des fremden Zulaufes erforderte.

Es war alles mögliche, daß die von Winterweiler ihre Wehr nicht gegen den Grundherrn selbst erhoben, und den Pfarrer einstweilen nicht verjagten, sondern ihm noch eine Bedenkzeit von acht Tagen zugestanden.

Was der Abgesandte des Woida predigte, war offener Aufruhr gegen die weltliche Obrigkeit. Die Bauern brauchten ja nur mit Spießen und Stangen zusammenzutreten, meinte er, um die großen Haufen zu verjagen und sich selbst zu Herren im Lande zu machen, das ihnen von Gottes- und Rechtswegen zugehöre.

Immer zahlreicher, aus immer größerer Entfernung kamen die Leute, um den Thurmprediger zu hören. Sie brachten ihm reichlich zu essen und zu trinken, und manche von ihnen blieben auch des Nachts vor dem Thurme liegen, um ihn zu bewachen, damit er nicht etwa im Schlafe überrascht werde. Am vierten Tage betrug die Zahl der Zuhörer schon über zweihundert, und als sie Nachmittags schieden, rühmten sie sich, daß am nächsten Abend jeglicher von ihnen zehn gute Gesellen zum allerwenigsten mitbringen werde.

Aber mit Büchsen und Harnisch! scheue Zacharias; morgen ist Samstag, und am Sonntag in der Früh muß der Rummel losgehen, sonst reite ich heim zu meinem Woida und frage den Teufel nach Euch.

Sei zufrieden, Machomet, antworteten die Bauern, wir kommen mit unseren Wehren und fangen den Tanz an.

Jetzt stand die Angelegenheit bedenklicher denn je für den Thurmegger. Wenn auch nur einige hundert bewaffnete Bauern erschienen, so war er seines Lebens nicht mehr sicher. Dennoch floh er nicht. Dazu war er zu stolz. Und Gertrud ließ sich nicht zur Flucht ohne ihn bewegen. Dazu hatte sie ihren Herrn zu lieb. Die Kinder aber hatten sie fortgeschickt, und warteten nun entschlossenen Muthes ab, was eher kommen werde: das verderbliche Verhängniß oder der dringend erbetene Beistand von auswärts, der sich über alle Gebühr verzögerte.

Uebrigens war der hilfreiche Zuzug schon unterwegs und die Zögerung nicht die Schuld des Ritters Jörg, eines Reiterführers in Diensten der Vereinigung von Fürsten und Reichsstädten, welche der schwäbische Bund hieß. Jörg hatte mit allem, was er von reisigem Volk zusammenraffen konnte, unversehens nach einer andern Seite aufbrechen müssen. Ein Fähnlein Fußknechte war bestimmt worden, gen Winterweiler zu rücken, um den beginnenden Aufruhr zu dämpfen. Jörgs Stellvertreter hatte mit der Absendung sich nicht übereilt, weil er gehofft, wenn nicht ein paar Dutzend Reiter, so doch wenigstens ein Fähnlein Schweizer oder sonstiges fremdes Volk aufzubringen. Den deutschen Lanzknechten schien nämlich nicht recht zu trauen, weil sie selber zum größten Theil von der Mutterkirche im Herzen abtrünnig und dabei der überwiegenden Mehrzahl nach Bauernsöhne aus dem Schwabenlande waren. Die Reiter dagegen, welche im Solde des Bundes standen, waren fast lauter adelige Leute, mithin geborene Feinde des widerspänstigen Bauernvolkes, das Steuern und Gaben abzuschaffen sich vermaß. Die Fußknechte aus der Eidgenossenschaft aber, obschon selber bäuerlichen Herkommens, waren aus erblichem Hasse des Schwabenvolkes bittere Feinde, von dem sie spottweise »Kuhmäuler« gescholten wurden. Da indessen weder Kuhmäuler noch gepanzerte Junker zu haben waren, und die äußerste Gefahr auf dem Verzuge stand, hatte der Hauptmann Barth endlich den Befehl erhalten, gen Winterweiler aufzubrechen. So zog denn ein Fähnlein oberschrötiger Schwaben mit blauen Augen und gelben Haaren der Thurmegg zu, und es sollte sich baldigst zeigen, wie der Führer in seinem Sinne meinte, ob in der That niemals ein Wolf den andern frißt und keine Krähe der andern die Augen aushackt.

Der Samstagsmorgen brach an, hell und heiter. Dem klaren Himmel und der grünen Landschaft war nicht anzusehen, daß sie — menschlicher Berechnung nach — in kurzer Stunden Frist für arge Vorgänge — der eine ein Zeuge, die andere der Schauplatz werden sollten. Wenn nämlich die Bauern den Aufruhr begannen, — und es schien gewiß, daß sie es thun würden, — so fingen sie zweifelsohne damit an, die Thurmegg mit Feuer anzufloßen, und in der Kirche von Winterweiler Sturm zu läuten. Die Bewohner des ganzen Gau's erwarteten nichts anderes, und die Insassen des Gaisruggerhofes machten am allerwenigsten eine Ausnahme. Sie selber hatten ja alles mögliche gethan, um den Brand zu schüren. Bastian befand sich noch auswärts, um die armen Leute in Wehr und Waffen zum Abgesandten des Woida zu entbieten; Simon war erst spät in der Nacht von ähnlichen Gängen zurückgekehrt.

Der Lanzknecht war schier nimmer zu erkennen. Aus der freisamen Kriegsgurgel hatten die wenigen Tage einen wüsten Gesellen mit geisterhaft bleichen Wangen und übernächtigen Augen gemacht. Dem Aeußern nach glich er auf und nieder einem Strolch, und wie es im Innern aussah, das wußte freilich nur unser Herrgott ganz genau, aber etwas davon konnten auch die Menschen errathen.

Simon saß mit seinem Vater am Tisch in der großen Stube. Sie redeten von des Tages bevorstehenden Ereignissen.

Wir bekommen tausend Mannen zusammen wie einen Knopf, die ich allein nur weiß, sagte der Lanzknecht; und der Bastian wird auch gute Post von drüben herüberbringen.

Der Krell ist ein wahrer . . . Mann Gottes, bemerkte Heinz dazu. Ein Maul führt er wie ein Schwert, und weiß den Leuten so beweglich zuzureden, wie ein Galgenpater. All mein Lebtag' habe ich keine waidlicheren Predigten vernommen.

Und der Junker, unterbrach ihn Simon, er ist noch hiesig?

Der Greis nickte. Die erhobene Faust gen Himmel streckend, rief Simon mit dumpfer Stimme:

Er darf nur von meiner Hand sterben. Wer ihn anrührt, ist mein Feind. Mein ist die Rache für das hingemordete Kind.

Hat der alte Herr denn auch ganz gewiß den Frevel begangen? fragte Heinz dazwischen. Er ist zwar allweil ein Bauernschinder gewesen, aber sonst in andern Stücken ein richtiger Christenmensch.

Blöder alter Mann, fuhr Simon rauh den Vater an, hast Du denn nicht vernommen, daß der Meister Steinmetz selber den Frevel bekannt hat. . .

Er ward unterbrochen. Ein Finger klopfte von außen an die Fensterscheibe. Vor dem Fenster stand ein Knecht des Thurmeggers.

Gaisrugger Bauer, sagte der Knecht, Du sollst zum Junker kommen. Er hat nothwendig mit Dir zu reden.

Hat er den Weg zum Gaisruggerhof vergessen? fragte Simon.

Er kommt auf die Waldmatte zu seinen Hansschnittern, antwortete der Knecht, und die paar Schritte wird der Bauer dem Herrn zu Gefallen schon gehen dürfen.

Schau recht, meinte der Bauer, sag' ihm, daß ich komme.

Der Knecht ging. Zu seinem Sohne gewendet, fuhr Heinz fort: Ich werde ihn ganz unversehens um das Meidle fragen und von seinem Gesicht die richtige Antwort lesen. Der Mund kann lügen, aber die Miene verräth den Mörder.

Du bist ein kluger Mann, antwortete Simon mit einem Lächeln von seltsam gefährlichem Ausdruck. Aber einen Gefallen mußt Du mir erweisen. Ich möchte selber gern hören, was er sagt, und selber sehen, was er für ein Gesicht macht. Führe ihn darum abseits von den Schnittern zum Hag von Hartriegel neben dem Walde. Ich werde mich dort verstecken. Ihr bleibt mitsammen bei dem großen Nußbaum stehen. Willst Du?

Und warum denn nicht? versetzte Heinz. Vier Augen sehen mehr denn zwei.

Er machte sich auf den Weg, während Simon in die Kammer trat, die Kugelbüchse vom Kloben langte und dumpf vor sich hinmurmelte:

Der Herr hat den Feind in meine Hände überantwortet.

In derselben Frist ließ Roland sein Pferd vorführen und trat in den Hof hinaus. Alles war still und ruhig. Die Bauern, welche während der Nacht vor dem Thurm Wache gehalten, hatten sich entfernt, um beim Engelwirth eine Herzstärkung zu sich zu nehmen. Der unheimliche Gast hinter dem festen Gemäuer ließ im Augenblicke nichts von sich hören. Gertrud folgte ihrem Eheherrn, und da er schon im Sattel saß, fragte sie ihn, was er vorhabe.

Auf die Waldmatte will ich zu den Mähern.

Ist jetzt die Zeit, sich um ein Fuder Heu mehr oder weniger zu kümmern? Bleib' daheim, Alter.

Ich kann nicht. Ich habe den Heinz hinbestellt.

Der darf auch heraufkommen.

Digitized by Google

Er könnte meinen, ich fürchte mich.

Laß' ihn meinen, was er will. Thu' mir den Gefallen, dazubleiben.

Rolands Entſchluß wankte, fiel aber nicht um.

Höre mich an, ſagte er; ich habe von ſicherer Hand vernommen, daß die Gaisruggerleute mich ganz laut eines unerhörten Frevels beſchuldigen. Ich ſoll das Effersinele geraubt haben. Darüber muß ich mit dem Heinz reden.

Das iſt ein ſchweres Stück, Alter, meinte Gertrud; wenn der Bauer ſich etwas in den Kopf ſetzt, ziehen vier Pferde es nicht heraus.

Laß' mich nur machen, lächelte der Burgherr zuverſichtlich. Ich habe eine Spur, wohin das Kind gekommen. Und noch eins: laſſe das Geſchirr richten. Wir wollen heruach fortfahren. Der Beſuch könnte mir heute gar zu groß werden. Der Klügſte gibt nach. Uebrigens wird dem Hauſe wohl nichts geſchehen, wenn ich den Gaisrugger nur erſt wieder zur Vernunft gebracht habe.

Wohlgemuth ritt er davon. Gertrud ließ ihn ziehen. Sie war in ihrem Herzen über und über zufrieden, daß er ſich endlich entſchloſſen zeigte, ſein Leben in Sicherheit zu bringen. Sie gab den Dienſtboten die nöthigen Weiſungen, dann ging ſie in den großen Saal hinauf, von wo ſie auf die Waldmatte hinüberſehen konnte, ſo wie auf das Thurmfenſter, aus welchem zuweilen der Laienprädicant vorſichtig ſpähend den Kopf ſtreckte.

Vermuthlich zählte Zacharias Krell nicht ganz ohne Ungeduld die Stunden des Tages, welchen er als gefangener Eroberer noch im Thurme zuzubringen hatte. Angſt kam wohl nicht in ſein Herz; der verwegene Mann fürchtete ſich weder vor Gott noch vor den Menſchen, — aber unbehaglich und unheimlich blieb die Lage bei alledem, und die einfältigen Bauern machten ihrem Gönner das Leben übermäßig ſauer, bevor ſie ſich von ihm zur Glückſeligkeit führen ließen, wohlverſtanden: zu derjenigen Glückſeligkeit, welche Hans Fuchsſtein mit ſeinen Geſellen, Helfern und Helfershelfern für ſie vorbereitete.

Frau Gertrud ſah auf der Matte ein paar Knechte und Mägde aus dem Schloſſe, welche das Gras mähten. Von Fröhnern hatte ſich natürlich keiner eingeſtellt; ſeit Dienstag wollte keine Seele mehr etwas leiſten, denn das Sprichwort ſagt mit gutem Grunde: »Wenn das Bäuerlein nit muß, regt es weder Hand noch Fuß.« Zu den Mähern geſellte ſich ein Landmann. Gertrud erkannte ziemlich deutlich den alten Gaisrugger. Die Entfernung war zwar ſehr bedeutend, aber die Burgfrau führte ſcharfe Augen, und zudem wußte ſie, daß Heinz zur Matte beſtellt war. Der Bauer ſprach ein Weilchen mit den Schnittern, dann ging er von ihnen weg zur andern Seite hin, wo neben dem Walde eine grüne Hecke hoch und dicht ſich hinzog. Vor der Hecke ſtand auf der Wieſe ein alter Nußbaum, nicht minder ſtattlich als der im Garten des Engelwirths. Im Schatten dieſes Baumes ließ der Gaisruggerbauer ſich nieder, den Junker erwartend, der — weil er zu Pferde war — einen weiten Umweg machen mußte, um die bequeme Fahrſtraße nicht zu verlaſſen.

Hinter Gertrud öffnete ſich die Thüre, und eine fröhliche Stimme rief: Guten Morgen, Großmutter.

Der Eintretende war ein junger Knabe, friſch gefärbt wie Milch und Blut, für ſeine zarten Jahre hübſch groß und ſtark. Er zählte kaum ſechzehn Lenze. Ueber ſeinen Lippen, auf ſeinen Wangen lag jener flachsfarbige Flaum, von welchem die Erfahrung lehrt, daß ein Bart daraus werden ſoll; dem Anſehen nach könnte er etwa auch zu Federn auswachſen. In der Hand trug der Flaumbart eine Kugelbüchſe mit einem Radſchloß.

Ei guten Morgen, mein lieber Oſtertag, *) antwortete Gertrud, lief dem Enkel entgegen, ſchmatzte ihn tapfer ab und fügte dann hinzu: Wo will denn der Schießprügel mit Dir hin?

Spottet nur zu, Frau Großmutter, antwortete Oſtertag nicht ohne Empfindlichkeit; ich bleibe darum doch ein richtiger Schütz. Ihr ſollter es ſofort inne werden, wenn der Streich in Euerer Tuenz nur den Kopf herausſtrecken wollte.

Er wird ſich hüten, mein Kind, meinte Gertrud, in großmütterlichem Behagen über die kecke Zuverſicht des Knaben lächelnd. Wenn er nur halten wollte, bis einer drei zählte, ſo hätte ihm Dein Großvater ſchon eine blaue Bohne geſtreckt.

Oſtertag berichtete nun, weßhalb er gekommen. Sein Vater, der Herr Herdegen von Perlingen, des Thurmeggers Tochtermann, war von einer weiteren Reiſe heimgekehrt, und hatte zu Hauſe erſt Kunde von den Vorgängen zu Winterweiler erhalten. Sofort hatte er ſeine Rüſtung angelegt, vier Knechte beritten gemacht und bewehrt, und zog ſeinen Schwiegereltern zu Hülfe.

Mich hat er auf mein inſtändiges Anhalten mitgenommen, ſchloß Oſtertag, und jetzt bin ich ein Stückchen vorausgeritten, um ihn anzuſagen. Wo iſt der Großvater?

Die alte Frau zeigte durch das Fenſter nach der Wieſe hin. Roland langte eben auf ſeinem Pferde beim Nußbaum an. Der Gaisrugger erhob ſich und nahm ganz höflich den Hut vom Kopf.

In dieſem Augenblicke wankte der alte Herr im Sattel. Gertrud ſtieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Sie hatte in der grünen Hecke einen rothgelben Blitz geſehen, und errieth ahnend die ganze entſetzliche Wahrheit, die gleich darauf auch ihrem Enkel klar ward, als ſilbergrau der Rauch aufwirbelte und dann ein dumpfer Knall vernommen ward.

Mit dem Schreckensrufe: Der Herr iſt ermordet! eilte die Burgfrau hinaus. Oſtertag wollte ihr folgen, aber er erblickte am Thurmfenſter etwas, das ihn feſſelte. Eine Pelzkappe ſchob ſich heraus, langſam und vorſichtig. Der Lauſcher trat nicht minder vorſichtig hinter den Pfeiler, an den er während des Geſpräches mit der Großmutter ſein Gewehr gelehnt hatte. Der Mann im Thurme ſpähte nach allen Seiten hin, und da er nirgends einen Feind entdeckte, lehnte er ſich ganz behaglich hinaus, und ſchrie mit gewaltiger Stimme einigen Leuten im Thalgrunde die Botſchaft zu, daß der »Twinghherr« und Bauernſchinder eben erſchoſſen worden ſei.

Die Leute aus dem Schloß, ſetzte er hinzu, laufen hinaus zur Wieſe, Mann und Weib ohne Ausnahme.

Von der einzigen Ausnahme wußte Krell nichts, nämlich von dem jungen Herrlein im Soole, das — eine früh genug ſeugende Neſſel — den Großvater lieber rächen, als mit nutzloſem Gezeter bejammern wollte.

Mit einer Kaltblütigkeit, die weit über ſeine zarten Jahre hinausging, zog Oſtertag das Rad ſeiner Büchſe auf, machte ſich ſchußfertig, zielte wohlbedächtig und drückte los. Augenblicklich verſchwand der Kopf, ohne einen Laut von ſich zu geben.

Ich werde doch nicht gefehlt haben? ſagte das Junkerlein. Das wäre arg auf fünfzig oder ſechzig Schritte. Gut abgekommen bin ich auch. Ich habe das Schlaraffengeſicht noch durch's Feuer geſehen. Der Kerl muß getroffen ſein.

Des Waldaffen armſelige Behauſung, mehr Höhle noch als Hütte, lag tief im Forſte, abſeits von jedem gangbaren Pfade. Ein überhängendes Felsſtück bildete das Dach. Die Wände beſtanden aus Weidengeflechte und Moos. Zum Lager diente eine Streu von getrocknetem Riedgras. Der Herd beſtand aus ein paar aufgeſchichteten Steinplatten. Von Einrichtungsſtücken war nichts zu ſehen, als ein großer Stollhafen, eine eiſerne Pfanne, eine irdene Schüſſel und eine Kiſte aus ungehobelten Brettern.

Frühmorgens war es am Samstag der verhängnißvollen Woche. Der Waldaffe befand ſich auswärts; er beſorgte hinten im Gebirg ſeinen Kohlenmeiler. In der Hütte ſchlief ein Kind, ſchön und engig wie ein Engel. Vor der Thüre plauderten die Mreikäther und ihre Mutter, die alte Agathe. Die Diene ſtand im Begriff, nach Winterweiler zu gehen.

Horch', Dirne, ſagte das alte Weib; es iſt Zeit, daß Du die Sache in Ordnung bringſt. Dem Vater wird der übrige Koſtgänger zu viel.

Gut Ding will Weil', verſetzte Mreikäther; aber ich will ſchauen, daß ich mit der Nenzi allein zu reden komme.

Rede gead heraus mit der Krabbürſte, mahnte Agathe; ſage ihr friſchweg: ich weiß wo der Schatz zu finden, und wenn Du ihn wieder haben willſt, ſo mußt Du mich als Magd bei Dir behalten und auf den Pfaerhof mitnehmen.

Wenn ſie aber nicht mag? fragte Mreikäther.

Dann erſäufen wir das Balg wie eine junge Katze, hieß die Antwort.

Warum nicht gar, Mutter, ein Löſegeld wird jedenfalls herausſchauen, ſo oder ſo. Wir haben das Kind im wilden Tann einer Zigeunerin abgejagt. Merk' Dir das, damit wir uns nicht widerſprechen.

Mit dieſen Worten machte ſich die Mreikäther auf den Weg. Verdrießlich brummte die Mutter ihr noch: Der Alte hat Recht. Der Streich kann zu böſen Häuſern führen. Und wenn's auch dasmal gut abgeht, ſo braucht nur morgen oder übermorgen der Wolf ein Kind zu freſſen, und wir müſſen darum wiſſen. Am beſten wird's alſo ſein, wir ſchaffen das Balg über Eck und ſagen nichts weiter davon. Sonſt geht's uns noch an Leib und Leben.

(Schluß folgt.)

---

*) Außerhalb des Schwabenlandes wird der Name gewöhnlicher in ſeiner lateiniſchen Form, 'Poſchalis, gebraucht.

Digitized by Google

Aus der Chronik eines Dorfgeiſtlichen.

I. Der Büchernarr.

Wie ich denn keine Gelegenheit verſäume, mich bei öffentlichen Verhandlungen dem Volke zu zeigen, ſo war ich auch unlängſt bei einer Auction gegenwärtig, in der die Buchverſammlung des »ſtillen Theologen«, der hier bei ſeinem Bruder, dem Schullehrer, begraben, nun geſtorben und deſſen Leben und endlichen Verfall in Blödſinn ich ein andermal zu berichten gedenke, verſteigert wurde, und welche mir neuerdings Veranlaſſung bot, meinen pſichologiſchen Scharfſinn zu üben und meine Menſchenkenntniß zu bereichern. Außer mir, einigen Lehrern der umliegenden Dörfer, dem Kaufmann unſres Dorfes und einigen ſich leidend verhaltenden Bauern, welche letztere nur in der Erwartung des geheimnißvollen Käſtchens aus Ebenholz, in dem nichts anderes als der Stein der Weiſen liegen ſollte, und von welchem die ſonderbarſten Gerüchte in unſerer Gegend umliefen, gekommen waren, bemerkte ich nur noch einen Mann, deſſen einfältiger Geſichtsausdruck und bäuerliche Tracht ſonderbar mit dem Feuer contraſtirten, das aus ſeinen mit langen blonden Wimpern beſetzten Augen ſo oft hervorbrach, als ein neuer beſtäubter Foliant auf den Auctionstiſch kam. Kaum gelang es mir, einen kleinen Horazius Flaccus und einen in Schweinsleder gebundenen Terenz zu erſtehen, denn beſagter Mann ſchien wie der lebendige Teufel auf heilige und profane, auf antike und moderne Werke zu brennen; beſonders ſchien er es auf Bücher in Quart, deren Deckel Spuren von Goldverzierung an ſich trugen, angelegt zu haben. Sein Eifer war nur dem eines gefräßigen Kindes vergleichbar, das ein Lieblingsgericht auftragen ſieht; ſo ſtellte er ſich auf die Fußſpitzen, ſo reckte er beide Arme aus, ſo verlangten ſeine Blicke nach den Büchern, die aus der dunkeln Kammer erſt ſtoßweiſe hereingeſchafft wurden. Das Publicum lachte, ich verwunderte mich, aber ein Weib, das an der Thür' ſtand, weinte bitterlich, und zwar um ſo heftiger, als der Bücherhaufe anwuchs, den jener ſonderbare Mann an ſich gebracht hatte. Ich merkte alsbald, es ſei deſſen Weib, trat hin zu ihr und fragte ſie nach ihrem Kummer. Sie trat hinaus in die Hausflur mit der bittenden Geberde, daß ich ihr folgen möge. »Hochwürden, geiſtlicher Herr!« ſprach ſie, indem ſie mir die Hand küßte, welche von ihren Thränen benetzt ward, »jener Menſch, der ſo in die Bücher vernarrt iſt, iſt mein Mann. Ich hab' ihn ſchon auf meinen Knien gebeten, bei unſerem kleinen Georg beſchworen, bei Gott und allen Heiligen — es hilft gerade ſo viel, als wenn ich meiner Schecke tauſendmal ſage, ſie ſoll nicht mit den Hinterfüßen ausſchlagen, wenn ich ſie melke; ſie thut's doch! — Er bringt ſich und mich um Haus und Hof und ſein Junge wird zuletzt der Bücher alle zu nichts anderem brauchen können, als ſie anzuzünden und ſich in ihrem Rauche zu erſticken. Ich möcht' alſo ſchön gebeten haben, wenn der geiſtliche Herr etwa ſich in's Mittel legte, wie er es ja ſchon bei ſo vielen ſchiefen Dingen gethan hat! Gott wird's lohnen!« — »Wie lange treibt er's ſchon ſo?« fragte ich. — »Nun, ſeit der Georg in die Schule geht — an zwei Jahr!« — »Lieſt denn Ihr Mann darinnen?« — »Beileibe nicht! Wie er ſie gekauft hat, da gibt er ſie zum Buchbinder, ſie entweder ganz neu in Goldſchnitt binden, oder wieder aufputzen zu laſſen, wenn auch ein ſchöner Schein d'ran iſt; es koſt't ſchon Hunderte!« — »Führt er ſich vielleicht Gäſte in's Haus und öffnet recht wohlzufrieden den Schrank und zeigt's Jedermann?« — »Nein, nein! was denken Sie, Hochwürden! ſie ſind oben in der guten Stube aufgeſtellt und da kommt keine menſchliche Seele hinein; er hat den Schlüſſel davon in der Taſche, in der Nacht unter'm Kopf, und wenn ich ihn frage, ob er denn die Mäuſe ſo gelehrt aufbringen will und daß ja dann kein Goldſchnitt nöthig wär', lacht er recht tückiſch und meint, »ich verſtehr das nicht,« und da möcht' ich gleich vor Zorn vergeh'n!« — Die Sache machte mich neugierig.

Du wirſt fragen, lieber Leſer, was mich die Paſſion eines Bauern angehr, der noch dazu gar nicht in mein Kirchſpiel gehört? Sieh, zur rechten Hand meiner Pfarre liegt der Kirchhof und gerade vor mir dehnt ſich ein Bauplatz aus, während zur linken ein neugebautes Haus ſteht, das noch keine Fenſter bekommen; ich wollte, der Eigner der Bauſtelle möchte mir bauen, des neuen Hauſes Herr noch lange ſaumen, die letzte Hand an ſein Werk zu legen: denn mich fordert der leere Platz, ſo oft ich an die Fenſter trete, auf, für mein Leben ein erſchaffenes Gebäude aufzuführen; das Häuslein links verlangt von mir, daß ich das Angefangene vollende, denn mein duſt'rer Nachbar rechts, der Kirchhof, ſpricht: Handle, ſonſt biſt Du reif für mich! — Ich ſchickte das arme bekümmerte Weib nach Hauſe und hielt mich zu ihrem Manne, als er ſeinen Bücherſtoß traumſtarrenden Blicks davontrug. »Vetter!« ſagte ich, »beſucht mich doch einmal, ich ſeh', Ihr ſeid ein Freund der Weisheit, es wäre uns vielleicht beiderſeits nützlich, ein wenig mit einander zu verhandeln; geht's doch immer beſſer, wenn zwei ein Bret durchſägen, als einer! ich hab' auch ſo manches Buch, womit ich Euch aushelfen könnte und möchte wohl von Euch ein Gleiches ausbitten!« — Der Bauer ſah mich zuerſt mißtrauiſch von der Seite an, denn er war gewohnt, daß man ihn für einen Narren anſprach; aber die erdliche Theilnahme, welche aus meinem Angeſichte redete, machte ihn ſicherer und er lud mich ein, ſeine Schätze zu beſichtigen, wenn ich nur nicht etwa die Gewohnheit habe, den Eindand zu ſchinden, oder den Finger an den Mund zu führen, ehedenn ich umblättre. Ich möge bald kommen, meinte er, denn es möchte dann zu ſpät ſein. — »Wie ſo denn zu ſpät?« — »Nu, es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen!« — Ich unterließ es nicht, ſchon den andern Morgen den Berg hinan zu meinem geheimnißvollen Bücherfreunde zu klimmen. Das Weib lächelte verſtändnißinnig und ich war froh, daß ſie ſo viel Zutrauen zu mir faſſen konnte, meine Methode, Einfluß zu nehmen, nicht zu langwierig zu finden. Der Mann blickte jene voll Selbſtbewußtſein an, denn gewiß war ich der erſte, der ſeiner Sucht nach Büchern ſo freundlich entgegenkam. Er verabfolgte mir ſogleich den Schlüſſel zu ſeiner Bibliothek mit einer Wichtigkeit, welche ganz die Größe des Opfers erkennen ließ, das er mir brachte, ich forderte ihn auf, an meiner Beſichtigung theilzunehmen; etwas verlegen ſuchte er Ausflüchte, er habe dringende Arbeiten u. ſ. w. — Entweder wollte er alſo etwaiges Eindringen in ſein Geheimniß verhüten, oder aber er fürchtete, ich möchte ſeinem Wiſſen auf den Zahn fühlen wollen. Ich trat allein in das Heiligthum. Wie zu erwarten war, fand ich daſelbſt äußerlich die größte Unformität, da waren an fünfhundert Bücher faſt von demſelben Format, alle mit blauem Saffianrücken, Goldſchnitt und allerlei Pomp und Deckelſchmuck: und wie ebenfalls zu erwarten, innerlich die abſurdeſte Verſchiedenheit. Da ſtand hart am heil. Auguſtinus das Mährlein vom Eulenſpiegel, neben dem ehrwürdig geſtalteten Antlitz eines Leitfadens für jeglich frommes Chriſtenkind ein Büchlein zu allerlei luſtigem Zeitvertreib; das Leben des h. Ignazius Loyola nebſt dem Orlando Furioſo; ferner ein Büchlein der Baumzucht eingeſchloſſen zwiſchen einem hebräiſchen Wörterbuch und einer Hebammenſchule u. ſ. w. u. ſ. w. Das Chaos machte mir bald den Kopf wirbeln, wenn ich es auch anfangs luſtig genug fand; am Ende ward mir's ſo unheimlich wie in einem Irrhauſe, wo allerlei Köpfe und Beine und Arme übereinander daliegen, die Perſonen verſchiedener Zeiten, Stande, Geſchlechter, Geſinnung angehörten. Die Weisheit nahm mich beim Arme und flüſterte mir in's Ohr: Siehe, es iſt Jedes für ſich hier recht gut und nützlich, aber zuſammen gleicht es dem Hienkaſten eines Tollhäuslers, darinnen auch alle Eigenſchaften und Fähigkeiten wohnen mögen, welche einen geſcheidten Kopf machen, aber ihre Miſchung iſt nicht organiſch, es fehlt die Ordnung, welche aus Nichts ein Etwas machen kann; hingegen wird Alles zu Nichts, wo ihre Bänder zerriſſen ſind.

Wenn ich auch durch meine Viſitation eigentlich die Sprungfeder der Sache nicht getroffen hatte, ſo trug ſie mir doch die Ueberzeugung ein, daß eine rein äußerliche Veranlaſſung den ſeltſamen Wahnſinn hervorgebracht habe, wodurch ich bewogen ward, meine Forſchungen bis auf Weiteres einzuſtellen; denn ein äußerliches Ereigniß ſollte mir ein Geheimniß erhellen und auflöſen, das durch mein Hinzuthun vielleicht immer dunkler und verſchlungener geworden wäre. Dieß mit Zuverſicht erwartete Geſchehniß ſollte in Geſtalt einer Schulprüfung erſcheinen, die im Dorfe des Buchernarren abgehalten, und zu der ich geladen ward. Letzterer war ebenfalls gegenwärtig, wiewohl ein ſchöner Sommertag nach langem Regen ihn dringend auf ſeine Aecker rief, und ich bemerkte, daß ſeine kindiſch-ungeduldigen Blicke bald auf ſein Kind, das in einer der letzteren Bänke und keineswegs vorne ſaß, mit einem Ausdrucke väterlicher Sorglichkeit gerichtet waren, bald wieder zurück auf das Pult des Lehrers eilten, wo ein Stoß rother Prämienbücher für die gnadenvolle oder gerechte Hand des Vicars bereit lagen. Wie immer, wurden jene Kinder aufgerufen, von denen man überzeugt war, daß ſie ihrer Aufgabe gewachſen waren, und zu meinem und des Bücherfreundes Bedauern machte man keine Miene, des eben Genannten armen Jungen zum Examen zu fordern. Jedoch es geſchah auf meine Verwendung. Leider machte der Schreck den Buben ſo befangen, daß er aus dem Stottern der Unwiſſenheit nicht herauskam; übrigens ſchien mir ſeine Phyſiognomie viel Innerlichkeit zu verrathen, welche, vom friſchen Winde des Lebens angefacht, vom verhüllenden Rauche befreit, in reiner Flamme zu lodern nicht ſaumen wurde. Das Kind ward zwar nicht geradezu getadelt, aber auch nicht gelobt und mußte eine heilſame Ermahnung zu größerem Fleiße und Wetteifer dankbar annehmen, wiewohl ſeine zuckenden Mundwinkel keine

Digitized by Google

große Befriedigung aussprachen. Die Prämien wurden ausgetheilt und während der rothe Stahl eines solchen Buches das Symbol der innern Freude für den Empfänger war, beannte er in den jungen Seelen der Unbelohnten als Flamme des Neides und bei den boshaft Angelegten als die des Hasses weiter. Ich unterließ es nicht, den guten Bücherfreund zu beobachten. Er war weit ungeduldiger als sein Kind; er drehte sich fast wie ein Kreisel um sich selber, seine Wangen waren lebhaft geröthet, seine Hände fingerten wie in convulsivischen Zuckungen, seine Blicke schossen wie Pfeile auf den Vicar und den Lehrer und als der Büchervorrath fast zu Ende ging, konnte er sich nicht mehr halten und lief davon. Ich beeilte mich, das allerletzte Exemplar für meinen Clienten in Beschlag zu nehmen, weniger um des Kindes als des Vaters willen, dessen Ideenfixirung ich mir nunmehr erklären zu können glaubte, und auf den ich dadurch einen wohlthätigen Einfluß zu üben gedachte. Allgemeine Sensation erregte aber ein Vorfall, der sich an der Thüre des Schulhauses ereignete, als die Kinder entlassen und die Glieder der Prüfungscommission ebenfalls auseinander zu gehen im Begriffe waren. An der Schwelle stand ein Karren hochbeladen mit schöngebundenen Büchern, welche der Büchernarr pünctlich an diejenigen Kinder vertheilte, welche ohne Prämien ausgegangen waren, so daß die verworfenen Steine zu Eckſteinen wurden und der Neid auf die früher Benedeten zurücksprang. »Vater, ich hab' auch eins!« rief jenem sein Knabe entgegen und hielt seine rothe Prämie triumfirend in die Höhe — aber im Eifer seiner Vorfreudigkeit riß es ihm der Vater aus der Hand. »Du brauchst kein Bettelgeschenk!« schrie er und warf es weithin in den Morast, so daß der Junge kläglich zu jammern begann, während seine Kameraden mit ihren lateinischen, griechischen, italienischen, mediceischen und historischen Werken sich jubelnd nach Hause begaben. — Also ein solches Prämienbuch, das er als Knabe voregebens mit glühenden Blicken verschlungen hatte, wirkte so nachhaltig in dem Manne, daß ihm jegliches Buch als ein kostbarer heiliger Gral erschien, den man unter jeder Bedingung erwerben müsse; wenn ihm auch der Inhalt mehr als gleichgiltig blieb. Mittlerweile unterließ ich nicht, mir vom Buchbinder einen Stoß passender Bildchen zu holen, die ich gegen die kostbaren, den Kindern unnützen Bücher austauschte, welche letztere ich zum Theil an mich brachte, zum Theil an die Geistlichen und Lehrer der Umgegend zu verkaufen suchte, so daß ich mich mit einem runden Sümmchen bei meinem guten Bauern einfinden konnte. »Nun, kam's nicht an die Sonnen?« fragte er den Eintretenden schmunzelnd. »Nein, in den Koth!« erwiederte ich und spielte von einer Hand in die andere mit meinen Silberzwanzigern. »Was hatte der tolle Streich denn eigentlich zu bedeuten?« feug ich, um meinem Gelde ebenen Weg zu bahnen; er setzte sich zutraulich an meine Seite, legte die schwere Hand auf meine Achsel und sprach: »Ihr gelehrten Herren habt leicht reden! Der Reiche weiß nicht, wo den Armen der Schuh drückt, und Ihr, die Ihr in Büchern schwimmt, könnt nicht glauben, wie es einem ums Herz ist, wenn man so muthwillig um alle Weisheit gebracht worden ist. Hochwürden! ich könnte vielleicht jetzt meine Hand in Ihre legen und sagen: Herr Bruder! wenn ich vor vierundzwanzig Jahren in dem und dem Schulhause, bei der und der Prüfung, von dem und dem Vicar, jenes und das Buch bekommen hätte mit rothen Deckeln und goldenem Schnitt! Aber die Herren wußten nicht, was in mir stak, und so ist nichts aus mir geworden als ein einfältiger Bauer! Ich ackerte alle Lust zum Lernen, das rothe Buch tanzte immer vor meinen Augen, bei Tag und bei der Nacht, und wenn ich auch noch so fleißig gelernt hätt', sie hätten mir's doch so nicht gegeben, und da ward mir alles Lernen ein Gräuel und ich kam zum Kuh'hüten; das wünsche ich aber keinem Kinde, so viel auszustehen wegen einem Büchlein; da hab' ich denn meinem Karle und den andern Unglückspitzen die Bücher gekauft und, als die Commission sie im Trockenen sitzen ließ, unter sie vertheilt!« — »Aber die Bücher können unter den Kindern verdammt wirthschaften, Ihr unüberlegter, kindischer Mann; gibt man auch einem Säugling ein Messer oder einem jährigen Kalbe eine Centnerlast auf den Rücken? jenes wird sich schneiden und dieß wird stürzen! dem Kindlein ein Töcklein, dem Kalblein ein Glöcklein! Hättet Ihr mir's entdeckt, ich hätte prächtige Bilder unter sie vertheilt, von der heil. Genovefa und dem armen Robinson!« — »'s ist Jammerschade! Sie verstehen's freilich besser als Unsereeins, Hochwürden! Mich gereut's fast!« — »Das ist schön von Euch! Sehr, um Euch die Reue zu ersparen, habe ich in Eurem Namen die Bücher um Bilder ausgelöst, selbe verkauft und hier ist ein schönes Sümmchen dafür, das Ihr in die Truhe legen möget für Euren Jungen, den ich von heute an in meinen Unterricht zu nehmen gedenke.« — Man willigte ein mit großen Freuden.

(Wird fortgesetzt.)

Moritz Reich.

Doctor Faust in Auerbach's Keller zu Leipzig.

Ballade von Dr. Johann Nep. Vogl.

Es ging einmal spazieren der Doctor Johann Faust
Vor'm Hall'schen Thor zu Leipzig, wo er nicht lang noch haust,
Da trat er eine Heerde, dort gab es wildes Scheer'n,
Es saßen die Studenten von Leipzig zu dreien.

Nicht mocht's den Schülern munden, zu sauer ist der Trank,
D'rob waren mit dem Kellner gerathen sie in Zank,
Doch Faust vernahm mit Lächeln so Lärm als Zänkerei,
Und dacht' der Bocksbeinjahre zu Ingolstadt dabei.

D'rauf schlenderte er weiter, und kam zur Stadt hinaus,
Doch bald verspüret leider er ein Gelüst nach Wein,
Beim Keller stand er eben, nach Auerbach genannt,
Und stieg hinab, von Niemand im Kellerraum gekannt.

Er trank vom »Rostedauber«, da ward ihm wohl zu Muth,
Versuchte dann den »Metzner«, und dacht': der Trunk ist gut.
Beim »Wittenberger« fielen ihm die Studenten ein:
»Ha, wenn die armen Teufel jetzt hätten solchen Wein!«

Zunächst der Kellertreppe, sieh da, in dichtem Hauf
Die Scheerter, um zu schrotten ein Faß den Steig hinauf,
Die schieben und die rücken, und zieh'n mit aller Macht,
Um ihrer Last zu schaffen ans finst're Kellernacht.

Ha, wie die Sehnen schwellen, wie Wang' und Stirne glüh'n,
Doch macht der Zehnerner zu Schanden ihr Bemüh'n.
Da denkt der Faust sich plötzlich: Wie wär's, wenn ich zum Spaß
Den Burschen draußen schaffte in's Glas ein bess'res Naß? —

»Ei, sagt mir doch, Ihr Schrötter, was mühl Ihr Euch so viel?
Solch Ding hinaufzudrainen, das deucht mir nur ein Spiel?«
Spricht da der Wirth mit Zürnen: »Was dönnt Ihr mein Gesind'
Ihr werdet uns wohl heißen zu fordern das Gebund'?«

»Euch helfen?« spricht der Doctor, »so etwas fiel mir ein!
Was gilt's, das ganze Fäßlein schraut' ich hinauf allein?«
D'rauf dieser: O des Prahlers! — Nun setzt doch Euer Kraft;
So Faß als Wein ist Euer, wenn Ihr hinauf sie schafft.«

»So sei's!« versetzt mit Lachen der Faust, und schwingt darauf,
Derob männiglich verwundert, sich auf das Faß hinauf,
Und ruft: »Nun stink, mein Rappe!« Und sieh, zu Scherz und Scherz,
Trottirt der Zehnerner mit ihm auch schon hinaus.

Mit offnen Mäulern schauen ihm Wirth und Schrötter nach,
Der Faust jedoch trottiret, als trug' ihn ein Walach.
Er gibt dem Roß die Schenkel, er gibt dem Roß den Spern,
So geht's hinaus zum Thore, so geht's durch Busch und Dorn.

Nun hält er vor der Schenke, wo also sau'rer Wein,
Und ruft: »Herbei Studenten! Ich bring' ein Glas vom Rhein!«
Da gab es ein Gejubel, ein Lachen ohne Maß,
Und Keiner wich, so lange ein Tropfen noch im Faß.

Bei Auerbach im Keller da hängt ein Conterfei,
Das weis't noch heut' zu Tage des Zauberers Reiterei,
Ich sah's mit eig'nen Augen, als ich mit Moslerglut
Mich dort erwärmt, und dachte, wie Faust: der Trunk ist gut.

Odessa.

(Zur Erklärung der Kunstbeilage.)

An der Stelle, welche gegenwärtig das blühende Emporium des südlichen Rußlands einnimmt, lag in alten Zeiten der römische Portus Istriorum, und in der Periode der Türkenherrschaft der kleine türkische Ort Hadschi Bei. Das jetzige Odessa wurde 1792 von der Kaiserin Katharina II. auf Anrathen der Akademie gegründet und durch Richelieu, später durch Woronzow in Flor gebracht. Odessa stellt eines der schönsten Resultate der Handelsfreiheit dar. Man erklärte den Hafen für einen Freihafen und die Capitalien flossen zu. Die Cultur entwickelte sich in den benachbarten Provinzen, Ausfuhr- und Taschhandel wurden ermuntert, und so erhob sich die Stadt. Diese hat nach der letzten Zählung 97,024 Einwohner und bietet von der Meeresseite einen herrlichen Anblick dar. Die natürlichen Vortheile der Lage sind groß; die Donaumündung ist nahe und Konstantinopel erreicht ein Dampfschiff in weniger als 40 Stunden. Odessa ist die Provinzialhauptstadt des südlichen Rußlands, welches als Regierungsbezirk die Gouvernements von Cherson, Taurien und Bessarabien begreift, und zugleich das Hauptquartier des militärischen Oberbefehlshabers. Gewöhnlich hatte man das Jahr 1847 als einzig in den Annalen des Odessaer Verkehrs angenommen. Das vorige Jahr hat es noch übertroffen. Im Jahre 1853 sind nämlich von 2246 eingelaufenen Schiffen 1902 mit Fracht wieder abgegangen und 344 im Hafen geblieben, während man in dem denkwürdigen Jahre 1847 bloß 1662 angekommene und 1642 abgegangene Schiffe zählte. Mit keiner Nation steht Odessa in lebhafterem Verkehre, als mit den Italienern. Nach ihnen kommen die Engländer, dann die Griechen.

Wie alle neueren russischen Städte, ist auch Odessa nach einem sehr regelmäßigen Plane gebaut. Das Terrain, das die Stadt bedeckt, ist ungemein groß, und in mehreren Richtungen, wenn man die Vorstädte mitrechnet, kann man innerhalb der Stadt eine die fünf Werst weit geradezu fahren. Doch hält sich ihr Kern in einem Halbkreise zusammen, den man vom Boulevard aus mit einem Radius von zwei Werst Länge beschreiben kann. Das Terrain ist überall gleichmäßig flach, wie die Steppe, und der Plan weder von einem Fluß durchschnitten, noch von einer Bodenerhebung in seiner Entwickelung gehemmt. Nur ein paar tiefe Regenschluchten durchfurchen ihn, über welche einige Brücken geführt werden mußten. Die Straßen sind breit und die freien Plätze groß. Rund um die Stadt herum ist Alles frei, so daß man bei mehreren quer durchsetzten Straßen auf der einen Seite unmittelbar aufs Meer, auf dem anderen Ende auf die Steppe die Aussicht frei behält, und also diese beiden Weiten immer unmittelbar in die Stadt hineinblicken.

Die Gebäude der eigentlichen Stadt sind zweistöckig, mit flachen Eisendächern, mit vielen Säulen und Balcons und machen größtentheils einen recht guten Effect; besonders angenehm ist es, daß alle sich so bequem und vollständig entwickeln können und nirgends der Raum beschränkt erscheint. Höchst vortheilhaft nehmen sich die schönen, überall in den Straßen vertheilten Kornmagazine aus, durch deren luftige Fenster man den Segen der Felder in reichlichen Massen aufgespeichert sieht. Diese Magazine, an denen Odessa überreich ist, werden ganz mit derselben Eleganz wie die Wohnhäuser gebaut, und einige derselben sind wahre Prachtgebäude.

Man hat bei Odessa zwei Molo's in die See hinausgebaut und dadurch zwei Häfen gebildet. Der eine heißt der Quarantänehafen, der für die aus Pestgegenden kommenden Schiffe bestimmt ist; der andere heißt der Kriegshafen (welche Benennung jedoch bekanntlich die jüngsten russischen Bulletins in Abrede gestellt haben), weil er zunächst für die russischen Kriegsschiffe, dann auch für alle nicht verdächtigen Schiffe dient. In jeden dieser beiden Häfen fährt von dem hohen Steppenplateau, auf welchem die Stadt liegt, ein tiefer Thaleinschnitt aber eine breite Schlucht herab, in welche jetzt beständig das regste Handelsleben strömt, und wo die Zufuhr zu den Häfen hinab und die Einfuhr von ihnen herauf immer auf und nieder pulsirt. Der Quarantänehafen ist natürlich der größere und mächtigere. Er selbst, sein Molo und ein großes Stück des Ufers bis auf die hohe Steppe hinauf, wo eine Citadelle liegt, dient Alles und darin die Quarantänegebäude, d. h. Waarenspeicher für verdächtige Waaren; Hospitäler für die Kranken, Wohnhäuser für die Aerzte und andere Beamten, sowie für die Passagiere, welche sich der Quarantäne unterziehen, Kaffeehäuser, große Plätze zum Spazierengehen und zum Ausladen der Waaren: diese sämmtlichen Dinge umfaßt die Quarantäne, und sie sind von Mauern, Befestigungen und Gittern umgeben, zuletzt aus dem Zusammenhang der Umgegend herausgeschält und von einer Kette mit scharfgeladenen Flinten und Pistolen bewaffneter Soldaten umgeben, die keinen Unbefugten hinein nach herauslassen. Auf dem Meere wird diese Kette durch eine Reihe von armirten kleinen Schiffen geschlossen, auf deren jedem sich vierzig Mann Soldaten und ein paar Kanonen befinden. Die Russen nennen diese Schiffe mit einem deutschen Worte »Brandwacht«. Eine dieser Brandwachten liegt ziemlich weit in's Meer hinaus, hält jedes ankommende Schiff in respect, voller Entfernung und nöthigt es vorläufig zum Ankern auf der Rhede.

Im gegenwärtigen Augenblicke hat Odessa aufgehört eine friedliche Hafenstadt zu sein, vielmehr bedeutende Befestigungen erhalten, und die neueste Promotion des dortigen Gouverneurs: Er werde noch Beurtheilung der Operationen vielleicht in die Lage kommen, die Handelsstadt selbst zu zerstören, hält das Damoklesschwert über dem Haupte dieser Schöpfung Katharina's II. gezuckt.

Kaiser Friedrichs III. Grabmal im St. Stefansdome zu Wien.

(Mit einer Abbildung.)

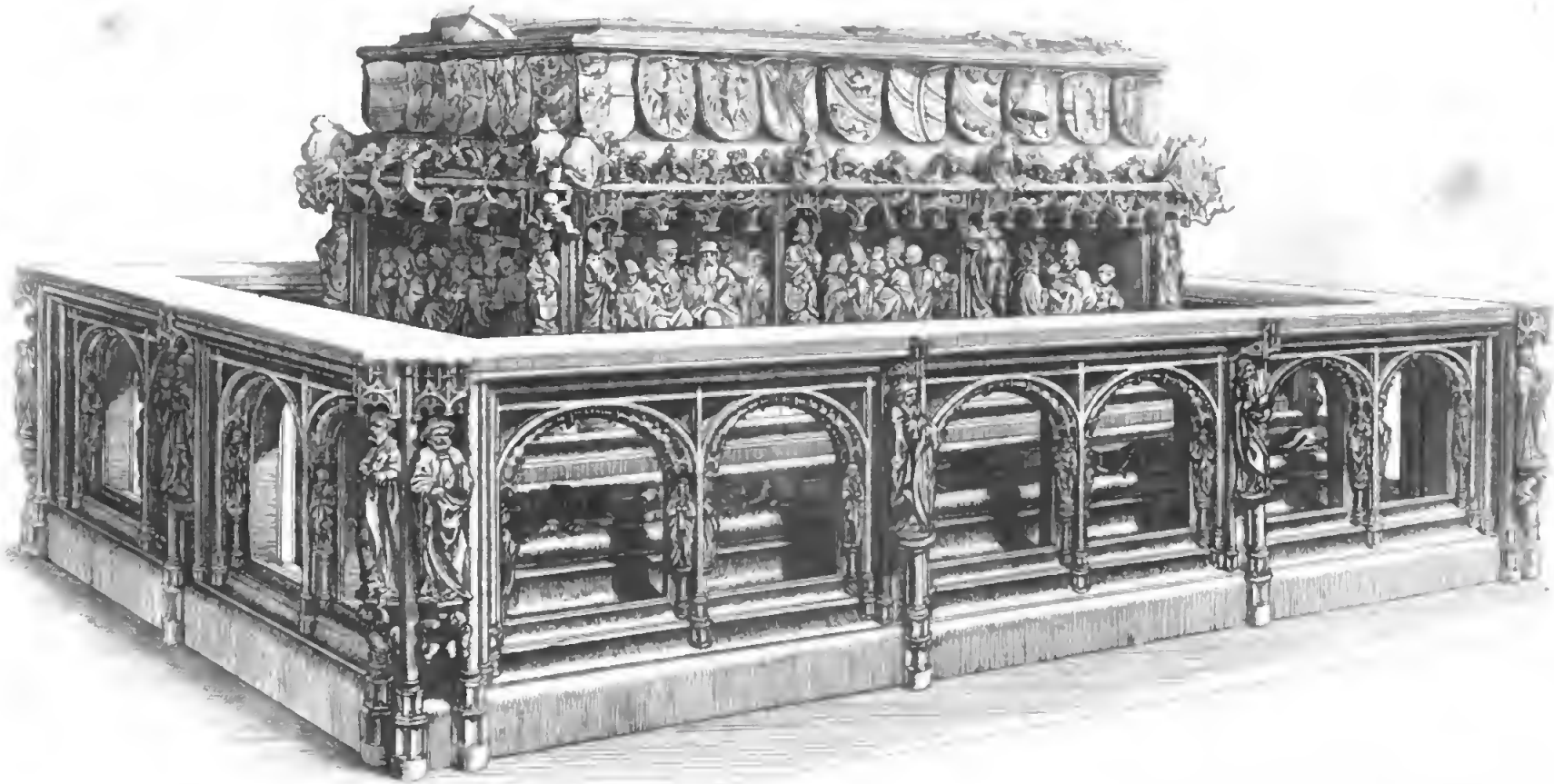
Dieses Mausoleum ist einer der herrlichsten Kunstschätze aus den Vermächtnissen des Mittelalters und gibt uns, gerade im Erlöschen jenes Aeroms entstanden, ein vollendetes Bild jener kerndeutschen Meisterschaft mit ihrem wundervollen Gestaltenreichthum, in welchem so oft die Gebilde aller Naturreiche in abenteuerlichster Weise die leitende Idee des Kunstwerks commentiren, wo oft der entlegenste Winkel noch irgend ein seltsames Object verbirgt, das von der verschwenderischen Künstlerhand wie zufällig dahin verstreut scheint. In der Mitte der sogenannten Passionscapelle des St. Stefansdomes, die zur Rechten des Hauptaltares gelegen ist, prangt das Monument, aus schönem braunrothen, weiß gesprenkelten und geäderten Salzburger Marmor, und aus einer aus gleicher Masse kunstvoll gebildeten vierseitigen Galerie eingeschlossen. Auf mehreren, aus geschmackvoll geordneten Systemen von Staaben, Hohlkehlen und Leisten gebildeten Absatzungen erhebt sich das parallelepipedische Fundament, und auf diesem der gleichgestaltige, jedoch etwas niedrigere Sarg. Der Deckel desselben ist dem Blicke des auf der Grundfläche der Kirche stehenden Beschauers leider nicht zugänglich, und trägt das mehr als lebensgroße Marmorbild des Kaisers im vollen Reichsschmucke mit geöffneten Augen. Sein Haupt ist von einem gothisch gerippten Dächlein überwölbt, das in seinem Mittelfelde den mit dem Christusklade durch die Wellen schreitenden St. Christof, in den Seitenfeldern zwei Heiligengestalten bietet. Gleich darunter entfaltet sich ein theilweise um das Scepter gewundenes Band mit den Buchstaben A. E. I. O. U. — Initialen des bekannten Wahlspruchs. Zu Füßen des Kaisers ruhen sieben Wappenschilder. Alles dieß ist von der Inschrift eingerahmt, welche Namen und Titel des Kaisers und das unvollendete Datum seines Todes enthält. Die Seitenflächen des Sarges werden von 30 Schildern eingenommen, deren Wappen theils den Besitzungen, theils verschiedenen Rechtstiteln und Ansprüchen Friedrichs III. entsprechen, zum hohe Kunstvollendung, zum Theile jedoch von unentzifferter Bedeutung sind. Das Piedestal des Sarges ist von diesem durch ein Gesimse höchst reichen Schnitzwerkes getrennt, welches von 12 theils verhüllten, trauernden, theils frommen Ueberresten und Ansprüchen Friedrichs III. entsprechen, zum hohe Kunstvollendung, zum Theile jedoch von unentzifferter Bedeutung sind. Das Piedestal des Sarges ist von diesem durch ein Gesimse höchst reichen Schnitzwerkes getrennt, welches von 12 theils verhüllten, trauernden, theils frommen Uebung hingegebenen Gestalten unterbrochen ist, deren on jedes Ecke sich zwei, die übrigen 4 symmetrisch an den Langseiten vertheilt finden. Von der untern Fläche dieses Gesimses steigen Säulenknäufe herab, welche nne unterhalb jeder der bezeichneten Gestalten sich in Säulen fortsetzen und zur Grundfläche des Piedestals herabsteigen. Diese Säulen sind von meist mit kirchlichem Ornate bekleideten Statuetten eingenommen, und vier derselben theilen die Langseiten je in drei Felder. Die 6 Felder der Langseiten und die beiden Schmalseiten des Piedestals sind von acht gestaltenreichen, erhaben gearbeiteten Gruppen eingenommen, und enthalten die Acte der frommen Stiftungen, mit welchen Friedrichs gläubiger Sinn besonders die vielgeteerte Neustadt bedacht hatte. Mit Recht haben diese herrlichen Gruppen Thorwaldsens begeisterte Bewunderung gefunden und es leuchtet ein wunderbares Gestaltungstalent des Künstlers aus dieser Lösung der undankbaren Aufgabe, dasselbe einfache Ereigniß der Stiftung achtmal mit stets neuer abwechselnder Individualisirung durchzuführen. Auf dem vorerwähnten Stufensystem, welchem das Piedestal aufruht, lagern fantastische Thiergestalten in mannigfacher Attitude, wie es scheint nach zwei menschlichen Schädeln hinzielend, welche in der Mitte beider Langseiten die Thierreihe unterbrechen. Das Geländer, von welchem das Grabmal umschlossen ist, wird durch eine Reihe zierlicher Arkoden gebildet, deren Pfeiler die Statuetten von Heiligen zieren. An den Langseiten ist ihre Anordnung eine paarweise, und sind die drei Paare durch mächtigere Pfeiler unterbrochen, welche mit den Eckpfeilern und den mittleren der Schmalseiten Christus und die Apostel repräsentiren.

Dieses Kunstwerk verdankt seine Entstehung dem Kaiser Friedrich III. selbst, welcher die Ausführung seines Grabmals bereits 20 Jahre vor seinem Tode dem Leydener Werkmeister Nikolaus Lerch übertrug, selbiges aber im Anfang vermuthlich nicht für Wien, sondern für sein mit Recht bevorzugtes Neustadt bestimmte, worauf vorzugsweise der Charakter der Darstellungen an den Seitenflächen des Piedestals schließen läßt. Aber noch im Todesjahre Friedrichs (1493) wurde Lerch von der Werkstätte, in der er das Kaisergrab meißelte, abberufen, um sein eigenes Grab zu beziehen. Er dürfte über die Vollendung des Sargdeckels nicht hinausgekommen sein. Kaiser Maximilian I. ehrte die Manen des Vaters durch Fortführung seines unvergänglichen Denkmals, und scheint solches etwa in weiteren 20 Jahren durch Meister Michel vollendet worden zu sein, welcher sich »Kaiserlicher Majestät Grabmacher« titulirte. Am 6. November 1513 wurden die Reste des greisen Kaisers ihrer 20jährigen Ruhestatt in der Fürstengruft zu St. Stefan wieder entnommen und mit hohem Gepränge im prachtvollen Sarge seines neuen Denkmales bestattet. Es bleibt ungewiß, ob die Verherrlichung unserer Metropole durch dieses unvergleichbare Denkmal, so wie die Ruhestatt seiner Gebeine in dieser Stätte, in den Wünschen des todten Kaisers gelegen. Die Denkmäler seines Glückes: Zeichens die Gemahlin, die vielgeprüfte Eleonore, sowie drei Sprößlinge seiner Ehe, schlummern in Neustadt, während Wien schon als Residenz des stolzen Ueberwinders Corvin ihm ein Denkmal bittern Unglücks war. Doch mag der Kaiser wirklich, wie es scheint, durch späteren Entschluß seine Hülle den Wienern als versöhnendes Vermächtniß gegönnt, so haben sie dafür in späterer Zeit ihre Schuld gegen ihn in glorreichen Tagen der Treue gegen seine hohen Nachkommen vielfach gesühnt.

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

Digitized by Google



GRABDENKMAL KAISER FRIEDRICH'S III.

IM DOM ST. STEPHANSDOME ZU WIEN

Beilage zu M. Auer's polignotisch-illustrirter Zeitschrift „Faust".

Druck von Haigl und Auer

AUSZEICHNUNG UND ENTSCHLUSS.

Beilage zu H. Auer's „Faust."

Druck von Kargl und Auer.

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Drucksünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.
Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirte erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Inhalt: In der neuen Welt. (Fortsetzung.) — Des Wortes Abgesandter. (Schl.) — Der Seekrieg. — Benau's Tod, Begräbniß und Grab. — Bomarsund.
Artistische Beilagen: Benau's Grabmal. (Kupferstich.) — Bomarsund. (Umdruck auf Stein.) — Landschaft. (Radirung in Kupfer.)

№ 15. — I. Jahrgang. Wien 1854.

In der neuen Welt.

(Fortsetzung.)

3.

Die Shoshonen.

Sie schritten langsam neben einander den Hügel hinab und durch das Flußbett dem jenseitigen Ufer zu, an dessen Rande die drei Abgeordneten ihrer regungslos harrten.

Einer von diesen, derselbe, um welchen sich früher oben der Berathungskreis gebildet hatte, that nun einen Schritt auf die Ankömmlinge zu und gab dem Baron ein Zeichen, er möge sprechen.

Es war dieß ein schöner, athletisch gebauter Mann von etwa dreißig Jahren, über sechs Fuß hoch und so vollkommen ebenmäßig gegliedert, daß er einem Bildhauer zum Modelle hätte dienen können; eine Gestalt, deren Kraftausdruck und Schönheit noch durch eine Haltung gehoben ward, aus welcher mächtiges Selbstbewußtsein in weit mehr edler als wildstolzer Weise sprach; so daß sein Anblick die Gekommenen, die ihn mit Ueberraschung und Bewunderung betrachteten, mit Vertrauen erfüllte.

Die Züge seines nicht tätowirten Antlitzes von dunklem Oliventon, eben so rein und edel geformt wie seine Glieder, belebten sich durch einen Blick aus großen, schwarzen, starkbeschatteten Augen; ein Blick, der bei aller Gewalt, womit er den Gegenstand erfaßte, doch auch etwas Mildes, fast Elegisches an sich hatte, das zu vertrauensvoller Mittheilung ermuthigte.

Seine Bekleidung war malerisch, ohne Bizarrerie. Um die hohe Stirne, von der sein blauschwarzes glänzendes Haar in dichten weichen Wellen gleichgetheilt auf den starken Nacken niederfloß, schlang sich ein zollbreiter Geldreif, woraus sich ein kronenförmiger Federschmuck erhob, dessen bunte Färbung mit dem dunklen Teint des Gesichtes scharf contrastirte. Hals und Brust trug er bloß, ohne allen Schmuck; dagegen waren die muskulösen Arme mit Korallenschnüren und goldenen Spangen umwunden, von denen eine über dem Gelenke der rechten Hand die Gestalt einer Schlange hatte. Von den schlanken Hüften herab bis zu den Knieen fiel in reichen Falten ein Rock von purpurnem Wollstoffe, durch einen handbreiten Ledergürtel um den Leib befestigt. Die nackten Beine waren oberhalb der Knöchel mit gelben Ringen verziert und die Füße mit künstlich gearbeiteten Mokassins bekleidet. Als einzige Waffe trug er einen ungeheuren Tomahawk, ganz aus blankem Stahl, auf den er stehend, ungebückt sich stützen konnte; welche riesenmäßige Waffe er in dem Augenblicke, da er den Kommenden entgegentrat, wie einen Rohrstab erhob und wieder senkte.

Seine beiden Gefährten, gleich ihm und allen Übrigen nur um die Lenden bekleidet, waren vorgerückteren Alters, ebenfalls von kräftigem, aber bei weitem wilderen Aussehen; die Gürtel dieser Zwei trugen die entsetzlichen Trofäen der Indianer, Skalpe; bewaffnet waren sie mit kurzen Tomahawks und langrohrigen Flinten; Gesicht und Brust, stellenweise tätowirt, ließen als Stammsinbol eine Schlange in hellblauer Farbe erblicken.

Der Baron, mehrerer europäischen Sprachen mächtig, wollte jetzt, da er mit den Indianern sich zu verständigen hatte, zuerst mit der englischen es versuchen; einmal, weil ihm diese nächst der deutschen die geläufigste, und dann weil auch anzunehmen war, daß von den Shoshonen wenigstens einer der älteren dieser Sprache kundig sein und ihm sonach als Dolmetsch dienen dürfte.

Ist Einer unter Euch, — begann er denn auch in diesem Idiome ruhigen Tones die Alles entscheidende Unterredung, — der Englisch oder eine andere Sprache des weißen Mannes spricht?

Auf dieſe Einleitung, zunächſt an den Führer gerichtet, entgegnete derſelbe, zu freudigem Erſtaunen des Barons, ſehr deutlich und geläufig engliſch:

Ich und mehrere der Meinigen verſtehen dieſe und auch noch andere Sprachen der Bleichgeſichter; unſer Ohr hat ſich im mexikaniſchen Gebiete an das Spaniſche, in Oregan und am Miſſiſippi an das Engliſche gewöhnt, wenngleich nicht unſer Sinn; aber banget darum nicht, Ihr Fremdlinge, und folget mir getroſt in die Mitte meiner Krieger, auf daß ſie durch meinen Mund vernehmen, was Ihr mir vertrauen werdet; kommt!

Dieß geſprochen, ſchwang der gewaltige Führer ſeinen furchtbaren Tomahawk leicht über die Schulter, wandte ſich und ſchritt mit hohem Anſtande dem Walde zu, gefolgt von den überraſchten Fremdlingen, denen die beiden anderen Indianern dicht zur Seite blieben; ſo daß der Zug mehr einer Escorte von Gefangenen als einer freundlichen Begleitung glich.

In wenigen Minuten war der Waldſaum erreicht, vor welchem ſich der Trupp Rothhäute in noch unveränderter Haltung befand.

Es beſtand derſelbe aus faſt durchgängig jungen, ſtarken und wohlgebauten Männern von mehr kriegeriſch-mächtigem als wildem Ausſehen, nicht unedler Geſichtsbildung, wenig tätowirt, bis auf den Lendenrock entblößt, die Haare lang, von einem Stirnbande um die Schläfe gefeſſelt, die ſcharfbraune Hautfarbe durch mehr und minder ſchimmernden Schmuck von hinten Federn, Ringen und Glasperlen gehoben, theils mit Flinten, theils mit Bogen und Pfeilen oder Wurfſpeeren verſehen, alle aber mit Beil und Skalpmeſſer im Gürtel.

Jetzt begrüßte in eben nicht ſehr aufmunternder Weiſe die Ankömmlinge ein ſeltſames, dem dumpfen Brauſen der hohlgehenden See nicht unähnliches Getöne, und ſie ſahen ſich plötzlich inmitten eines weiten, von den Indianern geformten Kreiſes, und die Blicke Aller, die indeß mehr Neugierde als Zorn verriethen, auf ſich gerichtet.

Der Baron betrachtete ſie ruhig und wollte eben das Wort ergreifen, als er ſich mit ſeinem Sohne und Diener von einem zweiten, engeren Kreiſe umringt ſah, den der Führer mit ſeinen zwei Begleitern und neun aus den Älteſten des Trupps eben ſo raſch als geräuſchlos gebildet hatte. Erſterer ſchwang den Stahltomahawk, ſenkte ihn, ſtützte ſich darauf und ſprach engliſch die Fremden an, indem er ſagte:

Bevor wir Euch die Friedenspfeife reichen und Euch dadurch, ſo lang' Ihr deſſ' würdig bleiben werdet, den Schutz der Gaſtfreundſchaft anbieten, entdecket uns, wer Ihr ſeid, was Ihr in dieſem Gebiete wollt, das unſer angeſtammtes freies Eigen iſt. Redet die Wahrheit; denn der große Geiſt hört Euch und er beſtraft die Lüge. Sprechet wahr zu mir, dem Häuptlinge eines mächtigen Zweiges vom Stamme der Shoſhonen, den der Wille des Ewigen in dieſes herrliche Land gepflanzt und bisher noch ungeſchwächt, in voller Blüthe und Frucht erhalten hat. An fünfhundert Krieger, deren Tapferkeit tauſend Skellen zwiſchen den zwei großen Strömen beſtätigen, gehorchen meinem Befehle; dennoch ſpreche ich friedlich zu Euch, denn Eure Friedenszeichen haben die Zornglut ermäßigt, die an den Schläfen des rothen Mannes beim Anblicke des weißen als Schlange emporſchießt und das Gehirn entflamme zu Gedanken der Gewalt. Noch einmal, ſprechet wahr, offen; drei dieſer bejahrten Krieger, mir zur Seite, verſtehen gleich mir dieſe Sprache, und, was noch mehr, ihr Blick iſt, wie der meinige, nicht zu täuſchen, er findet den Weg durch's Auge zum Herzen. Redet nun, ich habe geſprochen. —

Die Greiſe hatten mehrmals, wie zum Zeichen des Beifalls für die Worte des Häuptlings, ſich geneigt und gaben nun dem Baron zu erkennen, daß er ſprechen ſolle.

Und dieſer, während ſein Sohn, der des Engliſchen gleichfalls kundig und von den Worten wie von dem ganzen heroiſchen Weſen des Häuptlings ſichtlich ergriffen war, denſelben mit immer ſteigender Bewunderung in's Auge faßte, nahm jetzt, ſeinen Zweig wie zum Gruße ſenkend, mit edler Feſtigkeit in Miene und Ton das Wort und ſprach:

Das Reich des großen Geiſtes iſt ohne Gränzen, und allüberall iſt Leben durch Ihn und in Ihm. Er kennt keinen Unterſchied der Farben, keinen der Sprachen; die Farben ſind für Ihn nur Strahlenbrechung ſeines ewigen Lichtes, die Sprachen nur das wechſelnde Lallen ſeiner Kinder; es lebt nur Ein Gott und wir Alle, ohne Unterſchied, ſind durch Ihn, der immer war und immer ſein wird!

Die Greiſe blickten den alſo Sprechenden mit Verwunderung an; der Häuptling aber gab ihm einen Wink, innzuhalten, richtete den Kopf empor und theilte mit erhobener, weithintönender Stimme dem ganzen Trupp den Inhalt der eben vernommenen Anrede in der Sprache der Shoſhonen mit; worauf ein beifälliges Gemurmel durch den ganzen Kreis hin erfolgte.

Dann begann der Baron von neuem und ſprach alſo weiter:

Die Erde iſt groß und ſchön, aber ungleich vertheilt ſind ihre Güter, und es ſtrebt die Nothwendigkeit dahin, eine Ausgleichung zu finden. Fern im Oſten von Euch, Ihr freien, tapferen Söhne dieſes fruchtbaren Landes, leben Millionen auf einem Gebiete, das für einige Tauſend von Euch zu klein, zu beſchränkt erſcheine; denn Euer Schritt iſt raſch wie die des Edelwildes, das Ihr jagt, und Eure Bruſt iſt gewohnt an den reinen Hauch Eurer unermeßlichen Wälder und Ebenen. Ihr kennt nicht die Noth, Ihr habt nie Thränen geſehen und Seufzer vernommen, wie ſie dort Armuth und Kummer den ſchlafgeſlohenen Augen einer Mutter, eines Vaters erpreſſen. Was mich und meine zwei Begleiter hier, meinen Sohn und Diener betrifft, ſo kamen wir nicht hierher, vom Nahrungstriebe gelenkt; ich hätte uns durch das Gold, welches ich bei mir führe, in meiner Heimat, fern im Oſten über dem großen Meere, ſo wie unter den Amerikanern in den Unionsſtaaten gute Unterkunft verſchaffen können; es zog mich eine ganz andere, tiefer begründete Nothwendigkeit aus den Städten und Dörfern der weißen Männer fort und führte mich zu Euch, von deren edlem Weſen ich gehört habe, um mit den Meinigen unter Eurem Schutze zu leben und zu ſterben.

Hier hielt er wieder inne, und der Häuptling, deſſen dunkelblickendes Auge bei des Redners letzteren Worten ſeltſam aufleuchtete, ſah jetzt wieder im Kreiſe umher, und trug das Vernommene mit lauter, gegen den Schluß hin etwas bewegter Stimme vor.

Carl und ſein Vater bemerkten den höchſt günſtigen Eindruck, den dieſe Mittheilung auf die Indianer hervorbrachte, hüteten ſich aber wohl, einen Blick der Zuverſicht zu wechſeln; ſie blieben ruhig und vernahmen hoffnungsbeſeelt das Beifallmurmeln der Schaar, das erſt auf ein Zeichen des Führers in ehrerbietiges Schweigen überging; wonach dieſer den Baron mit wenigen, aber ſehr freundlich betonten Worten einlud, das noch zu Sagende vorzutragen.

Ich war, ſchloß der Baron ſeine Rede, in meiner Heimat kein Krieger, ſondern ein Mann des Friedens; aber ich war ein Streiter für die Wahrheit und meine Waffe war das Wort der Ueberzeugung. Der Schein beſiegte mich; ich unterlag und zog mich zurück, verfolgt von Hohn, erfüllt von Gram. Meine Feinde machten mir die geliebte Heimat zur Wüſte. Meine Gattin ſtarb vor Kummer. Dieſer Jüngling hier, mein einziger Sohn, und dieſer Mann, mein treuer Diener, folgten mir in die Fremde. Ich faßte den kühnen Entſchluß, mit ihnen zu Euch, in dieſes ſo ferne Gebiet Amerika's mich zu begeben. Wir überſchifften das große Meer und gelangten nach vielem Ungemach bis zur Mündung des Miſſiſippi. Hier beſtiegen wir ein nach St. Louis beſtimmtes Fahrzeug und erreichten auch wohlbehalten dieſen Ort. Die Fahrt von dort den Miſſouri aufwärts, unſer ferneres einſames Wandern durch Prärien und Wälder bis hierher in Euer Gebiet war ein faſt ununterbrochenes Ringen mit Mangel und Gefahren; aber der große Geiſt hat uns beſchützt, und nunmehr haben wir das Ziel unſerer Wanderung erreicht, ſofern Ihr uns hier dulden werdet. Die kleine Inſel da, wo Ihr uns zuerſt erblickt, mit einem von Euch zu beſtimmenden kleinen Jagdgebiete und einem Stück Landes zum Getreidebau für drei Menſchen: dieß iſt Alles, nun was ich bitte und das ich Euch abzukaufen bereit bin: berathet hierüber und beſchließet. —

Auch dieſen Schluß der Rede theilte der Häuptling den Seinen mit und wandte ſich dann dem Baron mit den Worten zu:

Wir werden berathen, beſchließen; tretet indeſſen beiſeite und lagert Euch dort im Schatten der Bäume; bald vernehmt Ihr unſeren Willen.

Der Doppelkreis öffnete ſich und man ließ die Fremdlinge anſcheinend unbewacht unter eine vorſpringende Baumgruppe treten, wo ſie ſich, der erhaltenen Weiſung nach, im Graſe lagerten. Hier reichte der Baron ſeinem Sohne die Hand, welche dieſer an's Herz drückte, indem er ihm tief ergriffen zuflüſterte: Hoffe, theu're Vater!

Jetzt veränderte ſich die Scene vor ihnen.

Die älteſten der Indianer hatten ſich auf einer Erderhöhung niedergelaſſen und die übrigen ſetzten ſich in dichtem Halbkreis um ſie.

Der Häuptling, der allein inmitten desſelben ſtehen geblieben, redete nun die Verſammlung in der weichklingenden Sprache der Shoſhonen an und wies ſich während ſeines Vortrages ſehr bewegt. Dieſem folgte beifällige Zuſtimmung und, nachdem er ſich zwiſchen den Greiſen gelagert, ein zweiter Redner.

Digitized by Google

Es war dieß einer der beiden Indianer, die ihm zur Inſel gefolgt; ein Mann von harter kalter Miene, der alsbald ſeine Rede in ſtrengem Tone begann und über eine Viertelſtunde ununterbrochen ſprach, wobei er mehrmals heftig geſtikulirend auf die Fremdlinge hinzeigte. Er ſchloß damit, daß er, einige Worte mehr ſchreiend als ſprechend, mit der Linken ſeine Skalpe am Gürtel berührete und ſeine Rechte ſich um den Griff des Tomahawks ballte.

Das ſchöne Antlitz des Häuptlings verrieth während der Rede dieſes ſtarren, feindſeligen Wilden, was in ſeiner Seele vorging: es erſchien dieß als ein Gemiſche tiefen Schmerzes und unterdrückten Zornes, ſcharfen Nachſinnens und beleidigter Würde; mehrmals maß er den frechen Redner mit einem furchtbaren Blicke, ſenkte aber dann ſogleich das flammenſprühende Auge wieder und perßte ſeinen wuchtigen Tomahawk krampfhaft in den Boden.

Als der wilde Sprecher geendet und ſeinen Platz wieder eingenommen hatte, erhob ſich der Aelteſte des ganzen Trupps, ein Greis von ehrwürdigem und noch rüſtigem Anſehen.

Dieſer ſprach nur wenig; die Wirkung ſeiner Worte jedoch war eine entſchiedene, denn ein allgemeiner Ausruf beifälliger Zuſtimmung drang aus dem Kreiſe, und der Häuptling ſprang auf und drückte ihm ſtrahlenden Blickes die Hand. Hiernach redete der edle Führer die Verſammelten noch einmal an und rief ſodann den drei Harrenden zu, in den Kreis zu treten. (Fortſetzung folgt.)

Des Woida Abgeſandter.

(Schluß.)

Von dieſem Gedanken erfüllt, machte ſich Agathe auf den Weg, um wo möglich ihre Tochter noch einzuholen und ihr vorzuſtellen, daß ſie doch lieber ſchweigen möge.

Während das blödſinnige alte Weib in ſolcher Abſicht der halbverrückten Tochter nachrannte, dachte der Waldſaſſe bei ſeinem Kohlenmeiler ebenfalls an das geſtohlene Kind. Nun war der Stoffel zwar ein einfältig ſchlichter Mann, aber wenigſtens nicht im Kopfe verwirrt, wie ſeine Weibsleute, die von einer Viertelſtunde zur andern nicht wußten, was ſie wollten oder ſollten; ſo reifte denn in ſeinem Sinne ein vernünftiger Entſchluß, und er nahm ſich vor, nach desſelbigen Tages die kleine Eufroſine nach dem Gaisruggerhof zu bringen, von wo ſeine näeriſche Tochter das Kind im Schlafe entführt.

Der Gedanke war gut, und wenn der Waldſaſſe in ſeinem ſchwerfälligen Kopf nur um einen Tag früher denſelben fertig gebracht, ſo wäre Simon nicht zum Meuchelmörder am alten Thurmegger geworden.

Jetzt lag Roland, vom tödtlichen Blei getroffen, im grünen Gras, und der Mörder lief wie ein gehetzter Hirſch durch den Wald.

Seltſam! der Lanzknecht hatte doch ſchon den Sohn mancher Mutter erſtochen oder erſchlagen, mehr als einen ſogar aus dem Hinterhalte ganz unverwarnter Dinge erſchoſſen, und dennoch ſein Gewiſſen ihm nie einen Vorwurf darüber gemacht. Er war bei allen ſolchen Anläſſen immerdar vollkommen zufrieden mit ſich und der Welt geweſen, ganz wie im Augenblicke der junge Oſtertag ſich fühlte, nachdem er — und noch dazu zum erſten Mal in ſeinem Leben — eines lebendigen Menſchen Blut vergoſſen. Simon aber war nach ſeiner raſchen That von einer wahren Galgenangſt befallen worden. Sein Gewiſſen nannte ihn unerbittlich einen Mörder, und wenn er einwenden wollte, daß er ſich am Verderber ſeines Kindes gerächt, ſo antwortete die innere Stimme:

Bevor der alte Mann vom Pferde fiel, ſagte er noch, er ſei ſchuldlos an des Mägdleins Verſchwinden, und das Kind lebe noch. Er ſei darum zur Waldmatte gekommen, um ſich überzeugend vom Argwohn zu reinigen.

Eine Miene, wie das Antlitz des ſterbenden Thurmeggers ſie trug, führt das Gepräge der Wahrheit unabweisbar mit ſich; darum hatte Simon ſeine Waffe weggeſchleudert und war wie toll von dannen gerannt. Seine einzige Hoffnung beruhte darauf, Eſferſinele ſei wirklich ermordet worden, ſo daß der verzweifelte Mann, nachdem er die Unthat begangen, mit Eifer jetzt als geſchehen wünſchte, was ungeſchehen zu machen er einen Augenblick zuvor ſein Herzblut Tröpflein für Tröpflein bereitwillig hergegeben hätte.

Wenn der Junker Roland ſchuldlos war, meinte endlich Simon, wie konnte er dann wiſſen, weßhalb er den Schuß erhielt? Er ſah ja den Schützen nicht. Sein Gewiſſen hat aus ihm geſprochen. Ich war ein Thor, daß ich mich aus der Faſſung bringen ließ.

An dieſen Gedanken mit aller Gewalt ſich feſtklammernd, ſpürte Simon faſt eine gewiſſe Beſchwichtigung, die ſich beinahe wie Troſt und Ruhe geſtaltete.

Recht habe ich gehabt, ganz Recht, meinte er zuletzt, und wäre es wieder zu thun, ich fing' von vorn damit an.

Wie er eben den Trumpf hinwarf, womit er das Spiel gegen ſein Gewiſſen zu gewinnen meinte, rief ein Silberſtimmchen:

Vater, lieber Vater, biſt Du endlich da?

Angethan allein mit ſeinem Hemd, ſtand das herzliebe Kind vor ſeinem Vater, welchen der Anblick des haldeligen Engels mehr entſetzte, als wenn ihm der hölliſche Erzfeind in ſeiner allerſcheuslichſten Geſtalt entgegengetreten wäre.

Eine Läſterung anſtoßend ſchlug Simon ſich die geballte Fauſt vor die Stirn. Doch gleich darauf ward die väterliche Zärtlichkeit jedes andern Gefühles Meiſter. Er nahm Eufroſine in ſeine Arme, an ſein Herz, überhäufte ſie mit ſtürmiſchen Liebkoſungen und ſetzte indeſſen ſeinen Weg fort, ohne zu wiſſen, daß er überhaupt ging, geſchweige denn, wohin er ſeine Schritte lenkte. In ſeinem Kopfe ging ein Mühlrad um, in ſeinen Ohren brauſte ein Waſſerfall, ſauſte ein Sturmwind. Das Kind hatte vielerlei zu berichten und zu ſagen, ſo daß es ohne Unterlaß plauderte. Er vernahm die Worte gleich einem fernen wirren Getöſe, und der Schall verlor ſich in ſeinem Ohr, ohne zum Bewußtſein durchzudringen. Was er vor Augen ſah, waren nur die ehrwürdigen Silberlocken, der von rothem Thau gefärbte Schnee des Bartes, die erbleichenden Züge ſeines Ermordeten; was er vernahm, blos die letzten Worte des ſterbenden Thurmeggers.

Durch den Wald zog ein Fähnlein deutſcher Knechte, — Lanzenträger und Hakenſchützen — auf der Heerſtraße hin, nicht eben in Reihe und Glied, aber doch in einer gewiſſen Ordnung, mit Vorhut und Nachhut, und der helle Haufe in der Mitte nicht ſorglos verzettelt. Dem Haufen voran ſchritt der Hauptmann Barth, ein ſtraffer Kriegsmann, groß und ſtark von Gliedmaßen, mit einem friſchen fröhlichen Soldatengeſicht, dem Wind, Wetter und Wein eine ganz abſonderliche Färbung gegeben hatten. Die Knechte hinter ihm ſangen, plauderten, lachten, ſo oft Trommel und Pfeife ſchwiegen. Ein Fremder hätte gemeint, daß ſie ganz guten Muthes ſeien; aber der Hauptmann meinte das nicht. Er traute den Burſchen nicht zur Hälfte, und war in ſeinem Herzen überzeugt, daß — wenn es ihm nicht gelänge, die Bauern von weitem durch den Anblick der geordneten Schaar, und den Schall der Trommel zu erſchrecken, — er nicht auf die Spieße zu rechnen habe. Und des erfahrenen Hauptmanns Mißtrauen war nur allzu wohl begründet; die Knechte waren heimlings unter ſich eins geworden, um keinen Preis das Blut ihrer ſchwäbiſchen Freundſchaft zu vergießen, doch ſprachen ſie nicht weiter davon, und nur manchmal wechſelten ſie einen bedeutungsvollen Blick.

Solch eine ſtille Entſchloſſenheit thatkräftiger Männer iſt immerdar gefährlicher, als wildes Drohgeſchrei, und dießmal ſchien die Sache um vieles noch bedrohlicher, weil den Lanzknechten nicht verborgen geblieben, daß ihr Kamerad Simon, welchen Hauptmann, Locotenente *) und Profoß einen Ausreißer ſchalten, allein darum nicht zu rechter Zeit wiedererſchienen war, weil er ſich damit beſchäftigte, die armen Leute gen Winterweiler zu entbieten, wo ein Abgeſandter des Woida bewaffneten Zuzug ans Ungarn, Türkenland und Böhmen verhieß, ſobald nur die Bauern ſich entſchlöſſen, einen Bundſchuh aufzuwerfen.

Der Zug hatte mit ſeiner Vorhut bereits den Waldesſaum überſchritten, und von weitem zeigte ſich die Warte von Thurmegg, als plötzlich ſeitwärts von einem Fußpfade her ein Mann mit einem Kinde auf dem Arme auf den Hauptweg heraustrat.

Halt da! rief Barth ihn an; dem Geſichte nach biſt Du mein entlaufener Knecht Simon Gaisrugger.

Der Angerufene gab keine Antwort, aber er blieb ſtehen und ſtarrte den Hauptmann aus glaſigen Augen an.

Simon, Kamerad Simon! ſchrien die Lanzknechte durcheinander, Du ſchaunſt ja aus wie des Teufels rußiger Bruder! Was iſt mit Dir geſchehen?

Greift den Schelm! befahl Barth.

Lauf'! Simon, lauf'! rief es aus dem Haufen heraus; wir laſſen Dir nichts anhaben!

Was muß ich hören? hob der Hauptmann mit zorniger Geberde an; ſind das die Reden frommer Lanzknechte?

*) Lieutenant.

Wir waren zu allererst schwäbische Bauernbuben, antwortete es rechts und links. Es lebe der arme Konz!*) hoch der Bundschuh! Lauf, Simon, lauf um Dein Leben!

Mit solchen und ähnlichen Redensarten drängten sich die Knechte um ihre Vorgesetzten, einige fällten sogar schon die Spieße, und die Meuterei drohte in hellen Flammen aufzuloedern, während Simon immer noch dastand, gleich einem sinnlosen Mann, so daß die meisten ihn für schwer betrunken hielten. Enfrosine barg erschrocken das Gesichtchen an des Vaters Brust.

Von Winterweiler her kam ein Reiter angesprengt, ein Bauer auf ungesatteltem Pferd.

Halt! rief Barth ihn an, wo brennt's?

Bin kein Feuerreiter, entgegnete der Bauer; ich soll die armen Leute von der Versammlung abmahnen. Nach allen Seiten reiten und laufen die Boten, um anzusagen, daß des Weibs Abgesandter am Thurm aufgehenkt ist. Dießmal ist es nix mit dem Bundschuh.

Reit' in Gottes Namen! lachte Barth, und wandte sich dann zu seinen Knechten, während der Bote weitertrabte. Habt Ihr's vernommen? Der Aufruhr ist abbestellt. Ich denke, wir wollen es mitsammen ebenfalls beim Alten lassen und gute Freunde bleiben. Ihr habt nichts gesagt, ich hab' nichts gehört. Wollt Ihr so, liebe Buben?

Die Knechte gaben keine Antwort, aber sie traten mit aufgereckten Spießen in den Zug zurück, und ruhig ließen sie es geschehen, daß der Profoß den Gefangenen in die Eisen schlug.

Der Bote hatte die Wahrheit gesagt, der Mann im Thurme war todt. Die Kugel des Junkerleins hatte ihres Zieles nicht verfehlt. Sie war dem Abgesandten des Weibs durch den Hals gegangen und hatte ihn leblos niedergestreckt. Gleich nach dem wohlgezielten Schusse seines Sohnes war Herdegen von Perlingen mit seinen vier reisigen Knechten angelangt.

Der Perlinger war vor allen Dingen ein Kriegsmann. Darum ließ er einstweilen den Tod seines Schwiegervaters außer Acht, um sich der Warte zu versichern. Auf zusammengebundenen Feuerleitern wurde durch einen behenden schmächtigen Knaben eine Lucke erstiegen, die verrammelte Pforte von innen geöffnet und der Erschossene in seiner ungarischen Tracht an der Zinne aufgehängt, so daß er weithin zu sehen war. Und erst nachdem Herdegen alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um sowohl einen plötzlichen Ueberfall des Schlosses zu verhüten, als auch für den Fall größeren Andranges den Thurm gehörig zu vertheidigen, ging er, um Rolands Leichnam nach Hause bringen zu helfen.

Groß war der Jammer Gertruds um den Ehegespons. Ihrem Herzen gewährte es keinen Trost, daß Rolands Tod gerächt, daß die Burg wiedergewonnen und daß der angezettelte Bauernaufruhr, nachdem er seinen Keim eingebüßt, jedenfalls schon in seinen Anfängen verdorben war, so er überhaupt nur zum Anfange gedieh. Doch selbst das Letztere schien nicht glaublich; die Hiobspost vom Tode des Siebenbürgers ging so schon wie ein Lauffeuer durch den Gau. Die Bauern erfuhren, daß der Thurm über Winterweiler statt des Laienpredicanten, der als Vogelscheuche an der Zinne hing, den tapfern Perlinger mit gepanzerten Knechten beherbergte. Zweifelsohne machte auch bald genug das Gerücht aus den vier Reisigen deren vierzig.

Doch des falschen Schrecks und des blinden Lärms sollte die Thurmegg zu ihrer Sicherheit nicht einmal bedürfen.

Was easselt und scheilt dort vom Waldesrande her? Ei, der Trommel und der Querpfeife wildfröhliche Weisen. Und was flattert buntfarbig im leichten Luftzug vor den grünen Baumen? Traun, ein Fähnlein ist es mit den Abzeichen des schwäbischen Bundes. Der »biederbe« Barth, einer von den besten Hauptleuten in deutschen und welschen Landen, rückt heran mit seinen Knechten, die wie rechte Eisenfresser dreinschauen, und denen keine Seele ankennt, daß sie am allerliebsten eine Meuterei anhöben, um sich zum Bundschuh zu schlagen. Aber der Bundschuh bleibt fein am Boden; Niemand wagt es, ihn auf die Stange zu stecken, denn die armen Leute fürchten sich vor den trutzigen Gesichtern der Söldner schier noch mehr, als vor den langen Spießen.

Der weite Plan vor der Thurmegg bot am späten Nachmittag ein seltenes Schauspiel dar. Auf derselben Stelle, und zu derselben Zeit, wo — den Plänen Krells gemäß — das Feuer des Aufruhrs hätte anfachen sollen, feierte die Gerechtigkeit einen Sieg von trubseligem Ernst, aber dennoch herzerhebend, eben weil er in den Gemuethern der Zeugen das Bewußtsein stärkte, daß es auch auf Erden und nicht bloß im Himmel Gesetz und Recht gebe.

Die Lanzknechte standen beisammen im Ringe. Abseits von ihnen die Führer, bei denen der Fähnrich seine Fahne verkehrt in den Boden gepflöckt hatte, und an einer andern Stelle Simon Gaisenagger, gefesselt und gebunden, neben dem hochwürdigen Herrn Martin Zuckschwert, der ihm mit eindringlicher Ermahnung zusprach. In achtungsvoller Entfernung sahen Bewohner des Dorfes dem Auftritte zu.

Die Knechte hielten »das Recht der langen Spieße;« das heißt, sie hatten unter sich — gleichsam als Geschworene — nach Pflicht und Gewissen und für ihren Ausspruch nur dem ewigen Richter verantwortlich über einen Ihresgleichen in hochnothpeinlicher Angelegenheit zu entscheiden. Der Profoß hatte Klage erhoben bei der »Gemeinde« gegen Simon Gaisrugger wegen schwerer Missethat. Der Angeklagte war geständig und überwiesen, »den edlen und aesten Junkherr« Roland von und zu Thurmegg aus ungerechtem Argwohn freventlicher und arglistiger Weise mit überlegtem Vorbedacht aus dem Hinterhalte erschossen zu haben.

Nun waren die Lanzknechte zwar vor kurzer Frist noch bereit gewesen, ihrem Hauptmann den Gehorsam aufzukünden; nichts destoweniger aber, oder vielleicht grade darum, weil ihr Gewissen sie schlug, machte die Ansprache des Feldwebels auf sie einen tiefen Eindruck, namentlich als er sagte:

Da steht der Fähnrich mit umgekehrter Fahne, und will sie nicht wieder flattern lassen, bevor die Missethat gestraft worden, die über unsere ganze Gemeinde Spott und Schande bringen müßte, wenn sie ungeahndet bliebe, und wenn es von uns frommen Lanzknechten hieße, daß wir feldflüchtigen Andreißern und hinterlistigen Mordbuben hold und gewärtig seien.

Die Knechte sprachen das Schuldig über den Angeklagten. *)

Während das Urtheil geschöpft und die Ausführung angeordnet ward, trat Emerentia zu ihrem Bruder und dem Geistlichen. Der Vater und Bastian kamen nicht; sie hatten sich aus Sorge um die eigene Sicherheit verborgen.

Wo ist das Kind? fragte der arme Sünder.

Muß es Dich noch einmal sehen, das arme Ding? fragte Renzi entgegen.

Ich bringe ihm Deinen Scheidegruß, sagte Martin.

Ich sterbe gern, hob Simon an; Gott weiß es. Ich könnte ja nimmer leben nach dem, was ich gethan. Meine letzte Sorge, meine einzige hienieden, ist das Kind. Durch meine Schuld ist es um seinen Pfleger gekommen.

Hochwürden! hob die alte Jungfer mit einem Blicke an, in welchem eine ganze Welt von Bitten lag.

Vergeben sei Alles und vergessen! fiel ihr Martin Zuckschwert in die Rede, indem er ihr die Hand reichte.

Jetzt sterbe ich leicht, lächelte der Lanzknecht. Mein Fehler ist gut gemacht, das Verbrechen wird gleich mein Blut sühnen, und zum ewigen Richter geleite mich Eure Fürbitte.

Die blutige Sühne des Frevels ward noch in derselben Viertelstunde vollendet.

Die Knechte öffneten gegen Sonnenaufgang mit eingelegten Spießen eine schmale Gasse, an deren oberem Ende der Fähnrich sich aufstellte, jetzt sein Fähnlein wieder hoch und flatternd emporhebend, denn die Schmach war schon durch den Urtheilsspruch selbst von der Gemeinde genommen.

Der Profoß führte den armen Sünder zur Gasse, bat ihn für sich und für die guten Gesellen um christliche Vergebung, und ermahnte laut die Knechte, nicht etwa aus Haß oder Rachsucht zu handeln, sondern um der Gerechtigkeit willen; worauf er dem Simon drei leichte Schläge »im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes« auf die Achsel gab, und ihn dann in die Gasse stieß, oder, wie es genannt ward, »in die Spieße jagte.«

Von den tödtlichen Eisen durchbohrt, fiel der Verurtheilte. Dreimal lösten die Schützen ihre Buchsen, und die Knechte verrichteten ihr Gebet, um Gott dafür zu danken, daß die Ehre des Regiments wieder hergestellt worden.

---

*) »Der arme Konz« (Konrad), Gesammtname der aufständischen Bauern in Schwaben.

*) Wer Näheres über das Recht der langen Spieße und über die Förmlichkeiten dabei zu erfahren wünscht, den verweise ich auf Meyerets Geschichte der k. k. Armee (Theil II. Cap. 5.), ein Buch, das vermöge seines hier zu Lande den meisten Lesern nahe zur Hand liegen dürfte, und das auch jenseits der Grenzen des Kaiserstaates sich einer noch größeren Verbreitung erfreuen wird, nachdem es jetzt dem eben erschienenen 4. Bande seinen völligen Abschluß gefunden hat. Der Verf.

Digitized by Google

Dem Erſtochenen ward ein ehrliches Begräbniß auf dem Friedhofe ſeines heimatlichen Dorfes neben ſeinem ſeligen Weibe nicht verſagt. Dem Zacharias Krell widerfuhr nicht die gleiche Gunſt; den Leichnam jenes angeblichen Geſandten des Woida von Siebenbürgen warfen des Freimanns Knechte in die Grube auf ungeweihter Erde.

Nur wenige Worte ſind dem Abſchluſſe der erzählten Begebenheit hinzuzufügen. Gleich der zuerſt bethörten und dann reumüthigen Emerentia machten auch die Bauern ihren Frieden mit dem Pfarrer, und der würdige Seelſorger blieb in dem bald darauf ausgebrochenen Bauernkriege wenigſtens perſönlich unbehelligt von mißliebigen Zumuthungen, wenn auch ſeine Gemeinde ſich nicht den Wirkungen des allgemeinen Stromes der Empörung ganz zu entziehen vermochte. Er überlebte noch um viele Jahre als »Herrle« zu Winterweiler die böſe Zeit, und am ſpäten Lebensabend ſahen ſeine muden Augen bereits die Wunden des Landes ſich vernarben.

Die Thurmegg ward von einer wilden Rotte zerſtört, aber nicht von den eigenen Grundholden, die im Gegentheil dafür ſorgten, daß der alten Frau ſammt den Ihren nichts Übles widerfahre. Namentlich ließ ſich das der alte Heinz angelegen ſein, der unangefochten zu ſeinem Hofe zurückgekehrt war.

Von der wilden Mreiküther und deren Eiteen hat Niemand im Lande mehr vernommen, ſo wenig als vom Baſtian. Verdorben waren ſie ohnehin; wo ſie geſtorben ſind, weiß Gott allein.

Das Effersinele aber iſt mit der Zeit eine ſtattliche Bäuerin auf dem Gaiseuggerhofe geworden, und hat bis zu ihres langen Lebens Ende mehr gute als ſchlimme Tage geſehen. Ihren billigen Zoll an Ungemach hatte ſie als zartes Kindlein zum vocans ſchon entrichtet.

Der Seekrieg.

Die Art, wie man ſich zur See bekriegt, hängt weſentlich von der Beſchaffenheit der Flotten ab. Die Seekriege der Alten, die Seekriege des Mittelalters waren ganz andere, wie jene der Neuzeit, und zwar hauptſächlich darum, weil die Schiffe andere waren. Auf der mittelalterlichen Zeit haben ſich übrigens, wenn auch nur im Mittelmeere, noch einige Arten der früher gebräuchlichen Fahrzeuge erhalten, namentlich zwei: Pinken und Galeeren. Die Pinke, ein kleines, ſcharfgebautes Fahrzeug mit niederen Maſten, an denen dreieckige (ſogenannte lateiniſche) Segel befeſtigt waren, wurde von den Barbaresken benutzt und kommt noch gegenwärtig an der afrikaniſchen Küſte zuweilen vor. Allen Staaten des Mittelmeeres eigenthümlich war die Galeere, ein offenes Fahrzeug von höchſtens hundertfünfzig Fuß Länge und fünfunddreißig Fuß Breite mit einem ſehr ſpitz zulaufenden Schnabel und zwei einfachen kleinen Maſten mit lateiniſchen Segeln. Die Galeere wurde von Sklaven (gefangenen Ungläubigen oder Verbrechern) mit Ruderkraft bewegt und führte auf einem Halbdeck nur wenige, 5 oder 6 Geſchütze. Bei einem Kampfe ſuchte die Galeere ihren Gegner zu entern, wobei der ſpitzige Schnabel als Brücke benutzt wurde. Jetzt ſind die Galeeren ſo ziemlich verſchwunden, und nur Spanien, Neapel und der Kirchenſtaat beſitzen noch einige ſolcher Fahrzeuge. Auch die Brander, die in dem Unabhängigkeitskriege der Griechen zum letzten Male eine große Rolle geſpielt haben dürften, ſind als antiquirt zu betrachten. Man nahm dazu in der Regel alte, unbrauchbar gewordene Fahrzeuge. Den ganzen untern Raum des Brauders ſchlug man mit ſtarken Bohlen aus und füllte denſelben mit Pulver, zwiſchen dem Kiſten mit zerhackten Kugeln, Ketten, Meſſern u. dgl. angebracht wurden. Längs den Seiten des Schiffes angebrachte blecherne Röhren, die das Lauffeuer enthielten, trafen am Maſte in einem Punkte zuſammen. Dieſe Röhren füllte man mit Zündpulver, mit in Pech getauchtem Werg, mit Leinwand, welche einen Überzug von Harz und Terpentin hatte. Einen Überzug von Pech und Firniß erhielten auch die übrigen Theile des Schiffes, und auf dem Verdeck wurden Hanfen geſpaltenen Tannenholzes, mit Schwefel und Pech übergoſſen, aufgehäuft. Sollte der Brander gebraucht werden, ſo führte ihn die Mannſchaft an das feindliche Schiff, befeſtigte ihn an demſelben mit eiſernen Enterhaken, zündete ihn an und ſuchte ſich in einem Boote zu retten. Gut geführte Schiffe beachten ſolche Brander nicht zu fürchten, und deßhalb ſind die derartigen Fahrzeuge der Griechen wohl den Türken, aber nicht den Aegyptern gefährlich geworden.

In den Seekriegen der Gegenwart wird die Entſcheidung von den Linienſchiffen gegeben. Wie alle Kriegsſchiffe zum Schnellſegeln eingerichtet, führen dieſe Citadellen des Meeres drei Maſten, denen man eine bedeutende Höhe gibt, damit ſie möglichſt viel Segeltuch tragen können. Der Hauptmaſt eines Linienſchiffes ſteigt, unten bis zu 5½ Fuß engliſch dick, bis zu einer Höhe von 122 Fuß an, und die beiden andern Maſte, obgleich verhältnißmäßig kleiner, überragen doch die Maſte des größten Kauffahrers. Man ſetzt die Maſte aus zwei bis ſechs Stücken, die durch eiſerne Bänder zuſammengehalten werden, zuſammen, was die Feſtigkeit des Ganzen nicht beeinträchtigt und den Vortheil gewährt, daß man beſchädigte Stücke herausnehmen und einzeln erſetzen kann. Der große oder Mittelmaſt trägt das große Segel, der Vorder- oder Fockmaſt zu unterſt das Fockſegel, dann das Vormarsſegel, das Vorbramſegel und das Vorderbramſegel, der hintere oder Beſanmaſt das Kreuzſegel, das Kreuzbramſegel, das Oberkreuzſegel und das Leeſegel. An dem in ſchräger Richtung vorn herausragenden Bugſpriet befinden ſich noch das Rahmſegel, das Vorſtangſegel, das Vorſtangenſegel, der Flieger und der Klüver. Noch viel größer iſt die Mannigfaltigkeit des ſchwarz und mit Theer angeſtrichenen Tauwerks. Die Hauptflagge flattert nur dann oben am großen Maſt, wenn der Landesherr oder der Admiral am Bord iſt. Befindet ſich bloß der Capitän auf dem Schiff, ſo trägt der Hauptmaſt einen Wimpel, während die Flagge auf dem Flaggenſtock am Beſanmaſt angebracht iſt. Die ſämmtlichen Segel eines Linienſchiffes erfordern 50,000 Ellen Segellenwand, zur Hauptflagge braucht man an 400 Ellen Zeug und das Tauwerk wiegt 250,000 Pfund. Jedes Linienſchiff hat ſechs Ankertaue, deren jedes an ſeinem obern Ende 25 Zoll im Durchmeſſer hat und die zuſammen 60,000 Pfund wiegen.

Ein Linienſchiff der größten Art mißt am Kiel an 200 Fuß, auf dem Verdeck aber von einem Ende bis zum andern 235 bis 240 Fuß. Die Breite beträgt 60, die Höhe 50 bis 54 Fuß. Zu dem Bau eines ſolchen Schiffes braucht man 3800 Eichen oder 116,000 Kubikfuß verſchiedenen Holzes, ferner 140,000 Pfund Eiſen aller Art, an 90,000 Pfund Kupfer für Bolzen, Ringe, Scheiben, Nägel, an Blei 8000 Pfund und an trockenem Theer, Pech, wie an Farben 84,000 Pfund. Das Gewicht eines ſolchen Schiffes mit Mannſchaft, Kriegsbedarf und Lebensmitteln auf ein Jahr beträgt 1⅘ Millionen Pfund. Die Koſten eines vollſtändig ausgerüſteten Linienſchiffes berechnet man in England für jedes Geſchütz auf 1000 Pfd. Sterling. Alſo bei einem Dreidecker von 120 Kanonen auf 120,000 Pfd. Sterling. In Deutſchland würde ſich ein ſolcher Koloß mit 670,000 Thalern herſtellen laſſen. Die jährlichen Unterhaltungskoſten ſind bei einem Linienſchiffe erſten Ranges 285,600 Thaler, bei einem von 80 Kanonen 193,200 Thaler, bei einem von 70 Kanonen 176,400 Thaler. Um den Koſtenpunkt gleich hier zu erledigen, geben wir die Ausrüſtungskoſten der andern Schiffsarten an. In Preußen angeſtellte Berechnungen liefern folgendes Reſultat:

Eine Fregatte von 60 Kanonen koſtet . . .				216,000 Thaler.
» Corvette » 30 »	» . . .			79,000 »
» Brigg » 18 »	» . . .			47,600 »
» Dampffregatte von 540 Pferdekraft koſtet				380,000 »
» Dampfcorvette » 330	»	»		230,000 »
Ein Dampfboot » 160	»	»		120,000 »

Dreidecker ſind gegenwärtig die größten Kriegsſchiffe, welche man baut. Der letzte Vierdecker, die ſpaniſche »Santiſſima Trinidada« mit 140 Kanonen, ging in der Zerſtörungsſchlacht von Trafalgar verloren. Unter 70 Kanonen gibt es bei den großen ſeefahrenden Nationen keine Linienſchiffe. Den vordern Verdeckraum vorn bis zum Vormaſt nennt man das Vorderkaſtell. Es ſtehen hier leichtere Geſchütze, und an den Außenſeiten hängen die Anker. An dieſes ſtößt das Mitteldeck, von dem die große Treppe in das Schiff hinabführt, wo die großen Boote hängen und wo die beiden Außentreppen angebracht ſind. Den hintern Theil des Verdecks nimmt das Halbdeck oder die Schanze ein, der Sammelplatz aller Offiziere. Die Bewaffnung desſelben bilden einige kurze Karonaden. Hier befindet ſich das Steuerrad, zu deſſen Lenkung bei ſturmiſchem Wetter fünf bis ſechs Menſchen erfordert werden. Hinten erhebt ſich, etwas höher als das Verdeck, das Viereckdeck oder die Kombuſe, der Standpunkt des Capitäns, wenn er ſelbſt den Befehl führt. Hier hängen die leichten Schaluppen, deren jedes Linienſchiff fünf oder ſechs führt. Unter dem Verdeck ziehen ſich die Kajüten des Capitäns und der Offiziere hin, der gemeinſchaftliche Speiſeſaal der Offiziere, die Schiffsküche mit ihren rieſigen Keſſeln, in die zum Reinigen zwei bis drei Mann hinabſteigen. Die Fenſter ſind Kanonenlucken, und in jedem Zimmer ſtehen Kanonen. Da die Scheidewände nur aus dünnem, mit Haken und Klammern befeſtigten Holz beſtehen, ſo können ſie, wenn es zum Gefecht kommt, ſo ſchnell weggeräumt werden, daß dieſes ganze Deck binnen einer halben Stunde den Anblick einer einzigen Batterie darbietet.

Digitized by Google

Das mittlere Deck enthält die Kajüten der Schiffscadeten, der Bootsleute und andern Unteroffiziere und die kleinen Verschläge, in denen die Matrosen Nachts ihre Hängematten aufschlagen, endlich die nie fehlenden Geschütze. Das unterste Deck hat eine ganz ähnliche Einrichtung. Hier sind die Seesoldaten untergebracht, die nicht im zweiten Verdeck schlafen, und es stehen hier die Werkstätten der verschiedenen Handwerker, wie die Ankerwinden. Das mittlere wie das unterste Deck werden bei stürmischem Wetter durch Laternen erhellt, da dann die Wellen so hoch hinaufschlagen, daß die Stückpforten geschlossen werden müssen. Unter dem dritten Deck beginnt der Raum des Schiffes, dessen Stockwerke größtentheils unter Wasser liegen, weshalb hier die Luken fehlen und Tag und Nacht Licht gebrannt wird. Im Raume befinden sich die Lebensmittelkammern, der Ort, wo die Verwundeten verbunden werden, die Pumpen, die Pulverkammer, die stets durch Kupfer- und Bleiplatten vom übrigen Raum abgesondert wird und eine solche Einrichtung hat, daß sie unter Wasser gesetzt werden kann, die Wassertonnen, Steinkohlenvorräthe, Reserveanker und Reservesegel u. s. w., u. s. w. Der unterste Theil des Raumes, der ein großes ungetheiltes Ganzes ausmacht, dient zur Lagerung des nöthigen Ballastes. Bei Kriegsschiffen besteht derselbe gewöhnlich aus altem Eisen und sein Gewicht darf bei sehr großen Fahrzeugen nicht unter 700 Tonnen (zu 2000 Pfund jede) sein.

Für die Lüftung sämmtlicher Räume des Schiffs muß sehr gesorgt werden. Man bedient sich zu diesem Zwecke langer und weiter Schläuche von getheerter Leinwand, sogenannter Windfänge, die bis in die untersten Räume des Schiffs hinabgehen und beständig einen Luftwechsel unterhalten. Die Ordnung und Reinlichkeit, die man auf allen Schiffen zu erhalten weiß, sind in jeder Beziehung musterhaft. Jeden Morgen scheuert man das Holzwerk der Verdecke mit Wasser und großen Sandsteinen und erhält dasselbe rein und blendend weiß. Alle Metallgegenstände werden durch Putzen glänzend erhalten. Den äußern Seiten des Schiffs gibt man eine schwarze, oben durch einen breiten weißen Strich unterbrochene Farbe, die stets zurückgeschlagenen Decken der Kanonenluken sind roth, die innern Wände der Schanzen auf dem Oberdeck grün, die Wände und Decken der untern Räume weiß, die Geschützlafseten roth, um bei Gefechten die Farbe des Blutes nicht sichtbar werden zu lassen.

Ein Linienschiff erfordert eine sehr zahlreiche und verschieden gegliederte Besatzung. Bei Schiffen von mehr als 80 Kanonen rechnet man auf jedes Geschütz 8 bis 9 Mann, bei andern Schiffen aber zehn Mann, so daß ein Linienschiff von 100 Kanonen 900 Mann an Bord zu haben pflegt. Will man eine so große Menschenmenge im Zaum halten, so ist eine eiserne Zucht nöthig, und diese wird in der That auf allen Kriegsmarinen der Welt gehandhabt. Die Strafen sind streng und zum Theil grausam. Ob die Strafe des Kielholens, bei der der Schuldige mehrmals bis zur Bewußtlosigkeit oder auch bis zum Tode unter dem Schiff weggezogen wird, noch in Anwendung kommen dürfte, möchten wir bezweifeln, aber die »neunschwänzige Katze«, die übrigens auch bei andern Marinen, außer der englischen, gebraucht wird, ist wahrscheinlich noch lange in Thätigkeit. So viel auch Menschenfreunde gegen diese Peitschenstrafe geeifert haben, erwiedern doch die Fachmänner stets, und wie es scheint mit richtiger Kenntniß des Matrosencharakters, daß die körperliche Züchtigung, da sie sofort eintrete, allein im Stande sei, die Disciplin zu erhalten, wozu eine humanere, im nächsten Hafen eintretende, also von dem Matrosen als fern weniger gefürchtete Strafe nie erreichen würde. In dringenden Fällen kann der Capitän sogar die Todesstrafe vollziehen lassen. Ein Beispiel ist die Hinrichtung jenes nordamerikanischen Midshipman, der unter dem Schiffsvolk eine Meuterei angezettelt hatte, deren glücklicher Ausgang ein Kriegsschiff der vereinigten Staaten zu einem Seeräuber gemacht haben würde. Dieser Fall beweist auch, wie nöthig es ist, dem Befehlhaber eines Kriegsschiffs eine so ausgedehnte Gewalt zu übertragen.

Die Offiziere der Marine sind die Capitäns, die ersten, zweiten, dritten Lieutenants, die Seecadeten, der mit Offiziersrang versehene Schiffsarzt. Besoldung und Rang sind bei der Marine regelmäßig höher, als bei dem Landheer. Der Capitän eines Linienschiffs oder einer Fregatte steht dem Obersten der Linie gleich, ein Corvettencapitän dem Major, ein erster Lieutenant dem Hauptmann u. s. w. Der erste Lieutenant ist der Stellvertreter des Capitäns. Er thut mit den übrigen Offizieren gemeinschaftlich Wache, wobei eine solche Einrichtung getroffen wird, daß sich stets ein Offizier auf dem Verdeck befindet. Auf großen Schiffen ist auch ein Offizier der Seesoldaten zugegen. Die Cadeten oder Midshipmen stehen der Regel nach in dem Alter von 15 bis 21 Jahren. Den theoretischen Unterricht, dessen sie benöthigen, erhalten sie entweder auf dem Lande in eigenen Anstalten, oder auf dem Schiffe durch die Offiziere, wenn nicht besondern Lehrer angestellt sind. Dieser Unterricht begreift Mathematik, Astronomie, Artilleriewissenschaften, Schiffskunde, Geografie und neue Sprachen. Praktisch müssen die Midshipmen den Dienst von unten auf lernen und werden daher den verschiedenen Wachen zugetheilt, um alle Verrichtungen, die auf einem Schiffe nur vorkommen können, selbst mit durchzumachen. Große Kriegsschiffe haben oft dreißig bis vierzig solcher Cadeten am Bord. Auf die Offiziere folgen die Unteroffiziere, zu denen man rechnet den Oberstenermann oder Schiffer mit mehreren Steuerleuten, den Zahlmeister, den Bootsmann mit seinen Gehilfen, den Signalmeister, den Constabler, den ersten Zimmermann und den ersten Segelmeister. Die Verrichtungen der meisten dieser Leute, die zum Theil Cadetenrang haben und daher wohl Halboffiziere genannt werden, bezeichnet der Titel. Der Oberstenermann hat die Aufsicht über das Schiff, die Auftakelung, die sämmtlichen Boote, Taue und Segel zu führen. Er ist immer ein alter, durch und durch praktischer Seemann. Der Bootsmann ist der Aufseher der Matrosen und der Arbeiten derselben. Auch hat von den kleineren Booten jedes einen bestimmten Bootsmann als Führer. Als Zeichen ihres Ranges tragen Bootsmann und Bootsmannsgehilfen eine kleine scharfgellende Pfeife an einer Schnur um den Hals.

(Fortsetzung folgt.)

Lenau's Tod, Begräbniß und Grab.

Von des Dichters Schwestermanne, Anton F. Schurz.

(Mit einer Abbildung.)

Nur eine Meile von Wien, aufwärts der Donau, öffnet sich gegen diese ein schönes Wald-, Wiesen- und Weingärtenthal. An der Pforte desselben stehen auf smaragdenen Höhen hier (auf dem Leopoldsberge): die ehemalige Wohnburg erlauchter Bodenberger, freilich in sehr verkümmerter Gestalt, nämlich als Schlößlein mit Kirche; und dort: die einst sehr wehrhafte Stadt Klosterneuburg mit herrlichem Kloster und großartiger Kaserne. Jenseits der Donau ragt der traubengesegnete Bisamberg und dehnt sich sofort das zehn Meilen lange, schlachtenberühmte Marchfeld aus, auf welchem der erste und letzte ebenbürtige Kaiser aus Habsburgs Stamme ihre Heere ruhmvoll kämpfen sahen. In blauer Ferne ruht der Blick auf Ungarns Grenzwächtern, den »kleinen Karpathen.« Das noch Westen aufsteigende Thal kann man aber als die äußerste Eintrittspforte zur hehren mitteleuropäischen Alpenwelt betrachten; denn vom Leopoldsberge reicht eine ununterbrochene Kette der schönsten Berge bis zu deren Altvater Montblanc hinan.

Nur eine halbe Stunde von dem, am Ende einer alten Lindenallee sich eröffnenden Thaleingange liegt das freundliche Dorf Weidling. Schlägt man daselbst bei der kleinen Kirche rechts den oberen Fahrweg ein, so gelangt man nach ein paar hundert Schritten zu einer kurzen, immer schattigen Kastanienallee, und dicht dahinter zum Friedhofe. Die Lage desselben ist eine reizende, fast möchte man sagen: eine mit dem Tode versöhnende; denn wo ließe sich wohl besser schlummern, als in diesem, hier zu einer riesigen Malachitschale sich auswölbenden, stillen Thale, das gar keine andere Farbe, als das lohnende Grün der Hoffnung kennt, indem der Friedhof, selbst grün, auf einer, von einem grünen Bächlein durchmurmelten, immer frischen Wiese lagert, deren sanfte Einfassungswände wieder nur grüne Hainen, Wäldchen, Wein- und Obstgärten bilden?

Dieser liebliche Friedhof schien von dem Schicksal zu Lenau's Ruhestätte eigens voraus bestimmt worden zu sein, wie aus Nachstehendem allmälig erhellen dürfte.

Lenau schrieb am 21. August 1843 aus Wien an eine verehrte Freundin in Stuttgart, die Hofräthin Emilie Reinbeck: »Herzlichen Dank für die freundliche Erinnerung an meinen Geburtstag. Ich habe diesen Tag bei meiner Schwester in Weidling zugebracht. Schurz und die Kinder waren alle zugegen. Natürlich wurde auch der lieben Freunde in Stuttgart vielfach und innig gedacht. Schurz kredenzte mir eine tüchtige Flasche Weidlinger, eigenen Gewächses, der mir vortrefflich schmeckte. Möchte mir der Rest meines Lebens ebenso schmecken! Doch besorge ich, daß die Säure und Herbe immer vorwaltender werden, je tiefer ich auf die Neige meiner Tage hinabkomme. Wir waren bei dem ländlichen Mahle sehr vergnügt, und als ich mir zum Kaffee meine Cigarre anzünden wollte, brachte mir eine meiner Nichten die einzige vorräthige Wachskerze des Hauses, und diese war, wie ich sogleich an der auffallenden Länge und Dünne derselben erkannte, eine Todtenkerze, welche Schurz bei einem Leichenbegängnisse empfangen und getragen hatte. Das war nun freilich bloß ein harmloser Zufall, wirkte aber doch auf mich wie ein wehmüthiges Omen.«

Dieses Omen ging aber wirklich in Erfüllung, da Lenau sieben Jahre später, eben auch im August, nur wenige Schritte von jenem ländlichen Festtische, und von der Scholle, worauf jener Wein wuchs, — in den kühlen Grund gebettet wurde, gerade gegenüber jenem Jünglinge (einem jungen Dichter aus Wien, Namens Theodor Motloch, dessen Vater eine sehr hübsche Besitzung in Weidling hatte, woselbst auch der Sohn verschied), bei dessen Bestattung Schurz die brennende Kerze trug, und an welcher nun, wieder angezündet,

Digitized by Google

Lenau seinen todten Glimmstengel belebte. So leuchtete also dieselbe Todtenkerze einem verglimmenden, und ein Jahr darauf (Matloch war im August 1842 gestorben) vorbedeutsam einem zu früh nachverglimmenden Dichter, deren Asche nun schon derselbe heilige Boden birgt.

Sehr erwähnenswerth ist hiebei auch noch, daß Lenau zuvor, am 3. Juli 1843 aus Stuttgart, wo er sich wegen Wiederauflage seiner lirischen Gedichte in zwei Octavbänden, aufgehalten, an seine innigste Freundin Sofie in Wien, die aber damals in Döbling übersommerte, geschrieben hatte: »Ich hoffe meine Heimreise noch im Laufe dieses Monats antreten zu können. Wenigstens will ich, wenn mein verwünschter Zahn mich nicht daran hindert, an meinem Geburtstage bei sehr lieben Freunden in Döbling zu Mittag essen.« Dann abermals am 6. Juli: »In der nächsten Woche werde ich Stuttgart verlassen, etwa den 10. d. M. Zum 13. August will ich, wie gesagt, in Döbling speisen. Mein böser Zahn hat sich beruhigt, und wird hoffentlich, auch ohne Ausriß, des Schmerzes ein Ende sein.« Die Ursache, warum Lenau an diesem, ihm so ominös gewordenen Tage gleichwohl nicht in Döbling, sondern in Weidling speiste, ist nicht bekannt. Vielleicht wollte er auf dem Wege eines seiner schönen Waldlieder dichten, die um jene Zeit entstanden und deren Geburtsort der Kahlenberg ist. Am 20. September 1843 theilte er seiner Freundin Emilie mit: »Ein paar Stunden in der Einsamkeit des Waldes verlebt, sind für ein in die Waldgeheimnisse eingeweihtes Herz von unermeßlicher Wohlthätigkeit, wenn ihm in seine schmerzhaftesten, sonst für kein Heilmittel zugänglichen Stellen, von unsichtbaren Händen ein heiliger Balsam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit solche Stunden im Walde zugebracht.« — Dann auch berichtet der so beliebte Dorfgeschichten-Erzähler, Berthold Auerbach, in seinem, dem deutschen Museum, I. Jahrgang, 1. Heft, einverleibten Aufsatze: »Der letzte Sommer Lenau's«: »Als ich einmal auf die vor Kurzem (1843) gedichteten »Waldlieder« hinwies, erzählte mir Lenau, wie seltsam er dazu gekommen sei. Seine Schwester wohnte damals auf dem Lande, er ging nun öfter hinaus, um sie und die Kinder zu besuchen, und fast jedesmal — so erzählte er — »verirrte ich mich im Walde; dann setzte ich mich unter einen Baum, und da flog bald jenes, bald dieses Gedicht zu. Das sind sie nun.«

Im Jahre 1844, Anfangs August, verlobte sich Lenau zu Frankfurt am Main und kam dann nach Wien, um sich einige Documente für seine in Kurzem zu vollziehende Vermählung zu verschaffen. Als er damals auf Besuch bei seiner Schwester in Weidling war, begleiteten ihn diese, Schurz und die Kinder nach Tisch in das holde Wiesenthälchen: »der Rathgraben«. Möchte dieses, da nun Lenau drein schläft, künftig »Lenauthal« heißen! Beim Vorübergange am Friedhofe blickte Lenau durch's Gitterthor auf die grünen stillen Gräber darin, wobei er, auf von Hammer-Purgstalls Denkmal aufmerksam gemacht, gerade auf den Platz hinblickte, der ihn selbst jetzt umschließt. Da sprach er traulich heiter zu seiner geliebten Schwester: »Gelt, Tertschl, da liegt sich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinst still nebeneinander liegen.« — Als Lenau sechs Jahre darauf in Döbling starb, erinnerte sich seine Schwester sogleich wieder dieses Wortes, das sie als ein ahnendes, wahrsagendes, als einen unvorsätzlich entschlüpften heiligen letzten Willen betrachtete. Auch wollte sie sein Grab, um es immer schmücken zu können, in der Nähe haben. Auch Schurz war mit der Bestattung Lenau's in Weidling um so mehr einverstanden, als dieser sonst in Döbling, wo der Friedhof ein großes kaltes Gassenwerk von Steindenkmälern ist, sich ganz verloren hätte, und Jedem, der dessen Grab mit Hilfe des Todtengräbers endlich herausgefunden, dieser wohl empor gewiesen haben würde auf das nahebei herabblickende Görgen'sche Haus, mit den Worten: »Sehen Sie dort doch das schöne Gebäude! darin starb er als Narr!« Im freien, traulichen Weidling dagegen ruht nun nur der unglückliche große Sänger.

Am 21. August 1850, Nachmittags, standen Schurz, seine Gattin und Kinder, welche in Weidling durch einen Fußboten von dem trostlosen Befinden Lenau's benachrichtiget worden waren, an desselben Sterbelager. Er öffnete nur selten ein Auge mehr, und sah wohl auch dann nicht der ihn Umringenden schmerzvolle Thränen. Da ging ein treuer Geistlicher, der die nächste Stube bewohnte, durch's Gemach, blieb stehen und sprach zu den weinenden Weibern: »Weinen Sie doch nur nicht so. Er stirbt Ihnen nicht!« — Hatte er nicht vollkommen Recht? — Ein Lenau stirbt nicht!

Lenau verschied Donnerstag, den 22. August 1850 Schlag sechs Uhr Früh bei vollkommen wolkenlosem, lachendem Himmel, in den Armen seines Schwagers Schurz. Am 23. machte Bildhauer Hirschhäuter aus Wien einen Schädelabguß von Gips, und hierauf nahm Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach aus Halle die Section vor. Den Sectionsbericht enthält die Beilage zum Morgenblatte der Wiener Zeitung v. 31. Aug. 1850, Z. 105; eine Anschauung des berühmten Frenologen Noel über Lenau's Organe des Gehirns befindet sich aber im »Wanderer« v. 25. April 1851, Z. 192. Beide trifft man auch in L. A. Frankl's Buch: »Zu Lenau's Biografie«, als Beilagen. Am 24. Nachmittags um 4 Uhr fand eine feierliche Einsegnung der Leiche in der Kirche von Oberdöbling statt, bei welcher auch Lenau's persönliche Freunde, die kaiserlichen Minister des Innern und der Gerechtigkeit, Dr. Alexander Bach und Anton Ritter von Schmerling, zugegen waren. Jener war früher sein Curator und dieser der Referent in seinen Angelegenheiten bei dem niederösterreichischen Landrechte gewesen. Eine abermalige Einsegnung und hierauf die Beerdigung erfolgte zu Weidling um sechs Uhr Abends. Von Meyerich berichtete darüber in der Wiener allgemeinen Theaterzeitung v. 27. Aug. 1850, Z. 205, unter Anderem:

»Als Redner trat zuerst Ludwig Foglar auf, der ein schönes, geist- und kraftvolles Gedicht vortrug, der jedoch durch dasselbe mehr bewegt haben würde, wenn es sich minder grollend und bitter in den düsteren Zeitbildern, denen Lenau's verschleierte Seele entrückt war, ergangen hätte. Der Redner hatte wohl den Moment nicht richtig erfaßt, den Moment der Versöhnung, der um jedes Edlen Ruhestätte schweben sollte. Tiefer bewegte Schurz, der hierauf das Wort nahm, und mit dem Ausdrucke erhabenen Schmerzes dem geliebten Schwager einen Nachruf weihte, der in allen Gemüthern den schönsten Wiederhall fand; fast kein Auge blieb trocken, als sich des Redners gesenktes Haupt erhob, und unter den Umstehenden Lenau's treue Schwester suchte, sie, welcher der Vorausgegangene dereinst ein Plätzchen an seiner Seite eingeräumt wissen wollte, und die nun von dem Fenster ihres kleinen Hauses alltäglich herüberblicken und die Blumen auf ihres unvergeßlichen Bruders Grab blühen sehen könne. Die Feier beschloß Laube mit wenigen, aber warmen, gehaltreichen Worten, von denen mir nur ein Bild im Gedächtniß blieb, das Bild von dem nahe vorüberwallenden deutschen Strom, dessen Rauschen man oft nächtlicherweise hier vernehmen könne, und der nun von hier wehmüthige Grüße mitnehmen werde in des entschlafenen Sängers heimatliche Fluren.«

Diesem mag ergänzend noch beigefügt werden, daß Schurz in seiner Rede (das Abendblatt der Wiener Zeitung v. 27. Aug. 1850, Z. 201, enthält sie vollständig) auch noch sagte: »Wir geben nun deinen Staub dem Staube zurück. Mögen sie auch, da du der letzte Zweig eines edlen Stammes, dein Wappen stürzen und brechen und rufen: »Heute Niembsch von Strehlenau, und nimmermehr!« — ich rufe dagegen: »Heute Nicolaus Lenau, und immerdar!«

Laube äußerte aber auch, daß Deutschland, in dessen Namen er spreche, gleichwie vor sechs Jahren durch die Schreckenskunde von Lenau's Unglück, so nun auch durch dessen Tod schmerzlich erschüttert werden, und seine lauten Klagen um ihn mit jenen von ganz Oesterreich treu vereinigen würde. Auch rühmte er Lenau's seltenes Glück: Millionen Freunde, und keinen einzigen Feind besessen zu haben. Laube schloß mit dem Ausrufe des sterbenden Hamlet: »der Rest ist Schweigen.« — Und bestand denn nicht auch in der That zwischen Hamlet und Lenau in Bezug auf Neigung zur Schwermuth und Grübelei und Wahnsinnspiel, dem sich Lenau schon in gesunden Tagen hingab, eine innige Verwandtschaft?

Mit einem Schlußgesange, vom Vorsteher und Chormeister des wiener Männergesangvereins, Gustav Barth, componirt, und von vier Vereinsmitgliedern vortrefflich vorgetragen, endete die Grablegung. Jener enthielt Schillers Worte:

»Von des Lebens Gütern allen
Bleibt der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.«

Als die Sonne unter war und Lenau ebenfalls, erhob sich ein furchtbarer Sturm, der wie ein Verzweifelnder Klagen durch die Nacht hin heulte. Es war ein Sturm aus den, von Lenau so sehr geliebten und gepriesenen Alpen. Wo er entsprang, meinte man, der Tag des jüngsten Gerichtes wäre angebrochen; in Strömen fiel der Regen, drang durch alle Fenster, mochten sie wie immer verschlossen sein, in die Zimmer und rieselte in den Häusern durch die Stiegen herunter; Schlossen bedeckten einige Zoll hoch den Boden; neue Gebäude blies er wie Kartenhäuser über den Haufen; entwurzelte die ältesten Bäume, und vermochte er es nicht, so knickte er sie mitten ab und die Gefilde strotzten von ihnen wie ein Wahlplatz von Erschlagenen. (Siehe damalige Zeitungsnachrichten.)

Director Barth war mit seinen vier Sängern, in Gesellschaft des Dichters Frankl, von Lenau's Grabe nach dem nahen Klosterneuburg gegangen, um ihr Wagen ihrer harrte. Der Abend war so schön, daß sie ihren Nachtimbiß im Gasthausgarten einnehmen wollten. Ihr beständiges Gespräch war der so eben begrabene Lenau; vor Allem aber erhob sich die Frage: wie denn nur ein so gewaltiger Geist hatte wahnsinnig werden können? Frankl versuchte deren Lösung ungefähr so, wie er sie später in seinem Buche S. 113 — 115 sinnreich gab. Als er schloß: »Die Sorge legt sich wie ein Vampirrüssel an das ängstlich klopfende Herz, das schon einmal an einer Entzündung gelitten. Ein an Wuth gränzender Zornanfall legt die kalte Todeshand — vorerst nur schonend — an ihn. Erschreckende Briefe fliegen ihm zu. Die heftigste Aufwallung eines zornmuthigen Blutes bringt einen Nervenschlag. Entsetzen und Verzweiflung ergreifen die Creatur und — der Sturm bricht los; — siehe da! urplötzlich, just bei diesem wirklich ausgesprochenen Worte, kam mit furchtbarem Gebeull jener Alpensturm daher, löschte die Lichter sämmtlich aus und warf die Gläser und Hüte von den Tischen. »Ein Augenblick war das — sagte späterhin Barth zu Schurz — wahrhaft unheimlich-schauerlich!« —

Lenau's zwei Schwestern betrachteten es als heilige Pflicht, ihres berühmten Bruders Andenken durch Errichtung eines, wenn auch nicht prachtvollen, doch immerhin schönen und gefälligen Denkmals an seinem Grabe zu ehren. Dasselbe besteht aus einer abgestumpften Säule von feingeschliffenem grauen Granit aus der Gegend bei Mauthausen an der Donau in Oberösterreich, woselbst der Dichter dem Steinbruche oft und oft vorübergefahren, ohne zu denken, daß ein Block desselben dereinst zu seinen Häupten ewige Wache halten würde. Die zulaufende Säule ist über sieben Fuß hoch. In der Gesichtshöhe des Beschauers ist in eine eingeschliffene kreisrunde Vertiefung das eherne Kopf-Rundbild Lenau's, von einer sich in den Schweif beißenden Schlange umringt, eingesenkt. Oberhalb des Bildes blinkt ein goldstrahlender Siebenspitz-

ger Stern; unterhalb aber der eingemeißelte Name LENAU, ohne alle weitere Beifügung; denn hier spricht der Name allein schon laut genug. Ein eisernes, dunkelgrünes Gitter umfaßt den kleinen Grabplatz. In der Mitte von diesem schimmert der verehrte Dichter, der die Rosen so sehr liebte und so oft und schön besang, unter einem Busche immerblühender Monatrosen; die Wände umher nehmen des Sängers Bildniß halb verschleierende Thränenweiden, dann Cypressen, eine Birke, Rosenbäumchen und verschiedene Blumen ein. Außerhalb des Gitters stehen Rosen- und Lebensbäume.

Der Stein wurde in der Steinmetzerei der Witwe Wasserburger in Wien bearbeitet, das Medaillon vom Bildhauer Hirschhäuter angefertiget, und das eiserne Geländer von der Eisengießerei zu Blanska in Mähren geliefert. — Die Thränenweiden wurden gepflanzt als Erinnerung an Lenau's Gedicht: »Die drei Zigeuner«, die an einer Weide sagen:

»Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.«

Der Birke gemahnt aber an die Eingangsstrofe des Gedichtes: »Reise-Empfindung«:

»Ich sah in blendend Silberpracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre d'ran auf heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen.«

Am heiligsten endlich erscheinen die Cypressen an Lenau's Grabe, denn er sang ausdrücklich am Schlusse von: »Glauben, Wissen, Handeln«:

»Und der, mein Leben, wart zur stillen Feier
Den Gram das Schicksal um dein Angesicht,
Vom ihm geworben dir zum zweiten Schleier,
Der heftet sich um deine Züge dicht.
Erst wenn wir uns zu seligem Vergessen
Hinlegen in das traute dunkle Grab,
Legt er von seinem Angesichte sich ab,
Und hangt sich an die säuselnden Cypressen.«

Die Vollendung des Monuments verzog sich bis in den Sommer 1850. Inzwischen hatte sich gezeigt, daß das Grab etwas zu nahe an dem Hammer'schen Denkmale gegraben worden war, und daß daher das Monument darauf sich minder bequem und gut ausnehmen, und nicht einmal in die Mitte des eingerämmten Grabplatzes, sondern in einen Winkel zu stehen kommen würde, was für Auge und Sinn beleidigend hätte erscheinen müssen. Schurz bewarb sich daher bei der Bezirkshauptmannschaft in Klosterneuburg um die Ermächtigung, den Sarg aus dem bisherigen Grabe wieder herausnehmen und knapp daneben in ein frisches in Mitte des Begräbnißplatzes sogleich wieder einsenken lassen zu dürfen. Dieß wurde gestattet, und Samstag, den 15. Hornung 1851, an einem wunderschönen Vormittag, geschah es. Die eichene Truhe, noch ganz frisch und gesund, befand sich mit ihrem hehren Inhalte nur wenige Minuten am reinen hellen Sonnenlichte, während die Anwesenden ein Vaterunser beteten. Daenach ward der müde Wanderer abermal seiner stillen, dunklen, tiefen Ruhe, und hoffentlich für immer, heimgegeben.

Lenau war ein großer Dualist. Er war Dichter und auch Philosof. Seine Angehörigkeit nahmen zwei Völker in Anspruch: Deutsche und Ungarn. Lenau, im August geboren (1802) und im August gestorben, starb eigentlich auch zweimal, zuerst geistig und sechs Jahre darauf erst leiblich, nachdem er früher in Weidling zweimal Ahnungen geäußert, daß er daselbst einst begraben liegen würde, und zwar solche wieder beidemale im August (1843 und 1844). Lenau wurde auch zweimal ausgesegnet (zu Döbling und Weidling), und nun zuletzt auch zweimal in zwei verschiedene Gräber bestattet. Man erinnere sich ferner, daß er an seinem Geburtstage im Jahre 1843 durchaus zu Döbling hatte essen wollen, aber es kam gleichwohl nach Weidling, und darum mußte er auch sieben Jahre darauf, wiewol er in Döbling starb, doch wieder nach Weidling, aber diesmal nicht mehr, um zu speisen, sondern im Gegentheile, um von ungebetenen Gästen selbst verzehrt zu werden. Der Zufall, wenn man es so nennen will, ist doch mitunter gar überaus sinnreich und humoristisch.

Zu jener Grabniederlegung war von der Obrigkeit auch ein Arzt beigeordnet worden. Dieser erzählte dankbar am Grabe Lenau's, daß er selbst im Jahre 1832 als noch junger Arzt beim Cholera-Absperrungs-Cordon an der Grenze Ungarns gewesen und große Angst gehabt habe, der verschrienen Krankheit plötzlich einmal zum Opfer fallen zu müssen. Da gerieth ihm zufällig ein Tagesblatt mit einem Gedichte Lenau's in die Hände, das ihn völlig ermannte, erfrischte und stählte; er verrichtete nun seinen gefährlichen Dienst ganz ruhig und voll munterer Zuversicht, und kam völlig unangefochten und glücklich durch. Der durch Gesang Gerettete stand heut an den Gräbern des rettenden Sängers; diesem selbst jedoch war seine Leier kein Schild gegen Unglück und Tod gewesen.

Am 22. Juli 1851 ward endlich eine kleine Einweihungsfeier von Lenau's Grabmonument gehalten. Dieselbe sollte durch Gesang eröffnet und geschlossen, und die Zwischenzeit durch eine Rede und ein Gedicht ausgefüllt werden. Letzteres wollte Schurz brüderlich darbringen, um jene aber ersuchte er den berühmten Freiherrn Hammer-Purgstall. Diese sagte auch sogleich gütig zu. Es sollte gleichsam nur ein häusliches Todtenfest werden, indem zu dem voraus geweihten Fremde zwei noch lebende sprächen, die da vorhatten, sich dereinst — will's Gott — dicht neben ihn hinunterzubetten. Leider gelangte aber an Schurz am Vortage Mittags ein Brief v. Hammer's, worin dieser sehr bedauerte, durch plötzliche Erkrankung verhindert zu sein, der Einweihung beizuwohnen und dabei selbst ein paar gemüthliche Worte zu sprechen. Dann fügte er noch hinzu: »Blumenkränze, Reden, Gedichte und Gesänge wären nur ein schwaches Symbol des unverwelklichen Dichterruhmes, der als Monatrose durch alle Jahreszeiten des großen Weltenjahres blühe und überall, wo deutsche Zunge spräche, von den Karpathen bis an die Felsen Labradors, wiederhalle.«

Schurz berührte in seinem, bei der Einweihung aus ihm hervorgetragenen Gedichte, daß Lenau auch in seinem ehernen Abbilde noch die Blicke der aufgehenden Sonne zurückker, um am Weltgerichtsmorgen ja sogleich bei ihrem ersten Strahle aufspringen zu können. Dann machte er den großen Dichter aufmerksam darauf, wie er nun seinen edlen Reben ganz nahe schlummere, deren Blut ihm Herztrunk im Leben gewesen; dann: wie der Gegend höchster Berg (der Hermannskogel) als ewige wüdige Schildwache ihm zur Seite stehe; wie seine Lieblingsblume, die Rose, ihm immer am Busen duftе; wie die Sterne ihm nächtlich mild zublinkten, aber ihrer irdischen Vertreter, die Johanniswürmlein, ihm sanft leuchten ließen; ferner: wie nach dem ersten Morgengrau, auf der Amsel Weckruf, alle Vögel des Thales ihm zujauchzten. Traulich sei seine Stätte: voreuchin Ungarn und Banat, die ihn einst als Knaben gehegt; rückwärts: das liederreiche, ihm so werthe Schwaben; und ringsum Oesterreich, treu und stark, und das geliebte und liebende Wien, woraus sich schon Einer sein Student) auf der Bahre habe hertragen lassen, um nur in seiner Nähe zu weilen. Friede walle stets um Lenau's stilles Grab walten; Freiheit, Bildung, Völkereinigkeit! Bürger und Dichter müßten dahin wallfahren! Von den Alpen möge Lenau träumen bei den Hüglein traut umher; im nahen Bächlein höre er das Meer brausen, und die zahllosen Vögelchen seien ihm Beethovens liebende Abgesandte; so daß er, der da sang:

»Ha ich fand des Mannes Büste,
Den ich hocht als Meister ehre,
Sammt dem schroffen Urgebirge
Und dem grenzenlosen Meere,«

keinen seiner drei erhabenen Lehrer und Meister vermissen dürfe. — Und Schurz schloß:

»Mädchen, Ihr seht: — Ihr jetzt, Frauen —,
Deren Herz stets Lenau's Haus, —
Laßt uns Eure Herzen schauen:
Stromt heran mit Kranz und Strauß;
Wollt uns Blumen ihm umbauen,
Der da ging auf Dornengraus!
Auf! beginnt! bedeckt ihn dichte!
Todtenfeuchter enden nicht!« —

Alles was nur Blumen hatte, legte sie auf das Grab nieder, und Andere nahmen sie wieder mit schöner Ereifrung auf, um damit ein geweihtes Andenken an den verehrten Dichter zu gewinnen. Es war, als ob dieser aus seinem Sarge heraus, ihnen Allen, anstatt Gedichte, deren er keine mehr besaß, Blumen spendete.

Nach jetzt werden auf Lenau's häufig besuchtes Ruhestätte (der Todtengräber und zugleich Oertswächter, ziemlich in des Ortes Mitte, am rechten Ufer des Hauptbaches, wenige Schritte nur oberhalb der Wehr und des Steges, in dem allerersten niedlichen Häuschen wohnend, erfreut sich einer hübschen Einnahme davon) zuweilen Blumenkränze dankbar geopfert, oder zur Erinnerung eine Blume darauf gepflückt.

Schurz sah diesen Sommer auf einem seiner abendlichen Spaziergänge durchs Lenauthal eine aus der Tagesarbeit heimkehrende ländliche Mutter mit ihrem noch ganz kleinen Töchterlein am Feldhofgitterthore stehen. Das Kindlein hatte die zarten Händchen andächtig gefaltet, und sagte mit weicher feiner Stimme fromm nach, was ihm die Mutter vorsprach; nämlich:

»Gräß Euch Gott, Ihr Lebenheim';
Ihr Groß und Klein;
Ihr Jung und Alt; Ihr Reich und Arm;
Daß Gott im Himmel über Euch sich erbarm'.
Amen!«

Bomarsund.

(Mit Abbildungen.)

Eine Erklärung der Abbildungen unserer heutigen lithografischen Beilage würde nur eine Wiederholung dessen sein, was die politischen Zeitungen erst in den letzten Tagen ausführlich mitgetheilt haben, und was daher noch frisch in Aller Andenken ist.

Vier und zwanzig Jahre Arbeit, und 30 Millionen Francs waren aufgeboten worden, um das aufzurichten, was jetzt in Schutt und Trümmern liegt. Außer den vielgenannten vier Thürmen, auf welche die Engländer und Franzosen stießen, umfaßte das gesammte Vertheidigungssistem von Bomarsund noch sechs andere Thürme derselben Art, die durch eine kasemattirte Umwallung mit einander verbunden waren. Die Dicke der Frontmauern der Thürme betrug 6 Fuß; die äußere Bekleidung hatte eine Dicke von 2 bis 2½ Fuß. Das übrige Mauerwerk und die innere Bekleidung der Schießscharten waren von Ziegelsteinen.

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

Lenaus Grab.

Digitized by Google

Nördlicher Thurm von Bomarsund, eingenommen von den Engländern am 15. August 1854.

Lager von Castelholm, 1

Beschiessung

Einnahme des Forts von Bomarsund durch den Admiral Parseval-Deschênes.
(Nach einer von Herrn von Russel mitgetheilten Skizze.)

Kriegsla

Digitized by Google

EINE IDEALE LANDSCHAFT.

Radirung in Kupfer.

Beilage zu M. Auer's polygrafisch-illustrirter Zeitschrift „Faust“

Druck von Borgi und Auer

Digitized by Google

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Drucksünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.
Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedrückte Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

№ 16. Inhalt: In der neuen Welt. (Fortsetzung.) — Aus der Chronik eines Dorfgeistlichen. — Der Seekrieg. (Fortsetzung.) — Friedrich Hebbel. — Der Flügelaltar zu Bartfeld in Ungarn. — Kurs. — Bazaar. — Wochenschau. — Artistische Beilagen. Friedrich Hebbel. (Stahlstich.) — Flügelaltar zu Bartfeld in Ungarn. (Kupferstich.) — Kurs und Bazaar. (Umdruck auf Stein.)

I. Jahrgang. Wien. 1854.

In der neuen Welt.

(Fortsetzung.)

4.

Der Häuptling.

Diese thaten, wie ihnen geheißen worden, und wieder bildete sich der Kreis um sie. Als sich Alle gelagert hatten, ward die Friedenspfeife angebrannt und dem Greise gereicht, der zu Gunsten der Ansiedler gesprochen. Er machte einen leisen Zug daraus; die Aeltesten folgten seinem Beispiele. Der letzte derselben übergab sie dem Häuptlinge und dieser, nachdem er sie mit den Lippen berühret, reichte sie dem Baron, der vor ihm saß, mit den Worten:

Nimm die Friedenspfeife und führe sie zum Munde; ein Gleiches mögen Dein Sohn und Diener thun.

Es geschah, und hierauf ging die Pfeife im ganzen Kreise umher.

Dann nahm der Häuptling wieder das Wort und sprach:

Nun bist Du uns kein Fremdling mehr, sondern ein Gastfreund, und als solcher, mit den Deinen unsers Schutzes versichert. Du hast offen gesprochen und die ehrwürdigen Greise hier haben in Deinem Herzen Güte, in Deinem Geiste Wahrheit gefunden. Wir haben berathen und beschlossen; Deine Bitte wird Die gewährt: jene Insel mit einem Stück Landes am Strome und einer Strecke Waldes, die wir noch bezeichnen werden, ist Dein; was Du dafür, nicht an mich, sondern an die Aeltesten des Stammes von Deinem Golde dafür hingebest, bleibt Deinem Ermessen anheimgestellt. Unsere Wigwams stehen in einem schönen Thale der Roky Mountains; nur uns bekannte Engpässe führen dahin. Meine Krieger kehren zu ihren Squahs, Kindern und Geschwistern zurück, um auszuruhen von einem langen und beschwerlichen, aber durch Ruhm und Beute belohnten Streifzuge. Ich selbst werde mit einigen aus ihnen kurze Zeit noch hier verweilen und Euch eine Wohnung bauen helfen. Was Ihr an Getreide zur Aussaat wie an Pulver und Blei bedürfen werdet, sollt Ihr alsbald erhalten. Und nun erhebet Euch und saget Euren neuen Freunden Dank und Lebewohl!

Hier erhoben sich Alle auf seinen Wink, und der Baron, nachdem er Worte des Dankes an die Versammlung gerichtet, nahm aus seinem Gurtel eine Rolle von hundert Guineen, öffnete sie und legte die funkelnden Goldstücke vor dem Aeltesten auf den Boden.

Mehr noch als die blanken Goldstücke blitzten die Augen der meisten Indianer bei diesem Anblicke: vor allen die desjenigen, der so heftig gegen die Aufnahme der Bleichgesichter gesprochen hatte und der, wie sich noch zeigen wird, seinen Beinamen »Klapperschlange« mit vollem Rechte führete; sein Blick aus tiefliegenden kleinen, widerlich stehenden grünlichen Augen schoß wild umher und sein scharfgezeichnetes Gesicht nahm einen Ausdruck von schaudererregendem Ingrimm an, in den sich ein häßlicher Zug von Hohn und Rachgier mischte.

Das Gold wurde von dem Aeltesten ruhig in Empfang genommen, und dann vom Häuptlinge der Befehl zum Aufbruche des Trupps nach den Bergen ertheilt, dem man auch unverweilt Folge leistete. Rasch hatten sich die Indianer zum Zuge angeschickt und folgten jetzt, nach einer letzten kurzen, leise geführten Unterredung zwischen dem Häuptlinge und den Aeltesten, diesen dahin zum Ufer, die Furt schief entlang zur Insel, hinter deren südlichem Gehölze endlich der ganze Trupp verschwand.

Der Häuptling, zubenannt »Riesenschlange«, war mit fünf der jüngsten und kräftigsten Indianer, die er selbst ausgewählt hatte, zurückgeblieben. Er schien in sehr ernstes Nachsinnen versunken, und es herrschte tiefes Schweigen, bis der Zug seiner Leute hinter der Insel außer Sicht gekommen war.

Digitized by Google

Da fuhr er ſich mit der flachen Hand über Stirne und Augen, holte tief Athem und ſprach den Baron engliſch an:

Dieſe fünf Krieger hier, ſagte er, verſtehen keine andere Sprache, als ihre angeſtammte. Sie lieben mich und werden Euch darum ehren. Mit ihrer Hülfe erbaut Ihr Euere Wohnung. Die Landſtrecke längs des Ufers, ſechsmal ſo groß als Euere Inſel, und ein Stück Waldes, deſſen Umfang Ihr in Einem Tage beſchreiten könnt, gehört Euch. In Kurzem wird man Euch Getreide, Werkzeug und Schießbedarf bringen; unterdeſſen wollen wir ungeſäumt auf der Inſel den Bau beginnen. Kommet nun! —

Die Anſiedler folgten ihm und ſeinen Leuten, noch halb betäubt von allen dieſen Vorgängen und von Staunen ergeiffen über das ſo ganz außerordentliche Weſen des Häuptlings.

Angelangt auf dem Plateau der Inſel, nahmen unſere Auswanderer ihre Büchſen, Hirſchfänger und Tornißter an ſich.

Den fünf Kriegern wurde der Befehl ertheilt, das zu einer Hütte nöthige Holz zu fällen, welche bis zur Vollendung eines Blockhauſes genügen konnte; ſodann im nahen Walde ein Stück Wild zur Bereitung eines gemeinſchaftlichen Mahles zu erlegen.

Für Letzteres, ſagte Carl lächelnd, habe ich ſchon vor Eurer Ankunft, obgleich ein wenig vorſchnell, wie mein guter Vater meinte, geſorgt.

Wie ſo das? fragte der Häuptling, den blühenden, offenblickenden Jüngling mit ſichtlichem Wohlgefallen, ja mit einem Ausdrucke von Rührung betrachtend, die Feuerwaffe kleidet meinen jungen weißen Bruder gut, verſteht er ſie denn auch ſchon gut zu gebrauchen?

Das will ich meinen! entgegnete der Gefragte mit Wärme und erzählte raſch, was er gethan.

Der Häuptling nickte ihm freundlich zu und befahl den Seinigen, das erlegte Wild zu beſorgen.

Nachdem ſich dieſe entfernt, ließen ſich die Zurückgebliebenen auf einem Felsblocke nieder.

Laſſet uns nun, ſagte der Häuptling, bis zu ihrer Rückkunft von dem ſprechen, was Euch zu ſagen genehm ſein mag. Vor Allem, wie, meine weißen Brüder, nenne ich Euch von jetzt an?

Nennet mich, verſetzte der Baron bewegt, fortan einfach Gotthold, denn ſo heiße ich; wollt Ihr mich Vater Gotthold nennen, um ſo beſſer, mir um ſo wohltönender; denn Ihr, mein großherziger Beſchützer, habt bereits mein ganzes Herz gewonnen und ich werde mich glücklich fühlen, Euch als meinen zweiten Sohn betrachten zu dürfen.

So ſprechend, ſtreckte er dem Häuptlinge ſeine Rechte entgegen; dieſer aber, ſtatt ſie zu erfaſſen, ließ ſeinen Tomahawk fallen und umſchlang den Baron mit beiden Armen, indem er ſtammelte: Vater! O ja, mein Vater!

Dann vergiß auch Deines Bruders nicht! rief der Sohn des Ueberraſchten, freudig Beſtürzten, indem er ſich ihnen anſchmiegte.

Mein lieber Bruder Carl! erwiderte der Häuptling, in deſſen Augen Thränen glänzten: es iſt das ein ſchöner Tag für mich, Dank und Preis dafür dem großen Geiſte!

Und was mit mir? ſtotterte Conrad in gebrochenem Engliſch, indem er zu der innig verſchlungenen Gruppe trat; wer bin denn ich, darf ich denn nicht auch den edlen rothen Mann lieben?

Wer Du biſt? ſprach der Baron mit tiefer Rührung: Du biſt der treueſte Diener ſeines Herrn, der hingebungsvollſte Freund biſt Du, und dieſer edle Mann wird Deine Liebe nicht geringſchätzen.

Treue — ſagte der Häuptling, wie zu ſich ſelbſt, — iſt ein ſchönes, aber ſeltenes Gut der Menſchen. Mann der Treue, Dir lohne ſie der große Geiſt; den Verrath treffen die Blitze ſeines heiligen Zornes.

Nach einigem Schweigen fügte er hinzu:

Vater, kannſt und willſt Du aus Deiner Vergangenheit erzählen, ſo thu' es jetzt; Zeit und Ort ſind günſtig, und mein Herz iſt offen.

Ich will es, entgegnete der Baron mit einem Blicke zum Himmel; mein Sohn und Conrad kennen bereits zum Theile die Geſchichte meines Lebens und dürfen das ihnen noch Unbekannte hören.

Und er theilte dem Häuptlinge mit, was folgt.

5.

Herr von Bergen.

Mein Name — begann der würdevolle Mann ruhigen Tones — iſt Gotthold von Bergen, und ich ſtamme aus einer alten freiherrlichen Familie Deutſchlands. Aber hat mein edler, zweiter Sohn auch jemals von dieſem Lande gehört?

Nicht allein von Deinem Vaterlande, lautete die Antwort, ſondern von allen Ländern Europa's und der übrigen Erdtheile; ich habe mir, ſchon vor Jahren, wie heute Deine Freundſchaft, die eines edlen Spaniers im mexikaniſchen Gebiete und durch ihn bei längerem Umgange viele Kenntniſſe erworben; ich weiß nun die Verhältniſſe der Staaten zu einander; kenne, wie die Natur und Geſtalt, ſo auch die Geſchichte aller Völker der Erde. Darum fahre fort in Deiner Erzählung; mein Kopf wie mein Herz iſt empfänglich für Alles, was Du ſagen kannſt.

Bei dieſer Aeußerung des Häuptlings konnte Herr von Bergen ſich nicht länger enthalten, ſeinem Staunen Worte zu geben.

Vom erſten bis zu dieſem Augenblicke unſerer Begegnung — ſprach er tief bewegt — hat mich Dein Sein und Thun wie mit Dankbarkeit ſo mit Bewunderung erfüllt; das Glück, einen Freund Deiner Art gewonnen zu haben, erſcheint mir als ein vom Geſchicke endlich gegönnter Erſatz für das unſägliche Leid, ſo ich durch einen Feind in meiner Heimat erlitten.

Das Herz des Menſchen — unterbrach ihn der Shoſhone ernſten Tones — iſt geneigter zum Haſſe als zur Liebe. Auch ich habe gehaßt, tödtlich! Da ſandte der große Geiſt einen Strahl aus der Sonne ſeiner Allweisheit in meine finſtere Bruſt, und meine Seele ward mild und mein Geiſt erwachte im holden Morgenlichte der Bildung. Ich war böſe, und bin gut geworden; mein Geiſt war krank, und er genas an der Quelle des Wiſſens; ohne Bildung, ſteht der Menſch unter dem Thiere. — Nun aber ſprich weiter, ich höre.

Und Bergen fuhr zu erzählen fort:

Meine Familie war reich und ich der einzige Erbe meines Vaters; eines ausgezeichneten Staatsmannes, den ich leider zu früh verlor, da ich bei ſeinem Tode erſt neunzehn Jahre zählte. Meine Mutter ſtarb wenige Monden nach ihm, und ich ſtand allein zu einer Zeit, da ich eines Führers zumeiſt bedurft hätte; um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche des Herzens, in der die heftigſten Stürme der Leidenſchaften raſen.

Ich ſinnirte, und mit günſtigem Erfolge; am meiſten zog mich die Wiſſenſchaft des Rechtes an.

Aus dem durchſtürmten Meere der erſten Jugend lief ich, kaum vierundzwanzig Jahre alt, in den Hafen ſtiller Häuslichkeit ein; mein beſſeres Ich ward gerettet durch ein edles Weib.

Mein Vater hatte den Wunſch gehegt, daß ich mich gleich ihm dem Staatsdienſte widmen ſollte; ich aber zog es vor, meinen eigenen Acker zu beſtellen, und ward und blieb Landmann; glücklich, ſelig an der Seite meiner eben ſo trefflichen als ſchönen Gattin, die mich noch im erſten Jahre unſerer Verbindung mit einer holden Tochter beſchenkte und mir im folgenden dieſen meinen Sohn gebar. Aber was unterliegt nicht dem wandelbaren Geſchicke! Ich ſollte ſeine Lanne kennen lernen. Nach fünf wonnevoll durchlebten Jahren ſtarb meine Gattin. Ich litt unausſprechlich, und nur die Liebe und Sorge für meine Kinder erhielt mich aufrecht. Die Einförmigkeit des Landlebens, mir bis dahin ſo ſüß, gab meinem Grame zu viel Nahrung, auch erheiſchte bereits die Erziehung meiner Kinder zu große Sorgfalt, als daß ich mich noch länger von der Stadt hatte fernhalten können; ich kehrte mit den Meinen in die Reſidenz zurück. Da nahm ich meine Lieblingsſtudien wieder auf und theilte meine Zeit und Kraft in geiſtige Arbeit und Pflege meiner Kinder, die beide geſund an Leib und Seele emporblühten. Mit der Wiederaufnahme der Studien kam mir auch der Wille meines Vaters wieder zu Sinne und ich beſchäftigte mich mehr ſeinem Plane gemäß, mich dem Staatsdienſte zu widmen. Name, Vermögen, Sprachkenntniſſe und innerſte Vertrautheit mit den politiſchen Verhältniſſen eigneten mich zumeiſt für die umfaſſendſte, aber zugleich auch gefahrvollſte Thätigkeit, für die nämlich der Diplomatie.

Es ſind nun zehn Jahre her, daß ich in den Staatsdienſt trat. Um jene Zeit, kurz nach der Neugeſtaltung der Dinge in Frankreich, durchdrang der Geiſt der Reform faſt alle Völker Europa's. Auch der Fürſt meines Landes ſah ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, eine freiere Verfaſſung einzuführen; es bildete ſich alsbald und anſcheinend zur Befriedigung der Geſammtheit eine Conſtitution aus, mit deren Entwurfe ich und ein Staatsdiener bürgerlicher Abkunft, Namens Muller, ein Mann von außergewöhnlichem Wiſſen und Scharfſinn, aber höchſt ehrſüchtig und intriguant, beauftragt wurden.

Beide faſt gleichen Alters, ich zählte damals funfunddreißig Jahre, waren und blieben wir uns in allem Uebrigen ſo entſchiedene Gegner, daß an ein harmoniſches Zuſammenwirken nicht zu denken war. Sein Streben ging dahin, Miniſter zu werden, und er ſetzte alle ihm zu Gebote ſtehenden Hebel in Bewegung, ſich auf dieſen Poſten zu ſchwingen. Er war

Advocat geweſen, hatte zur liberalſten Partei gehört und war von dieſer zum Kammermitgliede gewählt worden; während ich als Vertreter des conſervativen Prinzips dem Throne feſt zur Seite blieb und die Regierung ſchützte. Mein und der gemäßigten Partei redlicher Kampf gegen jene maßloſen Anforderungen währte durch mehrere Jahre und endete mit — meinem Sturze; die Oppoſition hatte geſiegt und Müller kam auf meinen Poſten. Ich zog mich aus den Geſchäften in die Einſamkeit des Landlebens zurück, an ſchmerzlichen Erfahrungen reicher, an Glauben und Menſchenliebe ärmer. Mir folgten Hohn, Schmähungen, ſogar Verläumdungen; dieſen glaubte man zwar nicht, aber ſie thaten mir darum nicht minder wehe. Ich ließ ſie gewähren und gab mich, wenngleich ſehr leidend, an die treue Natur und der Erziehung meiner beiden Kinder hin, welche ich durch eine gebildete junge Dame aus Genf und einen trefflichen jungen Mann aus meiner Vaterſtadt leiten ließ. Meine Tochter — —

Hier bebte die Stimme des Erzählers und er drückte ſich beide Hände an die Augen.

Vater, lieber Vater! rief Carl aus, indem er ſich ihm anſchmiegte, während Conrads Augen ſich mit Thränen füllten, warum dieſen ungeheuren Schmerz in Dir wachrufen? Genügt es nicht, unſerem Freunde hier zu ſagen, daß Du Deine Tochter durch das Walten eines unbegreiflichen Geſchickes verloren und nur noch Deinen Sohn haſt, der freudig in den Tod ginge, könnte er Dir dadurch die Verlorene erſetzen?

Nein — war des Vaters Antwort — indem er die Hände in den Schooß ſinken ließ und ſeinen Sohn wie ſeine Freunde gerührt anblickte, nein; der erwachte Schmerz will ſich frei ergehen gleich der geweckten Luſt; übrigens ſollſt Du, mein Sohn, erſt hier, erſt jetzt, geſchieden wahrſcheinlich für immer von der ſogenannten civiliſirten Welt, erfahren, auf welche Weiſe ich meine Tochter, Du Deine Schweſter verloren. . . .

Sie hatte noch nicht ihr ſechzehntes Jahr vollendet, als ſie ſchon in allen den Familien der mir benachbarten und theilweiſe ſehr freundſchaftlich zugethanen Gutsbeſitzer durch ihre faſt ideale Schönheit, engelgleiche Milde und echt weibliche Bildung ein Gegenſtand allgemeiner Verehrung war.

Eines Tages machte mich ihre Erzieherin aufmerkſam, daß ſie die bis dahin ſo ruhige Gemüthsoerfaſſung ihrer Eleve ſeit kurzem ſeltſam verändert finde, und drang in mich, meine Tochter ſelbſt genauer zu beobachten; ſie fügte hinzu, daß ſie keimende Liebe für den Grund jener Veränderung halte.

Dieſe Mittheilung erſchreckte mich. Offenes Entgegenkommen ſchien mir, als ich ruhiger geworden, das Beſte; nur galt es dabei, das Mädchen ſelbſt in dieſer Stimmung zu finden.

Die Gelegenheit hierzu ließ nicht lange auf ſich warten. Noch denſelben Tag gewann ich meiner Tochter Vertrauen und ſie geſtand mir, daß ſie liebe.

Ich brachte, erzählte ſie, vor drei Wochen mit Deiner Erlaubniß, Vater, einige Tage bei meiner Freundin Hermine auf dem ſchönen Landgute ihrer Aeltern zu. Es war zahlreiche Geſellſchaft da. Darunter befanden ſich mehrere Cavaliere aus der Reſidenz. Einer von dieſen, ein junger venetianiſcher Conte, erwies mir ſehr viel Aufmerkſamkeit, und in ſo anſtandsvoller, beſcheidener Weiſe, daß ich, wie oerlegen es mich auch machte, ihm nicht abſtoßend begegnen konnte. Als er ſpät abends ſich empfahl, ſagte er zu mir leiſe: Sie bleiben mir unoergeßlich, im Hauſe Ihres Vaters ſehe ich Sie wieder.

Aber — bemerkte ich ernſteren Tones gegen ſie — dieſer junge Mann hat Dich doch nicht innerhalb dieſer drei Wochen anderswo geſehen, geſprochen?

Nein, mein Vater, entgegnete die Aermſte unter Thränen mit rührender Unſchuld; ich habe ihn nicht wieder geſehen, und darüber eben gräme ich mich.

Du liebſt ihn alſo, mein gutes Kind?

Ja, mein Vater!

Und wenn er Dich bereits vergeſſen hätte?

Das iſt unmöglich, denn er betheuerte das Gegentheil, und ich halte ihn für einen Mann von Ehre.

Wenn es aber dennoch der Fall wäre?

So würde ich ſeiner doch nie vergeſſen, wenn Du mich auch nie mehr um ihn weinen ſäheſt.

Dieſe Wahrheit und Kindlichkeit rührten mich zu Thränen, und ich ſagte in tiefſter Seele bewegt, zu ihr:

Ich werde Deinem Gefühle nie Gewalt anthun. Waren die Worte dieſes mir noch unbekannten jungen Mannes nur die Sprache gewöhnlicher Galanterie und ſiehſt Du ihn nicht oder oeränderten Sinnes wieder, ſo findeſt Du im Gefühle Deiner weiblichen Würde Troſt und Erhebung; kommt er, bewirbt er ſich um Dich und iſt er, wenn auch arm, wirklich der Mann von Ehre, wie Du glaubſt und ich hoffen will, ſo ſteht Eurer Vereinigung von meiner Seite nichts entgegen.

So ſprechend, hauchte ich einen Kuß auf die Stirne meines ſüßen Kindes, meiner nun in ſeliger Hoffnung aufblickenden Angelica und —

Angelica! ſchrie hier der Häuptling auf, deſſen Züge, ſonſt ſo edel und ruhig, ſchon bei Erwähnung des venetianiſchen Conte ſich ſeltſam verändert und nunmehr einen Ausdruck furchtbaren Zornes angenommen hatten, indem er jetzt ſein entſtelltes Antlitz dem beſtürzten Erzähler in plötzlicher Wendung zukehrte und die Hand desſelben faſt zermalmend drückte: Angelica hieß Deine Tochter und ein italieniſcher Nobile hat ſie Dir entführt?

Allmächtiger Gott!

Mit dieſem Aufſchrei ſank der unglückliche Vater bewußtlos in die Arme ſeines Sohnes.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Chronik eines Dorfgeiſtlichen.

II. Der Invalide.

»Es gibt manchen Baum in einer Gegend, der ihr einen eigenen Charakter verleiht, weßhalb durch ein ſtilles Einverſtändniß Niemand es wagt, Hand an ihn zu legen. Auch unter den Menſchen gibt es welche, deren Leben mit dem einer ganzen Gemeinde ſo enge oerwachſen iſt, daß man es eher glaubte, wenn Jemand ſpräche, der jüngſte Tag ſei hereingebrochen, als daß ein ſolcher geſtorben ſei. Der »Invalide«, deſſen Namen ſelten genannt, der aber unter jener allgemeinen Bezeichnung jeglichem Kinde des Dorfes bekannt war, iſt füglich unter jene ſtehenden Figuren zu rechnen; der »Invalide« hieß ein Mann, der, die Woche hindurch in Lumpen gehüllt, des Sonntags im rothgeſtreiften Soldatenrock einherſtolzerte, welch' letzterer trotz ſeines dreißigjährigen Alters durch die große Sorgfalt ſeines Inhabers noch immer daran erinnerte, daß einſt ein wack're Soldatenherz darin gepocht, und deſſen Anblick noch immer den alten Reiſer-Nath, welchen eigentlichen Namen des Invaliden wir hiemit der Unſterblichkeit übergeben, mit einem Stolze erfüllte, der ſich durch nichts anderes als durch die hochtrabend ausgeſprochenen Worte: »Innsbruck, Augsbruck, Regensbruck!« und in einem Umdrehen auf dem linken Abſatz' Luſt zu machen wußte. —

Man konnte ſeinen Geiſt einen oerhaltenen Soldatengeiſt nennen; denn vor der Beendigung des franzöſiſchen Krieges durch den Verluſt des linken Auges invalid gemacht, gezwungen in ſein ſtilles, von aller Welt vergeſſenes und alle Welt oergeſſendes Dorf zurückzukehren, mußte der wack're Reiſer-Nath die ganze Folge der Kriegsereigniſſe aus ſeinem Gehirn herausſpinnen, denn noch hatten die leidigen Zeitungsblätter nicht den Weg gefunden zu den am äußerſten Ende der Erde wohnenden Aethiopen, welche dafür von allerlei Gottheiten, als da ſind: die Einfalt, die Zufriedenheit, die Arbeitſamkeit u. ſ. w. deſto fleißiger heimgeſucht wurden. Wie ich ihn kennen lernte, da ſagten die Leute, es ſei nicht mehr der Invalide von ehedem — ein kränkliches Weib und ein Rudel von ſechs Kindern hatten ſeinem Muthe einen Schröpfkopf angeſetzt; ſein Rücken verlernte nach und nach der Laſt der Jahre und der Holzbündel zu widerſtehen, und immer ſeltener hörte man aus ſeinem Munde das herausfordernde: »Augsbruck, Innsbruck, Regensbruck!« auch ſah man ihn nicht mehr ſich auf ſeinem Abſatze herumdrehen, denn er hatte einfach keine Schuhe und bloßfüßig hätte ſich das Exercitium gar zu lächerlich ausgenommen. Seine Taglöhnerdienſte oermochten immer weniger ihn zu ernähren, da ſeine Kräfte ſtets abnahmen, und der Mangel an kräftiger Nahrung verurſachte eben den Mangel an kräftiger Nahrung, wie geſchrieben ſtehet: Wer da hat, dem wird gegeben werden, wer aber nicht hat, dem wird genommen auch das er hat. —

Ich fragte ihn, ob er denn keinen Penſionskreuzer bekäme. — »Nein!« hieß es. »Warum habt Ihr Euch nicht darum beworben?« — »Beworben! hab' ich ihnen ein Auge gegeben, oder ſie mir Augsbruck, Innsbruck, Regensbruck, ſie müſſen ſich bei mir bewerben!« — Dabei war er ſo ſtolz, keine Allmoſen anzunehmen; »Ein Auge hab' ich noch,« ſagte er, »und zwar das rechte, und da möcht' ich's doch gar zu gut ſehen, wenn man mich nicht recht anſähe! bis das eine zum andern gegangen ſein wird, dann könnt Ihr mir geben, was Ihr wollt, denn ich werde dann Eure mitleidigen Geſichter nicht ſchauen müſſen!« — Wie wäre ſein Stolz gekränkt geweſen, wenn er gewußt hätte, daß ſein Weib hinter ſeinem Rücken nähme, ſo viel

als ihr Jemand geben wollte; er meinte, wenn er bemerkte, daß seine Kinder doch Menschen ähnlich sahen, und sein Weib am Sonntage schwarze Klöße buck, daß in seinem Hause der Wittwe Oelkrüglein wäre. Aber das Krüglein und der Mehlkasten wurden leer, als das Weib starb, und der Invalide hätte sich das Eine Auge auch ausreißen mögen, um die bleichen, gespensterartigen Gesichter seiner Kinder nicht sehen zu müssen, wenn er es nicht bedurft hätte, sie vor dem Hungertode zu erretten. — Eines Morgens, es war am Sonntage Maria Namen, ward ich von dem ältesten Mädchen des Invaliden, das ich bei einem Bauer als Gänsehüterin empfohlen hatte, zu ihrem Vater abgeholt; es war vergeblich, sie zu fragen, was es gäbe, denn ein Seelenfrost schlug ihre Zähne aneinander, so daß sie keine Silbe hervorzubringen vermochte, aber ihre Augen, die nichts waren als zwei gluhende Thränen, baten mich flehentlich, meine Schritte zu verdoppeln. Sie lief mir wie ein Hündlein voraus und kehrte wieder zu mir zurück, so daß ich fast außer Athem vor der entlegenen Hütte ankam, welche der Invalide bewohnte. Kindergejammer und ein tiefschmerzliches Stohnen kam mir aus dem Innern der strohbedeckten Baracke entgegen. Ein erstickender Qualm, der aus dem engen Eingang hervorwirbelte, verhüllte mir für den ersten Augenblick den trostlosesten Anblick, den ich in meinem ganzen Seelsorgerleben haben und empfinden sollte. Auf dem Fußboden, welcher, nicht mehr als eine Klafter im Gevierte, von einem Strohlager bedeckt war, dessen Halme fast zu Staube zerrieben, lag der Invalide, aus dessen rechtem ausgeronnenen Auge Blut über sein Angesicht strömte; die drei jüngsten Kinder, von denen nur eins ein Hemde hatte, umklammerten seine Füße, die sie mit ihren Thranen benetzten; die beiden älteren Knaben wuschen mit weißen Linnenfetzen, die den beiden nackten Kindern zur Bedeckung gedient zu haben schienen, und welche sie abwechselnd in das Wasserlein tauchten, das vom Berge herab an der Hutte vorbei floß, dem alten Vater die Wunde aus, aus welcher, nachdem die Gabe des Sehens daraus geflohen, auch das Leben selber zu entweichen drohte. Ich entfernte vor allem Andern das grune Holz vom Herde, das einen erstickenden Rauch in der Hütte erzeugte, und half sodann den Knaben in ihrer heilsamen Beschäftigung, wobei ich den Vorgang des Unglücks nach und nach erfuhr.

Die Noth hatte ihn gezwungen, sich mit dem Kleinholzklauben nicht zu begnügen, sondern er machte sich auch an diejenigen Aeste, welche leicht vom Boden aus zu erreichen waren. Gleich beim ersten Male, als der Mann, welcher doch zu stolz war ein Geschenk anzunehmen, sich so weit vergessen wollte, zu nehmen was ihm nicht gehörte noch gebührte, sollte ihm das Handwerk gelegt werden. Als er schon mehrere Zweige abgelöst hatte, lockte ihn ein etwas höher entsprossener Ast unwiderstehlich an, er umfaßte den Baum und schwang sich, die kleine Säge in der Hand, in die Hohe, wiewohl er sich anfangs gelobt hatte, nur dasjenige Gezweige, welches so recht handlich herabhinge, sich zuzueignen. Mit dem einen Arme den Stamm fest umklammernd, durchsägte er mit dem andern hitzig genug von unten nach oben die Stelle, wo besagter Ast am Baume saß; er fiel, aber stieß im Fallen dem Holzmacher einen Widerhaken in's rechte Auge; dieser fiel mit hinab, sein Fuß stemmte sich auf den Ast, der Widerhaken riß heraus, aber zugleich mit ihm das Auge — das rechte war nun zum linken gegangen. — Da lag er nun mitten im Walde allein, hilflos, blutend — selbst Gott um Hilfe anzuflehen, ihm einen seiner Engel als Führer zu geben, wagte er nicht, denn hatte er ihn nicht soeben durch eine sündhafte Handlung beleidigt? Der alte Stolz flammte in ihm empor, seine Fäuste ballten sich, auch ohne Augen wollte er auf eigenen Füßen nach Hause gehen; er raffte sich empor, und that einige Schritte vorwärts, aber, wie? sollte er umsonst sein Auge hingropfert haben? das Holz, sollte er es im Walde zurücklassen? sollte ein Anderer unterdessen es auflesen und sich damit gütlich thun? nein! Er kehrt um; ein Holz bringt ihn zu Falle, also an dieser Stelle liegt auch das Uebrige. So viel er mit seinen Armen umspannen kann, nimmt er auf, und trappelt die längstgewohnten Pfade nach Hause, wie ein angeschossenes Wild rothe Spuren hinter sich lassend. Vor seiner Hütte bricht er zusammen; sein Stohnen ruft die Kinder herbei, ein sechsstimmiges Jammergeschrei schlägt an die Wölbung des Himmels, als sie ihren Vater erkennen; sie tragen ihn mit ihren kraftlosen Aermlein wie eine lebendige Leiche in die Hütte, wie in einen Sarg. — Man verzeihe mir die genaue Schilderung aller dieser Vorgänge, wie ich sie aus dem Munde der unglücklichen Familie entnahm und wie meine Fantasie sie ergänzte — sie ist nothwendig, um den schwierigen Stand zu bezeichnen, den der Seelsorger in einem derartigen Falle einnimmt — wie soll er Andere trösten, wenn er selber des Trostes entbehrt, wenn der Mensch in seinem vollen Elende vor ihm liegt und ihm den geistlichen Mund stopft! — In meiner Verlegenheit erinnerte ich den Mann an seine Hoffart, ihm Ergebung in sein Schicksal einzuflößen; — aber bald sah ich, wie sehr ich gefehlt — der Invalide hob sich halb in die Höhe und rief grimmig: »Augsbruck, Innsbruck, Regensbruck!« und seine Fersen regten sich unwillkürlich zum Kehrt euch! —

Ich verließ den Armen, nachdem ich das Blut gestillt und Verband angelegt hatte, um von dem einen verlassenen Schäfchen zu meiner Herde zurückzukehren, die ich schon in der Kirche versammelt fand, um das Wort Gottes zu hören. Ich bestieg die Kanzel und sprach: Es steht geschrieben: »Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken!« — Und wieder steht geschrieben: »Wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage Euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.« Nun, meine Brüder im Herrn, wißt Ihr, wer des Arztes bedarf? ich will ihn Euch zeigen! Wollt Ihr tränken den Geringsten unter Euch? ich will Euch den Weg zu ihm weisen!« — Und ich stieg herab von der Kanzel im Ornate, das goldene Crucifix in der Rechten, und die ganze Gemeinde folgte mir aus dem Portale der Kirche unter heiligen Gesängen zu der Hütte des blinden Invaliden. Ich trat ein und die Gemeinde harrte vor dem Eingang. Der Blinde schluchzte leise; ich bückte mich zu ihm nieder und sprach: »Wie viele Augen verlorst Du?« — »Beide, beide,« — antwortete er. — »Wie viele Kinder hast Du?« — »Ach, sechs unversorgte Kindlein!« — »Nun denn, mein Lieber, so wurden Dir zwölf Augen für zwei!« — Der Blinde faltete die Hände zum Gebete. »Mit wie vielen Armen ernährtest Du die Kleinen, sprich!« — »Mit zwei wackern Armen!« antwortete er und erhob sie gen Himmel. — »Nun denn, was ist besser: von zwei Armen Hunger, oder von hundert Armen die Fülle? Wisse, vor Deiner niedern Thür' steht die ganze Gemeinde Gottes wie ein Mann! all ihre Herzen schlagen einmüthiglich für Deine Noth! all ihre Augen weinen um Deine Augen, all ihre Arme erheben sich gen Himmel und schwören: Seine Kinder sind unser Kinder!« und ich trat hinaus und rief: »Erhebet Eure Arme gen Himmel und schwöret: »Seine Kinder sind unsre Kinder! und wer sie verlosset, der soll von Gott verlassen sein!« — und es war ein erhebender Anblick, die Hunderte von Armen zum heiligen Schwure gehoben, die Hunderte von Stimmen einmüthiglich rufen zu hören: »Seine Kinder sind unser Kinder! und wer sie verlosset, der soll von Gott verlassen sein!« — Und ich ging umher zu den frommen Weibern und jegliche brachte ein Gewand oder ein Säcklein mit Lebensmitteln, für den Augenblick die Blöße und den Hunger der Kleinen zu bedecken; aber die sechs reichsten Bauern, von denen zwei kinderlos, gelobten mir am Sterbelager (denn es stellte sich ein lebensgefährliches Wundfieber ein) des Invaliden mit Handschlag, jeglicher eines von den Kindern zu sich zu nehmen und als eigenes zu erziehen. Der Sterbende empfing mit beruhigtee Seele die heiligen Sacramente, er bat mir noch seinen Ungestüm ab und ich verzieh ihm um so leichter, als ich ihm gar nicht gegrollt, er mich dadurch vielmehr belehrt hatte, wie man mit Unglücklichen zu gebahren habe. Des andern Tages starb er; seine letztern Worte waren: »Augsbruck, Innsbruck, Regensbruck!« — Die ganze Gemeinde folgte geruhrt seinem Sarge, auf sein Grabmal schrieb unser berühmte Epitafiendichter, der Sommer-Tischler:

»Hier ruht ein wackerer Soldat,
Der niemals nicht gebettelt hat!
Hätt' ihn Gott nicht in den Himmel genommen,
Von selbsten wär' er nimmer kommen!«

Seine Kinder sind nun theils auch Soldaten, theils wohlhabende Bauern geworden.«

Moriz Reich.

(Wird fortgesetzt.)

Der Seekrieg.

(Fortsetzung.)

Die Matrosen zerfallen in verschiedene Abtheilungen, von denen jede ihre genau vorgeschriebenen Geschäfte hat. Eine Abtheilung hat ihren Standpunct auf dem Vordercastell und besorgt dort die Anker, die Fogsegel und die Bugsorierseget. Auch bei dem Steuerruder verwendet man gewöhnlich Matrosen dieser Abtheilung, welche die gewandtesten und tüchtigsten Seeleute enthält, wie ferner ein Theil der Boote seine Bemannung vom Vordercastell bekommt. Eine zweite Abtheilung der Matrosen hat ihre Arbeit auf dem Hintercastell und besorgt dort die Untersegel des großen Mastes und des Besanmastes, während die obern Segel den »Capitänen vom Vordercastell«, den besten Kletterern, überlassen

Digitized by Google

bleiben. Eine dritte Abtheilung, die am wenigſten geübten Seeleute entholtend, beſorgt die Winden, Pumpen und die Reinigung des Schiffs. Außerdem gibt es noch beſondere Handwerker, die aber bei Gefechten wie die andern Matroſen an der Bedienung der Geſchütze Antheil zu nehmen haben. Uebrigens hat jedes Boot, jedes Geſchütz ſeine beſondere Bemannung, und es iſt alles ſo eingerichtet, daß jeder einzelne Offizier, Unteroffizier, Matroſe in jedem möglichen Falle ganz beſtimmt weiß, was er zu thun hat, und auf welchen Poſten ſeine Pflicht ihn ruft. Zu den Matroſen kommen noch die Seeſoldaten, die, wenn ſie zahlreich ſind, einen eigenen Befehlshaber haben. Im Frieden thun ſie auf dem Schiffe Wachdienſt, geben für die Capitänskajüte, die Pulverkammer u. ſ. w. Poſten ab und verſehen die Polizei.

Die Fregatten unterſcheiden ſich von den Linienſchiffen dadurch, daß ſie weniger Geſchütze haben, ſtatt drei nur zwei Reihen derſelben führen und gewöhnlich ſchwächer und mehr zum Schnellſegeln eingerichtet gebaut ſind. Die Amerikaner haben den Bau größerer und ſtärkerer Fregatten veranlaßt. Die Fregatten, verglichen mit Linienſchiffen, wie die Engländer ſagten, welche ſie in dem Kriege von 1812 in See ſchickten, hatten zuerſt von allen Fregatten zwei volle Kanonendecke und vermochten durch eine einzige Lage 800 Pfunde Eiſen zu ſchleudern, während die engliſchen nur 500 Pfund ſchoſſen. Sie hatten auch eine beinahe um ein Drittheil ſtärkere Bemannung, als die engliſchen, ihre Tragkraft war größer, die Dicke der Seitenwände bedeutender. Seitdem haben alle Seemächte jene rieſigen Modelle nachbilden laſſen, und der Krieg von 1812 hatte zur Folge, daß auch England ſeine Flotte umgeſtaltete. Die Fregatten werden vorzugsweiſe zu größeren Kreuzfahrten verwendet. Ihnen zunächſt ſtehen die Corvetten, die faſt dieſelben Maſte, Segel und Taue haben, aber nur eine Reihe Kanonen, in der Regel 32, führen. Da ſie ungemein viel Segel führen, bewegen ſie ſich ſehr ſchnell und werden daher zu den Dienſten benutzt, bei denen es, wie bei der Verfolgung von Seeräubern, auf Schnelligkeit ankommt. Die Weltumſegelungen zu wiſſenſchaftlichen Zwecken ſind hauptſächlich von Corvetten gemacht worden. In der Schlacht verſehen die Corvetten Adjutantendienſte. Ihnen folgen die Kriegsbriggs mit 12 bis 16 Geſchützen in einer einzigen Batterie und mit nur zwei Maſten. Man benutzt ſie zu denſelben Dienſten, wie die Corvetten. In abſteigender Linie reihen ſich dieſen Fahrzeugen an die Schooner (8 bis 12 Geſchütze), die Sloops, Jachten und Schaluppen mit 2 bis 6 Geſchützen. Seit der Benutzung des Dampfes pflegt man alle dieſe kleinen, zu ſchnellen Dienſtleiſtungen beſtimmten Schiffe durch Dampfer zu erſetzen. Den Beſchluß machen die Kanonenboote, große, ſtarke offene Boote mit einer ganz kleinen Kajüte, welche 2 bis 3 ſchwere Geſchütze, gewöhnlich Bombenkanonen, an Bord haben, und von 20 bis 40 Rudern fortbewegt werden. Ihre Hauptvorzüge beſtehen darin, daß ſie ihres ſehr geringen Tiefgangs wegen auch in ſeichten Gewäſſern anwendbar ſind, und daß ſie ſich mit ihren Rudern ſelbſt bei Windſtille fortbewegen können. Sie haben aber auch viele Nachtheile. Ihre heftige Bewegung geſtattet bei unruhigem Wetter keinen ſichern Schuß, im Sturm gehen ſie leicht unter, und der Dienſt auf ihnen iſt ſehr anſtrengend, da die Mannſchaft fortwährend rudern muß und jedem Wetter ausgeſetzt iſt. Von den Dampfſchiffen wird weiter unten die Rede ſein.

Auf allen Kriegsſchiffen bringt man die Geſchützluken ſo an, daß die des erſten Decks gerade unter denen des dritten, jene des zweiten aber dazwiſchen liegen. Es geſchieht dies, damit das bei dem Schuſſe aus der Mündung fortwährende Feuer nicht den höher liegenden Kanonenlauf beſchädige. Die Kanonen ruhen auf kleinen niedrigen Lafſeten mit vier Rädern. In Folge des Stoßes, den das Geſchütz bei der Entladung erhält, rollen ſie ſo weit in den Schiffsraum zurück, daß der mit dem Laden beauftragte Matroſe die Patrone einlegen und mit dem Satzkolben feſtſetzen kann. Iſt dies geſchehen, ſo zieht die Bedienung die Kanone an den Stricken, die an den Lafſeten angebracht ſind, ſo weit vorwärts, daß die Mündung derſelben wieder zur Luke hinausragt. Damit aber die Geſchütze nicht zu weit zurückrollen, beſonders wenn das Schiff ſtark auf der einen Seite liegt, ſind die Lafſeten durch ſtarke Taue von einer gewiſſen Länge an große eiſerne Ringe in der Schiffswand befeſtigt, ſo daß ſie nicht weiter zurückfahren können, als dieſe Taue reichen. Abgefeuert werden ſämmtliche Kanonen durch Percuſſionsſchlöſſer von eigenthümlichem Bau. Was die Bewaffnung betrifft, ſo waren die größten Schiffe früherer Zeiten bloße Spielzeuge im Vergleich mit den jetzigen. Ein drittiſches Schiff Nelſons von 104 Kanonen im Jahre 1805 bei Trafalgar war bewaffnet wie folgt: 28 lange 32pfünder auf dem untern Deck; 30 18pfünder auf dem mittleren Deck; 30 12pfünder auf dem Hauptdeck; 8 12pfünder auf dem Quarterdeck; 2 12pfünder auf dem Vorderkaſtell, und 6 18pfündige Koronaden auf der Kombüſe. Nehme man dagegen eines der jetzigen Schraubenſchiffe, z. B. den Agamemnon von 91 Kanonen. Seine Bewaffnung beſteht aus 30 68pfündern und 59 62pfündern, dazu eine zehnzöllige und eine achtzöllige Drehbaſſe auf dem obern Deck. Jede dieſer Drehbaſſen wirft 68pfündige Kugeln, und eine Lage des Schiffs ſchleudert nicht weniger als 2032 Pfund oder beinahe eine Tonne Metall auf einmal, alſo über 1000 Pfund mehr, als Nelſons beſtes Linienſchiff. Dazu kommt noch bei einem jetzigen Schraubendampfer eine Geſchwindigkeit der Bewegung, welche ſein Feuer doppelt wirkſam macht. Napier's »Herzog von Wellington« von 130 Kanonen kann in vier Minuten ſechs Breitſeiten abfeuern, mit andern Worten in vier Minuten ſechs Tonnen Eiſen gegen einen gegebenen Punct werfen. Auch den Fregatten und kleineren Schiffen gibt man gegenwärtig ſchwerere Geſchütze. Der jüngſt fertig gewordene öſterreichiſche Schraubendampfer »Radetzky«, ein Schiff von 300 Pferdekraft, das in England nach dem Muſter der Fregatte »Tribune«, aber um ſechzehn Fuß länger, erbaut wurde, führt 35 Geſchütze, 2 lange 68pfunder auf Drehſcheiben auf dem Vorder- und Hintercaſtell, 6 unbewegliche 68pfünder und 27 lange 32pfünder. Bombenkanonen von 80 Pfund Kugelgewicht, die man einzeln in den Batterien vertheilt, ſind unſeres Wiſſens die ſchwerſten der jetzt auf den Kriegsſchiffen gebräuchlichen Geſchütze.

Bei Landkriegen wird das Privateigenthum durch das Völkerrecht geſchützt. Einen auf der Landſtraße fahrenden Frachtwagen wegzunehmen, oder in eine feindliche Stadt einzubrechen, um die Vorräthe, vielleicht die Häuſer derſelben zu vernichten, würde für unehrenhaft gelten. Der Seekrieg nimmt dieſe Rückſichten nicht. Da eine Flotte dem Feinde keine Provinzen wegnehmen, von ihm keine Kriegsſteuern und Contributionen erheben kann, ſucht ſie auf dem beſchränkten Felde, das ihrer Thätigkeit angewieſen iſt, durch die Sperrung von Küſten und Häfen, durch die Wegnahme von Handelsſchiffen und leider auch durch die Vernichtung von Küſtenorten möglichſt zu ſchaden. In der letztern Beziehung wurde in dem engliſch-amerikaniſchen Kriege von 1812 am rückſichtsloſeſten verfahren. Nach der ſchonenden Behandlung zu ſchließen, welche die Flotten der Seemächte mehreren Orten der Oſtſee und Odeſſa haben angedeihen laſſen, ſind ſeitdem humanere Grundſätze zur Geltung gelangt. Glückliche Gefechte von Schiffen gegen Feſtungen oder Batterien haben bei den Seeleuten hier und da die übermüthige Anſicht hervorgerufen, daß die Citadellen des Meeres alle Feſtungen mit Ausſicht auf Erfolg angreifen könnten. Es iſt richtig, daß alle Angriffe von Schiffen auf Feſtungen in der neueſten Zeit geglückt ſind, ſo bei Algier, St. Jean d'Acre und Beirut, San Juan de Ulloa, Tanger und Mogador. Man darf jedoch nicht außer Augen laſſen, daß die genannten Feſtungen in ſchlechtem Stande, oder mit ſchlechten Beſatzungen verſehen waren. Daß ſelbſt ſchwache Befeſtigungen gegen Schiffe mit Glück kämpfen können, darüber ſind die Dänen bei Eckernförde belehrt worden. Militairs (ſ. unter anderm einen Aufſatz der »Allgemeinen Zeitung« vom 27. April 1854, dem wir eine Stelle entnehmen) machen mit Recht aufmerkſam, wie wirkungslos im Ganzen eine Flotte gegen das Land iſt. Da eine Flotte bekanntlich nicht am Land ſegeln kann, ſo iſt klar, daß ihre unmittelbare Wirkungsſfäre nicht über den Strandbereich hinausgeht, welcher in der Schußweite ihrer Kanonen liegt. Die Artillerie kann nur zerſtören, denn ſie kann das feuchte Element nicht verlaſſen; nur die Marine-Infanterie kann erobern, indem ſie landet. Da dieſe Occupationstruppe aber an und für ſich außerordentlich ſchwach iſt, nicht allein an Zahl, ſondern auch weil ſie nur aus Infanterie beſteht, alſo in einem Kampf gegen einen aus allen drei Waffen zuſammengeſetzten Feind ſehr im Nachtheil iſt, ſo geht daraus hervor, daß für ſie Landungen nur da möglich ſind, wo entweder gar kein Feind von einiger Bedeutung, oder wo die Artillerie der Schiffe vorher den feindlichen Widerſtand gebrochen hat. Es folgt ferner daraus, daß dieſe Truppen ohne große Gefahr nicht die Wirkungsſfäre der Schiffe verlaſſen dürfen. Der Bereich derſelben iſt an und für ſich alſo überhaupt ein äußerſt beſchränkter, und nur einzelne Puncte, welche entweder eine große ſtrategiſche Bedeutung haben, wie Gibraltar oder Aden, deren militairiſcher Beſitz alſo einen großen Werth hat, oder ſolche Puncte, auf denen der Verkehr concentrirt iſt, wo große Reichthümer aufgehäuft ſind, wie etwa Odeſſa, Riga, Cadix, können als Angriffsobjecte bezeichnet werden, die zu zerſtören, auszubeuten oder zu erobern wirklich großer Anſtrengungen lohnt, auf die ein ſiegreich durchgeführter Angriff einen Erfolg von einer gewiſſen Entſcheidung verſpricht. Der Widerſtand, welchen der Landfeind der Seemacht unmittelbar entgegenſetzen kann, iſt, wie beim Angriff, weſentlich auf die Artillerie-Wirkung baſirt. Es kommt alſo zunächſt

darauf an, die Land-Artillerie mit der Schiffs-Artillerie zu vergleichen. Es iſt klar, daß die Wirkung der Waffe eine verſchiedene iſt nach der Art des Ziels, gegen welches gefeuert wird, und nach der Anzahl der Treffer. Je geringer die Wirkung der Treffer der feindlichen Artillerie iſt, und je geringer die Zahl derſelben, deſto unbedeutender iſt die Geſammtſumme der Wirkung, daraus folgt, daß eine weit geringere Anzahl von Geſchützen einer weit überlegenen mit Erfolg die Spitze bieten kann, wenn ſie an Zahl der Treffer und Größe der Wirkung den Feind übertrifft. So lange man aus den Landbatterieen mit Vollkugeln gegen Schiffe feuerte, konnten dieſe, ſo groß auch die Zahl der Treffer war, welche den Rumpf trafen, ſich dem heftigſten Feuer einer feindlichen Batterie ausſetzen, ohne zu viel auf's Spiel zu ſetzen, denn es gab z. B. ein türkiſches Linienſchiff, welches mit 1000 Kugeln im Rumpf nach See hielt. Große Gefahr lief unter ſolchen Umſtänden ein Schiff nur dann, wenn ihm die Bemaſtung ſo zerſtört wurde, daß es keine Steuerkraft beſaß und, ein Spiel von Wind und Wellen, bei Seewind fürchten mußte, auf Legerwall zu gerathen. Heut zu Tage aber, wo man glühende Kugeln und große Hohlgeſchoſſe gegen Schiffe anwendet, und wohl auch Raketen, genügt vielleicht ein einziger Treffer, um entweder das Schiff in Brand ſtecken oder es (in Folge eines großen Leckes) in Grund zu bohren, es in die Luft zu ſprengen oder durch einen Grundſchuß zu verſenken. (Die letztern Wirkungen würden von der Rakete zu erwarten ſein, gegen deren ungeheure Percuſſionskraft kein Ort des Schiffs in Zukunft geſichert ſein dürfte.) Die Wahrſcheinlichkeit des Treffens hängt von der Größe des Ziels, der Größe der Kaliber, der Art der Aufſtellung, der Güte der Geſchütze und der Bedienung ab. In welchem ungeheuren Nachtheil an Schiff in dieſer Beziehung gegen eine Landbatterie iſt, bedarf kaum der Erwähnung, mag dieſelbe nun eine mehr-etagige kaſemattirte oder ein einfaches Erdwerk ſein. Beſonders ins Gewicht fällt dabei die ſchwankende Stellung der Geſchütze, welche veranlaßt, daß ſelbſt bei ruhigem Wetter die Wirkung der Schiffsartillerie auf weitere Entfernungen faſt illuſoriſch wird. Man kann daher mit poſitiver Gewißheit behaupten, daß gut bediente, paſſend armirte und placirte Strandbatterien von wenigen Geſchützen es einer Flotte abſolut unmöglich machen, einen Punct zu occupiren, wenn ſie gezwungen iſt, ſich mit der denſelben vertheidigenden Artillerie auf größere Diſtanzen herumzuſchießen; vorausgeſetzt, daß dieſe Landbatterieen gegen etwaige Angriffe durch ſeitwärts unternommene Landungen durch rückwärts aufgeſtellte Truppen geſichert ſind. Das ungeheuer zahlreiche (mehr-etagige) Feuer einer Flotte würde nur unter der Vorausſetzung zu fürchten ſein, daß die Lokalität erlaubte, das Feuer auf ſehr kurze Diſtanzen zu beginnen, die See ruhig iſt und es möglich wäre, das Feuer vieler Schiffe auf einen Punct zu vereinigen.

Die ältere Taktik bei Seetreffen beſtand darin, daß man die Flotte in zwei Linien aufſtellte und methodiſch vorrückte, ſo daß ein jedes Schiff ſeine Stelle behauptete und das nächſte Fahrzeug der feindlichen Linie angriff. Bei dieſer Aufſtellung in Linie verlor man viele Zeit, denn nicht alle Schiffe haben im Winde gleiche Führung, und es entſtand noch der Nachtheil, daß das Geſchwader ſeine Bewegungen nach den ſchlechteſten Seglern einrichten mußte. Rodney und Nelſon veränderten dieſe Taktik, indem ſie die Schiffe keine andere Reihenfolge annehmen ließen, als die aus der verſchiedenen Geſchwindigkeit derſelben hervorging, ſich auf die feindliche Flotte warfen, ſie durchbrachen und einen Theil abſchnitten, um ihn zwiſchen zwei Feuer zu bringen. Die Erfahrung, die Geſchicklichkeit und das Vertrauen der engliſchen Schiffsmannſchaften auf den Erfolg gaben Nelſon bei dieſen kühnen Unternehmungen ſtets eine Ueberlegenheit über ſeine Feinde, die minder geſchickt und erfahren waren, wenn ſie auch eben ſo viel Muth beſaßen. Die Engländer hatten auf dem Meere mithin eine ähnliche Revolution durchgeführt, wie Napoleon auf dem Lande. Aber Nelſons Taktik war ganz auf Segelſchiffe berechnet, denn der größte Vortheil, den ſie gewährte, war der, daß der Theil der feindlichen Flotte, der nicht in den Kampf verwickelt wurde, den angegriffenen Schiffen ſchwer zu Hilfe kommen konnte, und daß der Sieg gewöhnlich ſchon entſchieden war, ehe er eintraf. Da man gegenwärtig viele Dampfſchiffe benutzt, die ſich auch gegen den Wind bewegen können, und da mithin eine Hilfeleiſtung jedes Theils der Flotte leicht ermöglicht werden kann, ſo verliert die alte Taktik ihren Werth. Wie ſehr der Dampf bei der Zuſammenſetzung der Flotten in der Gegenwart vorwiegt, zeigt uns die engliſche Oſtſeeflotte unter Napier, deren Beſtand am 10. April 1854 der folgende war:

10 Schraubenlinienſchiffe mit 836 Kanonen; 5 Segelſchiffe mit 484 Kanonen; 11 Schraubenfregatten mit 312 Kanonen, und 11 kleinere Dampfer mit 94 Kanonen.

Die Segelſchiffe figuriren alſo unter den 1652 Kanonen dieſer Flotte (die inzwiſchen bis auf mindeſtens 2300 Geſchütze gebracht worden iſt) nur mit 484 Geſchützen.

Wir beſitzen keine Erfahrungen, die uns berechtigten, mit Beſtimmtheit zu ſagen, welche Umänderungen die beiden wichtigen Veränderungen der Neuzeit, der Dampf und die Bombenkanone, hervorrufen werden. Um ſo freier kann ſich die Vermuthung ergehen. Als zuerſt Kriegsdampfer gebaut wurden, gab man ſich der Hoffnung hin, daß es gelingen werde, eiſerne Dampfſchiffe herzuſtellen, welche allkammen ſchußfeſt ſeien. Dieſe Hoffnung hat ſich als trügeriſch erwieſen, denn vielfache Verſuche haben dargethan, daß Schüſſe auf ſolche Fahrzeuge noch verderblichere Wirkungen äußern, als auf Schiffe von Holz. Die unleugbaren Vortheile der Dampfer ſind, daß die zahlreiche, für die Bedienung der Segel erforderliche Mannſchaft wegfällt, daß dieſe Schiffe vom Winde ziemlich unabhängig und wegen ihrer ſchnellen Bewegungen zu Ueberfällen, Staffettendienſt u. ſ. w. benutzt werden können. Die Nachtheile, welche bei großen Schiffen mehr als bei kleinen hervortreten, ſind der große Raum, den die Maſchine und die Kohlen einnehmen, die Abhängigkeit des Schiffs von ſeinem Material, die Gefahr, der die Räder ausgeſetzt ſind. Nelſon blieb unter Umſtänden ein Jahr vor demſelben feindlichen Hafen; das kann ein Dampfſchiff nicht, wie demſelben auch jede Fahrt nach fernen Küſten, wo es ſein Material nicht zu ergänzen vermag, unterſagt iſt. Das Ausgeſetztſein der Räder iſt es hauptſächlich, was die Benutzung der Archimediſchen Schraubenſchiffe empfahlen hat. Die Schraubenſchiffe haben übrigens noch andere Vorzüge. Die Schraube kann ſich in jede zum Angriff günſtige Stellung hineinwinden, und eine Schraubenflotte beſitzt das Vermögen, einen Feind zum nahen Kampf zu zwingen. Es wäre jedoch möglich, daß die erſte Seeſchlacht eine ſchwache Seite der Schraubenſchiffe, wie ſie jetzt gebaut ſind, bloßſtellen könnte. Es iſt dem Scharfſinn nautiſcher Ingenieurs nicht entgangen, daß die Spiegel dieſer Schiffe durch Wegnahme der früheen ſtarken Holzlagen, um der Bewegung des Maſchinenwerks Platz zu machen, ſehr geſchwächt ſind, und daß ein unglücklicher Schuß in dieſen zarten Theil eines dieſer Schiffe zu einem bloßen, dem Feinde preisgegebenen Rumpf machen könnte. Auch wäre es möglich, daß der Mechanismus, der ſich ſchon manchmal bei friedlichen Probefahrten in ruhigem Waſſer launiſch gezeigt hat, einmal im Stoß der Schlacht und in der Eile der Verfolgung oder des Rückzugs im Stiche ließe.

Ueber die Vorzüge der Bombenkanonen herrſcht unter den Männern von Fach noch immer viel Streit. Nicht wenige Seeleute behaupten, daß der ſichere, ſchnell wirkende Schuß der Vollkugel zerſtörender ſei. Dieſe Gegner der Bombenkanonen berufen ſich auf das Beiſpiel des franzöſiſchen Revolutionskriegs, in dem der Convent der franzöſiſchen Flotte die Anweiſung gab, mit Hohlkugeln, glühenden Kugeln u. a. m. zu ſchießen. Nelſon ſelbſt wurde durch die »hölliſche Erfindung« unruhig gemacht, gleichwohl lehrt die Erfahrung, daß die Vollkugeln der Engländer die größere Wirkung äußerten. Das neueſte, ſehr für die Bombenkanonen ſprechende Zeugniß hat die Seeſchlacht von Sinope abgelegt. Da zerſtörend arbeiteten in dieſem Treffen die Bombenkanonen der Ruſſen — die Türken hatten keine und überhaupt ſchwächere Geſchütze —, daß ſich die Fabel verbreitete, die türkiſche Flotte ſei durch eine neue, allen andern Maeinen noch unbekannte Kraft vernichtet worden. Die ruſſiſchen Bombenkanonen warfen bis auf 900 bis 1000 Fuß Entfernung Splitter, die zweite Salve des Linienſchiffs »Großfürſt Kanſtantin« hatte die Wirkung, daß die türkiſche Admiralsfregatte in die Luft flog. Dieſe Schlacht hat den General Paixhans, den Erfinder der Bombenkanonen, veranlaßt, im Monitrur vom 10. Februar 1854 einige Bemerkungen niederzulegen. Man erfährt daraus, daß die nach ihm benannten Bombenkanonen im Jahre 1823 in Breſt probirt und ſowohl damals als nachher als äußerſt zerſtörungsmächtig erkannt worden; daß neulich ein engliſcher Admiral ſagte: wenn zwei mit dieſen Kanonen bewehrte Linienſchiffe ſich ſchlagen wollten, ſo könne es geſchehen, daß in wenigen Augenblicken das eine in die Luft fliege, das andere unter dem Waſſer verſchwinde; daß ſich nach dem Vorgang von Sinope, wo alle türkiſchen Schiffe zu Grunde gegangen, die Zukunft der Seekämpfe ermeſſen laſſe, ſobald einmal jede Marine Europa's oder Amerika's von dieſer Erfindung Gebrauch mache. Der General giebt zu, daß ſolche Ergebniſſe einen traurigen Eindruck machen, glaubt aber nicht, daß darum auf die Einführung ſeiner neuen Waffe der mindeſte Tadel fallen könne. Wenn dieſe tadelnswerth wäre, ſo würden nicht alle Regierungen, ohne Ausnahme, ſich beeilt haben, ſie zu-

Digitized by Google

zulassen, wie denn die Welt überhaupt die Verbesserung in Waffen so wenig als irgend eine andere Verbesserung je zurückgewiesen habe, abgesehen davon, daß es eine ausgemachte historische Thatsache sei, daß, je mächtiger die Waffen, desto weniger blutig die Kriege geworden. In Wahrheit werde mit einer See-Artillerie von schnell entscheidender Wirkung auch ein Fahrzeug zweiten Ranges, wenn es diese Artillerie recht anwende, sich den größten Schiffen furchtbar machen können; der Schwache werde nicht mehr in der Lage sein, sich von dem Starken beschädigen lassen zu müssen, und es sei doch wohl ein Glück für alle Nationen an der See, ihre Küsten mit Feuerschlünden waffnen zu können, die bessre im Stande sein würden, Angriffe zurückzuschlagen, während bei der alten Artillerie Verheerungen nur zu oft ungestraft geblieben. Hätten die Türken nur einige dieser Bombenkanonen mit tüchtiger Bedienung in ihrer See-Artillerie und besonders in ihren Strandbatterien gehabt, so würden sich die russischen Schiffe nicht genähert haben, ohne eine scharfe Lection zu empfangen, da die feststehenden Landgeschütze doch immer sicherer zielen als die mehr oder weniger unruhigen Schiffe. Was im schwarzen Meer geschehen, werde sich immer wiederholen, wenn eine Macht zuerst oder geschickter und stärkern Gebrauch von einer neuen Kriegswaffe mache. So werde es auch mit dem kleinen Gewehr gehen, das jetzt in Bezug auf richtiges Treffen und Schußweite so bedeutende Verbesserungen erfahre. Der General benutzt diesen Anlaß noch, um, wie früher der Prinz von Joinville, wenigstens für die französische Marine, die Paeten der Dampffregatten gegen die Linienschiffe zu nehmen. Die horizontalschießenden Bombenkanonen, behauptet er, werden die Schiffe um so mehr zerstören, je größer sie sind, weil während eines Kampfes die für den Dienst einer größern Zahl von Feuerschlünden sich vervielfältigende Circulation von Pulver und Wurfgeschossen auch die Gefahr einer Explosion vervielfältigen müsse. (Schluß folgt.)

Friedrich Hebbel.

(Mit Portrait.)

Die neueste Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons bringt über diesen Dichter folgende biografische Mittheilungen:

Zu Wesselburen in Dithmarschen den 10. März 1813 geboren, wuchs Hebbel in seiner abgeschiedenen, an bedeutenden Volkserinnerungen reichen Heimat bei dürftiger Bildung und fast gänzlichem Mangel an geistiger Anregung heran. Er wurde frühzeitig Secretär bei dem Kirchspielvoigt seines Geburtsorts; aber diese Lage genügte dem sich regenden Talente nicht lange, und verschiedene, ziemlich abenteuerliche Pläne, sich ihr zu entziehen, scheiterten. Endlich schickte er einige seiner schon früh entstandenen lirischen Gedichte an Amalie Schoppe (geborne Weise) in Hamburg, welche dieselben nicht nur in ihr Modeblatt aufnahm, sondern auch der Person des Dichters die lebhafteste Theilnahme zuwandte. So kam Hebbel, 22 Jahre alt, nach Hamburg und bereitete sich für die Universität vor. Er besuchte zuerst Heidelberg, dann längere Zeit hindurch München. Allgemeine Bildung war sein Zweck, Filosofie, dann ausschließlich Geschichte und Litteratur die Gegenstände seines Studiums. Nachdem er promovirt, ging er nach Hamburg zurück, wo seine »Judith«, »Genovefa« und »der Diamant« rasch nacheinander entstanden. Im Jahre 1842 wandte er sich nach Kopenhagen, wo er die »Maria Magdalena« begann. Nachdem er ein königl. Reisestipendium erhalten, begab er sich zunächst nach Paris, dann nach Rom und Neapel, woraus er nach zwei Jahren die Rückreise über Wien antrat. Hier verheirathete er sich 1846 mit der begabten Schauspielerin Christine Enghaus und nahm seitdem seinen bleibenden Aufenthalt in Wien. Hebbel's bisher im Drucke erschienene Dichtungen sind: »Gedichte«, voll Wohllaut und tief poetischer Schönheit; »Schnock,« eine komische Erzählung in Prosa, während seines ersten Aufenthalts in Hamburg entstanden, fragmentarischer Art; ferner die Trauerspiele: »Judith«; »Genovefa«; »Maria Magdalena«, ein bürgerliches Trauerspiel mit theoretisch-kritischem Vorwort; »Herodes und Mariamne«; »Julia«, nebst kritischer Abhandlung; endlich die Lustspiele: »Der Diamant«, »Der Rubin«, und die Tragikomödie »Das Trauerspiel in Sicilien«. Ein Trauerspiel »Moloch« naht seiner Vollendung. Ueber seine vielfach angefochtene Stellung zur dramatischen Dichtung hat sich Hebbel selbst ausgesprochen in »Mein Wort über das Drama.« Ganz unbestritten ist Hebbel ein sehr bedeutendes, ja wohl das bedeutendste Talent, welches sich im letzten Jahrzehent der deutschen Bühne zugewendet hat; aber bei voller Anerkennung seiner großen Vorzüge hat er doch vielfach die schärfsten Angriffe zu erfahren gehabt und hervorgerufen. Hebbel geht von einer festen Theorie aus. Das Drama soll ihm »den jedesmaligen Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältniß zur Idee« darstellen. Er verlangt ferner, daß das Drama, indem es den Maßstab der reinen Idee anlegt, auf das Leben selbst umgestaltend und veredelnd einwirke. Da er aber von den gegenwärtigen Zuständen ein dunkelgefärbtes Bild in sich trägt, so ergibt sich schon daraus, daß die Gestalten und Situationen, die er darstellt, um sie nach der reinen Idee zu messen und ihr Schicksal zu finden, vielfach etwas Ungeheuerliches und Unnatürliches an sich tragen. Je reicher seine Erfindungsgabe ist, je mehr er die Sprache bereichert, je schärfer er die Zeichnung der Charaktere durchführt, desto mehr steigern sich jene Uebelstände. So sucht er mit Vorliebe Redewendungen und Ausdrücke, die allem herkömmlichen Geschmack und Gefühl widersprechen. Er zeichnet Situationen, die mit sittlichem Widerwillen erfüllen, und stellt psichologische Experimente mit seinen Personen an, die der Wahrscheinlichkeit wie der poetischen Schönheit entgegen sind. In dem Allen glaubt sich Hebbel um so mehr berechtigt, je stärker das Bewußtsein seiner poetischen Kraft in ihm waltet. In seinen späteren Trauerspielen hat er indessen den versöhnenden Abschluß, der den frühern gänzlich fehlte, zu gewinnen gesucht. Hebbel's Dramen sind größtentheils auf die Bühne gebracht worden, doch bisher nur einige mit bleibendem Erfolg. Dennoch ist Hebbel ein seltenes Talent, das der deutschen Bühne reiche Früchte tragen müßte, wollte es sich von der merkbaren Absichtlichkeit und der selbstgesetzten ästhetischen Theorie emancipiren.

Flügelaltar zu Bartfeld in Ungarn.

(Mit einer Abbildung.)

Die St. Aegidiuskirche, welche den im Bilde voreliegenden, kunstvoll aus Holz geschnitzten Altar einschließt, gehört zu den achtbarsten Denkmälern altdeutscher Baukunst in Oberungarn. Doch sind die Jahrhunderte, die über sie hinweggerauschten, nicht sehr schonend mit ihr umgegangen. Jener Thurm, welcher von zwei projektirten wirklich zu Stande kam, ist schon längere als ein Jahrhundert wieder zusammengestürzt. Der Altar, welchen unsere Abbildung zeigt, ist jedenfalls eine weit spätere Ausschmückung und dürfte die daran lesbare Jahreszahl 1505 sein Alter richtig bezeichnen. Auf zwei aus der Fläche des Altares nach außen strebenden Bogensegmenten erhebt sich ein Rahmen, der durch symmetrische Scheidung in einen größeren Mittelraum und je zwei kleinere seitliche Abtheilungen gegliedert ist. In den Hauptfiguren des Mittelraums erblicken wir die Muttergottes mit dem Kinde zwischen den beiden Bischöfen Ambrosius und Augustinus. Dieser Rahmen wird hoch überragt von einem Schnitzwerk vielfach gewundener Aeste und in Pyramiden ausgehender Säulen, welches, in schönen Verhältnissen abfallend, noch oben seine Breite verjüngt, und mannigfache symmetrisch geordnete Zwischenräume bietet, welche zum Theil durch Statuen eingenommen sind, unter welchen sich die Heiligen Stefanus und Laurentius und ein über ihnen stehender Kirchenvater erkennen lassen.

Kars. — Bajasid.

(Mit Abbildungen.)

Die Stadt Kars im gleichnamigen Ejalet, neuerdings bekannt durch die am 5. August d. J. daselbst vorgefallene Schlacht zwischen der russischen Armee unter dem Fürsten Bebutoff und der türkisch-anatolischen Armee unter Zarif Mustafa Pascha, ist die alte Hauptstadt Armeniens und einer der wichtigsten Punkte, berühmt sowohl durch sein anmuthiges Klima und den Reichthum seiner Einwohner, wie durch seine fortificatorische Stärke und strategische Wichtigkeit. Sie hat gegen 10,000 Einwohner, ist der Sitz eines Pascha's, und liegt in einer Biegung des rechten Kars-tschai-Ufers. Nebst drei Citadellen besitzt sie einen stark befestigten Kirchhof; die Stadtmauern sind 4 bis 6 Schuh dick und haben in einer unregelmäßigen Umfassung vier Thore. Die eigentliche Stadt umschließt mittelst Reihen hoher und dicker, von sehr hartem Stein aufgeführter Mauern in der Form eines unregelmäßigen Vierecks die Stadt und lehnt sich mit der Nordseite an einen steilen Felsabhang. Auf diesem, Korodagh genannt, liegt die Citadelle, und zwar auf drei stufenartigen Abhöhen gegen die Stadt. Da dieser Felsen auf der Nord- und Westseite von dem Kars-tschai-Flusse umflossen wird, so ist die Citadelle hier ganz unzugänglich, und der Angreifer gezwungen, erst die untere Festung und dann die drei auf den Felsenstufen hinter einander gelegenen Citadellen in der Front anzugreifen, welche mit ihren äußeren Mauern sich an die Mauern der unteren Stadtbefestigung anschließen. Alle drei Werke sind miteinander durch Thore verbunden, und außerdem führt von den unteren ein gewölbter, unterirdischer Gang an den Fluß. 150 Kanonen beherrschen die Umgegend, deren felsiger Boden, schmierige Lage und sonstige Hindernisse eine Belagerung und Einnahme ohne Sturm sehr erschweren. Aber trotz der durch Natur und Kunst vorhandenen Vertheidigungsmittel wurde im Jahre 1828 die Stadt, freilich nicht ohne große Menschenopfer, durch den Fürsten Paskiewitsch binnen vier Tagen bezwungen.

Bajasid, jetzt die Hauptstadt des türkischen Armeniens und auch meist von Armeniern bewohnt, ist der Sitz eines Erbpascha und merkwürdig durch ihre befestigte Lage, ihren Handel und ihre Bevölkerung, die etwa 16,000 Seelen zählt. Sie liegt ungefähr 4 Stunden vom südlichen Fuße des dritten Ararats und ist auf einem Zweige des Allah-Dag amphitheatralisch gebaut. Die Straßen der Stadt sind eng und winkelig. Außer ihrer natürlichen ungünstigen Lage wurde sie bisher noch durch einige Befestigungen oberhalb der Stadt geschützt, namentlich durch ein altes, ungeheures Schloß, das eine Art Citadelle abgab. Da jedoch die Stadt von einigen benachbarten Höhen eingesehen und beschossen werden kann, so hat sie gegen europäische Artillerie keine hinlängliche Haltbarkeit. Im vorigen türkischen Kriege wurde Bajasid von den Russen besetzt, welche hier 1829 eine Belagerung durch den Pascha von Mus bestanden und ihn zum Rückzuge nöthigten. Im August 1854 wurde Bajasid abermals von den Russen erobert, dann zwar von ihnen geräumt, vorher aber die Festungswerke zerstört.

Digitized by Google

Wochenschau.

Während der Kampf für Licht und Finsterniß in blutigen Schlachten rast, schafft die Wissenschaft, die Kunst, die Gesetzgebung — der Erfindungsgeist und der Fleiß still an dem Glücke der Menschen fort. Für die Menschen, — zweifeln wir nicht, denn es geschieht nichts Großes, was sich nicht auf die Geschicke der Menschheit bezieht, die am Ende, — selbst durch den zeitweiligen und scheinbaren Rückschritt dem von göttlicher Weisheit und Vorsehung vorgesetzten Ziele der Vollendung zuschreitet. So gewiß Gotteserkenntniß und Reue für sittliche Gebrechen und Verschulden in jeder Menschenbrust liegen, so gewiß hat die Menschheit ein sittliches Ziel, — so gewiß geschieht alles Große — *für die Menschheit!*

Der Wochenschauer hätte nicht üble Lust aus diesem Grunde von Allem zu reden. Allein:

Eines schickt sich nicht für Alle,
Sehe Jeder, was er treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, — daß er nicht falle!

Der Wochenschauer ist zwar bereit, sich für die freundlichen Leser des Faust ganz aufzuopfern, — allein er *kann*, er *versteht nicht Alles*, er kann nicht mit gleichem Scharfsinne Schlachtfelder und Bücher, Schiffahrt und Bergwesen, Filosofie und chemische Laboratorien mustern, befindet sich einem Tilly und Nelson, einem Hind und Jacquard, einem Penn und Mezzofanti gegenüber im Zustande der Kindheit, und was seine Ansichten über politische Ereignisse anlangt, so betrachtet er sie ungefähr wie Tieck's Fantasus die gläsernen Kugeln, mit denen er spielte, — sie zu einem ernsten Zwecke zu handhaben, vermacht' er nicht. —

Der Wochenschauer zählt daher zu den *Stillen im Lande*. Er weiß, daß Krieg und Frieden in holder Abwechslung über dem Erdkreis herrschen, — er selbst aber führt keinen Krieg — und steht für immer unter dem Schutze eines Oelblattes. Selbst die bleiernen Soldaten läßt er den Kindern. Falls' es aber auf die Beschießung einer literarischen Festung ankommen, so wird er aus Tintentropfen eine Artillerie organisiren, deren Geschütz ein ganz hübsches Kaliber kundgeben wird.

Man sieht schon, der Wochenschauer steigt von seiner universellen Höhe bedeutend herunter. Er muß aber noch weiter herunter steigen — bis zu dem Bekenntnisse nämlich, daß er ein universeller Oesterreicher und ein central-österreichischer Wiener ist. Wie ein redlicher Weltverbesserer die Verbesserung immer bei sich selber anfängt, so will auch der universelle Wochenschauer des Faust zuerst zu *Hause* fertig werden. Er denkt, wenn jeder Wochenschauer vor seiner Thüre kehrte, so müßten die Straßen alle hübsch blank sein. —

Wenn der Krieg als äußerste Consequenz der Civilisation zuweilen nöthig ist, so ist die Civilisation der Anfang aller Politik. Auf diesem Boden legt der Wochenschauer für die Leser des Faust ein gemüthliches Hausgärtchen an, mit allerlei Zier- und Nutzpflanzen. Was die Welt vorgeht, ist ihm nicht fremd, was Oesterreich betrifft, ist ihm wichtig — was *Wien* denkt, fühlt und leistet, ist ihm ein kleines Heiligthum. Es soll ihm am Herzen liegen, zu prüfen, was der Genius der Menschheit in dieser herrlichen Stadt schafft und wie ihre Talente die hohen Güter mehren, für deren Erhaltung Meere und Welttheile von Kanonendonner erschüttert werden! —

Der Sommer ist hin,
Der Sommer muß scheiden —

so tönt es von allen Bergen. Auch die Freunde der Wissenschaft, welche den Sommer zu ihren Ausflügen und Sammlungen — dabei aber zugleich zu der für die Wissenschaft so unentbehrlichen Erhebung des Herzens im Anschauen der Natur benützen, kehren zurück. Die Akademie, die gelehrten Vereine beginnen ihre Sitzungen wieder und die Kunstausstellungen werden sich beleben. Was die Akademie der Wissenschaften anbelangt, so interessiren wir uns vorzüglich für den guten Fortgang einiger in ihrer philologisch-historischen Abtheilung schon im Vorjahre angekündigten Arbeiten, da es der österreichischen Literar- und Culturgeschichte zu wünschen ist, daß sich fähige, ihrem Fache ganz hingegebene Männer annehmen. Ueberfluß war bisher nur an solchen Kalender-Celebritäten, die sich durch Röthelstriche verewigen wollen! — Eine Versammlung des Doctoren-Collegiums der medicinischen Fakultät hat sich unlängst über die mit Aetzmittel des H. Dr. Landolfi gemachten Versuche ausgesprochen; — man ließ der Trefflichkeit des Chlorchroms als Aetzmittel, begreiflich, Gerechtigkeit widerfahren. Ob es als Heilmittel gleich trefflich eingreife, was von dem Aetzverfahren gegen den Krebs überhaupt zu erwarten ist, darüber sprach sich die Versammlung nicht aus. Mit diesem passiven Schweigen ist jedoch nicht das mindeste noch für die Aufklärung des Publicums gethan, — dem es keineswegs darum zu thun ist, ein *besseres* Aetzmittel zu erhalten, sondern das wissen will, ob das Verfahren des H. Dr. Landolfi wirklich so heilbringend eingreift, wie zahllose Marktschreierberichte in den Zeitungen fortwährend und ohne alles Aufhören versichern. Es wäre sicher im Interesse der Menschheit gewesen, wenn man die *volle Wahrheit gesagt* hätte, *anstatt sie zwischen den Zeilen lesen zu lassen*.

Der ältere Kunstverein hat bei seiner letzten Ausstellung sehr schwache Erfolge gehabt. Wird er diese fortsetzen — oder sich endlich mit dem jüngeren vereinen? Seltsames Schauspiel das! Zwei Vereine in derselben Stadt, derselben Kunst geweiht — fliehen, trennen sich, scheiden sich von einander aus — soll man nicht an die sich fliehenden Rauchsäulen der Holzstöße denken, — auf welchen die Leichen der feindlichen Brüder verbrannt werden?! —

Die Akademie der Tonkunst lebt ein stilles, glückliches Leben! Die Musik überhaupt, die Componisten leben bloß ein stilles. Sie können auch zufrieden sein, wenn sie den Musikverlag nicht beunruhigen. Dieser producirt in Wien so viel Schlechtes und so wenig Gutes — — daß man ihn nur — mit dem *Bücherverlage* vergleichen kann — von welchem schon ein Dichter des klassischen Alterthums aorahnend sagte:

Adpareat rari nantes in gurgite vasto!

Doch halt! da fällt mir eben ein, daß Gerold's Buchhandlung ein glänzendes Beispiel von schöner Ausstattung, und zwar an einem schätzbaren, wissenschaftlichen Werke gegeben, an »Beer's Orchideen« — ob auf *ihre* Kosten, ist dem Wochenschauer unbekannt. — —

Von Erscheinungen der schönen Literatur ist nur Weniges zu melden. Die alte Garde muß vom Thore stehen, wenn es einmal Wachparade gibt. So hat Vogl (Joh. Nep.) ein Büschl Balladen unter dem Titel »Kloster-Neuburg« *edirt*, — welchem die Verlagshandlung einen wunderlichen Kupferstich *beigesellet*. — Die Balladen geben Vogl's gemüthlicher Auffassung Chromcalisches in Reimen. — Julius von der Traun hat die St. Leopolds-Sage dramatisch bearbeitet, — das Werkchen dürfte ehestens erscheinen. Dinhardstein fördert doch wenigstens die Sammlung seiner dramatischen Schriften. Dem 6. Bande, der den Hans Sachs enthielt, wird sehr bald der 7. folgen. Leider erscheint die Sammlung in Leipzig, — nicht in Wien, — obgleich sie Ihrer kais. Hoheit der Frau Erzh. Sofie gewidmet und ihr Inhalt bühnlich und literarisch von ganz Deutschland anerkannt ist. Auf die Sammlung der Gedichte Werner's (Frd. Lud. Zach.) hat die Verlagshandlung ganz vergessen. Grillparzer findet, daß es mit seiner Gesammtausgabe keine Eile habe; — Halm nennt sich selber nicht mehr, Bauernfeld

ist verdrießlich —
ist verdrießlich«

wie es in Goethe's Zauberflöte heißt und überläßt es »Otto Prechtler«, auf dem Hofburgtheater zu herrschen.

Somit wären wir auf dem Capitel »Theater«.

Calderan's Gracioso in Pintor de su deshonra — unterbricht immer mit den Worten:

»Da muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen!« Die Sache ist schon nachgeahmt worden (im Nachahmen lassen sich die Deutschen schwer übertreffen, selbst wenn sie genial sind; —) hier aber ist die Redensart:

»Da muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen!« keine Nachahmung, sondern Original, weil der Wochenschauer, die Theater betreffend, wirklich eine »Geschichte!« zu erzählen hat! Er ist nämlich, über ihren Zustand ergrimmt, im Begriffe die *Gewissen* ihrer Leiber zu rütteln. Diese Vorlesung aber kann erst im nächsten Blatte gehalten werden! —

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

Digitized by Google

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

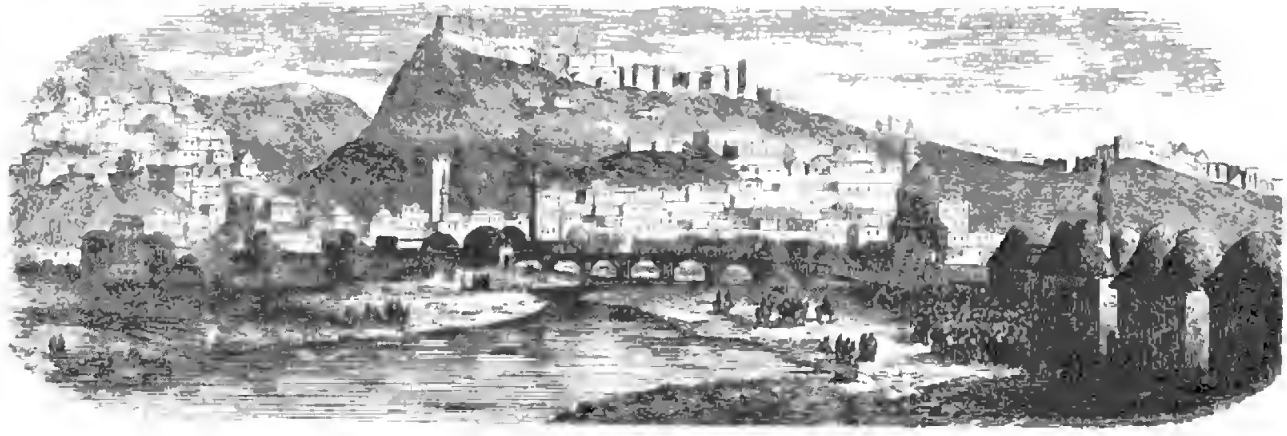
Christian Friedrich Hebbel

FLÜGELALTAR IN

Nach der Natur gezeichnet

ALTENFELD IN UNGARN.

Digitized by Google



DIE STADT KARS.

VESTE VON BAJASID.

Beilage zu M. Auer's polign. illustr. Zeitschrift „Faust."

Druck von E. Steger.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Inhalt: In der neuen Welt. (Fortsetzung.) — Eine Kreuzjagd. — Der Seeadler. (Gedicht.) — Jaquon Jausemin. — Etymologien deutscher Hauptstädte. — Erklärung der artistischen Beilagen. — Der Tartar.
Artistische Beilagen: Die Krim-Expedition. (Lithographischer Umdruck.) — Moose. (Naturselbstdruck.) — Weißstickerei. (Originalselbstdruck.)

№ 17. — 1. Jahrgang. Wien 1854.

In der neuen Welt.

(Fortsetzung.)

6.

Die Riesenschlange.

Conrad hatte beim Anblicke seines ohnmächtig zusammenbrechenden Herrn rasch seinen Tornister aufgerissen, daraus eine mit geistiger Flüssigkeit gefüllte Feldflasche gezogen, einige Tropfen davon in die hohle Hand gegossen und rieb ihm schleunig Stirne und Schläfe ein; während Carl, selbst beinahe bis zum Erstarren betäubt, den Bewußtlosen fest umklammert hielt, und der Häuptling, noch unbeweglich, starren Blickes auf die Gruppe, wie eine Statue des Schreckens dastand.

Die Obsorge des treuen Dieners belohnte sich schnell; denn noch war keine Minute verflossen, als sein geliebter Herr die Augen wieder aufschlug, und wie fragend oder vielmehr suchend um sich blickte.

Im selben Momente fiel, in der Richtung nach dem Hochgebirge hin, aber in einer bei der Reinheit der Luft nicht genau zu bestimmenden Richtung, ein Schuß, dem unmittelbar darauf mehrere rasch nach einander folgten.

Dieß wirkte elektrisch auf den Häuptling.

Der gewaltige Shoshonen-Führer erbebte, aber nur wie eine Eiche vom Donnerschlage.

Das war die Sache einer Secunde. In der nächsten stieß er einen gellenden Schrei aus, dem ein ähnlicher der fünf, unten im Gehölze beschäftigten Indianer folgte; dann schwang er seinen Tomahawk und rief mit donnernder Stimme: Meine Krieger sind in Gefahr, sie sind in einen Hinterhalt unserer Feinde gerathen, ich muß fort zur Hilfe, zur Rache! Bleibet hier, ruhig, bis ich zurück!

Damit sprang er, mit dem Satze eines gereizten Löwen, den Hügel hinab.

Dieser so plötzliche Umschwung der Dinge, die augenblicklich drohende Gefahr, da der Kampf sich bis zur Insel her ziehen konnte, gab dem Baron sein volles Bewußtsein wieder; er richtete sich rasch empor und rief den Seinen zu: Rüstet Euch mit mir, unseren Freunden beizustehen, so gut wir können; folget mir zur Quelle hinab!

Und sie eilten der Felsengroete zu.

Das Feuern hatte seit den zuerst vernommenen Schüssen sich bereits zu Pelotons gesteigert und der Insel genähert; jetzt aber, als die Ansiedler, ihre Büchsen schußfertig zur Hand, den Felsvorsprung erreicht, ließ das Feuern nach, und sie sahen, kaum fünfhundert Schritte vom westlichen Uferrande entfernt, ein Kampfgewühle von mehr als zweihundert Wilden vor sich, worin Mann gegen Mann mit unbeschreiblicher Erbitterung, Kraft und Gewandtheit auf Leben und Tod, hier mit furchtbaren Waffen, dort Brust an Brust mit Fäusten rang.

Die Shoshonen, rief der Baron, sind am Gebirge von Osagen oder Sioux, die ihnen den Rückweg abschnitten, überfallen worden, und wurden von ihren Feinden bis hierher an den Strom gedrängt!

O sieh, Vater! — fiel Carl leuchtenden Blickes ein — sieh dort unseren herrlichen Freund, den Häuptling! Er hat, ein Blitz, mit seinen Gefährten die ersten Gruppen erreicht; ha, sein Tomahawk fliegt wie ein leichtes Schwert in Kreisen um sein Haupt und trifft bei jedem Streiche tödtlich. Welche Kraft! Hört doch das Freudengeschrei der Seinigen! Er ist ja bei ihnen!

In der That verbreitete derselbe im Gedränge der Feinde Tod und Verderben; jeder Schlag seiner Stahlart traf vernichtend, und der Riesenkraft, womit er sie um sich her auf seine Gegner schmetterte, entsprach die Gewandtheit, der Schwung seines Körpers so vollkommen, daß er inmitten

Digitized by Google

dieſer Mordſcene mehr einem akademiſchen Darſteller antiken Kampfes, als einem Führer wuthentbrannter Wilden glich.

Uebrigens verhielt es ſich genau ſo, wie Herr von Bergen früher bemerkt hatte. Die heimkehrenden Shoſhonen waren an einer Ausmundung des Engpaſſes, durch welchen ſie in das Felsgebirge ziehen wollten, von einer ihnen mehr als um die Hälfte überlegenen Anzahl Oſagen und Sioux überfallen und in die Ebene zurückgedrängt worden.

Der Kampf hatte ſich in furchtbarer Haſt bis in die Nähe des Stromes gezogen, wobei Angriff und Rückzug bald die Sache der einen, bald der anderen Partei geworden; während welcher Bewegung an funfzig Todte und Verwundete auf der Prairie hingeſtreckt blieben. Die Erſcheinung des Häuptlings, der den Feinden wohlbekannten Rieſenſchlange, entſchied raſch den Ausgang dieſes blutigen Schauſpieles; die Oſagen flohen zuerſt, und ihnen folgten, ihren Rückzug deckend, die tapferen Sioux, unter unausgeſetztem Kampfe und wüthendem Geheule. Aber die Shoſhonen, jetzt neubelebt, ſchienen ſie nicht entrinnen laſſen, ſondern ganz aufreiben zu wollen.

Sie theilten ſich ſchleunigſt in drei Schaaren.

Die der Mitte, an Zahl die ſchwächſte, aber vom Häuptling ſelbſt geführt, drängte unwiderſtehlich den Feind gegen den Strom; die beiden anderen flohen in weitem Halbkreiſe den fortſtürzenden Oſagen in den Miſſouri nach, um ihnen die Beſetzung der Inſel, der ſie zueilten und wo ſie einen mächtigen Halt gewinnen konnten, unmöglich zu machen.

Dieß war der Stand der Dinge, als Herr von Beegen, den, wie ſeinen Sohn und Diener, das zwiſchen den Felsblöcken aufſtrebende Gebüſche den Blicken der Heraneilenden verbarg, der mittlerweile unter ihnen getroffenen Verabredung gemäß das Zeichen gab, daß der entſcheidende Augenblick gekommen ſei.

Schon befanden ſich nämlich ſämmtliche Indianer im Strome, und eilten, fliehend oder verfolgend, da kämpfend, dort in flüchtigen Sätzen angeſchoſſenen Hirſchen gleich, der Inſel zu, von deren bebuſchtem Uferrande die vorderſten der Flüchtlinge, an zwanzig Oſagen, zu beiden Seiten gedrängt von ungefähr eben ſo vielen Shoſhonen, kaum fünfzig Schritte noch entfernt waren.

Das Zeichen gegeben, ſtießen die muthigen Anſiedler ein, dem der Shoſhonen beſtmöglich nachgeahmtes Schlachtgeſchrei ans.

Die unmittelbare Folge dieſer Liſt war eine plötzliche Stellung des Kampfes; im nächſten Augenblicke ſchoſſen der Baron und ſein Diener ihre Büchſen ab, von deren Kugeln getroffen zwei Oſagen ſtürzten.

Da ergriff ihre Gefährten Verzweiflung, und ſelbſt die Sioux behten zurück. Ein Schrei der Rieſenſchlange machte die Luft erdröhnen, und dieſem folgte nun eine grauenerregende Würgerſcene.

Die Shoſhonen hatten ihre Feinde völlig zuſammengedrängt und ſtürzten ſich jetzt auf ſie mit raſendem Geheule; da war nicht mehr an Flucht zu denken, es galt auf den Tod! Schon bildeten die Maſſen einen unentwirrbar ſcheinenden Knäuel, um welchen die ſchäumende Flut weithin mit Blut ſich färbte; nun riß er wieder und das Morden ward anſchaulicher in einzelnen Gruppen.

Der Stahl des Shoſhonen-Häuptlings blitzte im Sonnenglanze bald da, bald dort; immer tödtend oder zu Tode verwundend; ſein donnerndes Zuruf ſcholl fort und fort, und immer gleich gewaltig blieb der Schwung ſeiner Art.

Jetzt drang, kaum fünfzig Schritte von der Inſel, auf dieſen ein rieſig gebauter Sioux — es war der Führer des Zuges — mit hochgeſchwungenem Streitbeile ein.

Der Zuſammenſtoß dieſer zwei Männer war furchtbar.

Beider Tomahawks trafen in ungeheurem Schwunge an einander, und der des Sioux fiel zerſchmettert in den Strom; ihm nach er ſelbſt, von einem mit Gedankenſchnelle wiederholten Schlage auf das Haupt getroffen, und ſchon ſah ſich die Rieſenſchlange nach einem neuen Opfer um.

Aber — da hat einer der Sioux, den Fall ihres Führers zu rächen, nur zehn Schritte entfernt einen Pfeil an ſeinen Bogen gelegt und erhebt dieſen jetzt, um nach dem Häuptlinge der Shoſhonen zu zielen. Carl hatte dieß geſehen; ſeine Buchſe knallte und der meuchleriſche Indianer ſank im ſelben Augenblicke zuſammen.

Brav, mein Sohn! rief Herr von Beegen, der ſo wie Conrad inzwiſchen wieder geladen hatte; während der Shoſhonen-Häuptling, deſſen ſcharfes Auge ſogleich die Urſache und Wirkung dieſes Schuſſes wahrgenommen hatte, nach einer grüßenden Handbewegung gegen die Grotte, ſich mit neuem Ungeſtüm in das noch immer wüthende Mordgewühle ſtürzte.

Unſere Wanderer, obwohl ſie auf ihrer langen Pilgerung durch das Miſſouri-Gebiet manchen Kampf zwiſchen den ſich feindlichen Stämmen der Chipewä's und Sioux im Verborgenen mit anzuſehen genöthigt worden, blickten dennoch mit Entſetzen in das Blutbad, das ſich jetzt im buchſtäblichen Sinne des Wortes vor ihnen geſtaltete.

Die Shoſhonen hatten bereits zwei Drittel ihrer Gegner vernichtet, aber auch von ihnen waren ſchon mehrere gefallen; Todte und Verwundete lagen in ſchrecklichen Gruppen um die noch Kämpfenden her, und das Waſſer, hier noch ſeichter als auf der Oſtſeite der Inſel, war rings um ſie, wie um die Gefallenen, zu dampfendem Blute geworden.

Von den Oſagen hatten ſich nur ſehr wenige durch die Flucht gerettet; von den Sioux aber nicht ein Einziger: ſie wurden, trotz der raſendſten Kraftentwicklung, getödtet oder gefangen.

Ein allgemeines betäubendes Freudengeſchrei der Shoſhonen verkündete die Vollſtändigkeit des Sieges, und es wurden, wo es nicht ſchon im unmittelbaren Kampfe geſchehen, die Skalps genommen; ein Schauſpiel, das eben beendete an Gräßlichkeit noch überbietend, wobei jedoch der Häuptling ſich nicht betheiligte; nur daß er ſich, wie gezwungen, gefallen ließ, die Stirnhaut des Sioux-Häuptlings, von einem ſeiner Krieger ihm überreicht, anzunehmen.

Dieſer grauenvollen Handlung folgte eine Pauſe allgemeinen Stillſtandes und Schweigens; dann, nachdem ſie ſich überblickt und ihre Todten und Verwundeten gezählt hatten, ſtießen ſie ein langanhaltendes Klagegeheul aus, das ſich dreimal wiederholte: ein furchtbarer Chor am Schluſſe dieſer Tragödie.

Nun aber veränderte ſich Alles raſch.

Schon eilte das Waſſer wieder rein um ſie und über die Gefallenen dahin, und man ſchickte ſich an, zuerſt die verwundeten Shoſhonen an das jenſeitige Ufer zu ſchaffen. Nach dieſen, welchen einige der älteren Krieger ſogleich Hilfe leiſteten, wurden ihre Todten dahingetragen und in geringer Entfernung von jenen derart in eine Gruppe gebracht, daß ſie mit dem Rücken an einander gelehnt in einer Reihe zu ſitzen kamen; wobei diejenigen Todten, von denen der Skalp nicht genommen war, wie zur Belohnung oder Auszeichnung, mit dem Antlitze gegen das heimatliche Felsgebirge gekehrt wurden.

Dieß beſorgt, gab der Häuptling Befehl, nun auch alle die gefallenen Feinde nach der Prairie zu ſchaffen und den wenigen noch lebenden hilfreich beizuſtehen; gleichzeitig ſandte er eine Rotte ab, die weiterhin bis zum Gebirge noch vorfindlichen Gefallenen herbei zu bringen.

Unmittelbar hierauf ſchritt er durch die Furt der Inſel zu, reinigte ſich am Uferrande von den zahlreichen ſchrecklichen Blutſpuren, und ſtieg dann zur Grotte empor, von wo ihm die Anſiedler tief bewegt entgegen kamen.

7.

Die Siegesfeier.

Der Mann, welcher innerhalb dieſer kurzen Zwiſchenzeit von kaum einer Stunde ein halb hundert Feinde mit eigener Hand getödtet und der während dieſer Würgeſcene mehr einem Dämon als einem menſchlichen Weſen geglichen hatte, wie wunderbar verändert ſtand er jetzt ſeinen neuen Freunden gegenüber!

Sein Blick war verglüht und voll Schwermuth, ſeine Haltung beſcheiden, faſt geſenkt, und man hätte bei ſeiner Erſcheinung das eben Erlebte für einen ueberhaften Traum halten können, wären nicht die ſchrecklichen Zeugen des Vorgefallenen, Lebende und Todte, noch im Strome geweſen und der blutige Skalp des Sioux-Häuptlings an ſeinem Gürtel gehangen. Tief-ernſten Tones, das umflorte Auge ſchüchtern aufſchlagend, redete er den vor Erſchütterung bleichen Jüngling, indem er ihm die Hand reichte, welche dieſer mit Zittern erfaßte, alſo an:

Mein junger Bruder hat mir das Leben gerettet und ich danke ihm, obſchon ich heute den Tod geſucht; dieß nur Euch geſagt, denn die Meinen dürfen davon nichts wiſſen. Ich bin Dein Schuldner, ſo lange ich athme. Vielleicht kann ich Die dankbar ſein, ſo wie ich es wünſche; Du kannſt auf mich zählen bis zum Tode.

Hierauf ſprach er zu ſeinem Vater, deſſen ſchmerzbewegte Züge die ganze Unruhe ſeines Gemüthes, deſſen ſtehende Blicke vor Allem die Sehnſucht oder vielmehr die bange Ungeduld, die Hoffnung und Angſt, durch dieſen räthſelhaften Mann Kunde von dem Schickſale ſeiner verlorenen Tochter zu erhalten, deutlicher ausdruckten, als es alle Worte vermocht hätten.

Vater meines Lebensretters, Deiner Kriegsliſt verdanken die Shoſhonen die raſche Entſcheidung des Kampfes, ja ſogar nach meiner Ueberzeu-

Digitized by Google

gung den Sieg; dieſe wäre, hätten die Feinde dieſe Inſel beſetzt, zweifelhaft geworden. Du haſt Dich zweifach unter uns eingebürgert, durch Gold und durch Geiſt; dieſen Abend noch, wenn meine Krieger ruhen, werde ich einen Theil meines Dankes an Dich abtragen, Du wirſt durch mich von — Deiner Tochter hören.

Herr von Bergen, bei dieſen Worten erbebend und erbleichend, vermochte nichts als die Frage zu ſtammeln:

Lebt meine Angelica?

Sie lebt, entgegnete der Häuptling mild, noch mehr, ſie lebt ein würdiges Daſein; der große Geiſt hat ſie beſchützt und ſie lebt nur ihm fortan.

O nun dieß noch, ſoll ich nicht in ſchmerzlicher Ungeduld vergehen; wo lebt mein heißgeliebtes Kind und in welcher Lage?

Zu Mrzyko, in einem Kloſter.

Es folgte dieſer Mittheilung eine kneze Pauſe, aber eine Welt von Empfindungen lag in ihr. Dann nahm dee Häuptling wirder das Wort, indem er ſagte:

Meine Freunde, begeber Euch nunmehr in die Lichtung des Gehölzes und bereiter Euch da, Ihr bedürft deſſen, Euer Mahl. Ich muß zurück, das Ganze zu ordnen; auf zwei Scheiterhaufen, wozu man Stämme von einer andern Inſel holen wird, verbrennen wir die Leichen der Unſern und der vernichteten Feinde; ihre Seelen ſchweben bereits verſöhnt um Ihre Hüllen. Die Nacht werde ich mit den erſten meiner Krieger hier bei Euch zubeingen, die Uebrigen bleiben am jenſeitigen Ufer. Leber wohl für jetzt, bald ſehen wir uns wieder.

Er entfeente ſich und kehrte zu den raſtlos arbeitenden Indianern zurück. Die Anſiedler aber thaten nach ſeinem Willen und begaben ſich ſchweigend, jeder ſeinem Gefühlr hingegeben, nach der Lichtung.

Hier fanden ſie eine von den fünf jungen Shoſhonen leichtgefügte zeltförmige Hutte vor, die nur nach einer kurzen Nachhilfe bedurfte, um zu einer ziemlich beqnemen Lagerſtätte für kneze Zeit zu dienen; ein aus mehr als mannshohen ſchlanken Fichtenpfählen gebildetes Viereck nämlich, von etwa andeethalb Klaftern im Durchmeſſee, überdeckt und eingeflochten mit Landwerk und Reiſig. In dieſer Hütte legten ſie nun Gepack und Waffen ab, wanach Conrad das Wildpret aufzuſuchen ging, das er auch alsbald, bereits geſchickt zerlegt, in einem ſchattigen, friſchen Dickicht fand nnd wovon er gleich ein Stück auslas, um es ungeſäumt zu braten.

Die Sonne hatte ſchon den Scheitelpunct erreicht nnd ihre Strahlen, durch kein Wölkchen unterbrochen, glühten auf der Inſel; nur in dieſem Gehölze auf dee Südſeite war die Hitze durch die dichtverſchlungenen Kronen der Bäume ermäßigt nnd die Luft in der Hütte ſogar von erquickendee Friſche.

Dieſer Umſtand, verbunden mit der Anſteengung in den letzten Tagen der Reiſe, wie mit den erſchütternden Gemüthsbewegungen an dieſem Tage, hatte zur Folge, daß Herr von Bergen, kaum daß er ſeinen Mantel auf den feuchten Raſen des Zeltes gebreitet und ſich darauf hingeſtreckt, in einen ohnmachtähnlichen Schlummer verſank, der jedoch keine beunruhigenden Symptome zeigte und den auch demnach ſein Sohn, der ſich ihm zur Seite gelagert hatte, ungeſtört ließ.

Nach einer halbſtündigen Ruhe erhob ſich Carl leiſe, verließ geräuſchlos die Hütte und ging zu Conrad, den er in voller Beſchäftigung fand.

Mein Vater ſchläft, ſpeach er, und wir wollen ihn ja nicht wecken; ach, er hat ſo viel gelitten, und die Nachricht von meiner Schweſter hat ihn mehr erſchüttert, als er zeigte; ich fürchte ſehr, daß ihn die weitere Mittheilung des Häuptlings noch ſchmerzlicher berühre.

Auch ich beſorge dieß, antwortete Conrad mit ernſter Miene; wir ſind hier von ſeltſamen Menſchen und Ereigniſſen umgeben. Was halten Sie, fragte er nach einigem Schweigen, von dem Shoſhonen-Häuptling?

Er iſt mir ein Räthſel, entgegnete Carl, zerſtreut vor ſich hinblickend, ein Geheimniß, vor deſſen gänzlicher Löſung mir bemahe graut. Dieſer wunderbaee Menſch, deſſen Weſen mich bald anzieht, bald abſtößt, wird, mir ahnt es, noch gewaltſam auf unſer Leben einwirken; ob gut oder ſchlimm, müſſen wir abwaeten; ſeine Kraft iſt entſetzlich und dennoch ſcheue ich ſeine Ruhe faſt noch mehr als den Ausbruch ſeiner Leidenſchaft; denn in jener erſcheint er mir wie ein Vulkan, in deſſen Innerem ſich die Vernichtung vorbereitet, obwohl Cypreſſen und Oliven friedlich um ihn grünen und reines Himmelsblau ſich über ihn ausſpannt; noch iſt die Höllenglut in ihm verſchloſſen, aber ſie kann verheerend ausbrechen, ehe man ſich deſſen verſieht.

Auch mir, ſagte Conrad, bangt vor ihm, obgleich er uns bis jetzt nur Gutes erwieſen, beſonders, nachdem ich ihn im Kampfe geſehen, es iſt das eine übermenſchliche Gewalt, die ich nicht zu faſſen vermag; Gott aber wird uns ſchützen!

Hoffen wir das, — ſchloß Carl dieſe kurze Unterredung, tief aufathmend — und bleiben wir männlich gefaßt. Mich dürſtet, ich will zur Grotte; bald bin ich wirder hier.

Und er ſchritt langſam, in Nachſinnen verloren, den Hügel hinan. Er hatte ſich an dem köſtlichen Born erlabt nnd blickte nun, auf einem bemoosten Felsſtücke gelagert, über den Strom nach dem Ufee hin.

Da war Alles in großer Thatigkeit, ein ſchweigſames rieſiges Ameiſengewimmel. Hier ſchleppte man Baume, da trug man Leichen herbei; die zwei Scheiterhaufen, in einiger Entfernung von einander, inmitten deren ſich die Reihe der todten Shoſhonen hinzog, ſchichteten ſich allmälig auf; die Waffen der arbeitenden Indianer waeen nach Art der europäiſchen Krieger pyramidaliſch zuſammengeſtellt und nur einige der älteſten gingen, Befehle ertheilend, bewaffnet hin und wieder, während die Rieſenſchlange unbeweglich ſtehen blieb und das ganze mehr Geauen als Traner erregende Werk nur mit dem Blicke zu beherrſchrn ſchien.

Dieſes entfaltetr ſich raſch mit einee unheimlichen Geräuſchloſigkeit. Abee Carl, deſſen körperliche Kräftr, wiewohl für ſeine Jugend auffallend genug, doch denen ſeines regen Geiſtes nicht gleichkamen und dieſen Morgen über auf ſo ergreifende Weiſe in Anſpruch genommen woeden, fühlte, wie ſein Vater in der Hütte, hier an der kühlen Grotte bald die freundliche Gewalt der Natur und er ſank, während ſich ſeine Fantaſie noch mit dem Schauerbilde auf der Prairie abmühte, in die weichen Arme des Genius, der den Steeblichen taglich an den Tod, ſeinen ernſteren Bruder, erinnert.

Der ſchöne Jüngling ſchlummerte ſüß; mächtiger als jedes Erlebniß iſt Herzensreinheit, Friede der Seele, und er war rein und mild wie der Hauch des Lenzes, der die Blumen erweckt.

An zwei Stunden war ee ſo in ſüßer Betäubung dahin gelegen, als er, von rinem gräßlichen Grheul erweckt, auffuhr und entſetzt um ſich ſtarrte.

Ihm zur Seite ſtanden ſein Vater und Conrad, und erſterer ſprach, ihn ſanft umſchlingend:

Beruhige Dich, mein Sohn, wir ſind in Sicheeheit. Die Indianer begehen die Todtenfeier und ihr Klagegeheul hat Dich aufgeſchreckt; fühlſt Du Dich geſtarkt?

Ja, vollkommen, lieber Vater! rief Carl ſich ganz aufrichtend, indem er nach der Ebene hinblickte.

Da lohrten bereits beide Scheiterhaufen in gewaltigen Flammen, und die Shoſhonen, mit Ausnahme des Hauptlings und zweier Greiſe, umtanzten den einen, jenen nämlich, deſſen Glut die Leichen der Ihrigen verzehrte, unter unausgeſetztem, dem von Wölfen nicht unähnlichen Geheule des ſogenannten Trauerſanges.

Alles an dieſen Söhnen der Natur, ſagte Herr von Bergen, iſt gewaltig, wie es jedes Urſprüngliche iſt; erſt innerhalb der Grenzen der Kunſt, gezogen um Geiſt und Gefühl durch Sitte, moraliſche Nothwendigkeit und Geſchmack, hört die menſchliche Natur auf, entſetzenerregend zu ſein; ſo, wie die Wilden, heulen die Säuglinge der civiliſirten Menſchen, und noch grauenvoller als ihr Schlachtgeſchrei tönt die Stimme der, die Schranken des Beſtehenden, die der Ordnung durchbeechenden Völkee, die furchtbare Stimme der Revolution. So berühren ſich die Extreme; ſublimirteſte Verfeinerung und roheſte Kraft, Seelenmattigkeit und allvernichtende Gewalt, Verderbniß und Wiedeegeburt; was dieſe da ſind oder thun, das ſind und thun, nur in ſchrecklicherer Weiſe, jene in den paläſtegeſchmückten Städten, wir wollen fortan unter dieſen hiee bleiben, denn hier ſtehen wir der Wahrheit des Lebens, wie ſchrecklich ſie auch iſt, näher als dort, und wahr zu ſein iſt die Aufgabe des Menſchen, deſſen Geiſt ſich gottdurchdrungen weiß und deſſen Herz moraliſch nothwendige Unſterblichkeit fühlt.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Freikugel.

Novelle von Heinrich Pfeiffer.

Aus den Wolken fliegen die Rebhühner nicht herab, Erwin! rief der alte Forſtrath Hörling einem jungen, hübſchen Manne zu, der, die Flinte läſſig im Arme, gedankenlos hinſchlenderte. Langſam! Donnerwetter! Du tretſt ja den Hund nieder! So wollt' ich doch —

Die letzten Werte des Forſtrathes verſchlang der Knall ſeiner doppelläufigen Lütticher Flinte, denn fünfzehn Schritte vor dem jungen Mannr flog aus dem hohen Graſe eine Kette Rebhühner auf. Einige Secunden ſpätee knallte auch die Flinte Erwins. Gefehlt, und wieder gefehlt!

grollte Hörling; ſeit einer halben Stunde das ſechste Mal. Wo ſoll das hinaus? Hieher, Diana! rief er der Hündin zu, welche das erlegte Huhn appetirte, und hing dasſelbe brummend an ſeine Wandtaſche.

Unter der Thüre des Forſthauſes, welches etwa funfzig Schritte entfernt lag, ſtand, die Hand vor den Augen, Louiſe, die Tochter des Forſtrathes, und ſah nach den beiden Schützen, welche die Gewehre auf der Schulter, ſchweigend nebeneinander über die Bracke der Thüre zuſchritten, Erwin lächelnd, Hörling grämlich.

Ich rathe Ihnen, Vetter, Freikugeln zu gießen! rief das Mädchen lachend, dem Vater Flinte und Jagdtaſche abnehmend. So werden Sie ſchwerlich je das Vergnügen haben, ſelbſtgeſchoſſenen Wildbraten zu eſſen.

Schnack! rief der alte Hörling. Aufmerkſamkeit, ein geſundes Auge und eine ruhige Hand ſind die beſten Freikugeln. Aber halbſchlafend herumgehen, dem Hunde, der das Wild ſtellt, die Pfoten wegtreten, und dann Pulver und Blei hinausblaſen in Gottes liebe, leere Luft — das iſt Unſinn!

Ärgern Sie ſich nicht, lieber Onkel! fiel Erwin begütigend ein, während ſie über die Flur ſchritten. Sie wiſſen, ich bin kein leidenſchaftlicher Schütze; indem hoffe ich, was ich jetzt nicht leiſten kann, wird mich Zeit und Uebung neben Ihnen bald lehren.

Aber es gibt keinen Forſtmann, der ſein Gewehr nicht zu handhaben verſtünde, und willſt Du einſt meinen Poſten einnehmen, ſo mußt Du durch- und holzrecht ſein. — Und damit ſetzte ſich der Forſtroth in ſeinen Lehnſtuhl und fing trotz ſeines grauen Kopfes an, mit der Eßluſt eines Jünglings ſeinem Frühſtücke, einem gewaltigen Stücke Hirſchbraten und einem großen Glaſe voll Wein, zuzuſprechen.

Erwin, nachdem er einige Biſſen genoſſen hatte, geſellte ſich zu ſeiner ſchönen Baſe, welche an einem kleinen Tiſchchen mit weiblicher Arbeit beſchäftigt war. Anfangs in gleichgiltigen Fragen ſich bewegend, gewann die Unterhaltung bald jene traute Färbung, welche zwiſchen jungen Leuten bei einem, wenn auch entfernten Verwandtſchaftsgrade, der dieſe Vertraulichkeit rechtfertigt, gewöhnlich herrſcht.

Erwin, der Sohn eines Stiefbruders Hörlings, hatte in der einige Meilen entfernten Forſtanſtalt ſtudirt, um nach ſeines Oheims Willen, ſein Vater war längſt geſtorben, ſich bei ihm ferner auszubilden, und früher oder ſpäter ſeine Stelle einzunehmen. Während ſeiner Studienjahre hatte er nur Einmal ſeines Onkels Haus beſucht, da ſeine Mutter, deren einzige Hoffnung er war, ihn nur ungern von ſich ließ. Da aber ſein Beruf nach Vollendung ſeiner Schulſtudien es unumgänglich erheiſchte, die erworbenen Kenntniſſe praktiſch anzuwenden und im Feld und Wald ſich neue zu ſammeln, hatte er vor einigen Monaten, dem wiederholten Rufe des Forſtrathes folgend, ſeine Laufbahn angetreten. Mit welchem Glücke, haben wir im Eingange der Erzählung geſehen.

Die kurze Zeit, welche er in Hörlings Hauſe war, hatte hingereicht, dem lebhaften jungen Manne ein hohes Intereſſe für ſeine Couſine Louiſe einzuflößen.

Trotz ihrer Verwandtſchaft war der erſte Empfang zwiſchen Louiſen und Erwin nicht frei von jener gewiſſen Kälte geblieben, welche weibliche Schüchternheit von der einen, und das drückende Gefühl der Abhängigkeit in einem ſtolzen Gemüthe von der andern Seite hervorbrachte, ein Uebelſtand, der erſt jetzt nach und nach zu verſchwinden begann. Erwin, von Natur mit einer ſchönen Geſtalt und aller Anmuthlichkeit der Jugend begabt, welche in Verbindung mit einem lebendigen Geiſte und einer angenehmen Unterhaltungsgabe bald für ihn einnahm, fand an ſeiner Couſine ein Mädchen, deren lebhafte, muntere, oft in Schalkhaftigkeit ausartende Laune vielfach Stoff zu jenen kleinen Neckereien gab, die oft unvermerkt die Brücke bilden, auf welcher ſich die Herzen begegnen. Obgleich von keiner Seite nähere Erklärungen geſchahen, ſo war man doch im Hauſe geneigt, an ein ſich entſpinnendes Verhältniß zu glauben, und es lag in dem Umgange Beider ein gewiſſes Etwas, welches dieſe Vermuthung nicht Lügen zu ſtrafen ſchien.

Erwin drängte ſich an Louiſe mit jener zur Mode gewordenen Sicherheit, in welcher junge Männer es für abſolut unmöglich halten, daß der Gegenſtand ihrer Bewerbungen nicht dasſelbe Gefühl für ſie hege. Er bewahrte ſeine Liebe wie ein Paladin, und zog muthig gegen alle Zweifel, welche ſich ihm doch zuweilen aufdrängten, zu Felde. Louiſe war mit ihrem Verſtande und ihrem Herzen in Frieden. Sie würde dem, der ihr geſagt hätte, ſie ſei in ihren Vetter verliebt, geradezu ins Geſicht gelacht haben, gab aber doch ihrem Herzen zu, daß er recht wohl zu leiden ſei; weiter dachte ſie nicht an ihn.

Der alte Forſtrath, vergraben in Holzſchlags- und Wildſtandsregiſter ſeiner ausgedehnten Forſte, hörte das junge Paar in keiner Hinſicht. Er rauchte ſeine Pfeife und kümmerte ſich wenig um die halblauten Zwiegeſpräche, welche geführt wurden. Nur mit jedem anbrechenden Morgen zog er unerbittlich Erwin mit in's Revier, von wo dieſer, der bei weitem lieber mit den Seidenlocken, welche die kleinen Hände ſeiner ſtickenden Couſine zerzauſten, geſpielt hätte, wohl zerſcholten und zerlegt, nach Hauſe kam.

So ſaß Erwin auch heute, von Louiſen nur durch den ſchmalen Raum ihres Stickrahmens getrennt, legte ihr Faden zu ihrer Arbeit zurecht, und fügte hin und wieder tadelnde Bemerkungen über die Zeichnung des Hirſches auf ihrem Stickmuſter hinzu.

Sehen Sie doch nur den unförmlichen Hals und die, dürren Aeſten ähnlichen Geweihe des Thieres an, ſprach er, mit dem Finger auf die Malerei tippend.

Gott ſteh' uns bei! ſcholl hier plötzlich die Stimme Hörlings ſo grämlich dazwiſchen, daß Erwin und Louiſe erſchrocken aufſahen. Hat man je ſeine Tage gehört, daß ein Thier Geweih' trägt! Erwin, mich dünkt, Dir rappelt's. Wenn das nicht anders wird, ſo lege nächſtens einen Rock von Louiſen an, und ſtick und ſtick mit ihr nach Belieben. Ein Thier Geweihe! Das ſind die Folgen des ewigen Stubenhockens, ſtatt daß Du Dir im Walde Rath's erholteſt, was Geweih trägt, und was nicht. So aber konnſt Du ein Schmalthier eben ſo wenig von einem anderen Thier unterſcheiden, als ich chineſiſch von japaniſch, und bin ich geſtern nicht gleich hinterher, ſo ſchießeſt Du den Hund ſtatt des Dachſes. Das kann nicht ſo bleiben. Entweder lerne, oder — Na, ich will nicht fluchen!

Aber lieber Vater, ſprach Louiſe in beſchwichtigendem Tone, Vetter Erwin nahm ja das Wort Thier im allgemeinen Sinne.

Ja, ja — in Eurer Art zu ſprechen habt Ihr für jedes Ding zwei Namen, Du magſt meinetwegen einen Hirſch Pudel nennen, aber der junge Herr könnte das Ding beſſer wiſſen. Uebrigens — und hiebei ſah er plötzlich ſeine Tochter ſcharf an, wie kommt es denn, daß Du Dich zu ſeiner Vertheidigerin aufwirfſt?

Louiſe bog ſich, ihr Erröthen zu verbergen, tief auf ihren Stickrahmen. Erwin ſpielte verlegen mit der Schere, und ſtach ſich die Hand blutig. — Der alte Forſtroth aber packte ſeine Schreibereien zuſammen und ging kopfſchüttelnd in ſein Arbeitszimmer.

Die beiden jungen Leute ſaßen eine Weile ſchweigend einander gegenüber; Erwin ſeinen blutenden Finger im Munde, Louiſe emſig fortordnend. Endlich brach Letztere die Pauſe.

Ernſthaft, lieber Vetter, der Vater hat einerſeits Recht. Sie müſſen trachten ſich jene Dinge eigen zu machen, auf deren Kenntniß er ſo hartnäckig beſteht.

Aber liebes Couſinchen, erwiederte Erwin in etwas kläglichem Tone, thue ich denn nicht alles Mögliche, um mich zum Waidmanne zu ſtempeln! Mit Aufopferung meiner ſelbſt habe ich mich dazu bequemt Tabak zu rauchen, und wie ein Rehrwolf zu eſſen. Um vier Uhr Morgens wate ich in entſetzlich duftenden Inchtenſtiefeln mit dem Onkel durch Thau und Näſſe mit einer Ausdauer, die ich ſelbſt nicht begreife; ſo ich habe, wie ich glaube, ſogar ſchon verſucht zu fluchen.

Das iſt's nicht, was der Vater verlangt, nahm Louiſe das Wort, wider Willen über die Verzweiflung Erwins lächelnd; vor Allem Ihre Unkenntniß der waidmänniſchen Terminologie und Ihr ſchlechtes Schießen iſt's, was ihn aufbringt.

Ach, wenn er erſt wüßte, welch' entſetzliche Menge Schrotte ich auf meinen letzten Schuß ſetzte, um nur ja nicht zu fehlen, er hätte mich, glaub' ich, ſelbſt als Pfropf in ſeine canons tordus geſtampft. Aber ich glaube beinahe ſelbſt, ich bin behext. Ich mag hinhalten wie ich will, ich ſchieß' doch vorüber!

Am Ende müſſen wie doch zu den Freikugeln greifen! lachte Louiſe neckend.

Meinetwegen zu Satanskugeln, wenns nur hilft!

Der Unterſchied, lieber Vetter, iſt ſo groß nicht, denn ohne die gutmüthige Hilfe des alten Hölleufürſten kommen ſolche Kugeln nicht zu Stande.

Ich muß zu meiner Schande geſtehen, fuhr Erwin fort, ſich den zerſtochenen Finger mit einem Leinwandſtreifen verbindend, daß ich von einer Freikugel nicht mehr weiß, als ich im Freiſchütz geſehen. Der Miſtizismus der alten Waidgenoſſenſchaft iſt unter den jungen Jägern ſo unbarmherzig verhöhnt und verlacht, daß man von all' den ſchönen Kunſtſtücklein nur dann noch proſtituren kann, wenn einem alten verwitterten Forſtjungen, der fünf Sechstheile ſeines Lebens auf der Wanderſchaft zugebracht hat, bei

Digitized by Google

einem Glaſe Wein das Herz aufthaut, und ſeine Zunge redſelig wird. Können Sie darüber nähere Auskunft geben?

O, mit ſolchen Dingen kann ich aufwarten! Unſer alter Niklas, dem ich als Kind beſonders zugethan war, kramte dieſe ſeine Wiſſenſchaft oft Abends im Geſindezimmer aus, und unter der horchenden Schaar ſeiner Zuhörer fehlte auch ich nicht. Auch iſt der Myſticismus bei weitem nicht ſo ſelten geworden, als Sie glauben, nur hat er ſich jener Claſſe zugewendet, deren beſchränktere Geiſtesbildung noch mit Vorliebe die düſtere unheimliche Seite des Jägerlebens aufnimmt, und ich ſelbſt muß geſtehen, daß in den alten Sagen, die ſich von Generation zu Generation vererben, unendlich viel Poeſie liegt, welche ſelbſt auf uns, denen die hellere Gegenwart ſie nur als das, was ſie eben ſind, als Märchen betrachten läßt, ihre Wirkung nicht verfehlt. Der beſtändige einſame Aufenthalt in Heide und Wald, die vielfachen Täuſchungen, denen unſere Sinne beſonders des Nachts daſelbſt unterworfen ſind, mögen die Grundurſachen aller dieſer Dinge geweſen ſein, und ich halte dafür, daß unter Allen, welche dem Aberglauben ergeben ſind, der Jäger in Rückſicht ſeiner Lebensweiſe der Entſchuldigung am würdigſten iſt. Freilich, und ich möchte faſt ſagen, leider, iſt das ſchon jetzt Alles anders geworden. (Fortſetzung folgt.)

Der Seekrieg.

(Schluß.)

Der General wirft daher die Frage auf, ob man, ſtatt ein Tauſend Seeleute auf ein Schiff von achtzig bis hundert und dreißig Feuerſchlunden zu ſetzen und eine ſolche Maſſe von Kriegskräften und koſtbaren Menſchenleben einer plötzlichen Vernichtung preiszugeben, aus Rückſichten der Menſchlichkeit wie der Sparſamkeit nicht beſſer thäte, mit dieſem Aufwand zwei, drei Fregatten zu bauen, die ungefähr dieſelbe Bewaffnung trügen. Die wenigen ſchwerfälligen franzöſiſchen Schiffe könnten dann in einer Menge Häfen, ſtatt der jetzigen fünf, gebaut werden und einlaufen, und ihre Erbauung würde auch weder ſo ſeltenes Holz, noch ſo lange Zeit erfordern. Hundert mächtige Fregatten, glaubt er, würden für Frankreich nützlicher ſein als vierzig Linienſchiffe — die Batterie einer Fregatte können ſo gut, als die große Batterie eines Linienſchiffs, die Mittel tragen, den feindlichen Bord zu entfernen oder zu zerſtören, und in einem Kampfe von zwei oder drei ſolcher Fregatten gegen einen feindlichen Koloß könne dieſer wohl vielleicht eine derſelben zerſchmettern, aber dafür die beiden andern ihre tödtlichen Geſchoſſe auf ihn zuſammenwirken laſſen. Wie es ſcheint, hat man nach der Erbauung des Schraubenſchiffs Napoleon einen Augenblick gehofft, mit den Engländern in einen Wettſtreit eingehen zu können, dieſe aber haben ſeitdem in ſolcher Zahl und in ſolcher Geſchwindigkeit hochbordige Schraubenſchiffe aufs Meer gebracht, daß die Franzoſen wieder auf ihr beſcheidenes Fregattenſyſtem zurückkommen, als ob die Engländer nicht auch Fregatten genug hätten. Noch einen andern Vortheil wünſcht der General ſeinen Landsleuten zuzuwenden — den Vortheil, mit leichterer Artillerie die gleiche zerſtörende Wirkung hervorzubringen. Wenn die weniger ſchweren Geſchütze weder ſo viel dem Feuer ausgeſetzte Mannſchaft, noch ſo viel Lebensmittel, noch die Schiffe ſo viel Tiefgang erheiſchten, ſo wäre das Problem gelöſt — Frankreich hätte bei der geſtimöglichen Geſchwindigkeit der Dampfkraft ein ſparſames, wuchtiges und raſches Syſtem, das ihm in hohem Grad angemeſſen wäre.

Bei einer Seeſchlacht iſt das Ziel, die feindlichen Schiffe zum Sinken zu bringen, oder in die Luft zu ſprengen, oder zum Streichen der Flagge zu zwingen. Die Franzoſen begingen in den früheren Seekriegen den Fehler, nach den Maſten und dem Takelwerk zu ſchießen, während die engliſchen Matroſen ihre Geſchütze auf den franzöſiſchen Schiffsrumpf richteten und dadurch unendlich mehr Schaden anſtifteten. Dem Seekrieg eigenthümlich iſt die große Nähe, häufig Piſtolenſchußweite, in der man ſich ſchlägt. Bei den jetzigen frentragenden und mit großer Sicherheit gerichteten Geſchützen wird ſich dieß wahrſcheinlich ändern. Von Schutzmitteln iſt in der Seeſchlacht wenig zu erwarten. Das Verdeck iſt mit einem 4 bis 4½ Fuß hohen Bord von dicken Balken eingefaßt, auf dem ſich ein doppeltes Netzwerk von Seilen befindet, zwiſchen welchem bei einer Schlacht die zuſammengeſchnürten Hängmatten der Mannſchaft auf einander gelegt werden. Dieß ſchützt wohl gegen die Gewehrkugeln der Marineſoldaten, aber nicht gegen die Geſchoſſe der Geſchütze. Keine Schiffswand kann ſo ſtark gebaut werden, daß die Kugeln der mächtigen Geſchütze der Jetztzeit nicht leichten Durchgang fänden. Ob die bei den Franzoſen hier und da gebräuchlichen Ausfüterungen der Schiffswände mit Gummi das Abfliegen von Splittern verhindern werden, muß die Erfahrung lehren. Dieſe Splitter ſind noch gefährlicher, als die Kugeln ſelbſt. Am ſchlimmſten für ein Schiff ſind die Schüſſe, welche zwiſchen Wind und Waſſer treffen, das heißt da, wo die Schiffswand während der Bewegung des Schiffs bald über, bald unter dem Waſſer iſt. Die Fertigkeit im Zielen, welche die Matroſen neuerdings erlangt haben, wird künftige Seeſchlachten noch blutiger als die früheren machen. Bis jetzt haben die Nordamerikaner ſowohl im ſchnellen, als im richtigen Feuern den Vorzug behauptet. Bei einem Gefecht der engliſchen Fregatte Guerriere mit der amerikaniſchen Fregatte Conſtitution wurde die erſtere vollſtändig entmaſtet, hatte 15 Todte und 63 Verwundete und war von mehr als 30 Kugeln zwiſchen Wind und Waſſer getroffen. Die Conſtitution hatte dagegen nur 7 Todte und 7 Verwundete, aeelor auch nicht einen einzigen ihrer Maſte. Die amerikaniſche Fregatte United States brauchte anderthalb Stunden zur Eroberung der engliſchen Fregatte Macedonienne, und zwiſchen den Beſchädigungen, welche dieſe beiden Fahrzeuge erlitten, waltete daſſelbe Verhältniß ob. Der Macedonienne waren die Maſten zum Theil abgeſchoſſen, zwei Kanonen in der Batterie und ſämmtliche Geſchütze auf dem Verdeck demontirt. Über hundert Kugeln hatten den Rumpf getroffen und über ein Drittheil der Bemannung war beſchädigt worden. Die amerikaniſche Fregatte zählte dagegen nur 5 Todte und 7 Verwundete. Sie hatte 76 Schüſſe aus der Kanone gethan, die Macedonienne dagegen nur 36. Das Gefecht zwiſchen der Java und der Conſtitution dauerte zwei Stunden und war das blutigſte unter dieſen drei Feegattengefechten. Die Java ſtrich ihre Flagge erſt, als ſie wie ein Blockſchiff raſirt war und 22 Todte und 102 Verwundete zählte. Die Conſtitution verlor weder Maſt noch Raaen, auch wurden ihr blos 9 Mann getödtet und 25 Mann verwundet. Während der ganzen Dauer dieſes Krieges ſchoſſen die Amerikaner eben ſo ſicher als ſchnell. Bei einem Zuſtande des Meeres, der das Zielen durch hochgehende Wogen äußerſt unſicher macht, blieb die Wirkung ihrer Geſchütze eben ſo mörderiſch, wie unter gewöhnlichen Umſtänden. Die Corvette Wasp war bei ungemein hoher See unter äußerſt wenigen Segeln mit der Brigg Frolic im Kampfe, und dennoch fanden die Amerikaner vierzig Minuten nach Beginn des Gefechtes, als beide Schiffe zuſammenſtießen und ſie auf die engliſche Brigg ſprangen, unter den Todten und Verwundeten, die das Verdeck anfüllten, nur einen einzigen Matroſen, der das Steuerruder nicht verlaſſen hatte, und drei Offiziere, die mit Blut bedeckt den Siegern ihre Degen vor die Füße warfen. Unter einer Bemannung von 92 Köpfen zählte der Frolic 68 Todte oder Verwundete. Seine beiden Maſten waren von mehreren Kugeln getroffen und ſtürzten einige Minuten nach Streichung der Flagge herunter. Die Verluſte, welche einzelne Schiffe in den Seeſchlachten erleiden, ſind oft ſehr groß. Bei Trafalgar verlor der Algeſiras von ſeiner Mannſchaft, welche 641 Mann betrug, 150 Todte und 180 Verwundete. Auf dem Redoutable war der ganze Generalſtab verwundet, von den 11 Cadeten nur ein einziger unverletzt, und die 640 Matroſen der Schiffsmannſchaft hatten 522 Kampfunfähige, 300 Todte und 222 Verwundete. Die vereinigte Flotte der Franzoſen und Spanier verlor in jener fuchtbaren Schlacht 18 Linienſchiffe — 27 wurden genommen, 1 flog in die Luft — und hatte faſt 7000 Todte und Schwerverwundete, während die Einbuße der Engländer in 3000 Mann beſtand. Nur im äußerſten Nothfall ſchreitet man zum Entern. Dieſes iſt ſehr ſchwierig, da die Stürmenden ſich aus Bugſpriet oder Raaen eine Brücke zu dem immer etwas abſtehenden feindlichen Schiff bilden müſſen, und kann ſeitens des bedrohten Fahrzeugs durch das Ausſpannen von Entrenetzen noch mehr erſchwert werden. Gelangt die enternde Mannſchaft auf das Verdeck des Feindes, ſo entſpinnt ſich ein fuchtbarer Kampf mit Enterpiken, Beilen, Kurzdegen und Piſtolen. Oft ſchlägt aber auch das angegriffene Schiff den Gegner, ehe er das Verdeck erreicht, durch das Feuer der auf dem Deck ſtehenden Geſchütze ab. Als der Redoutable bei Trafalgar entern wollte, verlor er durch eine einzige Kartätſchenſalve des feindlichen Schiffes, die unter ſeine dichtgedrängte Mannſchaft fuhr, 200 Todte und Verwundete.

England, das die beſten Matroſen beſitzt, gewann dieſelben in früheren Zeiten während des Krieges hauptſächlich durch Preßgange. In den Hafenſtädten überfielen Offiziere und Matroſen der Kriegsſchiffe die Häuſer, wo Matroſen von Kauffahrern verſammelt waren, und führten ſie mit Gewalt fort. Da bei dieſen Ueberfällen blutige Kämpfe und Grauſamkeiten nicht zu den Seltenheiten gehörten und gelegentlich auch Landbewohner mit fortgeführt wurden, ſo zog das Preßſyſtem den allgemeinen Haß auf ſich. Bei den letzten Vervollſtändigungen der Flottenmannſchaften gelegentlich des Krieges mit Rußland hat man mit beſtem Erfolg Werbun-

Digitized by Google

gen von Freiwilligen in Anwendung gebracht. In Kriegszeiten dient der Matrose trotz der strengeren Zucht gern auf Kriegsschiffen, weil er Aussicht auf Prisengelder hat. Frankreich hat das System der Inscriptionen, das aber für den Seemann lästig ist. Es schöpft aus den eingeschriebenen Matrosen der Handelsmarine nach Belieben, doch muß die Regierung die Schiffsführer von langer Fahrt, wenn sie dieselben aushebt, als Offiziere anstellen. Um die Tüchtigkeit der Mannschaften zu erhöhen, haben alle seefahrende Nationen zahlreiche Uebungsfahrten eingerichtet. England und Frankreich haben überdieß ihre auswärtigen Stationen, wo es für Offiziere und Soldaten immer Gelegenheit gibt, sich in den ihrem Beruf vorkommenden Manövern und sonstigen Thätigkeiten zu üben. Eine Mannschaft, die längere Zeit auf dem Meere beschäftigt gewesen ist, wird einer frisch aus dem Hafen kommenden stets überlegen sein. Sehr viel kommt auch darauf an, daß Capitän, Offiziere und Matrosen längere Zeit auf demselben Schiffe gewesen sind, so daß sie dieses und sich unter einander genau kennen. Die amerikanische Fregatte Chesapeake unter dem Befehle des Capitäns Lawrence, der sich als Befehlshaber der Fregatte Hornet durch die Wegnahme der englischen Brigg Peacock bekannt gemacht hatte, wurde durch ein englisches Fahrzeug von gleicher Stärke, die Fregatte Shanon, binnen fünfzehn Minuten erobert. Beide Capitäne, beide Schiffe waren gleich tüchtig, aber der englische Befehlshaber führte sein Schiff seit sieben Jahren, der Amerikaner das seinige seit einigen Tagen, die englische Fregatte kreuzte seit achtzehn Monaten an den Küsten von Amerika, und die amerikanische kam eben aus dem Hafen. (Eeg. Bl.)

Jaquon Jausemin,

der französische Burns und seine »Papillotas.«

(Bruchstück aus einer Geschichte der neusüdfranzösischen mundartlichen Dichtung.)

In den Ufern der Garonne, in der alterthümlichen malerischen Stadt Agen, lebt zur Stunde noch ein Volksdichtergenius ersten Ranges, ein provençalischer Burns und Hebel. Es ist der seit einer Reihe von Jahren schon vielgefeierte Jasmin *), Haar- und Bartscherer zu Agen, ein Dichter voller Originalität und Gefühl, und merkwürdigerweise, ja man darf wohl sagen unerhörterweise, auch ein Schauspieler, wie es außer der Rachel dermal keinen einzigen in Frankreich geben mag. Er ist kein »stummer namenloser Milton«, wie dieser große epische Sänger so lange gewesen, nein, im ganzen schönen mittäglichen Frankreich schwebt und webt sein Name seit nun mehr als zwei Jahrzehnden auf allen Lippen. Die ersten Poeten und Künstler und Gelehrten seines Vaterlands haben ihn heimgesucht, und der Kaminsims in dem hintern seiner »Stube« bescheidlichen Empfangszimmer ist mit Angebinden bedeckt, die ihm als Zeichen der Anerkennung aus Nah' und Fern zugekommen sind.

»Als wir,« erzählt ein Touriſt nicht gewöhnlichen Schlages, in einer der gediegensten englischen Zeitschriften, »angezogen durch das blaue Aushängeschild, worauf die Worte »Jasmin Coeffeur« gestickt waren, den Laden des weit und breit berühmten Haarkünstlers betraten, konnten wir uns eines spöttischen Lächelns nicht enthalten. Zuverlässig, »Jasmin ist ein lediglich aus Zieren angenommener Name,« dachten wir, weil er zu dem Geschäfte, das der Mann betreibt, trefflich stimmt, und ist dieß der Fall, was anderes, als Plattes und Fades läße sich von Jemand erwarten, der mit einer solchen Schönthuerei prunkt!« Trotz des goldenen Lorberkranzes, den ihm die Stadt Toulouse, die »blumenspielende«, verehrt; ungeachtet des güldnen Kelchs, den ihm die Bürgerschaft von Auch übersandt; des reichen damastenen Tafelzeuges, das ihm Pau gespendet; der Kleinodien, die ihm seinerzeit von der edlen und hochgebildeten deutschen Fürstentochter Herzogin Helene von Orleans, von schönen Botschafterinnen, von Großen und Vornehmen aller Länder überreicht worden sind: ließ ich mich, halb gegen ihn eingenommen, in ein Gespräch mit ihm ein. Und — nach einer nicht geraumen Weile schon waren sein Name und sein Gewerbe vergessen, und das Bewußtsein, mich einem Genius ersten Ranges gegenüber zu befinden, hatte mich bewältigend überkommen!«

»Aus der alsbald begonnenen Lesung der »Papillotas,« d. h. zu deutsch der Lockenwickelpapiere **), wobei ich absichtlich diejenigen Gedichte einstweilen überschlug, denen die melodische Glockenstimme und der leidenschaftliche Vortrag ihres Verfassers einen so hohen Zauber verliehen hatte, stellte sich mir die volle lebendige Ueberzeugung heraus, daß Jasmin die echte leibhaftige, in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wie eine Wundererscheinung hingetretene Verkörperung eines der begeistertsten jener Troubadours sei, die vor grauen Jahrhunderten in der süßen langue d'oc gedichtet. So mögen die Weisen Ganselm Faidits aus Avignon gelautet haben, er der Freund Richards Löwenherz, dessen Tod er in sein Zeitalter erschütternden Weisen beklagte; — so die Bernard's de Ventadour, der die Reize der gefährlichen Eebin von Guienne so hinreißend feierte; — oder Geoffrey's Rudel des Minstrel's von Blaye, welcher die liebliche Garonne besang. Gewiß ist's, daß keiner von diesen liederherrlichen Troubadours ihre Zuhörerkreise mächtiger ergriffen haben mögen, als der Sänger von Agen, in welchem ihre längst verklungenen, nun nach sagenhaften Weisen, erwachten Morgenlerchenmirbeln gleich, in thauigster Frische wieder ertönen.

Jaquon Jausemin wie er im Gascognischen, jener lieblichen südfranzösischen Mundart heiße, hat seine Lebensgeschichte in einem Liedercielus »Meine Erinnerungen« in rührend einfacher Weise geschildert.

Zu Agen um 1797 geboren, war sein Vater ein armer buckliger Schneider, seine Mutter lahm von Kindesbeinen an, und siehe! der Sohn so mißgestalteter Eltern, welcher sich geistig so emporgemacht, daß seine Lieder in der ganzen herrlichen duftigen Provence im Munde des Volkes leben, ist auch körperlich hochbegabt. Von edler Gestalt, einnehmenden Zügen, seelenvollen Blickes, einer wahrhaft mitreißenden Beweglichkeit des Ausdrucks, und einer Stimme, welche durch und durch Melodie, euch an ergreifenden Modulationen, wie nur die der Rachel, wäre er auf der Bühne in jedem Zoll ein Talma, oder wahrscheinlich etwas ganz anderes Ungeahntes geworden!

* * *

Das Gedicht, welches nach dem Vorausgang seiner ca. 1825 erschienenen burlesken Dichtung Lou Chalibari, Jasmin's Namen um 1827 ungefähr, zuerst über das Weichbild seiner Vaterstadt hinaus verbreitete, heißt L'Abuglo da Castel-Cuillé, d. h. »die Blinde von Castel-Cuillé;« ein halbes Menschenalter später erschien seine »Françouneta,« eine Dichtung welche die Provence alsbald als ein literarisches Ereigniß erster Größe aufregte. Von beiden, wovon das eine als Ausgangspunct, das andere vielleicht als Höhenpunct der Jasmin'schen Dichtung, beide jedenfalls aber als bedeutsame Marksteine derselben anzusehen sind, wollen wir Vorwurf und Hauptmomente in gedrängtester Kürze angeben:

Die Blinde von Castel-Cuillé beginnt mit einer Schilderung des ländlichen Schauplatzes des gegeifernden Balladenvorganges.

Del pé d'aquelo haouto mountagno
Oun se pinque Castel-Cuillé
Altenque lou poume, lou pruné l'ameillé
Blanquejabon dens lo campagno
Baei lan Man qu'on entendét
Un dimeéres mati beillo de Sant-Jouzet.

In metrischer Uebertragung würde diese Anfangsstrofe etwa lauten:

Drm Fuß des hohen Berges dort entlang,
Castel Cuille weich hingegossen ruhet,
In Mandelblüthenschnee und Lerchensang
Erglänzt'n weiß, ertönten einst die Fluren
In stiller Sonntagsfrühe, vor dem Feste
St. Josef's, jener Zeit wo's allzumalen
Beginnt, da hatte man 'nen Hochzeitsreigen
Erschallen mantee — — —

Die Skizze eines in thauig duft'ger Sonntagsfrühe sich durch die blüthenweiße stille Landschaft hindurchwindenden Brautzuges folgt, dabei eigenthümlich örtliche Sitten und Bräuche mit der Meisterschaft eines Duens gezeichnet werden.

Doch dieses Fest, so idyllisch harmlos es begonnen, so tragisch und stürmisch wird es enden.

Batista der Bräutigam hat Jahrelang um ein schuldloses halbes Mägdlein gefreit, dasselbe aber, als es unglücklicherweise erblindet, treulos verlassen, und zieht jetzt unter Sang und Klang dahin, einer andern die Hand zu reichen. Margarita, das arme erblindete Mädchen, sitzt in seinem Kämmerlein und singt ein Lied, worin Hoffen und Zagen, auf's rührendste gemischt. Seine Wehklage ob des verlorenen Augenlichtes gemahnt an Milton's herzzerreißende Verse darüber. Horch, da vernimmt sie die Klänge des unfern dahinziehenden Hochzeitsreigens und vom kleinen Bruder, wem sie gelten.

Erschütternd ist der Ausbruch ihrer Verzweiflung! Sie läßt sich in die Kirche führen, wo Braut schon am Altare stehen, und im Augenblicke, wo

*) In der bereits ziemlich ansehnlichen »Jasmin-Literatur,« d. h. dem Inbegriff von Journalartikeln und anderweiten Aufsätzen über Jasmin und seine Werke, stehen die in der Revue des Deux Mondes, dann diejenigen von St. Beuve in den Portraits Littéraires IV. 448—453, und vom Chevalier Nodier im Temps Oct. 1835 erschienenen in vorderster Reihe: Jahrgang 181? 1. Mai, 1841 15. Januar, 1838 1. December, 1839 1. April, 1851 1. Juli.

**) Beide Reihefolgen der im Zeitraum von 1835—1843 erschienenen Papillotas sind zu Agen 1843 in 2 Bänden 8. herausgekommen.

der Treulose die Worte spricht, die sein Schicksal auf ewig von dem ihrigen reißen, stürzt sie herbei um sich zu rächen, fällt aber noch eh' sie den Stoß vollbracht, entseelt zu seinen Füßen nieder. Der Dichter preist die Arme glücklich, daß sie verbrechenlos dahingeschieden, denn das selbstmörderische Vorhaben werde vom Allerbarmer ihr gewiß nicht angerechnet werden.

Die Schöne der Ballade liegt im Pathos der Situationen und in der unnachahmlichen Anmuth, wie edlen Einfalt der Sprache.

Françouneta bildet in Vorwurf, Motiven, Situationen und der ganzen Darstellungsweise einen vollkommenen Gegensatz zu dieser Ballade.

Es ist dieß der Name einer dörflichen Schönen, die ihre zahlreichen Anbeter vielfach quält. Insgeheim, ihr selber nur halb bewußt, ist sie Pascal, einem jungen Landmanne, zugethan, welcher die Flatterhafte glühend liebt, durch seinen Stolz aber wie durch seine Armuth abgehalten wird, ihr seine Leidenschaft zu gestehen. Ein von Marcel, dem entrüstetsten ihrer verschmähten Liebhaber, rachsüchtigerweise ausgesprengtes Gerücht, daß Françouneta von ihrem hugenottischen Vater für schweres Geld dem Bösen verkauft worden sei, bringt das ganze Dorf, vor allem den weiblichen Theil desselben gegen sie in Aufstand.

Pascal rettet sie mit Gefahr seines Lebens, da bricht ihre lange verhehlte Liebe zu ihm fürder unumwunden hervor, und die seinige thut sich der Entzückten und nun für immer Gebesserten ohne Rückhalt kund.

Die Schilderungen der beiderseitigen so verschiedengearteten Neigung, wie Marcel's späterer Reue, sind vortrefflich gehalten.

Fisiognomien deutscher Hauptstädte.

1. Dresden.

Städte haben so gut ihre Fisiognomien, wie die Menschen. Auch bei Dresden tritt sie recht eigenthümlich hervor, wenn auch mehr durch die Umgebungen, als durch sich selbst.

Die Stadt hat wenig Thürme, es sieht wenig Aufstreben nach residenzlicher Höhe aus ihr heraus, dafür aber schmiegt sie sich mit behaglicher Anmuth in sich selbst zusammen; sie liegt da, wie hingeworfen, wie ein hübsches Kind, das keine malerische Stellung sucht und doch sie unbewußt findet. In der Mitte — ich meine nicht die mathematische — steht die Frauenkirche, die ehrwürdige Großmama Dresden's, mit imposantem Embanpoint, kräftig durchgenährt, mit eingestemmten Armen, nach unten breit und stämmig zulaufend, wie von einem weiten, faltigen Rococokleide umflossen. Sie sieht so wohlgefällig und gutmüthig verliebt auf ihre Kinder herab, daß man sie gleich beim ersten Anblicke liebgewinnt. — Seitab steht der Kreuzthurm, ein etwas hagerer, aber straffer und knochig-muskulöser Oheim, der eine indifferentere Fisiognamie, aber doch ebenfalls etwas Gemüthliches hat, wie ein wahlmeinender, höchstens etwas trockener Herr Vetter vom Lande. — Der katholische Kirchthurm ist eine schöne zierliche Jungfer Pathe, elegant und geschmackvoll angethan, in stetem Brautschmucke; sie lächelt fromm und fein, wie eine junge Prinzessin, und ihr ganzer Ausdruck ist die Andacht der Hoheit und der Grazie. — Der Schloßthurm will wenig sagen. Er sieht nachlässig und frostig aus, und hat über sein einfaches Kleid ein grünes Umhangetuch gelegt, um nicht naß zu werden. Er weiß, daß er gar nicht an seine Stelle und in seine Umgebung paßt, und so steht er schüchtern und beinahe verlegen da. — Sehr nach der Seite hin tritt auch der Annenthurm neugierig auf die Zehen, aber mehr um etwas zu sehen, als um gesehen zu werden. Er ist nur so ein Seitending der Dresdener Thurmfamilie, ein kleiner, noch gar nichts heißender Thronknabe. Seine hohen Verwandten ignoriren ihn vornehm. — Im Ganzen sieht Dresden freundlich und bescheiden aus. Es hat, als einziges Abzeichen seiner Königswürde, ein gewässertes Band umgehangen: die Elbe, die es durch zwei herrliche große Ageaffen: die beiden steinernen Elbdrücken, zusammenhält.

Man wird mit Dresden schnell befreundet und bekannt, weil etwas Natürliches und Ungezwungenes in seinem Ausdrucke liegt, der jedoch bei näherem Umgange bisweilen einer gewissen Förmlichkeit weicht. Man hüte sich, seine Bekanntschaft an Feiertagen zu machen, denn es hat dann eine so abgemessene, feiertägige Art, sich zu geben, daß man es leicht verkennen und ihm Unrecht thun möchte. An Feiertagen nimmt Dresden eine feierliche und steife Miene an, es setzt eine mächtige pathetische Allongeperücke auf, die ihm ein ganz fremdartiges Ansehen verleiht; es streicht sich scharlachroth an, wie die Feiertage in den Kalendern. Aber zum Glück schläft es über Nacht den unerquicklichen Feiertagstraum aus, und am andern Morgen ist es wieder geschäftig, beweglich und natürlich, als sei es nur durch einen argen Zauber vorübergehend in etwas anderes verwandelt worden, und wisse nun selbst nichts mehr davon.

Man hat Dresden, um ihm in der Eile etwas Schönes zu sagen, ohne weiteres das deutsche »Elbe-Athen« genannt. Nun ist Dresden zwar kein Athen, wohl aber reizend und heimisch, im Ganzen mehr liebenswürdig, als großartig. Herder in einer jovialen Laune, rief Dresden sein bekanntes: »Blühe, deutsches Florenz!« zu, und hat mit diesem Ausspruche wedee Florenz beleidigt, noch Dresden überschätzt, eben so wenig aber auch eine Wahrheit gesagt. Es lag nicht in den Verhältnissen, nicht in dem Willen Dresdens, ein Florenz zu werden; für das Wirken eines Mediceers würden die Mittel nicht ausgereicht haben, diese genügten eben nur, um soliden Wohlstand, würdige Ausstattung zuzulassen, ein Streben nach mehr würde den Verlust des Erwerbenen nach sich gezogen haben: Es war nür ein vorübergehender Drang, vor etwa anderthalbhundert Jahren, wo Dresden, plötzlich zur Hauptstadt eines Doppelreiches erhoben, den kühnen Wettstreit mit Paris begann, wo Ludwig XIV., von Frankreich aus eine neue Fase des deutschen Geschmacks hervorrufend, in Dresden seinen lebendigsten Wiederglanz aufleuchten sah. Dieser kurze Traum einer aufgedrungenen und unnatürlichen städtischen Selbstüberhebung wurde durch dauernde Opfer gebüßt; der polnische Adler riß sich von der sächsischen Raute wieder los, die Flut des Luxus versiegte, um langsam sich wieder sammelnd, in ihre angewiesenen Grenzen zurückzukehren, denen Dresden seitdem nie mehr ungetreu ward.

Man darf Dresden als den Uebergangspunct zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands ansehen. Von beiden Extremen hat es angezogen. Der Norden drückte ihm seinen Ernst, seine Ruhe und Nüchternheit auf die Stirn; — der Süden, welcher hier seinen Einfluß mehr auf Natur und Gegend, als auf die Menschheit anwendete, hauchte auch der letzteren eine gewisse Wärme und Milde ein, die sich schon einige Meilen weit nach dem trieferen Norden zu, nicht mehr so entschieden ausspricht. Der Dresdener ist kunstsinnig, empfänglich für Schönes, mehr subjective, als objective, mehr kritisch als productiv begabt. Neue Erscheinungen frappiren ihn, ohne seine Liebe zu dem Herkömmlichen zu untergraben; seine Augen hängen mehr an Neuerungen, als sein Gefühl. Er versteht lebhaft zu empfinden, aber ein Anflug nordischer Kälte lähmt seine Aeußerungen, er erscheint oft frostig, ohne es zu sein; sein Herz hat eine Glasne, aber keineswegs eine Rinde. Diese Ruhe, dieser Hang nach einer Unbeweglichkeit nach außen, zu einem Stagniren des Geberdenspiels, wird unterstützt durch eine, dem Dresdener eigenthümliche Neigung zum »Anstande«, über dessen Begriff er nicht immer ganz im Klaren ist, indem er bisweilen pathetische Ruhe mit dem Ausdrucke der Würde — die, wo sie einmal thront, sich gern eine Freiheit der Bewegung gestatten darf — verwechselt. Der Dresdener ist im Allgemeinen mäßig, sparsam, begnüglich. Seine einfache Lebensweise wird ihm von den gaumenverwöhnten Süddeutschen oft scheezhaft zum Vorwurfe gemacht. Allein wiederholte Kriege, welche insgesammt zum großen Theile im Herzen Sachsens ausgefochten wurden, ganze Stadtviertel Dresdens in Asche legten, haben dieses System der Spaesamkeit zur unfreiwilligen Bedingung gemacht. Der Sachse hat die vom Schicksal ihm auferlegten Entbehrungen mit Würde ertragen; Natur und Erzeugnisse haben ihn haushalten gelehrt, seine Individualität läßt ihn das Versagte selten vermissen; er trägt die nothwendige Beschränkung mit gesunder Kraft, ohne daß sie ihm wunde Stellen verursacht. Seine Vergnügungen sind mehr häuslicher, als conversationeller Art, und seinem Umgange mangelt, wenn auch der Glanz des Residenzlichen, dennoch keineswegs jene traute Wärme, die eigentlich den wahrsten und dauerndsten Bestand der Geselligkeit ausmacht, und welche, neben großartigen Genüssen und Zerstreuungen, nur unser schönes Wien sich zu bewahren verstand.

Zur Erklärung der xilografischen Beilage.

Die Gegenstände des Bildes: »Zur Krim-Expedition.« bedürfen keiner Erläuterung; nur über die dargestellten Schiffe mögen einige Worte hier Platz finden.

Die Chalands-Fahrzeuge wurden im Militärhafen von Constantinopel, anfangs durch türkische, dann durch Zimmerleute der Escadre unter der Aufsicht eines Marine-Ingenieurs und eines Artilleriehauptmanns erbaut, und zwar vierzig an der Zahl. Sie sind 12 Metres lang und 3 bis 6 Metres breit; jedes kann zwei Feldstücke mit ihrem Zugehör, 16 angespannte und bepackte Pferde fassen.

Die Engländer haben ein anderes System befolgt; sie ließen im Bosporus alle sogenannten Mahons aufkaufen, die dort zu finden waren. Die Mahons sind türkische Einschiffungsfahrzeuge von ziemlich verschiedenen Dimensionen. Sie werden paarweise zusammengefügt und mit einem beweglichen Fußboden versehen, der sehr schnell sich hebt und senken läßt. Mit dieser Einrichtung kann je ein Paar Mahons 100 bis 120 Leute ausschiffen. Die größeren Mahons sind für Reiterei und Artillerie bestimmt.

Digitized by Google

1. Das leibhafte Conterfei des bewußten Tartaren von Bukareſt.

Neueſte Nachrichten vom 26. September 1854.

2. Wie derſelbe die Publiciſten auffitzen laßt.

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

Englisches Einschiffungs-Mahon.

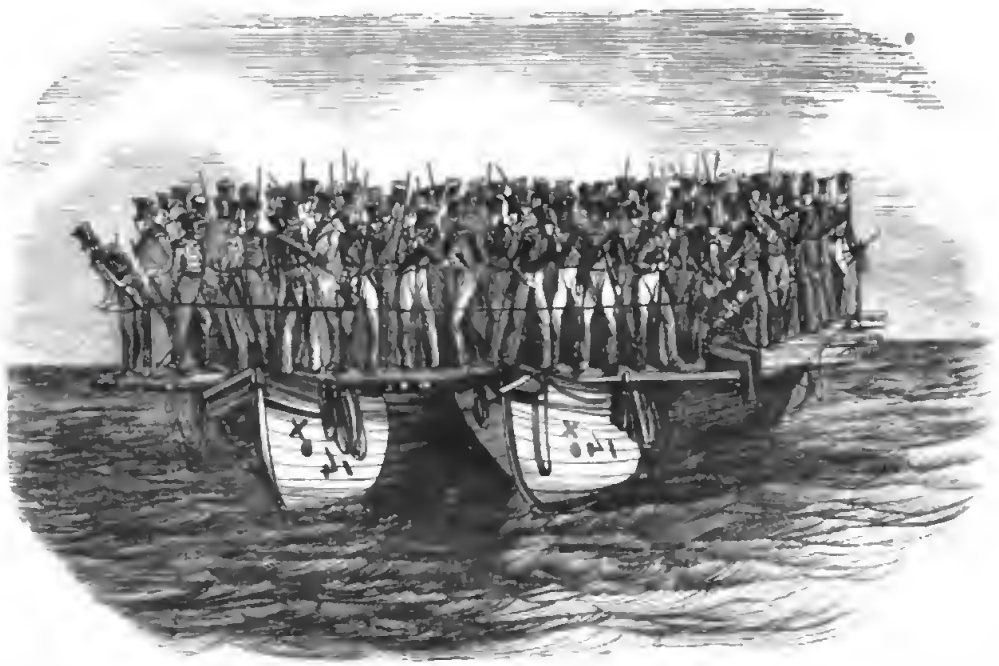
Türkische kaiserliche Garde. Infanterist und Scharfschütze.

Chalands-Fahrzeuge zur Einschiffung französischer Artillerie

Beilage zu M. Auer's „Krim".

Landung eines Mahon.

Türkische kaiserliche Garde. Husar und Artillerist.



Paarweise verbundene Mahons zur Einschiffung englischer Infanterie.

Druck von M. Arn...

Digitized by Google

MOOSE IM NATURSELBSTDRUCKE.

Eingesendet von Franz Aspöck in Linz.

1. Hypnum splendens. 2. Hypnum tamariscinum. 3. Hypnum delicatulum.

Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust."

Druck von M. Auer in Wien.

Digitized by Google

Originalselbstdruck.

Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift »Faust.«

Druck von M. Auer in Wien

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.
Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einruckungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

№ 18. Inhalt: Der poligrafische Apparat mit artistischen Beilagen. I. Jahrgang. Wien. 1854.

Der poligrafische Apparat

oder

die verschiedenen Kunstfächer der k. k. Hof- und Staatsdruckerei zu Wien.

Vorgetragen in der kaiserlichen Akademie

von

Alois Auer,

wirkl. Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien.

Noch keine Erfindung hat bei gutem Gebrauche Nützlicheres geschaffen als der Gedanke Gutenberg's mit den daran geknüpften Entdeckungen der sämmtlichen Druckünste. Ebenso verheerend kann aber ihre schädliche Verwendung werden im gesetzlosen Zustande.

Sie ist gleich einem schneidenden Instrumente des Arztes: in der Hand des Einen dient es zur Lebensrettung, in der Hand des Andern, der es nicht zu handhaben versteht, wird dasselbe zum tödtlichen Werkzeuge.

Betrübend ist übrigens die Erscheinung, daß ihre edleren Bestrebungen leicht ignorirt werden, besonders wenn sie sich solchen Aufgaben zuwenden, die gern den Tadel herbeiführen, daß durch Vervielfältigung artistisch-wissenschaftlicher Gegenstände mittelst der veredelten Presse, wenn sie auch bestimmt sind, Gemeingue der Menschen zu werden, der Werth eines Unicums beeinträchtiget erscheine, oder manche Leute ihren Ewerb verlieren könnten.

Dieses Urtheil traf die Presse schon vor mehr als 400 Jahren, und erneuert sich manchmal noch heute in unveränderter Faem. Es kann daher Niemanden wundern, wenn bei diesem Stande der Dinge nur die wenigsten der grafischen Kunstzweige im Publikum, und da auch kaum dem Namen nach, bekannt sind. Mancher unterscheidet schwer eine litografische Leistung vom Holzschnitte, vom Kupferstiche ꝛc., und doch verdient keine technische Verrichtung mehr die Aufmerksamkeit des Menschen, denn Jedem gewahrt sie schon von der Jugend bis in's späte Alter täglich und stundlich so vielfachen Nutzen.

Die Londoner Welt-Ausstellung hat allen Gewerbszweigen und somit auch der Druckkunst die Aufmerksamkeit zugewendet, sie hat allen Industriellen des Erdballes Gelegenheit geboten, die Erzeugnisse ihres Fleißes zur öffentlichen Anschauung zu bringen.

Diesem ehrenvollen Rufe folgte auch die mir zur Leitung anvertraute k. k. Anstalt, und ich darf es aussprechen, mit freudigem Gefühle, wenn auch nicht ganz ohne Besorgniß, daß der Vergleich unserer Producte und jener der übrigen Aussteller aller Länder eine sehr ernste Kritik herbeiführen werde. Das End-Ergebniß zeigte sich indessen günstiger als ich dachte. Die Juey verlieh in der 17. Classe für grafische Künstea nur eine einzige große Raths-Medaille und zwar der Wiener Hof- und Staatsdruckerei allein. Diese Auszeichnung war um so ehrenvoller, als englische und französische Preisrichter an der Zuerkennung den entschiedensten Antheil hatten. Indessen dürfte der Grund eines so glücklichen Ausganges, so unerwartet er kam, doch nicht so ferne liegen; in allen Druckereien werden die grafischen Kunstfächer sehr vereinzelt betrieben, alle zusammen daher in keiner einzigen derlei Anstalt in und außer Europa gepflegt.

Ich suchte den originellen Gedanken durchzuführen, das ganze grafische Kunstgebiet mit den verschiedenartigsten Leistungen der Staatsdruckerei zu vertreten, und erlaube mir heute der verehrten Versammlung einen Theil unserer londoner Ausstellungs-Gegenstände mittels des hiervorliegenden Apparates zur Anschauung zu bringen, welcher die Eigenthümlichkeit besitzt, daß er bei genauer Besichtigung in einer sehr kurzen Zeit mehr Kenntnisse beibringt, als man sonst durch monatlange Studien erlangen konnte.

Digitized by Google

In der ersten und zweiten Lade dieses Kastens befinden sich die Druck- und Schrift-Proben in 4 Foliobänden, und zwar:

Im ersten Bande.

Fractur-Schriften 24 Grade. Fractur-Affichen-Schriften 13 Sorten. Halbfette Fractur-Schriften 7 Grade. Fette Fractur-Schriften 10 Grade. Verzierte Fractur-Schriften 13 Sorten. Gothische Schriften 13 Grade. Kirchengothische Schriften 7 Grade. Schmale gothische Schriften 7 Grade. Verzierte gothische Schriften 8 Sorten. Kanzlei-Schriften 14 Sorten. Schwabacher Schriften 4 Grade. Midamme-Schriften 9 Grade. Deutsche Schreibschrift 1 Grad. Schnellschrift oder stenografische Zeichen 1 Grad. Musiknoten 1 Grad. Kalligrafische Verzierungen, Linien und Klammern 15 Grade. Einfassungen 10 Grade. Eckstücke und Schlußlinien 66 Sorten. Spitzendruck 10 Sorten.

Im zweiten Bande.

Antiqua-Schriften 23 Grade. Cursiv-Schriften 16 Grade. Halbfette Antiqua-Schriften 6 Grade. Fette Antiqua-Schriften 9 Grade. Fette Cursiv-Schriften 6 Grade. Steile Antiqua-Schriften 4 Grade. Egyptienne-Schriften 8 Grade. Schmale Antiqua-Schriften 12 Grade. Didot'sche Titelversalien 10 Grade. Antiqua-Zierschriften 146 Sorten. Anfangs-Buchstaben 4 Grade. Antiqua-Affichen-Schriften 30 Sorten. Englische Schreibschriften und Schnellschriften 11 Grade. Französische Schreibschriften 7 Grade. Buchstaben des Mittelalters 10 Grade. Gutenberg-Schriften 7 Grade. Zierschriften nach Vorlagen früherer Jahrhunderte 5 Sorten. Blindenschriften 6 Grade. Zusammen 626 Sorten und Grade.

Im dritten Bande (I. Abtheilung): fremde Texte.

Aethiopisch. Albanisch in zwei Formen. Altgriechisch. Angelsächsisch. Arabisch. Armenisch (Antiqua). Armenisch (Cursiv). Armenisch (verziert). Batta. Bengalisch. Birmanisch-Pisagisch. Bugis. Chaldäisch. Chinesisch. Cingalesisch. Cirillisch. Devanagari. Estrangelo. Ethiopisch. Farmosanisch. Gezaisch. Georgisch (Kirchenschrift). Glagolitisch. Griechisch (Antiqua). Griechisch (Cursiv). Guzuratisch. Hebräisch. Weiberdeutsch. Hebräisch, Merubas, mit und ohne Puncte. Hebräisch. Deutsche Raschi. Hebräisch. Talmudische Raschi. Hebräisch. Spanisch-Levantinisch. Himjaritisch in zwei Formen. Hindostanisch. Japanisch (Katakana). Japanisch (Firakana). Javanisch. Kabulisch. Karnatisch. Kaschmirisch. Keilschrift. Keltisch. Koptisch in zwei Formen. Maghadisch. Malayalam (Grantham). Malayisch (in zwei Formen). Mandschu. Mäso-Gothisch. Mongolisch. Monogramme. Multan. Orissisch. Pali. Pali Nr. 2. Palmirenisch. Passepa (Quadratschrift). Pehlwi. Römisch in zwei Formen. Runen. Russisch (Antiqua). Russisch (Cursiv). Ruthenisch. Samaritanisch. Sikh. Siamisch. Sindh. Sirisch. Tagalisch. Tamulisch. Telingisch. Tibetanisch. Tscherokisisch. Türkisch (Neschi). Zend.

Im dritten Bande (II. Abtheilung): fremde Alfabete.

Agaka-Inschrift. Aethiopisch. Ahom. Albanisch (2 Formen). Allahabad. Altgriechisch. Althebräisch. Altitalisch. Angelsächsisch. Arabisch. Aramäisch. Armenisch. Assam-Inschrift. Batta. Bengalisch. Birmanisch. Bisaya. Bugis. Camboja. Chaldäisch. Chinesisch (Schlüssel). Chinesisch (aufgelöste Zeichen). Cingalesisch. Cirillisch. Corranisch. Demotisch. Deutsche Buchstaben vom 6. bis 14. Jahrhundert. Devanagari. Estrangelo. Etrurisch. Formosanisch. Gezaisch (2 Formen). Glagolitisch. Grantham. Griechisch (Ant. u. Curs.) Gutenberg. Guzurate (Inschrift). Guzuratisch. Hebräisch, Merubas. Hebräisch, Deutsche Raschi. Hebräisch. Talmud. Raschi. Hebräisch. Spanisch-Levantinisch. Hebräisch. Weiberdeutsch. Hieratisch. Hieroglifen. Himjaritisch (2 Formen). Japanisch. (Katakana). Japanisch (Firokana). Japanisch (Chines. Zeichen). Javanisch. Kabulisch. Kabylisch. Karnatisch. Kaschmirisch. Kawi-Nagari. Keilschrift. Keltisch (2 Formen). Kousa. Kibna. Koptisch. Kufisch. Kurila. Laos. Lilisch. Maghadisch. Mahrattisch. Malayalam. Malayisch. Maldivisch. Mandschu. Mäso-Gothisch. Mria. Mongolisch. Multan. Nerbuddha. Numidisch. Orissisch. Pali Nr. 1 und 2. Palmirenisch. Pehlwi. Persisch. Fönicisch. Punisch. Randscha. Runen. Russisch. Serb., Wallach. Ruthenisch. Samaritanisch. Sikh. Siam. Siamisch. Sindh. Sirisch. Tagalisch. Tamulisch. Telegrafische Zeichen. Telingisch. Tibetanisch (u. Passepa). Tscherakisisch. Westgraecin-Inschrift. Zend.

Böhmisch, Dänisch, Englisch, Finnisch, Französisch, Holländisch, Illyrisch, Italienisch, Lettisch, Polnisch, Portugiesisch, Schwedisch, Spanisch, Ungarisch, werden mit lateinischen Typen gelegt, wenn die erforderlichen accentuirten Buchstaben und Varianten vorhanden sind.

Im vierten Bande: Musterblätter der übrigen grafischen Künste.

Holzschnitt. Copien der älteren Holzschnitte, dann deren nach Albrecht Dürer. Eine Siegelsammlung. Illustrationen zu Werken und bei feierlichen Gelegenheiten. Landschaftliche und historische Bilder. Vier Blätter religiöser Gegenstände, Zeichnung von Professor Führich.

Chemitipie. Abbildungen der Arbeitsräume der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien. Illustrationen zu Werken.

Stahl- und Kupferstich. Illustrationen zu mehren Werken. Karten zu feierlichen Gelegenheiten.

Guillochirung. Kaiser Franz Josef I. Darstellung der vielseitigen Anwendung der Guillochir-Maschine.

Litografie. Federzeichnung, die Titelblätter zu A. Auer's Vaterunser-Sammlung. (Liegen im Portefeuille zum IV. Band.)

Litografischer Farbendruck. Blumen. Studienkopf. Zwei Blumenstücke. Ein Fruchtenstück. Kaiser Josef II. Abbildungen aus einem Codex. (Liegen im Portefeuille zum IV. Band.)

Chemigrafie. Verschiedene Proben.

Galvanoplastik. Copie eines Kupferstiches und einer Galvanografie.

Stilografie. Illustration zu einem Werke.

Galvanografie. Der Abschied. (Ein Abdruck der bei der Galvanoplastik angefügten Platte.) Ein Kopf nach Titian.

Naturselbstdruck. Achat-Steine, geätzt von Prof. Leydolt und auf der Buchdruckpresse gedruckt. Achat-Steine, ebenso geätzt, galvanoplastisch copiert, und auf die Kupferdruckpresse gedruckt. Versteinerungen von Fischen, nach Vorlage vom k. k. Custos J. Heckel, ebenfalls galvanoplastisch copiert, theils geprägt, theils mit Farbe gedruckt. In Farben gedruckte Blumen und Pflanzen, auf Veranlassung des Herrn Sectionsrathes W. Haidinger, nach Vorlage von Dr. Const. v. Ettingshausen und Prof. Leydolt.

Glifografie. Embleme der Tipografie.

Hialografie. Der kais. österr. Adler. Große Landschaft.

Fotografie. Stefansthurm in Wien. Gutenberg. Sprachen-Stammbaum.

Mikrotipie. Eine Spinnraupe, wie sie eben aus dem Eie kriecht; abgebildet durch Fotografie in fünftausendmaliger Vergrößerung.

In der dritten Lade sind alle dreißig Druckmanieren zusammengestellt, durch welche der Gedanke des Menschen in Wort und Bild vervielfältigt dargestellt werden kann.

In der vierten, fünften, sechsten und siebenten Lade befinden sich die gleich Ölgemälden aufgespannten Farbendrucke der Anstalt.

Wir wollen nun mit den verschiedenen Druckkünsten beginnen und die vier Hauptabtheilungen der poligrafischen Kunstzweige, nämlich den

Erhabendruck mit dem Stempelschnitt, die Schriftgießerei, Buchdruckerei für Sehende und Blinde, Stereotipie, Tipometrie, Schriftkunde, Xilografie, Chemitipie, Glifografie; den

Tiefdruck mit der Chalcografie, der Siderografie, Galvanografie, Stilografie, Hialografie, Gravirung, Guillochirung, Verkleinerung gestochener Platten; den

Chemischen Druck mit dem Steindruck oder der Litografie, der Chemigrafie, Anastatik, Chromo-Litografie oder Farbendruck überhaupt; den

Naturselbstdruck mit der Galvanoplastik, der Daguerreotipie, Fotografie und Mikrotipie

durchgehen und mit der Erklärung derselben zugleich die Ansichten über deren praktische Anwendung mit Rücksicht auf die geistig veredelnde und materielle oder gewinnbringende Richtung verbinden.

In ersterer umschließt die Presse Alles, was der Mensch braucht aus dem gesammten Bereiche der Natur, Kunst und Wissenschaft, und man konnte dem Apparate der Vervielfältigung außer der Schöpfung von Bibliotheken noch die zwei großen Gebiete der Herstellung von Pinakotheken und Gliptotheken, ja ganzen naturhistorischen und archäologischen Museen im weitesten Umfange zumessen.

Bisher beschäftigte man sich leider nur mit dem Drucke von Büchern und Blättern für die täglichen Bedürfnisse, dann bildlichen Darstellungen im beschränkteren Sinne. Was der Eine druckte, suchte auch der Andere in das Bereich seiner Thätigkeit zu ziehen, und dadurch mußte nothwendiger Weise eine störende Concurrenz im Geschäfts-Verkehre um so mehr entstehen, als dadurch das Gebiet der grafischen Kunstfächer an und für sich viel zu beengt erscheint, und die Vervielfältigung einer Menge von Gegenständen unberührt läßt und ausschließt, die alle der Presse angehören.

Jedermann weiß, daß Daguerre uns die wunderbare Erfindung seines Lichtdrucks auf versilberten Platten gebracht. Allein so lange sein Verfahren ohne Verbesserung blieb, hatte man nicht nur mit der Vergänglichkeit des Bildes, sondern auch damit zu kämpfen, daß man von dem einmal abgebildeten Gegenstande, wenn er nicht druckbar gemacht, keine Mehrzahl erlangen konnte. Dies veranlaßte Talbot ein Verfahren zu erfinnen, auf Papier zu fotografiren. Die Mängel des Papiers überhaupt, vorzüglich aber seine fremdartigen Stoffe, lassen heute in der Zubereitung noch manches zu wünschen übrig, und man schlug daher nach Niepce den Weg zur Benutzung des Glases ein. Wir sehen nun hier eine Glasplatte mit einer darauf gewonnenen Zeichnung des erhabensten unserer gothischen Bauwerke, des Stefansdomes, als negatives Bild, wovon das vorliegende positive abgenommen wurde. Daguerreotipie. Fotografie.

Wer wäre im Stande und welcher Mittel würde es bedürfen, durch unsere Nachahmungs-Organe — das Auge und die Hand — alle die Millionen Details wiederzugeben!

Wie wir dieses herrliche Bau-Denkmal auf beliebige Weise verkleinert sehen, so liefert die Fotografie oder der Lichtdruck jeden mikroscopischen Gegenstand in beliebiger Vergrößerung, und Sie sehen hier nach Vorlage des Herrn Ernst Heeger eine Spinnraupe im Momente, wie sie eben aus dem Eie kriecht, 5000 Mal vergrößert durch das Sonnen-Mikroscop. Bis in's Unendliche lassen sich die negativen und positiven Abdrücke vervielfältigen, so daß man derlei Bilder jedem gedruckten Buche beilegen könnte. Mikrotipie.

Allein nicht zufrieden mit dem Gelingen der fotografischen Abbildungen bis zur Größe von 21 Zoll (!), verfolgten wir das Ziel der Aetzung, um Druckplatten für die mechanische Vervielfältigung auf der Presse zu gewinnen, und die vorliegende geätzte Platte, welche bereits auf galvanischem Wege vermehrt worden ist, zeigt das lang vergebens angestrebte Problem lösbar, wenn auch auf anderem Wege als der verdienstvolle selige Professor Berres seine Daguerreotipen druckfähig zu machen suchte. Druckfähigmachung fotografischer Bilder.

Nun konnte der Lichtdruck, außer der Herstellung von Porträts, lange kein größeres Feld der Thätigkeit erringen, so Viele sich auch der Handhabung des fotografischen Apparates bemächtigten. Dieser herrliche Kunstzweig, der eine viel höhere Tendenz hat, ward gleich anfangs zur einseitigsten seiner Bestimmungen benutzt, und wird noch von Vielen seiner uneingeweihten Jünger als Broterwerb derart ausgebeutet, daß mit den mangelhaften Erzeugnissen fast die höhere Anwendung dieser Erfindung in Gefahr geräth.

Dies schadete der Daguerreotipie mehr als sie durch ihre auf diese Art gefundene schnelle Verbreitung gewonnen hatte. Nicht besser ging es den fotografischen Bildern auf Papier, welche noch der Nachtheil berührte, daß sie eines Malers bedurften, der in der Regel das, was das Licht zu mangelhaft angedeutet oder das minder empfängliche Papier zu schwach aufgenommen, durch die individuelle Auffassung oder ungeübte Hand wieder beeinträchtigte, und dadurch die Aehnlichkeit des Bildes gefährden mußte. Nicht selten geschah es, daß der Fotograf kein ausgezeichneter Maler, oder dieser kein Fotograf war. In solchem Falle fehlte das nöthige Einverständniß oder vielmehr die unerläßliche Grundbedingung der Erkenntniß des Maßes zwischen Anforderung und Leistung, und so sieht man hie und da an öffentlichen Orten Erzeugnisse zur Anschauung des Publicums ausgestellt, die die herrliche Erfindung des Lichtdrucks, trüge sie nicht den Keim höherer Bestimmung und weiterer Anwendung in sich, schon zu Grunde gerichtet haben würden. Glücklicher Weise ergriffen einige ausgezeichnetere Fotografen eine andere Richtung. Man copirte Baudenkmäler, Statuen, selbst

Digitized by Google

Landschaften ꝛc., und rückte dadurch einen Schritt weiter in den unergründlichen Schacht ihrer Leistungsfähigkeit, und diese weiterausgreifende Anwendbarkeit sichert dem Lichtdrucke seinen Bestand, ja seinen Höhepunct unter allen vervielfältigenden Methoden. Er wird zum Zeichner des Universums und alles dessen, was darin enthalten. Er liefert die treueste Abbildung des Menschen und alles dessen, was ihn umgibt, mag es lebend oder leblos erscheinen. Man durchschreite den Tempel der Natur, der Kunst oder der Wissenschaft, nichts ist, was nicht dem Menschen in täuschender Aehnlichkeit copirt, geboten wird.

Vom kleinsten Sandkorn bis zum größten Monumente, vom fast unsichtbaren bis zum riesenhaften Thiere reicht sein zeichnendes Auge. Auf einem hohen Berge der wunderhafte Apparat aufgestellt, und im Momente als sein Glas geöffnet, sind im Gesichtskreise, so weit das bewaffnete Auge des Menschen reicht, alle lebenden und leblosen Gegenstände auf dem Planum abgebildet, ohne daß die darauf copirten Objecte eine Ahnung haben, daß sie in der Gewalt eines Andern waren, daß sie sich unwillkürlich copiren lassen mußten. Man stelle den Apparat in die Ebene und richte ihn auf die Höhen, von welchen er vorhin die Fläche beherrschte, und alle Berghöhen in ihren sonst unerreichbaren Umrissen sind wieder der Camera Eigenthum. Will man Denkmäler, für deren Erhaltung man heute besorgt zu werden anfängt, dem Gedächtnisse retten, so stelle man den Apparat in die Nähe eines solchen, und einige Minuten liefern, was Kunstverständige in so vielen Tagen nicht zu schildern im Stande waren, in dem unverkennbar treuen Bilde, welches die Sprache, in noch so weitwendige Worte gekleidet, uns nur verkümmert wiederzugeben vermag. Bevor man beschreibende Verzeichnisse anlegt, hat der fotografische Apparat den Gegenstand selbst schon so geliefert, daß der Kenner und Bewunderer mit der Lupe des Betrachtens kein Ende findet.

Nun gehen wir aber auf ein weiteres Gebiet über, das Jeden berührt, man liefere nach und nach die ganze Welt in Bildern, — dies wird Tausenden von Fotografen Beschäftigung und Millionen von Käufern Gelegenheit bieten, dieselbe, so weit man sie braucht, in einem kleinen Raume in seinem Zimmer zu haben, und beginnen wir vor Allem beim Vaterlande, welches so überreich an Kunstschätzen ist, daß Einem vor der Fülle bange wird. Unsere vaterländischen Naturwunder sowie unsere Kunst- und wissenschaftlichen Erzeugnisse sollen sich Bahn brechen in den Besitz eines jeden Patrioten; sie sollen vom höchsten Palaste bis zur wohlhabenden Bürgerwohnung, ja durch einen solchen technischen Vorgang in ihrer Wohlfeilheit bis zur Dorfschule, bis zur Bauernhütte dringen, und sie können es, wenn ihre Anfertigung auf dem von der Natur angedeuteten Wege erfolgt. Das Merkwürdigste ist dabei, daß uns von der Natur das Original ohne Honorar preisgegeben wird, auf daß wir mit vollen Händen nehmen, was wir fassen können; und fast unglaublich, wir haben bisher nie zugegriffen, während doch täglich Manuscripte und andere Erzeugnisse menschlichen Geistes, die weit unter dem Werthe schon vorhandener Schöpfungen stehen, um hohen Preis angekauft werden.

Denken wir uns die Lage eines Reisenden. Wie gerne würde Jeder von uns, wenn wir Städte und Gegenden unseres Vaterlandes oder eines fremden Staates durchfliegen, all' die Ansichten, all' die merkwürdigen uns vor Augen geführten Gegenstände mitnehmen, wenn sie uns käuflich zu einem Preise zugänglich wären, der nicht die Kräfte eines Minderbemittelten übersteigt. Der Franzose, Engländer, wird Deutschland, der Deutsche England, Frankreich ꝛc. in einem Album haben können. Jetzt müssen wir uns mit einzelnen theuren oft naturunähnlichen Stahlstichen oder Litografien begnügen. Die Fotografie wird hoffentlich nach einigem Kampfe diesen Sieg erringen, und aus ihrem Füllhorn, ohne Vorenthalt, uns Alles liefern, was einem Sonnen- oder künstlichen Lichtstrahl zugänglich ist, vom tiefsten Schachte der Erde bis zu den Sternen! Ja man bereite ein Fernrohr, das über die Sterne reicht, und verbinde künftig den fotografischen Apparat mit demselben, so bringt er Ihnen Bilder aus endlosen Räumen.

Blindendruck. Vom Licht- oder Sonnendrucke gehen wir nun zum Gegensatze über — zum Drucke für die unglücklichen Blinden. Ich habe, nachdem ich die verschiedenen Bestrebungen des Auslandes im Blindendrucke kennen gelernt, und seine Verbesserungen studirt, ein Alfabet schneiden lassen, das für den Sehenden keine wesentlichen Veränderungen, für den Blinden aber alle jene Vortheile enthält, die bei den Lettern der Amerikaner, Engländer und Franzosen benützt werden. Der Blinde hat zweierlei Schriften: die sogenannte Stachelschrift, womit er seine Correspondenz führt, seine Briefe und andere Dinge schreibt, und die Druckschrift mit schneidiger Oberfläche. Dieses Kästchen, welches an dem äußeren Deckel mit Messingstäben zum Geradeschreiben versehen ist, bildet den Blindenschreibapparat. So oft er einen Buchstaben in das unterhalb auf einer halbweichen Unterlage befindliche Papier nach dem Lineamente eindrückt, nimmt er einen zweiten, reiht ihn an die noch im Papier steckende Tipe und fährt so fort, bis er die Seite voll gedruckt hat.

Ich habe nicht nur alle westlichen, sondern auch alle morgenländischen Zeichen der Hauptsprachen auf diese Art anfertigen lassen, damit, wenn einstens Blinden-Institute im Orient erstehen sollten, keine technischen Hindernisse mehr der Bildung ihrer Buchstaben in den Weg treten. Ebenso sind die Musiknoten, die geometrischen Zeichen, Ornamente ꝛc. vorbereitet, um für sie wie für Sehende zu drucken, und es bedarf nur mehr der weiteren Belebung, daß Blinde alle möglichen Bücher und Hilfsmittel gedruckt erhalten, wie dieß bereits in Amerika durchgeführt ist, wo täglich der Blinde sogar die auf seine Leseart gedruckte Zeitung findet.

Nachdem wir den Blinden die nöthigen Tipen- und sonstigen Druck-Utensilien vorbereitet, so bleibt uns nur noch zu ersetzen, was der Sehende außerhalb von Büchern mit dem Auge wahrnimmt, und das nimmt der Blinde mit seinem Gefühle so deutlich hin, daß er, mit Ausnahme der Buntfärbigkeit, dem Sehenden fast nicht zurücksteht, ja durch den Tastsinn bezüglich der schärferen Auffassung und dem Festhalten im Gedächtnisse ihn sogar weit übertrifft. Ist es daher nicht die Aufgabe der Presse, ihrer lang angehaltenen Finsterniß endlich ein Ende zu machen? In unserem Zeitalter, wo humane Bestrebungen zum herrschenden Tone geworden sind, in welchem man den aus der menschlichen Gesellschaft durch Vergehen und Verbrechen ausgeschiedenen Individuen alle mögliche Theilnahme zuwendet, können wir den armen Blinden nicht übersehen, der uns so wunderbare Beweise seiner geistigen Thätigkeit liefert, wenn er die nöthige Bildung erlangt.

Nicht jeder der vielen tausend Blinden, die es in unserem so wie außer unserem Vaterlande gibt, ist in Blinden-Instituten zu versorgen, da nicht für Jeden bezahlt werden kann. Diese Unvermöglichen bleiben daher ohne Unterricht, und sind gewiß die bemitleidenswerthesten Wesen, die es unter Menschen gibt. Jene, die frühzeitig in ein Erziehungs-Institut gekommen, und Religion, Lesen, Schreiben und Arbeiten gelernt haben, genießen das Gute, daß sie ihr Dasein durch Beschäftigung auszufüllen vermögen; sie können mit Hilfe des Blindendruck-Apparates schreiben, und wie ich soeben gezeigt, das Bedürfniß der Mittheilung mit Sehenden und Blinden befriedigen. Nun fehlt denselben aber das Wichtigste — eine wohlausgerüstete Bibliothek, die sich über alle Hilfswissenschaften ausbreitet, die dann erst den Blinden den Eintritt in dieselben ermöglicht.

Die so eingerichtete Presse kann ihnen dieselbe liefern, wenn sie der Drucker für diesen Zweck in Anspruch nimmt, und die gehörige Ertragsfähigkeit vorhanden ist. Wir haben kleinere Bezirke, in welchen Druckereien für Sehende sich befinden, für die 30.000 Blinden in Deutschland besteht noch keine Druckerei!

Ich habe in der meiner Leitung anvertrauten Staatsanstalt diesen Keim in den Boden gelegt und zwölf Jahre unermüdet gesäet, aber die Zeit ist noch nicht gekommen, in welcher der Same hätte genügend aufblühen können. Ich ging von dem Grundsatze aus, wo der Arm des Privaten nicht hinreicht, müsse nach so vielen vorleuchtenden Beispielen der Staat hilfreich unter die Arme greifen, weil bei uns es anders ist als in England und Amerika, wo fast Alles durch Privatgesellschaften kräftig ergriffen und beharrlich durchgeführt wird.

Bedenken wir, daß durch unsere morgen- und abendländischen Alfabete und vorhandenen Tipen fast alle Völker innerhalb unserer Grenzlinie sich befinden, so sichert uns dieß ein weiteraussehendes Gebiet als ich vorhin von Oesterreich oder Deutschland angedeutet habe. Der Orient namentlich, wo noch fast keine Druckereien existiren, muß unsere Aufmerksamkeit in erster Linie in Anspruch nehmen, und es wäre nicht uninteressant, wenn neben anderen Ausfuhr-Artikeln die Bücher für Blinde den Anfang machten, um jene für Sehende in ungleich größerem Maße folgen zu lassen. Was würden England's und Amerika's Drucker aus unseren Tipen für Gewinn ziehen, wären sie im Besitze derselben! Ein Beweis, wie unsere fremden Tipen in dem alfabetenreichen England *) gesucht und benützt werden, liegt

*) THE BIBLE OF EVERY LAND.

A history, critical and philological, of all the Versions of the Sacred Scriptures, in every language and dialect into which translations have been made: with specimen portions in their own characters; and ethnographical maps. London: S. Bagster and Sons, 15, Paternoster row.

After Specimen portions of the different Versions of the Scriptures had been procured and prepared for this Work, it appeared desirable, in order to furnish every available aid towards the examination and comparison of these Specimens, to provide if possible a series of Native Alphabets. But here a serious difficulty presented itself. Many of the characters in which the Specimens are given are little known even to the learned in Europe, and some of them have never before perhaps appeared in print in this country. There is therefore no work to which the student can refer, if he wishes to ascertain the relative value of the widely differing Alphabets in which these Specimens are printed.

Every effort was made to procure a complete series; but as it was found that very many Alphabets could not be obtained, the design of supplying the comparative Tables was about to be relinquished.

It being however well known to philologists that in the Imperial Printing-office at Vienna there exists an unrivalled collection of foreign types, formed by the skill and untiring diligence of the Imperial Commissioner, M. Alois Auer, the Publishers ventured to represent to the Imperial Government the difficulty experienced in enriching the „Bible of every Land" with the necessary Alphabets, and solicited permission to purchase from the Imperial Printing-office the Alphabets not procurable in England.

This appeal was immediately responded to; and with great liberality, His Majesty the Emperor at once directed a complete series of the Alphabets of all the types used throughout the work, together with the powers of each letter, to be prepared and forwarded free of cost for the use of the present work.

The Alphabets, therefore, which the Publishers have the satisfaction to include in their work, are printed from types cast and prepared in the Imperial Printing-office at Vienna, and presented by the Emperor of Austria as a contribution to the completion of the „Bible of every Land."

Die Bibel jedes Landes.

Eine kritische und filologische Geschichte aller Uebersetzungen der heiligen Schrift, in jeder Sprache und Mundart, mit Musterproben in ihren eigenen Schriftzeichen und etnografischen Karten. London: S. Bagster und Söhne, 15, Paternoster row.

Nachdem Musterstellen der verschiedenen Lesarten der heiligen Schrift verschafft und für dieses Werk vorbereitet waren, erschien es wünschenswerth, wo möglich eine Sammlung einheimischer Alfabete zu veranstalten, um der Prüfung und Vergleichung jener Proben jeden möglichen Vorschub zu leisten. Allein hier zeigte sich eine sehr erhebliche Schwierigkeit. Viele von den vorgekommenen Schriftzeichen, sind selbst den Gelehrten in Europa, nur wenig bekannt, und einige derselben sind vielleicht noch nie im Druck erschienen. Es gibt daher kein Werk, zu welchem selbst der Gelehrte Zuflucht nehmen kann, wenn er den relativen Werth der verschiedenen Alfabete feststellen will.

Es wurde keine Mühe gescheut, eine vollständige Sammlung zusammenzubringen; allein es zeigte sich, daß sehr viele Alfabete nicht zu bekommen waren; die Absicht, die Uebersichtstafeln zu ergänzen, war nahe daran aufgegeben zu werden.

Den Filologen ist jedoch wohl bekannt, daß die kaiserl. Wiener Staatsdruckerei eine unerreichbare Sammlung fremder Typen besitzt, welche der Geschicklichkeit und dem unermüdlichen Eifer des kaiserlichen Directors Herrn Alois Auer, ihre Entstehung verdankt; so wagten es die Herausgeber der kaiserlichen Regierung, die Schwierigkeit vorzustellen, welche sich die Bereicherung der „Bibel jedes Landes“ mit den nöthigen Alfabeten bereitete, und um die Erlaubniß nachzusuchen, diejenigen Alfabete, welche in England nicht zu haben waren, von der kaiserlichen Staatsdruckerei kaufen zu dürfen.

Diesem Gesuch wurde alsogleich entsprochen; und mit großer Liberalität gab Se. Majestät der Kaiser den Befehl, eine vollständige Sammlung von Alfabeten aller zu dem Werke nöthigen Typen, nebst der Umschreibung eines jeden Buchstabens, kostenfrei zum Gebrauche unseres Werkes anherzusenden.

Die Alfabete, womit wir mit Vergnügen unser Werk bereichern, sind daher mit Typen gedruckt, welche in der k. k. Staatsdruckerei in Wien gegossen und vorbereitet wurden, und die der Kaiser von Oesterreich zur Vollendung der „Bibel jedes Landes“ als Beitrag zum Geschenke machte.

Digitized by Google

in dem Umstande, daß wir im Jahre 1851 nach der unten wörtlich angeführten Vorrede an die berühmten Verleger Bagster und Sohne zur Vollendung eines wissenschaftlichen Werkes die erforderlichen Typen geliefert.

Lithographie, Stein- oder chemischer Druck

Nun kommen wir zur herrlichen Erfindung Sennefelder's, der Lithografie oder besser chemischen Druckart, die uns den Stein in seiner wunderbaren Verwendung zeigt. Man beschreibe denselben mit fetter Tinte oder drucke ein mit solcher Flüssigkeit beschriebenes Papier darauf, so hat man hievon ein vollkommenes Autograf. Das Gleiche erlangen wir in jeder andern bildlichen Darstellung. Die größten Künstler haben sich bereits des Steines bemächtiget, und ihre schöpferischen Bilder entweder im einfachen Drucke durch Feder, Kreide oder die Nadel oder im Bunt- oder Farbendrucke gleich den Oelgemälden, diesem willigen Denkmaterial anvertraut.

Die Lithografie ward anfangs größtentheils zum Schriftdrucke für ärztliche oder commerzielle Gegenstände verwendet, und die Autografie oder der Umdruck von geschriebenen Seiten gehörte in den meisten Fällen der ordinärsten Arbeit an.

Die Zeichnung mit der Nadel hat sich eine zartere Aufgabe bezüglich der Nettigkeit gestellt; es werden dadurch Schriften nicht nur mit größerer Schärfe ausgeführt, sondern auch dem Kupferstiche ähnliche bildliche Darstellungen gewannen. Eine freiere Ausführung hat sich darin die Federzeichnung zum Ziele gestellt. Man benutzt nicht erst das Papier zur anfänglichen Darstellung der Gedanken, um mittels des Umdruckes die Arbeit dem Steine zu übertragen, sondern der Künstler liefert sein Original dem Steine selbst, der die Tusche mit Begierde einsaugt, und im vollendeten Bilde die künstlerische Leistung unmittelbar zu Abdrucke zu Tage fördert. Unser genialer Peter Geiger hat uns sowohl mit der Feder auf Papier als auf dem Steine hinlängliche Proben des kräftigen Ausdruckes seiner Fantasie gegeben und gezeigt, was Federzeichnung ist. Immer mehr Feld gewinnt die Kreidezeichnung, die keinem Materiale so zugänglich ist, als dem Steine. Wie vielseitig seine Anwendung, zeigen uns die erschienenen Denkschriften der Akademie der Wissenschaften; Blumen im schönsten Farbenschmelze, Schmetterlinge, Landschaften, Versteinerungen, Muscheln, geognostische Untersuchungen, Landkarten, Baudenkmäler, Mosaikböden, alte Codices, Kunstgegenstände der verschiedensten Arten, die Hautkrankheiten der Menschen in ihren unzähligen Variationen, Aquarell- und Oelgemälde nach verschiedenen Meistern veröffentlichen und diese Druckart, und so viel sie auch schon Nützliches geschaffen, steht doch zu dem, was sie noch zu leisten vermöchte, dies Alles in keinem annähernden Verhältnisse. Wir haben im Ausstellungs-Locale der Staatsdruckerei, nach dem Ueberblicke der mannigfachen Erzeugnisse, eine lange Reihe von chromolitografischen Leistungen vor Augen, die uns eine kleine Gallerie von Kunstdrucken repräsentiren.

Betreten wir aber die Gemälde-Sammlung im Belvedere, die Pinakothek in München, die Dresdner-Gallerie, gehen wir nach Berlin, Düsseldorf, welch' aufgezeichneter Stoff findet sich da in namenloser Fülle für Nachahmung durch die chromolitografische Presse! Ueberblicken wir das Gebiet unserer Geschichte, was ist nach nicht gezeichnet, und was ist beinahe schon der Vergessenheit überliefert! Ueberschauen wir unsere übrigen Kunstsammlungen und sonstigen wichtigen Denkmäler, wie wenige sind in einer Abbildung zur blendenden Kenntniß des Oesterreichers, des Ausländers gekommen! In welchem Lande finden sich größere Naturschönheiten als in unserem weiten Kaiserreiche, und wo sind ihre Abbildungen?! Wo finden wir eine bildliche Naturgeschichte, die der Jugend in schönen Darstellungen und wohlfeilen Ausgaben ihr Vaterland zunächst, und dann das Ausland kennen lehrt? Warum quält man den Menschen vom Knaben- und Jünglings- bis zum Mannes-Alter mit dem Erlernen von Banden, auf daß er ermüde und alle Lust verliere, was ihm auf eine so natürliche Weise dargestellt, nicht nur im hundertsten Theile der Zeit auf eine angenehme Art beigebracht, die Lust zur Erwerbung neuer Kenntnisse steigern würde, statt dessen das Studium durch Zwangsmaßregeln erzielt werden muß, damit das Gelernte nicht nur leicht wieder vergessen, sondern Zeit, Mühe und Kosten, somit das kostbare Menschenleben fast umsonst vergeudet wird?

Einige Augenblicke der Betrachtung einer schön gemalten oder makellos gedruckten Blume oder eines andern bildlich dargestellten Gegenstandes liefern dem Auge und Gedächtnisse, was das Kind unter Thränen bei seitenlanger Beschreibung kaum auswendig zu lernen vermag. Man wende mir nicht ein: Es sei auf diesem Wege schon so Manches vorhanden, ich müßte sonst erwidern; ja in homöopathischer Dosis. Für reiche Familien gibt es Bilderbücher und Abbildungen; aber frage man, abgesehen von der oft nicht sehr gelungenen Ausführung um den Preis, und Sie werden finden, daß wenn ein Folio-Blatt Papier mit Schwämmen oder Giftpflanzen auf einen oder zwei Gulden kommt, dadurch kein minder Bemittelter in dessen Besitz gelangen kann, somit die zahlreicheren und namentlich ärmeren Classen keinen Nutzen daraus ziehen können.

Es ist fast unbegreiflich, daß man die überreichen Mittel der veredelten Presse bisher so wenig beachten konnte. Aber diese Vernachlässigung derselben bleibt nicht ohne schädliche Nachwirkung. Wie dürftig sieht es mit den Kenntnissen aus, wenn man nichtstudierten Jünglingen außer dem Bereiche ihres erlernten Geschäftes etwas tiefer in das Innere schaut! Was macht dies minder bemittelte Vater, die Mutter für Beobachtungen bei sich, und was machen die Hochgebildeten für traurige Wahrnehmungen bei den nichtstudirenden Kindern ärmerer Familien! Man werfe einen Blick auf das Lehrlingswesen. Nicht die nothdürftigsten Kenntnisse bringen Jungen in die Lehre, die man von jedem Kinde fordern könnte, wenn die Presse in den Schulbuchern das Nothige geleistet hätte. Sehen wir aber ab von dem Nützlichen, und gehen wir auf das Unentbehrlichste los — wie lernen Kinder Religion, die Basis der Moral fürs ganze menschliche Leben, und was behalten sie von den Octavbanden, die sie ohne Nachdenken auswendig gelernt — und die Antwort wird nach den Erfahrungen der damit vertrauten Personen eine sehr entmuthigende sein. Wie lernen Kinder und Jünglinge die Geografie, die Geschichte ihres Vaterlandes kennen? In den niedern Volksschulen gar nicht — in den höheren Classen so, daß ihnen nicht viel mehr für das praktische Leben bleibt. Woher soll dann die vaterländische Begeisterung, das Vertrauen und Selbstgefühl kommen, wenn nicht schon in der frühesten Jugend in die Massen der Bevölkerung dieselbe durch bildliche Anschauung eingeimpft wird? Dieser Uebelstand aber bleibt nicht im Stadium des Stillstandes — nein er wuchert weiter — von der Kenntnißlosigkeit des Vaterlandes ist der nächste Schritt zur Ueberschätzung des Auslandischen.

So Mancher, dem seine Heimat unbekannt geblieben, wandert in fremde Länder und findet, weil er dort sieht und liest, was er im Heimatlande nicht gesehen, nicht gelesen, Alles viel vorzüglicher! So unwiderlegbar dieß ist, so scheint es doch vielleicht zu hart, und wir müssen daher noch tieferen Blickes in das Illustrationswesen unserer Presse sehen! Gestatten Sie mir einen Blick in so manche unserer öffentlichen Auslagen auf den Hauptplätzen Wien's. Wie wenigen einheimischen Bildern begegnen wir im Verhältnisse zu ausländischen! Wo erblicken Sie einen unserer großen Regenten oder Helden der Vorzeit? Wo finden Sie die großartigen Züge unserer Geschichte? Nicht weit hat man zu gehen, und es begegnet der Blick fast in jedem Auslagekasten einem Bilde unserer Gegner — wenn auch ihrem Vaterlande denkwürdige Größen. Man wird mir darauf antworten: Sie sind darum sichtbar, weil sie größeren Absatz finden — und das ist das Bedauerlichste; denn aus dem Gewölbe des Kaufmannes wandern Tausende von Darstellungen, die für uns Fremdlinge sein sollen, an die Wände öffentlicher Belustigungsorte, in die Zimmer des Bürgers, in die Stube des Bauers, und so wird von der Presse der Same der Vaterlandsliebe gesäet! Unbillig wäre es, dem Kunsthändler die Schuld beizumessen; die inländische Presse liefert ihm nichts Besseres, dieselbe läßt sich von ausländischen Producten in den Hintergrund drängen. Noch ungerechter wäre es, dem größeren Publicum vorzuwerfen, daß es gegen seine heimischen Schätze der Kunst gleichgiltig sei. Sehen wie Cabinete und andere wissenschaftliche Orte an öffentlichen Einlaßtagen, und wir gewahren eine verhältnißmäßige Anzahl von Personen, die uns nicht minder überrascht als in Paris im Louvre, in London im brittischen Museum oder in Rom in den vaticanischen Sammlungen. Ja wie dürften gerade bei diesen Anstalten die gleiche Bemerkung machen, daß sie für die Veröffentlichung ihrer Kunstschätze nicht mehr durch die veredelte Presse gethan als wir. Machen wir aber den Anfang, vervielfaltigen wir unsere geschichtlichen und artistischen Schaustücke, und liefern sie um einen Preis, daß die Zimmerwände des Bürgers und Landmannes nach und nach sich zieren mit den vaterländischen erhebenden Erinnerungen, auf daß sie dann die Bilder ausländischer Größen verdrängen, die besser dort angebracht sind, wo unsere Geschichte schweigt, und keinen Zoll breiten Raum findet.

Trachten wir durch Wohlfeilheit dahin, daß selbst der minder bemittelte Geschäftsmann statt des vorübergehenden Genusses an öffentlichen Belustigungs-Orten sich nach und nach Bilder anschaffe, die ihm zur Freude und Erhebung, zur Bildung seines Geschmackes, seinen Kindern aber zur Belehrung und Nacheiferung dienen, und wir werden, wie wir in kunstsinnigen Städten, wie München, Dresden und Düsseldorf, bei Privaten kleine Sammlungen von den besten Meistern antreffen, in einiger Zeit wenigstens jene gewählten Farbendrucke an der Wand finden, die ihm mit Berücksichtigung des geringen Preises so lieb sein werden, als jenen die Unica großer Meister.

Einen günstigen Umstand dabei darf ich nicht übergehen. Die Akademien der bildenden Künste verlassen jährlich eine Anzahl von Individuen, die nicht zu jener Meisterschaft in ihrem gewählten Fache gelangen, daß sie sich als selbstständig schaffende Künstler fortzubringen im Stande wären; noch schwerer aber wird es ihnen, bei einem gewöhnlichen Handwerke zuzugreifen. Würden die grafischen Kunstfächer für die schon angedeuteten Zwecke benützt, so hätte man jedes Jahr eine Menge junger hoffnungsvoller artistischer Techniker zu erwarten, die man dem Kunst-Proletariate entziehen könnte. Gäbe man solchen Akademien in Residenzen eine allgemeinere, nützliche Richtung, so würde ich glauben, daß die Zeit ihnen die Aufgabe stellte, als Ausgangs- und Berührungspunct für die Bildung des Volkes eine solche artistische Anstalt zu beschäftigen, deren Rente bei einfacher sachgemäßer Leitung und einem Abnehmerkreise von 37 Millionen Einwohner keine geringe sein könnte.

Bedenken wir, daß Oesterreich aus keinem Publicum besteht, das an Lese- und Schaulust ab-, sondern bei der Entwickelung seines Innern und der Nachbarländer im Osten und Norden zunehmen müsse, und es erscheint das Terrain der Polografie aber der dreißig verschiedenen Kunstfächer unserer Anstalt ohne alle Concurrenz wie ein unabsehbares Land, das erst zu besäen, dessen Feld aber so fruchtbar ist, daß der Same in vielfach größerer Menge und Ueppigkeit aufblüht als in dem bereits ausgebeuteten Boden.

Digitized by Google

Nachdem wir bei dem Steindrucke etwas länger verweilt, können wir uns bei dem monastatischen Drucke oder dem Wiederbeleben alter Drucke, Handschriften, Zeichnungen etwas kurzer fassen, denn der Besitz von solch kostbaren Dingen ist seltener, und beschränkt sich wie natürlich mehr auf ausschließendes Fachstudium, und nicht auf das große Publicum.

So schön der Gedanke an und für sich, daß jedes Unicum durch die neu erforschten belebenden Mittel zur Vervielfältigung gelangen und dadurch Gegenstände wenigstens in ihrer getreuen Form erhalten werden können, weil man sie in vermehrter Anzahl und an mehren Orten zu hinterlegen im Stande ist, so gleichzeitig vielen Personen zur Benützung anvertrauen kann, so hat doch dieser Fortschritt etwas Beängstigendes. Nicht gerne sieht der ergraute Bibliothekar und Archiv-Verwalter, daß seinem Unicum Gefahr droht, mit einem Falsificate verwechslt und somit verkannt zu werden. Nicht gerne sieht der Künstler, daß das Product seines Fleißes, sein Original, der Nachahmung eines Andern unterliege, der nicht die Fähigkeit besitzt, das Gleiche auf dem gleichen Wege zu schaffen, dem es aber möglich ist, mit viel einfacheren Mitteln dasselbe wiederzugeben. Nicht gerne sehen öffentliche Autoritäten, daß Documente oder andere wichtige Papiere nachgeahmt werden, weil dadurch nicht nur bedeutender Mißbrauch entstehen, sondern noch größere Gefahren bereitet werden können. Allein vergebens!

Die Nachahmung ist ein ewiges Gesetz, das nichts verschont, und wie der Künstler und Gelehrte nicht aus sich allein und seinem Eigenthume, sondern aus dem schöpft, was ihn umgibt, wie er gratis die Natur ausbeutet, so reiht sich in dem Augenblicke, als er etwas Nachahmbares und Würdiges liefert, sein Erzeugniß den schaffenden Urbildern an, und nur im letztern Falle kann und muß man durch andere Mittel der Nachahmung schon vorher entgegen wirken, denn mit den Gegenmitteln ist die Natur nicht minder freigebig, wenn ihre Winke befolgt werden.

Gehen wir daher auf jene Vervielfältigung los, die nicht nur Niemanden im Eigenthume schadet, sondern auch Nutzen bringt. Vervielfältigen wir Alles, was die Erweiterung der Kunstbildung und Wissenschaft fördert, was nebst der Rente die Verbreitung solcher Schätze herbeiführt. Lassen wir vor Allem sie verzeichnen und drucken, damit Tausenden bekannt wird, was wir haben, und nichts verloren gehen könne, ohne daß wir für ihren Verlust wenigstens einen Ersatz behalten. Lassen wir nicht Hunderte von Gelehrten weite Reisen machen, um sich einige Ferialtage an solchen Dingen zu ergötzen, sondern liefern wir diese in jede Hauptstadt und bewerkstelligen wir dafür einen Austausch, auf daß unsere einheimischen Forscher nicht gezwungen werden, unsere Denkmäler in der Ferne aufzusuchen, und die Geschichte im Auslande zu studiren.

Wie eine Erfindung die andere ersetzt, und manchmal zum Theile verdrängt, oder besser ihr das abnimmt, was auf eine andere Art leichter hervorgebracht wird, so ging es dem Steine. Er wurde bald zu schwer; seine Gebrechlichkeit veranlaßte Wünsche größerer Sicherheit; sein größeres Raumerforderniß für die Aufbewahrung gezeichneter Gegenstände bot Schwierigkeiten; und endlich die Befürchtung: daß die Steinvorräthe in den wenigen Gegenden, in welchen bisher vorzüglich brauchbare aufgefunden, erschöpft würden, ließen uns ein Ersatzmittel in den Zinkplatten finden, die schon jetzt für manche Arbeiten vollkommen hinreichen, und deren Verwendbarkeit sich noch immer mehr erweitern dürfte. Für Graetrungen aller Art versieht die Zinkplatte dieselben Dienste wie der Stein, da Zink sich ganz vorzüglich ätzen läßt. Für Umdruck und Federzeichnung hat man bereits bedeutende Fortschritte darauf gemacht. Selbst die Kreide- und Tusch-Manier ist mit ziemlichem Erfolge versucht worden, und man hat, wenn die Zinkplatte einstens den Stein vollkommen ersetzen sollte, den unschätzbaren Vortheil erreicht, daß man Zeichnungen ganzer Bände in einem verhältnißmäßig kleinen Raume für Wiederauflagen wie Stereotypen aufbewahren kann.

Bisher gewährte die Steinplatte bloß den Abdruck auf der litografischen Presse, und die Zinkplatte konnte sich nebst der Steindruckpresse nur der Kupferdruckpresse bedienen; man konnte daher auf beiderlei Weise nur so viele Abdrücke an einem Tage erzielen, als eben das langsamere Druckverfahren auf derlei Pressen gestattet. Man versuchte somit Hochätzungen in Stein und Zink, um dann mittels Abgusses eine Platte zu erhalten, die durch einigen Nachstich nach vorgenommener Aetzung auf der Buchdruckpresse die zehnfache Menge in der gleichen Zeit zu liefern im Stande ist, und dadurch hat man den Mittelweg des Stahl- und Kupferdruckes, so wie der vertieften Graatermanier des Steindruckes und des Holzschnittes gefunden.

Wo uns die Nachtheile des Steines die Vortheile der Zinkplatten näher führen, und uns die Hochätzung günstiger scheint, da greife man zu dem Nutzlichen dieser Entdeckung und liefere der Schnellpresse die Werke, Pläne und Karten der Vorzeit und Gegenwart, wobei wir auf einen sehr wichtigen Gegenstand kommen. Der Druck des Landkartenwesens ist bei uns noch bei Weitem nicht so ausgebeutet worden, wie es die Mittel der Presse der Neuzeit für das größere Publikum gestatten. Die in Wien litografisch angefertigten Karten sind in ihrer technischen Ausführung nach zu mangelhaft, die auf Stein oder Kupfer gestochenen viel zu kostspielig. Vergleiche man die in Deutschland, ja im thenren England für die Volksmassen erzeugten Karten, so ergibt sich, daß wir in der Billigkeit ihrer Herstellung eben so wenig, wie mit jenen in Amerika, durch die Litografie gewonnenen, concurriren können. Man verstehe uns hier nicht unrecht, ich meine nebst der Güte die Wohlfeilheit. — Die von dem hiesigen kais. geografischen Institute herausgegebenen ausgezeichneten Generalstabskarten stehen bezüglich ihrer Aufnahme und gewissenhaften technischen Ausführung ehrenvoll an der Seite aller in diesem Bereiche erschienenen Leistungen, und haben mit vollem Rechte und ehrenhafter Anerkennung in der VIII. Classe die große Raths-Medaille in London 1851 erhalten, allein sie sind durch ihren höheren Verkaufspreis den zahlreichen Liebhabern dieses Zweiges noch nicht genug zugänglich. Sie können nicht leicht billiger sein, weil ihre Herstellung auf einem Wege geschieht, der den Preis hinlänglich entschuldigt. Es soll daher nicht die Rede von diesen Karten sein, sondern von den eigentlichen Volkskarten. Wie weit sind noch unsere Schulkarten von den Ansprüchen entfernt, die man heutzutage an die Presse zu stellen berechtiget ist, und wie bedauerlich ist daher für den Vaterlandsfreund die bedeutende Einfuhr dieses Artikels aus anderen Ländern! Wäre es nicht bei dem Standpuncte unserer Polygrafie, mit Recht anzunehmen, daß wir damit einen bedeutenden Ausfuhrhandel treiben könnten? Woran liegt irgend ein Hinderniß? Inzwischen muß sich der Eingeborne des Kaiserstaates gefallen lassen, aus anderen Quellen seine geografische Belehrung oft auf eine sehr irrthümliche Weise über sein Vaterland zu holen, und namhafte Summen fließen in Canale, die außer unserem Bereiche des Gewinnes liegen. Will man diesem Uebelstande abhelfen, und dem fremden Landkartendruck eine ernste Concurrenz bereiten, so führe man, nachdem der Inhalt fehlerlos sein soll, und daher die Veränderungen der Neuzeit oft genug monirt werden, derselbe in jenem Wege aus, den uns das richtige Verständniß der grafischen Kunstzweige als den richtigern bezeichnet, und liefere damit nicht nur etwas technisch Gediegenes wie Perthes in Gotha, Jonghaus in Darmstadt ꝛc., sondern auch um einen billigen Preis, dann wird die Unternehmung und der Käufer gewinnen und zufriedengestellt.

Das Verfahren der Hochätzung hat man daher auch auf die Aetzung von Kupferplatten ausgedehnt, auf galvanischem Wege sich Druckplatten verschafft, die viel dauerhafter sind, als Zink, und somit einen bedeutenden Fortschritt in der Herstellung größerer Menge und Billigkeit erreicht, wodurch einzig Zeichnungen und bildliche Darstellungen den größeren Massen des Publicums zur Bildung des Geschmackes und Erweiterung seiner Kenntnisse zugänglich gemacht werden können.

Die Zeichnungen und bildlichen Anschauungen, die man vor der Erfindung des Stein- oder chemischen Druckes nicht durch Holzschnitte vervielfältigen wollte, wurden in feinerer, weicherer, aber minder kräftigen Weise dem Kupferstiche zugewiesen, der bei der beschränkten Anzahl der Original-Abdrücke und dem langsamen Druckverfahren natürlich sehr kostspielig zu stehen kommen mußte.

Nun erfand man erst in neuerer Zeit die Behandlung und Aetzung der Stahlplatte. Diese lieferte bezüglich der Dauer ein zehnfach größeres Quantum, allein wollte man eine tausendfach größere Menge, so mußten dennoch so viele Platten gestochen werden als hiezu nöthig waren. Die Erfindung, einen Stahlstich durch mechanische Kraft in weicheres Metall einzudrücken, konnte durch die sogenannte Transfer-Presse höchstens bei ordinäreren Leistungen und nur in kleinerem Formate, wie Papiergeld, bei größerem Maßstabe jedoch nie in einem ganz geschlossenen Bilde Platz greifen.

Da also die Transfer-Presse für größere Kunstleistungen keine Verwendung finden konnte, so war man bei großen Auflagen gezwungen, sich mit mehrfach gestochenen Platten zu behelfen, und man mußte sich begnügen, wenn die zweite und dritte Platte, ungeachtet der bedeutenden Kosten, die Ausdauer des Kupferstechers erschöpfend, kaum mehr der erstgestochenen entsprach. Da fand sich denn das dargebotene Mittel der galvanischen Vervielfältigung der Kupferplatte, und es mußte der Stahlstecher zurückkehren von seiner nun liebgewordenen Stahlstichmanier zur Behandlung seiner bei nahe entfremdeten Kupferplatte.

Bald erkannte man das aus dem galvanischen Strome erhaltene Kupfer, ungeachtet seiner Weichheit, wegen seiner chemisch-reinen Beschaffenheit selbst für den ersten Original-Stich geeigneter, und so liefert uns der galvanische Apparat nicht nur das ursprüngliche Materiale für die erste bildliche Darstellung, d. i. für den Kupferstich, sondern, wenn derselbe vollendet, wird durch den galvanischen Niederschlag eine zweite, nämlich eine Hochplatte angefertigt; diese legt man dann wieder in den galvanischen Apparat, und bekommt abermals eine Tiefplatte, wie die erste, zum Druck auf der Kupferdruckpresse u. s. w.

Diese vortheilhafte Vermehrung der Druckplatten auf so einfache und wohlfeile Weise, mußte nun den Stahlstich, welcher der galvanischen Vervielfältigung durch sein abstoßendes Metall entgegen war, bei Auflagen fast gänzlich verdrängen, die mehr Abzüge erforderten, als die Stahlplatte auszuhalten im Stande war.

Jedoch fand man bald wieder ein Mittel, der Stahlplatte nach der durch den Galvanismus erlittenen Niederlage aufzuhelfen. Eine Masse, aus verschiedenen Bestandtheilen, so zart und empfindlich, daß nicht das feinste Pünctchen des Bildes geschwächt, gibt uns, im flüssigen Zustande aufgetragen, einen genauen Abdruck von dem feinsten Stahl- oder Kupferstiche. Verfährt man die Oberfläche einer auf solche Weise erhaltenen Platte, so hat man die Leitungsfähigkeit des galvanischen Stromes erreicht, und damit die Copirung ermöglicht.

So wie der Stahl durch seine Härte besondere Vortheile bietet, so ging man noch weiter, und es versuchten Boettger in Frankfurt a. M. und Bromeis in Hanau zuerst ein noch härteres und zugleich reineres Material, nämlich das Glas, für den Stich und die Aetzung zu gewinnen. Unter zwei gleich aufeinander geschliffenen Walzen kann man bei vorsichtiger Behandlung eine unvergleichbare Anzahl von Abdrucken ohne Abnützung

Digitized by Google

und Zerbrechen der Glasplatte, zugleich aber eine ganz eigenthümlich feine Darstellung, die nur der Eigenheit des Glases zukommt, erlangen. Um aber bei der Möglichkeit der geringsten Unvorsichtigkeit oder Ungleichheit der Druckcylinder oder ihrer Unterlage die Glasplatte vor dem Zerspringen zu sichern, versuchten wir auf dem Wege des galvanischen Stromes Copien in genauer Weise zu erzielen, was so vollkommen gelungen, daß selbst der Ton der Glasoberfläche nicht nur der galvanischen Platte, sondern sogar im Abdrucke dem Papiere sich mittheilt.

Daß außer der Erzeugung von Druckplatten dieses in der Wiener Staatsdruckerei verbesserte Verfahren für die Glasfabrication statt des Glasschliffes von unberechenbarer Bedeutung sein dürfte, wird nachstens aus einer besonders erscheinenden Abhandlung näher erhellen.

Was uns also in Glas günstiger als in jedem anderen Materiale auszuführen erscheint, dazu wähle man dasselbe. Es wird uns eine ziemlich ausgebreitete Anwendung gestatten und in seiner eigenen Behandlung eine eben so selbstthümliche Darstellung liefern.

Durch die bereits erzielte Möglichkeit der Aetzung erhält es durch seine Reinheit mit allen übrigen bisher verwendeten Metallen. Seine Durchsichtigkeit sichert ihm noch manche andere Vortheile, die kein Metall zu bieten vermag, und darum wird die Glasaetzung, wenn sie auch nicht direct als Druckplatte alles Uebrige in den Hintergrund zu drängen vermag, sich ein anderes Feld sichern, und das ist — die nahe Aussicht, daß auch künftig Lichtbilder auf Glas druckfähig zu werden die Hoffnung geben. Sollte sich dieß, wie wir es erwarten, mit allen Vortheilen bestätigen, so haben wir keinen Umweg mehr, sondern wir können von jedem Gegenstande in wenigen Secunden mit aller Treue gezeichnet, nach geschehener Aetzung und Galvanisirung, auf mechanischem Wege, nämlich durch die Kupferdruckpresse in beliebiger Menge die Abdrucke liefern.

Ein zweites, eben so umfangreiches Gebiet steht der Glasätzung außer der Beschäftigung der Presse zu, denn auf alle Gattungen von Glaswaaren im täglichen und friedlichen Gebrauche wird sich ihre Aetzbarkeit übertragen. Die schönsten Zeichnungen, alle denkbaren bildlichen Darstellungen werden an Fenstern, Glasehüren, Gläsern ꝛc. in Zukunft angebracht werden können, die bis jetzt wegen Kostspieligkeit des Schliffes nicht leicht möglich waren; wir werden in tausenderlei Fällen statt bunten Glasmalereien — radirte Glaszeichnungen haben können.

Druckerfindung. Von dem Kupfer-, Stahl- oder Glasdruck gehen wir auf einen andern Zweig über, nämlich die Kunst: durch eine ziemlich einfache aber sinnreiche Maschine Verzierungen oder Bilder durch Linien zu erzeugen, welche mit dem feinsten Instrumente und der Hand des Künstlers weder in ihrer Feinheit noch in ihrer Vollkommenheit erreichbar wären. Man kann diese Guillochirung entweder bei dessinartigen Ornamenten oder nach Collas in Paris, selbst auf andere figuralische Darstellungen anwenden, und diese auf Holz, Stein, Zink, Kupfer, Stahl und Glas sowohl für Abzuge auf der typografischen als Kupfer- und Steindruck-Presse in beliebiger Größe herstellen, wie die vorliegende Platte in Schriftzeug und jene zu Kupfer mit dem Bildnisse Sr. k. k. apost. Majestät Franz Josef I. es versinnlichen.

Man würde glauben, es gäbe nun der Druckverfahren zur Genüge, um Alles, was der Mensch zur Veranschaulichung bedarf, hervorbringen und vervielfältigen zu können; allein ganz anders verhält es sich, wenn man das unergründliche Bereich der grafischen Leistungsfähigkeit tiefer durchforscht.

Wir kommen nun zur Grenzlinie, wo der Zeichner sich von dem Kupferstecher unabhängig macht, wo er selbst, der das Original seinem Geiste entlockt, das Bild derart schafft, daß mit dem Zuge seines Griffels oder mit dem Striche seines Pinsels die Form zur Druckplatte schon gegeben erscheint.

Erste Stufe. Für Original-Federzeichnungen eignet sich die oben zur Copirung des Stahlstiches schon erwähnte feine Masse aus verschiedenen Substanzen, welche man mit aufgelöstem Silber überzieht, um jeden Strich, den der Zeichner macht, schwarz hervortreten zu sehen. Nachdem der Künstler das Bild, als ob er es auf Papier mit der Bleifeder gezeichnet, in die Tiefe geätzt und vollendet hat, stellt sich dasselbe seinem Auge schon ähnlich dem schwarzen Abdruck dar, welcher nur mehr des galvanischen Ueberzuges und einer davon gewonnenen Tiefplatte bedarf, um die Darstellung gleich der Originalzeichnung aus des Künstlers Hand (ohne Kupferstecher) von der Kupferdruckpresse zu erhalten.

Zweite Stufe. Dritte Stufe. Ein hievon verschiedenes Verfahren führt uns das beinahe gleiche Ergebniß herbei, wenn man eine Platte mit einem Grunde überzieht, in denselben hineinzeichnet, und dann die leeren Räume mit einer Substanz, theils mit der Walze, theils mit einem Pinsel derart deckt, daß die nicht zu bedruckenden Stellen erhabener, und die vertieften umgekehrt bei der hierauf erlangten galvanischen Copie druckfähig erscheinen.

Vierte Stufe. Ebenso folgenreich als diese Verfahrungsweise für die freie Handzeichnung, stellt sich uns eine wichtige Entdeckung, die Malerei auf Kupfer, dar. Wenn eine versilberte Kupferplatte dem Künstler übergeben wird, malt er sein Bild mit eigens zubereiteter Farbe, abwechselnd dunkel und licht, bis zur Vollendung. Nach stattgefundenem Silber-Ueberzuge bewirkt der galvanische Niederschlag eine genaue Abbildung von dem Originalgemälde, indem die mit dem Pinsel stärker aufgetragenen Farben in derselben tiefer, die minder aufgetragenen Stellen höher und lichter erscheinen. Es lassen sich dabei Töne erreichen, die einem Kupferstecher bei all seinen Manieren nicht zugänglich sind.

Alles was der Fantasie des schaffenden menschlichen Genius noch zu versinnlichen erübrigt, was also noch nicht in irgend einer Form oder Gestalt schon gegeben und dem Auge oder Gefühle merkbar erscheint, kann der Künstler von nun an entweder durch Zeichnung in einer Masse, oder Malerei auf Kupfer darstellen, und zwar so, daß er keines Kupferstechers oder Uebersetzers in irgend eine Druckplatte mehr bedarf. So weit hat die Technik die Wege gebahnt.

Es soll keine Klage in Zukunft mehr möglich werden, daß in der Herstellung der Druckform durch einen Zweiten der Zeichnung Abbruch geschehen, oder Mängel eintreten, die das Original nur verkümmert wiedergeben. Sowie der Componirende mit dem Instrumente der Musik seinen eigenen Gedanken lauscht, und durch den abweichenden Vortrag eines Andern zur gerechten Mißbilligung Anlaß finden kann, so tritt jetzt jeder zeichnende Künstler in die gleiche Bedingung, von Andern unabhängig, seine geistige Schöpfung in's technische Gewand zu kleiden. Bei dieser weggeräumten Schranke stellt sich aber außerdem noch der große Vortheil dar, daß der Künstler zwei Arbeiten in eine verschmelzt, dadurch die Leistung auf die Hälfte der Herstellungskosten reducirt, und dem Verleger die Publicationen solcher Werke unendlich erleichtert.

Die Galvanografie, obschon sie als ganz selbstständiger Kunstzweig sich bewegt, hat überdieß noch die Gefügigkeit, sich als Ergänzungsmittel oder vielmehr als Grundlage von Tönen gebrauchen zu lassen, die den übrigen Kupferstichmanieren mangeln. In der letzteren Richtung hat Kupferstecher Schoninger in München, wie das jüngste Vereinsblatt zeigt, sie benutzt; es ist bei dieser Gebrauchnahme von der Galvanografie nur so wenig mehr davon übrig geblieben, daß sie den Namen nicht mehr tragen sollte, weil sonst ein ferner Begriff von diesem Verfahren nothwendiger Weise entstehen muß. Abgesehen aber von dem, haben sich die Schöninger'schen Leistungen nicht nur bedeutenden Absatz, sondern auch einen sehr ehrenvollen Namen und mit Recht gesichert!

Warum, dürfte man wohl fragen, entbehrt Wien, das der bereitwilligste Abnehmer von solchen gelungenen Erzeugnissen ist, ähnlicher, einheimischer Publicationen? Warum werden die Wände unserer Kunstliebhaber mit jenen Producten behängt, und unsere Summen nicht auf einheimischen Boden capitalisirt? Sollte es bei uns an Künstlern fehlen!? Nein, gewiß nicht, aber an Unternehmern fehlt es, an dem Aufwande des nöthigen Fondes, und ich muß zu derselben Klage zurückkehren: fast bei allen Gewerbern haben Vereine, Associationen sich gebildet, in dem edelsten aller Gewerbszweige, in der Verbreitung artistischer Dinge war es hier bisher unmöglich.

Vereine der Unternehmungen haben ihre Schatten- und Lichtseiten, je nachdem ihre Tendenz festgestellt ist. Sie können zum Monopole führen und kleineren Geschäftsleuten schaden, sie können aber dieß nicht nur vermeiden, sondern sie können Unternehmungen herbeiführen, die dem Kleinbetriebe unmöglich sind. Wo größere Capitalien erfordert werden, und billiger Verkaufspreis beabsichtiget wird, kann nur durch vereinte Kräfte das Ziel erreicht werden. Wo waren sonst Eisenbahnen und Dampfschiffahrt geblieben? Hatten sie Lohnkutscher und Schiffleute etwa herbeischaffen sollen? Der Fortschritt der Zeit hat sie unaufhaltsam dictirt.

Ich bin der festen Ueberzeugung, daß bei der Zerstreutheit unserer artistischen Kräfte nichts dem Uebelstande abhelfen könne, als die Bildung eines Central-Institutes für vervielfältigende Kunst; ich bin überzeugt, daß bei dem Insslebentreten einer derlei wohleingerichteten Anstalt Künstler, Capital und Käufer sich in Ueberzahl finden, welche endlich einem solch mißlichen zersplitterten Wirken und Halbleben ein Ende machen, und der Kunstthätigkeit zu jener Geltung verhelfen, die sie theilweise im Auslande erlangt, und zwar durch ausgezeichnete Anstalten in solchen Städten, die nicht den zehnten Theil der Einwohner unserer reichen und heerlichen Residenz zählen!

Galvanoplastik. Nun kommen wir in eine neue Aera der Druckkunst, zur wunderbaren Anwendung des galvanischen Stromes auf das Formenwesen der Presse. Was das Licht, die Sonne, im Bunde mit der Camera für Zeichnung, das ist die Erfindung Jakobi's oder vielmehr dessen entdeckte praktische Anwendung, die Galvanoplastik für die Druckform, und die Vervielfältigung in unzähligen Exemplaren.

Wir haben, wie es fast scheint, dem Wirkungskreise des Lichtdruckes so viel zugedacht, daß uns kaum mehr für die andern eben so wichtigen Fächer etwas übrig geblieben — denn Nichts kann seiner Nachahmung, seiner Vervielfältigung entgehen. Allein wir haben hervorgehoben und müssen noch mehr hervorheben, daß das Licht nur zeichnet, daß es nicht buntfärbig malt, daß es nicht die Formen liefert in plastischer Gestalt, wie der Guß es vermag, der kalte Guß, der keines Feuers und erhitzten Metalls, sondern nur des aufgelösten Kupfer-Vitriols und eines Originals bedarf, um dasselbe durch das einzige Berühren zweier verschiedener Metalle zu copiren, indem die schwefelsaure Kupfer-Flüssigkeit ihre Millionen Theilchen Kupfers absondert, sie dem Originale zuführt, und sich nach und nach in Kupfer-Ueberzug verwandelt.

Fragen wir nach der Anwendung dieser herrlichen Entdeckung, und wir werden verlegen um die Antwort, was so ausschließt, was nicht in deren Bereich wäre. Alles was das Auge sieht und das Gefühl zu unterscheiden vermag, gehört dem galvanischen Strome. Versetzen wir uns auf das Gebiet der Wissenschaft, in ein Münz- und Antiken-Cabinet, in die Ambraser-Sammlung, in das Mineralien-Cabinet, treten wir in das Bereich der Industrie, in ein Gußwerk, was es für tausend verschiedene Bestandtheile den Gewerben und den übrigen menschlichen Bedürfnissen zuführt, begeben wir uns in die Hallen der bildenden und grafischen Künste, und wir werden staunen, wie weit der galvanische Strom sein Feld der Thätigkeit bezeichnet.

Digitized by Google

Der Kupfer- und Stahlſtich, welcher durch den Steindruck einen ſehr gefährlichen Concurrenten bekam, und dadurch einen großen Theil ſeiner Arbeiten zeitweilig verlor, kann durch die Benützung der Galvanoplaſtik einzig wieder belebt werden.

So wie der Maler in nicht zu ferner Zeit kaum mehr des fotografiſchen Apparates entbehren kann, welcher ihm alles Vorhandene im treuen Ebenbilde zeichnet, ſo liefert derſelbe dem Kupferſtecher jedes Gemälde zum Nachſtiche in ſeinen richtigen Umriſſen verkleinert, gleichgroß oder vergrößert, und der galvaniſche Strom die Vervielfältigung ſeines Kupferſtiches. Seine Koſtſpieligkeit und Concurrenz-Unfähigkeit verſchwand daher in dem Augenblicke, als die Copirung der geſtochenen Platten ermöglicht erſchien; und es kommt nur auf die zeichnenden Künſtler ſelbſt an, den Kupferſtechern wieder mehr Beſchäftigung zu bieten, oder, wenn es an Zeichnern und neuen Originalien gebrache, daß der Kupferſtecher ſelbſt aus den Gallerien zum Nachſtiche wähle. Nun wendet mir der Erſtere natürlich ein: Für wen ſoll ich zeichnen? Wer honorirt mich? — Und der Kupferſtecher macht die gleiche Frage für ſeine mühevolle Leiſtung. Komme ich an den Verleger und Kunſthandler, ſo bemerkt dieſer: Ich laſſe ſo viel ſtechen als ſich Kauflust zeigt, und begnüge mich lieber mit dem Commiſſions-Debit, weil ich dabei weniger oder gar kein Riſico habe. Nun wird aber durch den Commiſſions-Betrieb, wie begreiflich, das fremde Erzeugniß ungleich mehr verbreitet und es können ausländiſche Verleger um ſo mehr und leichter Unternehmungen machen, da ihnen nicht nur ihr eigenes Vaterland einen günſtigen Markt bietet, ſondern weil auch ganz Oeſterreich zum Abnehmer wird. Was iſt hievon der Grund? Mangel an gleichem Wetteifer mit den ausländiſchen Künſtlern. Und woraus mag dies liegen? Am Mangel an größeren Verlegern. Und was iſt hieran die Urſache? Mangel an großerem Fond und einem Inſtitute, das ſich ſolche Unternehmungen zur Aufgabe macht, vielleicht auch einer zahlreicheren Menge von Theilnehmern und Abonnenten ſolcher artiſtiſcher Erſcheinungen des Inlandes.

Dieſem ſollte unſerer Meinung zufolge nach allen Richtungen hin auf wirkſame Weiſe begegnet werden. Man wähle ſehr beliebte Gegenſtände für den Kupfer- und Stahlſtich, führe dieſelben mit künſtleriſcher Vollendung durch, ſtelle den Preis ſo, daß die Auflage und Abnahme größer ſein könne, kurz man eröffne die Concurrenz gegen das Ausland, und ſuche dasſelbe in Leiſtung und Billigkeit des Preiſes zu überflügeln. Wir haben noch Kupferſtecher in Wien, die einen ehrenvollen Klang haben; allein man kann mit Recht beſorgt ſein, daß in nicht zu langer Friſt, wenn der gegenwärtige Zuſtand des Verfalls noch länger währt, dieſe Männer ergrauen und kein angemeſſener Nachwuchs zu erwarten ſteht. Wenn ich erwäge, was hat der geiſtreiche und unerſchöpfliche Künſtler Leander Ruß im Zeitraume von vier Jahren nur allein für die Staatsdruckerei zum Holzſchnitt und Kupferſtich gezeichnet!

Da der galvaniſche Strom um billige Koſten jede gewünſchte Anzahl von reinen Platten liefert, ſo kann nicht nur eine mäßige Menge von Abdrucken davon gewonnen werden, damit die ſpäteren Druckt noch vollkommen den erſteren gleichen, ſondern es können auch die davon zu verfertigenden Abzüge bis zur höchſten Menge geſteigert werden; ja wir haben in dem Mittel der Verkleinerung und Vergrößerung den Vortheil, daß wir größere Platten bis zum Taſchenformate reduciren, und kleinere bis zur beliebigen Ausdehnung zu vergrößern vermögen. Unſere Technik läßt alſo nichts mehr zu wünſchen übrig, und geriet der Kunſt zu ihrer Verbreitung hilfreich unter die Arme!

Indem die Galvanoplaſtik dieſen Zweck aufs Vollkommenſte erfüllt, tritt ſie zugleich ſelbſtſtändig auf und liefert von der kleinſten Büſte bis zur coloſſalen Statue für in vollendetſter Form. Wir ſehen vor uns die Statuette Seiner k. k. apoſtoliſchen Majeſtät unſers geliebten Monarchen, — den großen Helden Erzherzog Karl, — den Erbauer unſers Stefansdomes Pilgram, — den Geometer und Baumeiſter Hirſchvogel, dann mehre kleinere und lebensgroße Statuen. Welches Verfahren lieferte uns dieſe Erzeugniſſe in ſolcher Vollendung, mit ſo verhältnißmäßig billigen Koſten und von jenem geringen Gewichte, abgeſehen von dem edlen Metalle, dem chemiſch-reinen Kupfer! Es iſt damit der Beweis geliefert, daß kein Denkmal zu klein, noch zu groß iſt, um es im galvaniſch-kalten Guße wieder zu geben. Laſſen Sie uns den Gedanken nicht für unausführbar halten, daß die zerſtreuten Werke großer Meiſter Italien's und des geſammten In- und Auslandes, die als Unica ihrem Standorte angehören, nach und nach vervielfältiget und in dauerndem Metalle dem Verkaufe zugeführt werden. Warum ſollen nicht, wenn die Originalien unverletzt bleiben, von jedem Denkmale eine und mehre Copien für andere Städte, ja ſelbſt für wohlhabende Private gewonnen werden? Der Beſitzer bleibt Eigenthümer, und kann ſich auf dieſem Wege durch die für Vervielfältigung zu gebende Erlaubniß eine Menge von Copien anderer Kunſtſchätze durch Tauſch und ohne Auslagen erwerben! Man gehe von der Meinung ab, daß das Original dadurch an höherem Werthe verliere, wenn dasſelbe an einem zweiten oder dritten Orte bewundert wird. Wird nicht im Gegentheil der Beſitzer und ſein Beſitzthum ungleich an weiterer Anerkennung gewinnen? Wer würde dem geſchwärzten Buche heute einen geringeren Werth beilegen, nachdem dasſelbe gedruckt iſt? und wer wird einen Rubens, Michel Angelo oder Rafael tiefer ſtellen, weil er hie und da copirt vorkömmt? und darf man nicht das gleiche Beiſpiel eben ſo gut auf die plaſtiſche Kunſt anwenden?! Beſeitige man dieſe kleinliche Etikette, und wir können die Copien des unterirdiſchen Theils des Britiſh Muſeums und die Büſten-Sammlung des Louvre eben ſo leicht in Wien ſehen, wie die Engländer und Franzoſen unſere Schätze der Plaſtik in ihrer Metropole bewundern. Nicht nur Städte, ſondern Welttheile werden ihre Wunder der Kunſt gegenſeitig vertauſchen, und wo keine ſolchen exiſtiren, wird der Handel als Vermittler auftreten, und den Ueberfluß dorthin führen, wo Mangel vorherrſchend iſt. Amerika, welches in der Schiffahrt eine ſo bedeutende Stellung errungen, bedarf der übrigen Welttheile, um ſich mit Kunſtſchätzen zu füllen, und wird uns nebſt vielen anderu nützlichen Dingen dafür ſeine Goldminen öffnen.

Nicht zufrieden, daß die Menſchenhand ſich der bisher nöthigen Nachahmung entledigt, tritt nun die Natur ſelbſt als Formerin auf, und reicht uns die Hand zu einer noch einfacheren Darſtellungsweiſe alles ſchon Beſtehenden, und bietet gleichzeitig alle ihre Schätze ohne Rückhalt eines einzigen dar, auf daß die galvaniſche Kraft ſie wieder gebe in vielen Copien und die Preſſe in zahlloſer Menge ſie liefere dem lerubegierigen Menſchen.

Es gibt keine Pflanze, kein Mineral, kein Relief, es gibt Nichts, was hoch, tief oder flach, wovon der Eindruck in bereitete Maſſe oder Blei uns nicht einen wunderbar ähnlichen Abdruck gäbe, den man durch den galvaniſchen Proceß zur Erzeugung der Druckplatten benützt. So ſehen wir hier Spitzen, foſſile Fiſche, geaßte Achate, mehre Pflanzen mit Blüten, Blätter und Mooſsgattungen mittels eines einmaligen Abzugs in mehren Farben gedruckt, vor unſeren Augen abgebildet, ſo daß die Natur über die Aehnlichkeit mit der gedruckten Copie in Streit geräth. Natur-Selbſtdruck.

Wir haben bisher geſehen, daß die Hauptaufgabe der ſo mannichfach denkenden Kunſt in der Herſtellung der Druckplatte oder Form beſtand; daß man aber immer mehr auf die naturgemäße Erzeugung oder Vervielfältigung des Originals, ohne Zwiſchenarbeiter, losging, und daß dieß nur mittels des galvaniſchen Stromes — dem Guße der Natur — möglich ward. Der kalte Guß tritt nun in den Bund mit dem Originale und der Preſſe, und liefert ohne menſchliche Dazwiſchenkunft Alles, was ein denkendes Weſen in vervielfältigter Darſtellung zu wünſchen vermag. Vom Meteor-Eiſen, das vom Himmel fällt, bis zum Minerale, das in der Erde Jahrtauſende verborgen blieb, von dem Wunder-Erzeugniſſe der Kunſt bis zum lebenden Objekte der Pflanzenwelt, vom lebenden Thiere bis zur lebloſen Hülle des Menſchen, wird in wunderbarer Schnelligkeit ein Ueberzug und nach angemeſſener Dauer die dicke Druckplatte erzeugt.

Seit einigen Wochen haben ſich die Reſultate dieſes Verfahrens auf beträchtliche Weiſe erweitert. Ich kann Ihnen mit freudigem Gefühle ſagen, daß dieſe Nachahmung des Originals und die Anwendung des galvaniſchen Stromes vielleicht die bedeutendſte Entdeckung iſt, die je gemacht wurde, ſeit Gutenberg uns ſeine Preſſe und Druckformen geſchenkt. Das Feld der Ausbeute iſt unbegrenzt, der Gewinn, den wir aus dieſem Verfahren ziehen können, unberechenbar. Schon findet die Sache im Auslande ſolchen Anklang, daß in Kürze dort mit großartigen Kräften uns voraugegangen werden wird. Laſſen wir uns nicht neuerdings von daher den Werth unſerer eigenen Gedanken und Entdeckungen kennen lernen. Privilegien des Auslandes rentiren ſich nicht, wenn die Sache hier todt liegen bleibt oder nur halb betrieben wird. Der Gegenſtand muß mit aller Kraft und Energie im Inlande ſelbſt ausgebeutet werden.

Iſt das Original ſo gebrechlich, daß eine Abformung auf keine Weiſe durch Eindrücken räthlich erſcheint, ſo haben wir durch Auflöſung der Guttapercha und der vorgenannten Maſſe das Mittel zur Abbildung derjenigen Gegenſtände erreicht, die dir allerzarteſte Behandlung erfordern.

Wollen wir einen Gegenſtand beliebig verkleinern, ſo haben wir hiefür allerdings die Fotografie und durch die nachherige Druckbarmachung auch die Möglichkeit der Vervielfältigung auf mechaniſchem Wege, allein ein noch einfacheres Mittel ward in einer Subſtanz gefunden, deren Mittheilung wir in neueſter Zeit Sr. Durchlaucht dem Fürſten v. Metternich (P. T.) verdanken, die uns die wunderbarſten Verkleinerungen in beliebiger Form mit dem genaueſten Detail wiedergibt, und ſo iſt die Druckform als Seitenſtück fotografiſcher Zeichnung gefunden. Verkleinerungs-Mittel.

Wir mannigfaltig hat ſich nun das Druckweſen geſtaltet, wenn man zurückblickt, wie mühevoll ſeit Gutenberg's Erfindung bis auf unſere Tage das Bild dem Holz anvertraut und durch hiezu geeignete Werkzeuge die Zeichnung ausgeſchnitten werden mußte. Das Merkwürdigſte bleibt indeſſen, daß, obgleich ſo viele Methoden für ſcheinbar gleiche Zwecke erſonnen, die faſt alle aus Eiferſucht und Furcht der gegenſeitigen Verdrängung in Kampf geriethen, doch einem jeden Zweige das Eigenthümliche geblieben iſt. Nur was ihm fremdartig war, trennte ſich nach und nach los, und emancipirte ſich von der Abhängigkeit zum ſelbſtſtändigen Fache. So wird dem Holzſchnitte von der erſten Behandlung Albrecht Dürer's, des Birnholzes mit dem Meſſer, bis zum Buchsholze mit dem Grabſtichel, die Kraft des Ausdruckes bleiben, die keine andere Manier erſetzt, und nebſtbei der Vortheil hervorragen, daß die Menge ſeiner Auflage eine unbegrenzte ſei. Die Feder- und Kreidezeichnung auf dem Steine zeigt uns jene unvergleichliche Freiheit, die Zinkplatte eine leichtere Handhabung und bequeme Aufbewahrung gegenüber dem Steine, der Kupfer- und Stahlſtich die Vollendung der zarteſten Ausführung, die Chemi- und Chalkotipie die dem Kupferſtich ähnliche Behandlung mit der unglaublich ſchnellen Anfertigung, die Stilografie und Galvanografie den Strich des Pinſels und Griffels des Künſtlers, der Glasdruck die faſt unmerkbare Abnützung und ſeine eigenthümliche Feinheit und Ausdauer, die Fotografie die Schnelligkeit und Richtigkeit der Zeichnung, die Galvanoplaſtik die Treue des Originals.

Von der allerjüngſten Tochter der Druckkunſt — dem Naturſelbſtdrucke — gehen wir zum älteſten grafiſchem Zweige — der ehrwürdigen Holzſchneidekunſt — über. Gutenberg ſuchte Alles durch nachgeſchnittene For- Naturſelbſtdruck.

Digitized by Google

men, durch den Buchstaben, durch das Bild im Holze wiederzugeben. Wir suchen heute, wie Sie bemerkt haben, keine Uebersetzung mehr, sondern vom Original das Original selbst zu bringen. Ich bin überzeugt, Gutenberg macht keine unfreundliche Miene, wenn er auf unsere Producte herabblickt — ich glaube sogar, er würde sich herzlich freuen, könnte er mit uns seine gegebene Erfindung in so vielerlei Gestalten selbst ausbeuten und veredeln helfen. Ist es doch gar zu schmählich, wie weit man oft seinen göttlichen Gedanken durch die Entweihung seiner Presse herabgezogen, zu welch' niedriger Darstellung seine Tipen — seine Stückchen Holzes mißbraucht wurden! Was konnten aus dem Holzschnitte für große Vortheile gezogen werden! Er gehört zwar, sowie die Kupferstecherei, nur mehr für jene Darstellungen, deren Objecte nicht schon in der Natur ein Mal vorhanden sind, was also erst von dem menschlichen Geiste in's Gewand gekleidet, dem Menschen versinnlicht werden soll; und er wird somit in der Zukunft ein bedeutendes Feld — das der Wirklichkeit — nämlich der schon vorhandenen bildlichen Darstellungen in der Natur — räumen müssen, obgleich man ihn lange noch zur Illustration auch von solchen Dingen gebrauchen und Tagsblätter und Bücher damit zieren wird; allein die naturgetreue Darstellung der galvanischen Druckplatten wird ihn bei wissenschaftlichen oder vielmehr der Natur ähnlichen Gegenständen in seine Gränzen zurückdrängen. Nichts aber hat diesem herrlichen Geschenke der bildlichen Darstellungen so nahe treten können als die moderne Xilografie, die Jünger in ihrer Schule zählt, die nur den Gradstichel in die Hand zu nehmen und die gegebene Carricatur auszuschneiden brauchen, ohne eine Stunde zeichnen gelernt zu haben. Diese Entartung des Holzschnittes ward die Ursache, daß die Xilografie so oft vom Schauplatze ihrer Thätigkeit verschwunden, und nur wieder zum Vorscheine kam, wenn würdige Apostel Dürer's sich neuerdings ihrer angenommen.

Wie wird die so schöne Aufgabe, die sich der Holzschnitt stellen könnte, von den Tipografen begriffen? Sehen wir religiöse Darstellungen — sind sie größtentheils geeignet, jenen ehrwürdigen Eindruck hervorzubringen, den sie ihrem Gegenstande schuldig sind? Es ist ein wahres Glück, daß dieses Feld weniger benützt wurde, als es sein könnte, denn in diesem Falle wäre es noch übler, weil dann die entwürdigenden bildlichen Darstellungen in ihrer Unzahl noch weit mehr verbreitet sein würden.

Nach meiner Ansicht könnte jede kleine Druckerei einen ausgezeichneten Xilografen beschäftigen, so sehr dürstet das Volk nach Bildern. Es gibt kein Gebetbuch, keinen Kalender, kein Schul- und Volksbuch, keine Ankündigung, die nicht Verzierungen nöthig hätte, und welche den Gegenstand noch ein Mal so werthbar machen. Man unternehme es heute, eine große xilografische Anstalt zu gründen, suche diese mit ausgezeichneten Leistungen zu beschäftigen, mache Hunderte von galvanischen Abklatschen, nicht solcher Gegenstände, wie sie theilweise im Verkaufe sind, sondern nach preiswürdigen Zeichnungen von großen anerkannten Künstlern, und sie wird sich wie Kretschmar's Institut in Leipzig, nicht nur ehrenvoll behaupten, sondern reichlich rentiren. — Nichts ist so geeignet für xilografische Darstellungen, als religiöse Aufgaben, also Religions- und Volksbücher, die Geist und Herz erbauen. Nichts fügt sich der Schnellpresse bezüglich der zu erzeugenden zahllosen Menge so willig als der Holzschnitt, der wegen seiner erhabenen Oberfläche der Tipe gleicht und daher für unsere Millionen Erdbewohner in allen Sprachen zugänglich ist. Obschon das Bild in vielen Fällen keiner wörtlichen Erklärung bedarf, selbst auf den Menschen wirkt, der nicht lesen und schreiben gelernt, so haben wir doch bei tausenderlei Gegenständen wieder Texte nöthig. In unserem Letternschatze finden Sie jedes uns bekannte Volk vertreten, — vom nahen Oriente bis zum fernsten Indianer reichen unsere Zungen, erstreckt sich unsere Presse. Volksbücher für uns, Schulbücher für unsere Nachbarn können wir liefern, wenn ihr Inhalt, ihre artistische Ausstattung, entspricht, die ausländischen Leistungen überbietet, und daß sie überboten werden können, ja übertroffen werden müssen, liefert uns den Beleg unser Standpunct bei der Londoner Ausstellung, wo alle Anderen des Auslandes zurückgeblieben, wo Keiner außer uns die große Council-Medal errungen!

So wenig man bisher dem Ziele der Vollkommenheit ausgezeichneter Schul- und Volksbücher nahe gekommen, weil wir bei den meisten Fächern, wo Illustrationen hätten zu Hilfe kommen können und sollen, sie vernachlässigt haben, so mußten wir nothwendiger Weise das Maß des Tipendrucks überschreiten, und nun kommen wir, während ich in allen vorausgegangenen grafischen Kunstzweigen über Mangel an Verwendung geklagt, zum Gegentheil — zur Klage über die Zuvielverwendung der Tipografie. Was wird Alles gedruckt, was kaum das Materiale des Papiers werth ist!

Wenn wir aber die entgegengesetzte Frage stellen, was hätte aus den kostbaren Stunden für Gewinn durch die Lesung des Nützlichen erwachsen können? so werden wir nothwendig zu dem Wunsche gedrängt, daß die Tipografie so viel des Unnützen ausscheiden und Papier und Lettern zu besserem Zwecke verwenden müsse.

Einen Uebelstand darf ich bei dem Abschnitte der Tipografie nicht übergehen, nämlich den Druck und Verlag österreichisch-schriftsteller'scher Werke im Auslande. Fast jede wichtigere Erscheinung wird uns von der ausländischen Presse geboten. Medicinische Werke, deren Gehalt durch den hohen Standpunct unserer Wiener allgemeinen Krankenanstalt im Auslande anerkannt, bilden großentheils ausländische Verlagsartikel und erscheinen nicht selten in kleineren, ja in den kleinsten Städten Deutschland's. Hätten wir nicht so viele schreiende Gründe dagegen, so müßte wenigstens jener der Vaterlandsliebe und der National-Oekonomie in den Vordergrund treten.

Wir kommen nun zum Schluße unserer Abhandlung, zum eigentlichen Kern, der Seele des Druckwesens. — Die erhabene Erfindung Gutenberg's, die sich mit namenloser Schnelligkeit über die ganze Welt verbreitet, hat im Mayer'schen Album 1840, in welches die größten Gelehrten und gefeiertsten Dichter ihre Huldigung niedergelegt, ihren Ausdruck gefunden, und jeder in dieser Kunst Beflissene muß sich daher um so mehr aufgefordert fühlen, die Verherrlichung derselben anzustreben. Das mir zur Leitung anvertraute Staats-Institut hat es sich zur einzigen Lebens-Aufgabe gestellt, in der Pflege der gesammten Grafik ihr Schärflein beizutragen, und suchte vor allen Fächern den Schriftenschnitt in Stahlstampeln energisch zu verfolgen. Sie fertigte nach einer vorher von mir angelegten Tipensammlung aller Völker des Erdkreises alle uns bekannten Alfabete an, welche oben namentlich aufgeführt erscheinen. So wie wir hier eine Tipe in Stahl für Blinde und Sehende nebst der beigegebenen Matrize und des Bleigusses erblicken, so ist zur größeren Verdeutlichung auf einer stereotipirten Quartplatte von den Blindendruck- und Schreibschriften, den fühl- und lesbaren Musiknoten und allen fremdsprachlichen Stamm-Alfabeten, mit der Ausdehnung auf die Variationen der verflossenen Jahrhunderte, von jeder Gattung eine Zeile ersichtlich gemacht. Alle in der Wiener Staatsdruckerei vorhandenen Tipen sind nach dem von mir durchgeführten tipometrischen Sisteme gegossen, und das Raumverhältniß eines jeden Druckstabes (Buchstaben) sowohl als der sogenannten leeren Raum-Ausfüllungs-Figuren in der gegenüberstehenden stereotipirten Quartseite dargestellt.

[Schriftschneid und Guß. Typografie.]
[Stereotypie.]
[Typometrie.]

Ein Gedanke, den ich seit 20 Jahren unablässig verfolge, ist die Durchführung eines gleichen Buchstabenkegels in allen Druckereien Oesterreichs, damit, wenn ein Werk im Raume bereits berechnet erscheint, dasselbe in jeder tipografischen Anstalt des Kaiserstaates gedruckt werden könne, andererseits aber der Buchdrucker, wenn seine Lettern abgenützt oder er deren zufällig benöthigt, dieselben nicht erst gießen lassen müsse, sondern vom Schriftgießer, schon im gleichen Kegel vorräthig, in jeder beliebigen Menge kaufen könne. In der hiesigen Staatsdruckerei ist der Guß aller Lettern nach meinem tipometrischen Sisteme vollendet, dessen ausführliche Abhandlung in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie im I. Bande abgedruckt ist. Wie wichtig dieser Gegenstand ist, möge daraus erhellen, daß in Frankreich, als ein ähnlicher Gedanke dem damaligen Kaiser Napoleon I. vorgeschlagen ward, von demselben an alle Buchdrucker Frankreich's der Auftrag ertheilt wurde, bei Verlust ihrer Gewerbe sich an diesem zweckmäßigen Unternehmen mit der allmäligen Umstaltung ihres unregelmäßigen Tipenwesens zu betheiligen.

Auch in Oesterreich geschah schon im Jahre 1847 von dem damaligen Hofkammer-Präsidenten, dem jetzigen Chef des allerhöchsten Reichsrathes, Freiherrn v. Kübeck ein ähnlicher Antrag, und es gestatteten Se. Majestät die kräftigste Unterstützung dieser nützlichen Förderung, allein die durch die Zeitereignisse eingetretene Störung mußte natürlich die Durchführung eines solchen Wunsches in den Hintergrund drängen.

Wenn auch diese Bestrebungen schon im Bewußtsein der Resultate und in der uns zu Theil gewordenen Aufmerksamkeit ihre hinlängliche Belohnung finden, so dürfte es doch nicht überflüssig erscheinen, auch die uns von der Londoner Jury zuerkannten Preise:

1 Council-Medal, für sämmtliche grafische Leistungen, 2 Preis-Medals, für Fotografie und Farbendruck, 1 Preisrichter-Medal, 1 Medal for services, und 1 Erinnerungs-Medal,

schon darum durch den galvanischen Guß zu veranschaulichen, als es außer der Staatsdruckerei keinen Aussteller in der Welt gibt, dem in der XVII. Classe die einzig ertheilte Council-Medal ertheilt, andererseits aber keine Privat- oder Staats-Anstalt existirt, der alle Medaillen zuerkannt worden wären. Das Institut ist daher durch den Besitz aller ihr ertheilten Londoner Preise und Medaillen ein Unicum geworden.

Diese seltene Erscheinung benützten wir daher dankbar zur Verherrlichung der Erfindung der Galvanoplastik, welche alle grafischen Kunstfächer der Neuzeit von sich abhängig gemacht, oder vielmehr, denen sie sich zur bereitwilligen Dienerin darbietet, auf daß Kunst und Wissenschaft zum Gemeingute werden können.

Nichts ist also ferner unter der Sonne der Vervielfältigung unzugänglich, Alles was in der Natur, Kunst und Wissenschaft vorhanden, ist der so veredelten Presse verfallen. Sie ist die Beherrscherin des ganzen Gebietes des menschlichen Geistes!

Nebstdem, daß keines dieser Fächer überflüssig, sondern jedes sich seinen Theil gesichert, zieht noch ein Gedanke durch die meisten dieser grafischen Kunstfächer hin, nämlich die Beseitigung der Nachahmung durch den Menschen, der nur individuell sieht und empfindet. Der Künstler macht aus dem wissenschaftlichen Gegenstande ein Bild seiner Fantasie und schafft, wenn Hand und Auge ermüden, das Traumgemälde seiner Empfindung. So wie das gemalte Porträt eines Menschen nebst dem Wahren viel Unwahres enthält, so trägt jede Nachahmung durch die bisher befolgte Weise ihre Unwahrheiten zur Schau.

Nur das Original allein kann seine Copie selbst liefern, entweder durch die fotografische Abbildung oder durch Prägung und den galvanischen Strom.

Digitized by Google

FARRENKRAUT IM NATURSELBSTDRUCKE.

Caenopteris japonica.

Beilage zu M. Auer's poligraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust".

Alle fünf Londoner
Welt-Ausstellungs-Münzen
von
1851.

Beilage zu M. Auer's polytechnisch-illustrirter Zeitschrift „Faust."

Digitized by Google

Japanisch.

Deutsch.

Griechisch.

Russisch.

Illyrisch.

Chinesisch.

Armenisch.

Hebräisch.

Syrisch.

Arabisch.

Sanskrit.

Bengalisch.

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.
Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckte Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Inhalt: In der neuen Welt. (Fortsetzung.) — Eine Kreiskugel (Fortsetzung.) — Die Lebensalter. — Die wunderbare Erquickung im Sterben. — Der Begriff von Zeit und Raum, Maß, Gewicht und Werth. — Wochenschau. — Artistische Beilagen. Das Mädchen mit dem Medaillon. (Galvanographie.) — Spitzenkreuzen. (Originalselbstdruck.) — Zum Freitoß von Samarkand. (Xilographischer Umdruck.)

№ 19. I. Jahrgang. Wien 1854.

In der neuen Welt.

(Fortsetzung.)

8.

Fernandez Caevalha.

Nachdem Herr von Bergen also gesprochen, betrachteten sie sich das wilde Schauspiel noch durch einige Minuten schweigend und suchten dann die schattigste Stelle zwischen den Felsen auf, um sich daselbst zu ihrem Mahle niederzulassen.

Sie hatten sich erlabt und gingen nun an die Vollendung der Hütte. Darüber waren mehrere Stunden verflossen, ohne daß sich einer der Indianer zeigte; auch vernahmen sie nichts mehr von ihrem Trauer- und Siegesgesange. Schon neigte sich die Sonne dem Felsgebirge zu und ein frischer Luftzug brachte die Wipfel der Bäume in Schwingung, als sie, eben fertig geworden mit ihrem kleinen Baue, den Häuptling von der Grotte her auf sich zukommen sahen. Er trug seinen Tomahawk über der Schulter, Gang und Miene zeigten von ernster Stimmung.

Herr von Bergen erbebte inneelich beim Anblicke dieses Mannes; durch ihn ja sollte ihm die so lange schmerzlich ersehnte Kunde von seiner unglücklichen Tochter werden und zwar an diesem Tage noch, vielleicht schon in wenigen Augenblicken.

So ergriffen er sich auch fühlte, trat er dem Kommenden doch festen Schrittes entgegen und hieß ihn willkommen.

Der Häuptling legte zum Gruße die Hand an's Herz und sprach:

Meine Krieger haben sich, nach Beendigung der großen Feier des Todes und Sieges, nunmehr am jenseitigen Ufer gelagert, um von Kampf und Leid sich zu erholen und diese Nacht über zu erkräftigen zur Rückkehr in die Berge. Ich werde sie zu ihren Wigwams führen und dann wieder zu Euch kommen. Inzwischen sollen die fünf jungen Krieger, die ich zu Eurem Dienst auserlesen, hier bleiben und Euch unterstützen. Mit dem frühesten Morgen werden sie auf dieser Insel, und die Uebrigen bereits verschwunden sein. Nun aber folgt mir zur Anhöhe.

So sprechend, schritt er langsam dahin und die Ansiedler schlossen sich ihm schweigend an. Sie betraten das Plateau und ließen sich auf dem Gesteine nieder und dießmal so, daß der Häuptling ihnen gegenüber zu sitzen kam und sie die Aussicht nach den im Glanze des Abendrothes herrlich prangenden Roky Mountains hatten.

Nach einer Pause von mehreren Minuten, während welcher der furchtbare Shoshonen-Führer gesenkten Blickes, gestützt auf seine Streitaxt, tief nachsinnend, regungslos dagesessen, erhob er, einen Seufzer unterdrückend, das schwermuthumflossene Auge zu dem nicht minder düsteren des Barons, das ängstlich fragend sich an seine Züge heftete, und begann mit milder Stimme, die bisweilen leise bebte, die bang erwartete Mittheilung, indem er sagte:

Es ist der Augenblick günstig zum Austausche unserer Gedanken und Gefühle; Weisheit ist, die Zeit nicht unbenützt entrinnen zu lassen; ich bin bereit mein Herz zu erschließen, den Geist in mir frei walten zu lassen will mich mein Vater vernehmen?

Ich flehe Dich an, o sprich! stammelte Herr von Bergen, und der Häuptling fuhr also fort:

Mann des Schmerzes, sei auf Schmerzliches gefaßt! Dein Sohn, wie jung und blühend auch, ist Mann, er darf, er soll sogar hören, was ich zu sagen habe; Deinen Diener nanntest Du Freund, so ist er es mir nicht minder; öffnet denn Eure Herzen und vernehmet.

Ich habe Euch bereits gesagt — begann er nach einigem Schweigen seine Erzählung, — daß ich mich im mexikanischen Gebiete aufgehalten.

Digitized by Google

Ich war in der üppigen großen Hauptſtadt ſelbſt, in Mexiko. Das erſte Mal vor fünf Jahren; es war in der heißen Jahreszeit. Da lernte ich unter Andern einen jungen Mann kennen, der mir an Alter, Geſtalt und innerem Weſen ſo vollkommen glich, daß Ihr Alles, was Ihr durch mich von ihm hören werdet, füglich mit dem vergleichen und erklären könnt, was Euch an mir bemerkenswerth erſchienen.

Er war ein Portugieſe und ſein Name Fernandez Carvalho. Kaum fünfundzwanzig Jahre alt, hatte er bereits die Erfahrung eines Greiſes. Eine leidenſchaftlich verlebte Jugend hinter ſich, aber ausgerüſtet von der Natur mit unermeßlicher Kraft, den Geiſt mit ſchönen Kenntniſſen geſchmückt, unbeugſamen Willens und von einem an Tollkühnheit gränzenden Muthe, hatte er damals einen Plan für ſeine Zukunft entworfen, der abenteuerlicher als ſeine Vergangenheit, mich ſelbſt erſtaunen machte: er wollte, denket Euch, die Hülle der Civiliſation von ſich werfen, den freien wilden Söhnen der Natur ſich zugeſellen, und der tapfere Stamm der Schlangen-Indianer war es, den er ſich auserleſen und dem er, nicht wie Ihr, als Gaſtfreund nur, ſondern als verbindendes Glied der großen Kette angehören zu wollen den verwegenen Gedanken faßte. Er war der Sohn eines bemittelten Kaufmannes von Oporto, verlor jedoch, faſt gleichzeitig, Aeltern und Vermögen. Noch ein Jüngling und ſchon ſein eigener Herr, glühend für alles Schöne und Edle, zeigte er ſich nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe eben ſo unbändig leidenſchaftlich gegen Alles und Jedes, was ihm lügneriſch oder haßlich erſchien. So geartet, gerieth er natürlich in manche Verlegenheit. Noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, hatte er zu Liſſabon einen Cavalier aus einer eben ſo reichen als mächtigen Familie Portugals im Duelle getödtet, und war aus Europa entflohen. Auf einem Handelsſchiffe die Dienſte eines Schreibers verrichtend, gelangte er ohne Entgeld von Cadix nach Vera Cruz und Mexiko. Von ſeinem ſeltſamen Plane habe ich geſprochen; ich billigte ihn und zeigte ihm den Weg zum Ziele. Bevor er jedoch dieſen einſchlug, hatte Fernandez eine ſchwere Prüfung von Seite ſeines Herzens zu beſtehen; denn er lernte, zum erſten Male in ſeinem vielbewegten Leben, die unwiderſtehliche Macht der Liebe kennen, der Liebe zu einem unvergleichlichen Weſen, zu — Angelica, Eurer Tochter.

Ewige Vorſicht! Zu meinem Kinde? ſcheie Herr von Bergen auf.

Zu Eurem Kinde, Vater, entgegnete der Häuptling ernſt und erzählte weiter:

Eines Abends ſah ich ſie, ſchön wie Ihr ſie geſchildert, aber traurig, niedergedrückt von innerem Leide, am Arme eines jungen ſchönen Mannes, von dem mir Fernandez ſagte, daß er ein venetianiſcher Conte und wahrſcheinlich der Verführer der jungen Dame ſei, die er für ſeine Gattin ausgab und mit der er, vor kurzem erſt in Mexiko angekommen, in einer Villa nahe bei der Stadt lebte, ohne daß irgend jemand ergründen konnte, durch welche Mittel und zu was Ende. Bezähme Deine Ungeduld, Vater, und vernimm weiter. Das Auge der Liebe blickt ſcharf und — Fernandez liebte Euere Tochter — zweifelt nicht, daß ſie es war und iſt — mit der ganzen Hingebung erſter Liebe und in der vollen Glut ſeines Vaterlandes, mit all der ihm eigenen verzehrenden Leidenſchaft, und dieß — ſolche Wunder wirkt der große Geiſt — vom erſten Momente an, da er Angelica erblickte. Alles Ungeſtüm ſeines Weſens aber war beherrſcht von Rechtsgefühl; man hielt ſie für des Italieners Gattin und — er litt ſchweigend, kaum mir ſich vertrauend, durch mehrere Wochen. Eines Tages jedoch war er zornentbrannt, halb raſend. Er hatte Gelegenheit geſucht und gefunden, die vertraute Dienerin der Dame, eine Creolin, für ſich zu gewinnen und durch dieſe das wahre Verhältniß ihrer ſchönen Gebieterin zu dem Conte zu erfahren; nämlich daß ſie dieſer, unter der Zuſicherung, ſich mit ihr in ſeiner Vaterſtadt Venedig trauen zu laſſen, aus dem älterlichen Hauſe gelockt und bis nach Mexiko, wo ihm ein reicher Verwandter lebte, geführt habe; ferner, daß ſie die einzige Tochter eines deutſchen Barons ſei, deſſen Namen ſie aus kindlicher Schonung verſchwieg und von dem ſie nur ſagte, daß er, obgleich der beſte, liebevollſte aller Väter, ſich gegen ihre Verbindung mit dem Conte entſchieden erklärt und ſie, damals vom Wahne, dieſen Menſchen wirklich zu lieben, zur Verzweiflung getrieben, dahin gebracht habe, mit demſelben die Flucht zu ergreifen. Die Creolin hing mit ganzer Seele an ihrer Herrin, die den ganzen Umfang ihres Unglücks zu ermeſſen und alle Qualen der Scham und Reue, der bitterſten Selbſterkenntniß, wie der verzehrendſten Sehnſucht nach der Heimat mit jedem Tage um ſo ſchrecklicher zu fühlen begann, als ihr ſchändlicher Entführer nicht mit einem Worte mehr der ehelichen Verbindung gedachte, und die Arme, die ungeachtet jenes erſten leidenſchaftlichen Schrittes und trotz der verwegenſten Annäherung ſeinerſeits während der ganzen langen Reiſen, bis zur Stunde noch ihre Reinheit bewahrt hatte, nunmehr auf die empörendſte Weiſe behandelte und ſich ſonach in ſeiner wahren Geſtalt zeigte.

Dieß Alles hatte Fernandez durch die treue Dienerin Eurer unglücklichen Tochter erfahren, und es war mehr als genug, ſeinen Zorn gegen jenen Elenden zu entflammen, wie auch, ſeiner Liebe zu Angelica einen noch höheren Schwung zu geben. Er faßte den Entſchluß, ſich ihr durch Vermittelung der Dienerin zu entdecken. Seine Leidenſchaft ließ ihn hoffen, daß ſie Gegenliebe fühlen, ſein Herz, ſeine Hand annehmen und mit ihm in das Land der Shoſhonen ziehen werde; ach, was hofft der Jüngling nicht, zumal der von Liebe begeiſterte!

Der Conte gab ſich dem großen, wollüſtigen Leben der Hauptſtadt hin, und brachte faſt jede Nacht außerhalb ſeiner Villa zu, in die er gewöhnlich morgens erſchöpft zurückkehrte, um den Tag darin zu verſchlafen und durch Traghen ſich zu neuen Ausſchweifungen vorzubereiten. Welchen Plan er mit Angelica hatte, ließ ſich halb errathen; wahrſcheinlich hoffte er von der Zeit die Krönung ſeiner frevelhaften Wünſche, in der Annahme, daß Euere edle Tochter der Langeweile müde, und demnach zuletzt ſeinem Verlangen willfahren werde. Mittlerweile lebte er, wie ſich nun Fernandez überzeugte, auf die leichtſinnigſte Weiſe hin, zum Theile von den Geldzuflüſſen ſeines reichen Verwandten, größtentheils aber vom Spiele.

So ſtanden die Sachen, als Fernandez eines Abends, von der Creolin zugelaſſen, in den Garten der Villa trat, worin ſich ihre Gebieterin erauernd erging. Er näherte ſich ihr beſcheiden, dennoch ſchrak ſie heftig zuſammen; ſein Benehmen aber und die Anweſenheit ihrer verläßlichen Dienerin beruhigten ſie. Er ſprach offen und heiß, nicht von ſeiner Liebe ſowohl, als von ihrem Unglücke; ſie ſah, daß er Alles wußte, und vernahm nicht ohne Rührung den von ihm gefaßten Plan zu ihrer Befreiung aus den Banden des Erbärmlichen.

Geſtatteten es meine Verhältniſſe — fuhr er ſeinem geäußerten Entſchluſſe mit hoher Wärme bei, — Euch in Eure Heimat, in die Arme Eures Vaters zurückzuführen, ich würde es mit Entzücken thun; dann wollte ich mir ſeine Achtung und Eure Neigung erwerben, und Euch mein ganzes Daſein weihen; allein ich bin arm und gelangte ſelbſt hierher als ein vom Geſchicke Verfolgter.

So ſprach er, und Eure Tochter entgegnete unter Thränen:

Ich fühle innig das Edle Eurer Abſicht, aber auch ich habe einen Plan für die Zukunft entworfen und hoffe ihn mit der Hilfe des Allmächtigen ausführen zu können. Wäre mir auch die Verzeihung meines ſo tief gekränkten Vaters gewiß, ich ſelbſt könnte nur das Geſchehene nie vergeben und ich würde mich in Gram verzehren, ohne etwas gut gemacht zu haben. Mein Entſchluß iſt gefaßt, ich verberge mich mit meiner Schmach in den Mauern eines Kloſters, und von da aus erſt will ich meinem Vater Kunde geben; könne Ihr mir bei dieſem Unternehmen behilflich ſein, ſo werde ich Euch zeitlebens als meinen Wohlthäter ehren und für Euch beten in heiliger Einſamkeit.

O meine gute, liebe Tochter! rief hier mit bebender Stimme Herr von Bergen aus, indem er ſeine gefalteten Hände an den Mund preßte und zugleich das Haupt gegen die Bruſt ſenkte, während Carl's ſonſt ſo ruhiges, mildes Auge mit durchdringendem Blicke an dem offen aufgeſchlagenen und faſt ſchwärmeriſch ſchwebenden des Erzählers haftete, der ſeinerſeits den Ausruf des Vaters und das ſcharfe Forſchen des Jünglings eben ſo wenig, wie die Thränen auf Conrad's durchfurchten Wangen zu beachten ſchien, und in ſeiner Mittheilung alſo fortfuhr:

Fernandez liebte die himmliſche Angelica, und die Liebe hoffr. Er ſchwieg und bat nur bei jenem erſten Abſchiede, ſie noch einmal in Gegenwart der Creolin ſehen und ſprechen zu dürfen. Dieß wurde ihm zugeſagt und er entfernte ſich, unnennbare Qual in der Bruſt. Ein ſolches Weſen ſich lebendig eingemauert zu denken, eine ſo holde Frühlingsblume von Eis umſtarrt, ein Bild zum Entzücken inmitten von Geſtalten des Todes! — Ich weiß, was er litt! Keines Sterblichen Herz vermag mehr zu leiden. Nach acht Tagen erſt fand ſich Carvalho wieder bei ſeiner angebeteten Angelica ein.

Es war an einem jener herrlichen Abende, wie die Natur ſie eben in den Tropenländern nur hervorzaubert, da er, durch die Vertraute der Abweſenheit des Conte verſichert und eingeführt, in den Garten trat. Was ſagt das Wort Garten! Ich habe ihn geſehen, dieſen kleinen Hain, angelegt und gepflegt nicht von einem Künſtler, ſondern unmittelbar vom Gotte der Liebe, und durchfleſſen, gleich einer Inſel der Seligen, von paradieſiſchen Düften voll eines unausſprechlich ſüßen Etwas, das ſelbſt die Seelen

Digitized by Google

der Verklärten mit namenlosem Entzücken, mit auflösend träumerischer Wollust durchdrungen hatte. Der Sonnenball lag auf dem Horizonte, und von Westen her ergoß sich die unermeßliche Strahlenflut über die von Zephyren gewegten Wipfel und Kronen der Cypressen, Orangen, Palmen und babilonischen Weiden; über wunderbar gestaltete Blumen hin schwebten und flatterten Hunderte von Vögeln und Schmetterlingen, mit Liedern voll Wonne und in allen Farben des Regenbogens; die Quellen murmelten in geheimnißvoller Lust, und aus einer Granitfelsengrotte rauschte ein mächtiger Wasserstrahl mit dem ganzen Ungestüm jugendlichen Freiheitstriebes durch das moosige Gerölle hin, aufschäumend vor unwiderstehlichem Verlangen.

Und an dieser Grotte fand Fernandez die überirdisch schöne Angelica. Sie saß an einer Cypresse, das Haupt auf den zarten Arm geneigt, den sie auf das Gestein stützte; ein feines weißes Kleid umfloß sie eben so keusch als reizend, sie schien aus Aether gebildet und auf den Strahlen der scheidenden Sonne, die durch das Gehölze drangen und ihre unbeschreibliche Gestalt mit einer Glorie umflossen, in das Bereich ewigen Friedens entschweben zu wollen. Hingerissen vom Zauber dieses Alles, sank Fernandez zu Angelica's Füßen, und rief unter glühenden Thränen der Liebe, Sehnsucht und Angst, die Heerliche zu verlieren, aus: Was immer auch folge, nimm hin das Bekenntniß, Du Unvergleichliche, daß ich Dich anbete, daß es für mich kein Glück mehr gibt ohne Dich auf diesem Sterne! Aber wisse Alles: in diesen acht Tagen habe ich Dir die gewünschte heilige Zufluchtstätte bereitet, ein Wort von Dir, und die Mauern eines Klosters umschließen Dich. Ich fand Freunde, ich handelte für Dich. Noch aber hast Du dieses Wort nicht ausgesprochen, das fürchterliche Wort, das zwei Leben mit einmal verarmen, in sich grausam ersterben macht, Dein und mein Leben! Du ahnst die Größe meiner Liebe nicht; meine Selbstopferung, indem ich nach Deinem entsetzlichen Willen handelte, reicht hin als Maßstab; aber, Du Engelmilde, erschrick nicht vor der Glut meiner Seele, eine Thräne Deines Grames um Vater und Vaterland — vermag sie zu tödten. Es ist wahr — fuhr Fernandez in seiner Begeisterung mit hoher Leidenschaft fort, — ich biete Dir ein Herz und ein Leben voll Mühe; aber dieses Herz wird nicht aufhören für Dich zu schlagen, und dieses Leben, nur reich an Arbeit und Sorge, wird Dich ein begangenes Unrecht vergessen machen; sei stärker als Dein Gram und gib Dich, an meiner Brust erwachend zu neuem Dasein, durch meine Kraft gestützt, beseligender Hoffnung für die Zukunft hin; Dein Vater, wir können ihm Nachricht von uns zukommen lassen, wird Dir verzeihen, der Geist der Welt ist groß, Du kannst ihn selbst wiedersehen!

Diesem Erguße des entzückten, begeisterten, zu jedem Wagnisse entschlossenen Jünglings entgegnete Angelica, gleichfalls mit bethränten Augen, also sprechend:

Was Ihr da sagtet, erfüllt mein Herz mit Dankbarkeit gegen Gott und Euch. Ihr seid ein edler Mann und der Liebe des besten Weibes würdig. Nie werde ich Euer vergessen. Aber, noch einmal, mein Entschluß steht fest, ich verschleudere mich für diese Welt. Zürnet mir nicht und reichet mir die Hand, mich auf diesem Gange aus dem sogenannten Leben in den sogenannten Tod zu geleiten; wollt Ihr? . . .

Bei diesen Worten erhob sich Fernandez mit Würde, reichte ihr seine Rechte und sagte:

Es geschehe denn nach Eurem Willen. Ich habe Alles vorbereitet, schon mit dem nächsten Morgen öffnen sich Euch die Pforten des heiligen Hauses.

Dank! Dank! stammelte Angelica und sank ihm halbohnmächtig in die Arme.

Er hielt die an allen Gliedern Erbebende sanft umschlungen, hauchte einen leisen Kuß auf ihre Stirne und war — in diesem Momente der Vereinigung und Trennung — eine Secunde selig, als — ein Aufschrei der in der Nähe an einem Bosquet harrenden Creolin, dem unmittelbar ein Schuß folgte, Beide plötzlich so erstarren machte, daß sie sich krampfhaft umfaßten, um wie instinctartig gemeinschaftlich der unbekannten Gefahr zu begegnen.

Fernandez hatte die Kugel dicht an seinem Haupte vorbeipfeifen hören und im nächsten Augenblicke sah er den Conte mit hochgeschwungenem Dolche aus dem Bosquet hervor und auf sich zustürzen. Aber auch die muthige und treue Creolin war herbei geflogen, um ihre geliebte Herrin, wie eine Mutter ihr Kind, zu vertheidigen. Der Portugiese ließ die Bewußtlose in ihre Arme gleiten und stellte sich, Beide mit seinem Körper deckend, dem Italiener entgegen; der, eine gräßliche Lästerung ausstoßend, mit dem blitzenden Dolche auf ihn eindrang. Caroalha war unbewaffnet, aber, wie schon gesagt, mit riesiger Kraft begabt und dem mehr zierlich als starkgebauten Conte, wie ein Löwe dem Panther, überlegen.

Zurück, Meuchelmörder! so wahr Dir Dein Leben lieb, zurück! donnerte er dem Wüthenden entgegen.

Dieser jedoch, blind vor Raserei, die Züge furchtbar verzerrt, mit herausgetretenen Augen und Schaum auf dem Munde, war schon in einem wilden Satze an ihm und führte einen Stoß gegen seine Brust. Fernandez aber, eben so gewandt als stark, entrann der unfehlbar tödtlichen Waffe durch eine blitzschnelle Wendung, umklammerte den entsetzlich Fluchenden mit seinen eisernen Armen so gewaltig, daß sein furchtbares Geschrei augenblicklich zu einem dumpfen Brüllen und Röcheln eines Halberstickten wurde, drückte ihm das Kinn fast zermalmend auf die Stirne und rief aus, während er ihm auch nicht eine Secunde Luft ließ:

Verführer, Verräther, Meuchler! schwöre, dieses edle, engelreine Mädchen, das Du unglücklich gemacht, augenblicks mit mir aus Deinem Hause ungeschmäht und unangetastet ziehen zu lassen, oder ich erstücke Dich in meinen Armen!

Nein, Verfluchter! stöhnte der Elende, und suchte in letzter ohnmächtiger Anstrengung den Dolch in seines Gegners Seite zu bohren; ein neuer, furchtbarer Druck von diesem, und die Waffe fiel zur Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Freikugel.

(Fortsetzung.)

Vor der einziehenden Aufklärung sind jedoch auch zwei Dinge mit verdrängt worden, die ich ungern vermisse: die Frömmigkeit und die innige Neigung der alten Jäger für ihren Stand.

Ihr jungen Forstlente seid dürftige, farblose Erscheinungen gegen jene, immer seltener werdenden Gestalten. Der Waidmann nach dem alten Schlage liebt seinen Wald; er ist ihm der liebste Aufenthalt, sehr oft Weib und Kind. Oft, wenn der Frühling die dunkeln Hochwälder mit frischem Laube kleidete und der weiche Moosboden sich mit den ersten Blüten schmückte, und durch die grünen sonnigen Baumwipfel der helle Finkenschlag weithin schallte, sah ich alte, stämmige, wettergebräunte Jäger andächtig die Mütze ziehen und so fromm beten, als stünden sie vor dem Altare. Er grüßt die Bäume, die vor seinem Auge aufwachsen, wie alte Bekannte, indeß ihr mit dem »Handbuch der Forstgeometrie« oder mit den »Tafeln zur kubischen Berechnung der Rundhölzer« in der Hand höchstens hinaufschaut, um zu schätzen, wie viel der alte Baum Holz geben mag.

Und so weiter, mein kleiner Professor, unterbrach Erwin den Redefluß Louisens, mit großer Gewandtheit ein kleines Gähnen unterdrückend; wie ist es denn nun aber mit den Freikugeln so eigentlich?

Diese, fuhr Louise fort, werden als ein Mittel betrachtet, unfehlbar zu treffen, und vorzüglich, um den Bann des Waldmännleins, der Ihnen ziemlich bekannt zu sein scheint, aufzuheben.

Könnte es bei mir nicht vielleicht ein Waldweiblein gewesen sein? frug Erwin.

Ihre Witze und Ihre Schüsse, lieber Vetter, haben eine merkwürdige Aehnlichkeit, bemerkte Louise ein wenig trocken. Das Gießen von Freikugeln ist übrigens hinreichend im Freischutz beschrieben, und Niemanden fremd. Haben Sie eine solche Kugel im Rohr, so brauchen Sie blos in's Blaue zu halten, sagen dann: in's Teufels Namen, und drücken los, wo das gefeite Blei sein Opfer von selbst findet.

Bravo! rief Erwin lachend. Drei solche Kugeln wären im Stande, mir des Onkels gänzliche Liebe zu gewinnen. Ich werde beim nächsten Vollmonde gießen!

Glaube kaum, neckte Louise. Meines Wissens waren Sie noch nie des Nachts im Walde, und wer weiß, ob sich Ihnen nicht das Haar ein wenig lupft, wenn Sie allein, mit dem Bewußtsein den Gott sei bei uns zum Gehülfen zu haben, an einem Kreuzwege stehen.

Wenn ich wüßte, daß Sie nicht scherzten, so würde ich, blos um Ihnen zu beweisen, daß Sie mit Unrecht an meinem Muthe zweifeln, hinaus gehen. Allein jedoch ist mir die Sache zu langweilig, und offen gestanden wäre es auch kindisch, sich mit all' dem tollen Spuktrödel abzugeben. Kugeln jedoch brauche ich jedenfalls, und will meinetwegen des Spaßes halber, nur welche auf einem Kreuzwege gießen.

Topp! rief das muthwillige Mädchen. Ich bin eine große Freundin von derlei Dingen, und wenn Sie glauben mich einzuſchüchtern, ſo haben Sie wieder einmal fehlgeſchoſſen. Ich bin die Tochter eines Jägers, und mehr als einmal machte ich allein nächtliche Spaziergänge im Walde; wenn wir nun ſchon das Abenteuer unternehmen wollen, ſo bin ich dafür, den ganzen näriſchen Hocuspocus gleichfalls mitzumachen.

Alſo meinetwegen morgen, hinter dem Garten im Föhrenwalde, wo ſich die beiden Pirſchſteige kreuzen!

Ich werde Sie beim Worte halten, Louiſe! rief Erwin und ging, denn der alte Hörling rief zum dritten Male nach ihm.

Der beſtimmte Abend war angebrochen, und unter Lachen und Neckereien wurden die Vorbereitungen zu dem nächtlichen Abenteuer gemacht. Der Forſtrath ging, dem Fürſten den Plan zu einem großen Faſangehege vorzulegen, und ſollte erſt des andern Tages zurückkehren. Die Abenteurer hatten demnach freien Paß. Um elf Uhr zogen beide, Erwin mit Kugelform, Blei und Feuerzeug verſehen, Louiſe den blonden Lockenkopf in ein dichtes Tuch gehüllt, den Nachthau abzuhalten, nach dem nahen Kreuzwege.

Der Vollmond goß ſein helles Licht über den ſchweigenden Wald, deſſen tiefe Stille nur dann und wann durch den Ruf eines Nachtvogels oder durch das Grollen eines Hirſches unterbrochen wurde. Erwin ſammelte dürres Reiſig, und in einigen Minuten brannte ein helles Feuer, deſſen milde Wärme die Fröſtelnden wohlthätig anhauchte.

Ei über die verwünſchten Kubikwurzeln, mit denen der Onkel mich heute quälte! rief Erwin lachend. Nun ſollten wir Thauwaſſer von einem Grabe haben, die Kohlen abzulöſchen. Ich denke, ein bischen Wein wird auch Dienſte leiſten, oder noch beſſer, wir laſſen den geſpenſtiſchen Kreis gar weg.

Nicht doch! widerſprach Louiſe. Sind wir närriſch genug geweſen bis hieher zu gehen, und uns mit allem Nöthigen zu ſchleppen, ſo müſſen wir auch den Scherz ſo ausführen, als ob es uns Ernſt damit wäre. Ziehen Sie immer den Kreis. Ich will, eine zweite Hexe von Endor, einſtweilen das Feuer ſchüren und die Gießkelle aufſtellen.

Während Erwin die Kohlen ordnete, ſchmolz das Blei in der Kelle und nach einigen Minuten war die erſte Kugel gegoſſen.

Eins — rief Erwin mit komiſchem Pathos den Kaſpar aus dem Freiſchütz parodirend, fuhr aber in demſelben Augenblicke ſo heftig auf die Seite, daß er das flüſſige Blei in den Sand verſchüttete. Eine Eule, durch den Schein des Feuers gelockt, war ihm hart vor dem Geſichte vorüber geſchwirrt.

Ein muthwilliges Lachen Louiſens war die Folge ſeines Erſchreckens, und ſelbſt mitlachend ſuchte er das erkaltete Blei aus dem Sande. Der kleine Unfall erhöhte die muntere Laune Beider. Das kniſternde, helle Feuer warf ſeinen vollen Schein auf das in jugendlicher Friſche blühende Geſicht Louiſens, die emſig Holz nachlegte. So war man zur vierten Kugel gekommen.

Ein leichter Wind bewegte flüſternd die Wipfel der rieſigen Eichen und Föhren, und in dem Vorholze gegenüber begann es zu brechen und zu kniſtern.

Jetzt wird der wilde Jäger kommen! ſprach Erwin, die abgehende Glut neu anfachend. Der Mond trat hinter eine Wolke.

Drüben rauſchte und knackte es ſtärker.

Erwin buckte ſich die fünfte Kugel zu gießen, als ein greller Aufſchrei Louiſens ihn erſchreckte.

Dieſe ſtand, das Geſicht mit beiden Händen verbergend, heftig zitternd neben ihm; vor dem Feuer, von der rothen Glut ſcharf beleuchtet, eine Flinte auf der Schulter, in einen grünen Ueberrock geknöpft, ein junger Mann, ein blutiges Tuch um die Stirne geſchlagen.

Erwins erſte Bewegung bei Louiſens Schrei war, nach ſeiner Flinte zu langen, und als er das ſcharf gezeichnete Antlitz des wie aus dem Boden gewachſenen Fremdlings erblickte, fiel ihm, obwohl nur einen Moment, unwillkürlich der wilde Jäger ein. Als jedoch die erſte Ueberraſchung vorüber war, ſetzte Erwin, halb verlegen, halb beſchämt, ſich bei ſolch kindiſchem Spiele ertappt zu ſehen, den Hahn ſeines Gewehres in Ruhe, und wollte eben den ſtörenden Beſuch um ſein Begehren fragen, als dieſer mit wohltönender Stimme und höflichen Worten frug, ob das Haus des Forſtrathes Hörling nicht in der Nähe liege.

Auch Louiſe hatte ſich von ihrem erſten Schreck erholt, und wagte es nun, den Fremden, der nach ihrem Vater frug, näher zu betrachten. Dieſer gab ſich als den Sohn des benachbarten Forſtverwalters zu erkennen und erzählte, daß er, vor einigen Wochen erſt in das Revier ſeines Vaters gekommen, auf dem Anſtande geweſen, aber des Weges unkundig, ſich verirrt habe. Der Schein des Feuers, den er von weitem erblickte, habe ihm zum Wegweiſer hieher gedient, wo er ſich beim Durchbrechen durch das Dickicht an einem überhangenden Baumaſte die Stirne wund geriſſen habe. Hätte ich übrigens gewußt, fügte er mit ſeinem Anſtande hinzu, daß mein Erſcheinen für die Dame ein Gegenſtand des Schreckens werde, und meine Anweſenheit das romantiſche Abenteuer unterbrechen ſollte, ſo würde ich es vorgezogen haben, die Nacht im Walde unter dem Schutze irgend eines Baumes zuzubringen. —

Menſchen von Bildung ſind gegen nichts empfindlicher, als ſich auf einer Handlung überraſcht zu ſehen, welche ſie in den Augen Anderer lächerlich zu machen geeignet iſt.

Louiſe war verlegen, von dem nächtlichen Gaſte hier im Walde überraſcht worden zu ſein, und zwar in Geſellſchaft eines jungen Mannes, von dem ſie doch nicht gleich erzählen konnte, daß es ihr Verwandter ſei, und Erwin verwünſchte im Stillen die ganze Freikugelgießerei, durch welche ſie Beide in den Augen des Fremden im höchſten Grade albern erſcheinen mußten. Daher kam es, daß, nachdem Erwin den Fremden eingeladen hatte, die Nacht einſtweilen mit ihm ſein Zimmer zu theilen, bis ſein zurückkehrender Oheim ihn geſprochen haben würde, alle drei ziemlich ſtille und wortarm neben einander fortſchritten.

Am Ausgange des Waldes, wo der Baumſchlag ſich in niederes Geſtrüpp verlor, das längs des Weges ſich hinzog, ſchlüpfte plötzlich aus einem dieſer Büſche ein dunkler, formloſer Gegenſtand, der ſchnell und geräuſchlos wie ein Schatten, ſorgſam das Mondlicht vermeidend, über die Wieſe hinhuſchte. Der Fremde blieb ſtehen, und ſah lange und aufmerkſam dem ſich im Dunkel des Waldes verlierenden Schatten nach. Was ſehen Sie Befremdendes? frug Erwin, deſſen minder ſcharfes Auge nichts bemerkt hatte.

Wenn ich meine Vermuthung ausſprechen ſollte, ſprach dieſer, der ſich mittlerweile als Hermann Velart genannt hatte, ſo müßte ich ſagen — aber nein — das iſt wohl kaum möglich. Ich muß mich geirrt haben! und damit ſchritt er wieder vorwärts.

In einigen Minuten hatten ſie das Haus erreicht, wo Louiſe, nachdem ſie Einiges zum Abendbrote für den ſpäten Gaſt gebracht hatte, ſich ſogleich empfahl. Auch die beiden jungen Männer ſuchten nach kurzem Geplauder die Ruhe.

Als der Morgen den von ſeinem nächtlichen Ausfluge ermüdeten Erwin etwas ſpät aus den Armen des Schlummers weckte, fand er ſeinen Gaſt bereits ausgegangen. Vom Fenſter aus ſah er denſelben, das Gewehr am Riemen, an dem Wege, auf welchem ſie geſtern Nachts zurückgekehrt waren, emſig, als forſchte er nach einem verlorenen Gegenſtande, den Boden unterſuchen. Nachdem er angekleidet war, ging er zu ihm hinab.

Velart, nachdem er Erwin höflich gegrüßt hatte, winkte ihm näher zu kommen.

Sehen Sie da! rief er, mit der Fußſpitze auf eine in den Sand eingedrückte, hundeähnliche Fährte weiſend. Geſtern wollte ich im Dunkeln meinen Augen nicht trauen, aber heute ſehe ich meine Vermuthung zur Gewißheit werden. Sehen Sie — hier neben dem Abdrucke dieſes niedlichen Fußes die zweite, noch deutlichere Spur. Das iſt ein Wolf!

Ein Wolf! wiederholte Erwin, ohne den verwunderten Blick, womit ihn Velart bei dieſem Ausrufe anſah, zu bemerken. Fräulein Louiſe, fuhr dieſer lächelnd hinzu, mag geſtern wohl nicht geahnt haben, daß Herr Iſegrimm ſich ſo nahe bei ihr befand. — Es war gut, daß Sie draußen Feuer hatten, ſagte er nach einer Pauſe ernſt; leicht hätte ein Unheil geſchehen können, denn ein Wolf iſt ſelbſt für einen Waidmann am Tage keine ganz gefahrloſe Begegnung, geſchweige denn in der Nacht, wo ein Schuß nicht ſehr verläßlich iſt.

Sie nannten eben den Namen meiner Couſine, nahm Erwin das Wort, ſie iſt Ihnen alſo bekannt?

Ich ſah das Fräulein geſtern zum erſten Male, entgegnete Velart, aber ich hörte meinen Vater, der ein Jugendfreund des Herrn Forſtrathes iſt, oft ihrer erwähnen. Vermuthlich habe ich das Vergnügen, in Ihnen Herrn Erwin Hörling zu begrüßen?

Um ſo angenehmer wird es meinem Oheime ſein, fuhr Erwin nach einer bejahenden Verbeugung fort, in Ihnen den Sohn eines alten Freundes zu begrüßen. Doch jetzt kommen Sie; Couſine Louiſe trug mir auf, Sie zum Frühſtücke zu rufen, und in dem Punkte iſt das Mädchen kritiſch wie eine kleine Hausfrau; ſie wartet nicht gern lange.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Lebensalter.

Vorerſt fühlt ſich der Menſch als Ding neben Dingen. Das Kind richtet ſeine rege Aufmerkſamkeit auf jeden Gegenſtand, den es zu Geſichte bekommt, mehr als auf ſeine Nebenmenſchen, mehr als auf ſich ſelbſt. Es wird gewaltig angezogen von Pflanzen und Mineralien, welche Naturproducte es ſeinen Spielen unterwirft, ſie für den Bau einer wandelbaren, gleich ihm ſelber leicht umzugeſtaltenden Welt ſouverän verwendet, nach Luſt und Laune damit ſchaltet und waltet, wählt und verwirft bald dieß, bald das, mache ſich alſo nicht nur zu ſeinem ihresgleichen, ſondern auch zu ihrem Herrn und Gebieter, für den ſie da ſind. Wenn die Kinder das erſte Lebensjahr zurückgelegt haben, kennen ſie ſchon alle Gegenſtände, die in ihrer nächſten Umgebung ſich finden, alles Leuchtende beſonders und Tönende, alles Bewegte, z. B. den Pendel der Uhr; aber im zweiten Jahre tritt gewöhnlich erſt die Theilnahme für die Hausthiere hinzu und zwar iſt dieſe vorerſt eine intereſſirte, d. i. das Kind macht ſich mit der Katze, mit dem Hündchen ſeine Kurzweil, betrachtet ſie als ihm etwas näher ſtehende Dinge, mit denen zu ſpielen wegen ihres innern Lebens mehr Freude macht, als das tönende Glöckchen und das goldene Papierband. Aber nach und nach faßt das kindiſche Gemüth eine unendlich heiße Liebe zu den Thieren, welche aus Spielzeugen zu Spielgenoſſen emporſteigen. Das iſt der Fortſchritt des Menſchen vom Unbelebten zum Belebten, vom Vegetabiliſchen zum Animaliſchen. Ein Kind vergießt heiße Thränen, wenn einem jungen Kätzchen zwiſchen Thür und Angel ein Leides geſchieht, iſt aber faſt ganz unempfindlich für den Tod einer Mutter, wenn es nicht Klagen von Andern anhören muß, denn dann brechen die verſiegelten Quellen der Thränen ſympathetiſch hervor. Wenn der Knabe aus dem Stubenkerker entlaſſen wird, wenn er, um dem übermächtigen Andrange einer ganzen Welt von neuen Dingen zu widerſtehen, die Gewalt der verbündeten Naturkräfte zu brechen, ſich an Seinesgleichen anſchließt, dann verläßt er treulos und meiſt für immer ſeine alten Freunde, die Thiere, ja, er fängt damit an, ſich gegen ſie als gegen Feinde zu kehren und ſie müſſen das Lehrgeld für die erſte Uebung ſeiner Menſchheit zahlen. Er klettert auf die Wipfel der Bäume, um die jungen Vögel aus dem Neſte zu holen; er wirft mit Steinen nach den Hunden, kurz, es ſcheint der Thierheit um ſo gramer zu werden, je mehr er Menſch wird; man verzeihe uns das Gleichniß, aber es ſcheint treffend; ſo erhob ſich Schillers gegen Bürger, als er in ihm ſein eigenes altes Ich bekämpfen zu müſſen dachte. Der Knabe geſellt ſich zu dem Knaben, anfangs aus purer Nothdurft, um die Gefahren theilend ſie zu verringern, um für verſchiedene Plane, welche für die Uebung der erwachenden Kräfte täglich, ſtündlich entworfen werden, einen Helfer zu halten. Aber auch hier wie vorher bei den Thieren erwächſt aus dem Intereſſe die Liebe, aus der Nothdurft die Freiheit, aus der Kameradſchaft die Freundſchaft. Da wir von der Freundſchaft zu ſprechen angefangen, werden wir nicht gar weit von der Liebe, der Geſchlechtsliebe ſein; die erſtere iſt ja nur die verhüllte zweite, der Jugendfreund iſt unſere Geliebte, bis Amor ſeine Maske abwirft und gleich dem Falken, dem man die Haube von den Augen genommen, auf das Täubchen in den Lüften ſtürzt. Plötzlich ſtehen wir auf dem Blumenhügel der Jugend, von dem alle Ströme des Paradieſes ausgehen, um der Welt einen ewigen Lenz zu verkünden.

Der Säugling hat ſeine Arme nur, um die Mutterbruſt zu umfaſſen, der Knabe um zu ſpielen, der Jüngling zu umarmen Gott und Welt und Menſchheit — und, indem wir das Folgende anticipiren, der Mann um zu arbeiten, und der Greis, wozu ſind ihm die Arme? Zu Wegweiſern für die Wanderer, die noch an ſeinem Ziel nicht angekommen. Im Jüngling kann man ſagen ſtrömt Alles zuſammen, was der Menſchheit zugetheilt iſt: und doch bringt es am wenigſten er zu dem wirklichen Genuſſe aller der Scheinfrüchte, die ihm täuſchend vorſchweben — und eben weil er die Befriedigung keiner einzigen ſeiner Seelen, die in ihm zugleich wohnen, erlangt, genießt er die Allſeligkeit, ſie alle in ſich beherbergen zu dürfen — und während er in ſüßer Schwärmerei thatlos umherſchweift, fühlt er ſich jeder Mannesthat gewachſen; — doch mitten in dem Gefühle der Unendlichkeit, deſſen Träger der Jüngling iſt und bleibt, überraſcht ihn die Enge der Wirklichkeit — von allen Seiten ſcheinen die Eckſteine der Welt gegen ihn loszurücken und das Univerſum ſich ſo lange vor ſeinem geübten Blicke zu rütteln und zu verſchieben, bis es ihn eng eingeſchloſſen wie ein eiſernes Gewebe. — Da erwacht in ihm der kühne Gedanke, die Eiſenſtäbe rings um ſich her zu zerbrechen und aufzuſtehen und zu ſprechen: Ich bin Ich! das heißt: Ich bin ein Mann! — War der Jüngling bereit, ſich der Welt zum Opfer darzubringen, ſo iſt es der Mann, ſie ihm ſelber zu opfern; reckte Jener ſeine Arme aus, das All an ſeine Bruſt zu drücken, daß es an ihm erwarme, ſo thut es Dieſer, um an ihm ſelber zu erwärmen; Jener gibt um zu nehmen, Dieſer nimmt um zu geben; Jener hatte die Wahl frei, welchen der Millionen Wege zum Ziel er betreten wollte — er ſchwebte über allen und wählte keinen — Dieſer geht ſeinen engen Pfad vor ſich hin, als gäbe es gar keinen andern; Jener vergißt über der Fülle der Mittel den Zweck, Dieſer ſucht mit dem wenigſten Aufwand vor allem und überall das Ziel! Jener gleicht dem allbelebenden Eros, Dieſer dem klugen Hefäſtos, der das Erz mit kaltem Meißel in Formen zwingt. — Der Jüngling iſt das Bild der Menſchheit, doch der Mann iſt der wirkliche Menſch!

All dasjenige, was dem Jünglinge vor dem Auge tanzte, und das, wenn er danach griff, ſich als ein Trugbild nur erwies, hat der Mann greifbar in ſeiner Hand! Jener liebte, und Dieſer hat ein Weib! Jener umhalste einen Jeglichen als ſeinen Bruder, Dieſer hat einen Freund, bewährt und treu; Jener war zugleich ein Held und ein Dichter, jeden Ruhmeskranz ſah er im Geiſte an ſeinen Schläfen haften — der Mann hat Einen, aber einen wirklichen — u. ſ. w. Der Jüngling ließ ſeine Sohlen nicht an dem Boden haften, um dem Fuß der Menſchheit Raum zu laſſen; der Mann ſagt: wo ich ſtehe, da kann kein Anderer ſtehen, und wenn zwei überhöfliche Leute, ſtatt gerade für ſich hinzugehen, einander ausweichen wollen, da vertreten ſie einander vielmehr den Weg und kommen alle Beide nicht fort! Der Jüngling wandert, der Mann baut ſich ein Haus, und indem er Kinder zeugt, ſagt er der Welt: Ich werfe meinen breiten Schatten, der zwar keine Sonne, aber auch keinen feuchtigen Wind durchläßt — von mir fängt eine neue Schöpfung an.

Das Greiſenalter hat viele Aehnlichkeit mit — dem Jünglingsalter! Dieſes iſt vor aller Wirklichkeit, jenes nach derſelben! Beide betheiligen ſich nicht unmittelbar am eigentlichen Leben; der Greis iſt der ruhige, leidenſchaftsloſe und deßhalb reine Genuß der Menſchheit, der über dem Leben mit bewegungsloſem Fittig ſchwebt — während der Jüngling zwar ebenfalls darüberhing, aber in einer ſolchen allüberblickenden Höhe mit ſo unruhigem Flügelſchlage eilt, daß er Nichts ſieht, weil er Alles ſieht oder ſehen möchte. Der Jüngling empfindet »alle ſechs Schöpfungstage« in ſeinem Buſen, der Greis ſpiegelt ſie im klaren Geiſtesauge ab. Es liegt nahe, aus dieſen Eigenthümlichkeiten der zwei Lebensalter Conſequenzen zu ziehen für ihren verſchiedenen Beruf, aus ihnen, indem man ſie unvermiſcht ſich über einander aufbauen läßt, den idealen Menſchen erwachſen zu ſehen und dieſen mit dem Erfahrungsmenſchen, wie er in unſerer Zeit vor unſern Augen wandelt, zu confrontiren.

Haben wir wahrhaftige Kinder, Jünglinge, Männer und Greiſe? Die Jugend iſt greiſenhaft, Mannheit iſt es gerade, was unſerem Zeitalter fehlt, und unſere Greiſe, wenn ſie wirklich noch mehr als Schatten ſind, haben keinen Wirkungskreis, denn gerade das, was ihre Seele iſt, die Filoſofie des Lebens, wird ihnen von jedem Schulknaben ſtreitig gemacht, der den Snecus des ganzen Univerſums aus Schelling und Hegel gezogen hat. Alles wird man uns eheſtens eher zugeben, als daß unſere Zeit keine Männer hat! »Wie, ruft man aus, wie, die wir unſern Stempel den Kräften der Natur aufdrücken, die wir, zurückgekommen von allem Trug der Ideale, auf der engen Baſis der Wirklichkeit Wunder wirken durch unſere Energie und Rückſichtsloſigkeit — wie wären nicht männlich?« Ja, wenn die Männlichkeit darin beſtünde, nur kalt, nur beſchränkt, nur egoiſtiſch zu ſein! Der wahre Mann iſt nur kalt der Welt gegenüber, die keine innere Wärme hat, er iſt kalt aus Wärme, es hat ſich gleichſam ſeine Wärme zurückgezogen in des Herzens innerſten Kern, und ſie ſpringt hervor, wenn ſie von außen getroffen wird; er iſt nur beſchränkt, weil er es ſein will, es führen die Telegrafenfäden aus ſeiner Enge in alle weiteſten Weiten, weil er ein echtes Jüngling geweſen war; er iſt egoiſtiſch, d. h. er iſt dahin gelangt, Berechtigung in ſich ſelber zu finden, während er in ſeiner Jugend inſtinctmäßig ſich Allem hingab, da er ſelber nach nichts war; es iſt der hohe Egoismus eines Gottes, der ſich einen größeren Werth fühlt als einer ganzen Welt, die er belebt und trägt; aber nicht der kleinliche eines Wanker, dem ein Dollar werther iſt, als ein Menſchenleben! — Unſere Männer leben nicht für ſich, weil man nur dann recht für die Welt leben kann, wenn man eben für ſich recht lebt; es ſchrumpft ihnen die Welt nicht zu ihrem Ich zuſammen, denn ſie haben kein Ich, ſie ſchrumpfen ſelber zu einem Geldſack, zu einem Ding zuſammen, leben alſo nicht für ſich, ſondern leben überhaupt nicht. — Und unſere Jünglinge! Sie ſpringen hinüber in's Mannesalter, gerathen aber bis hinein in das Greiſenthum und nichts iſt widerlicher, als blonde Haare nicht von weißen unterſcheiden zu können! Die Kinder plauſchen ſchon über Gott und über die Welt und wiſſen zu

ſagen, warum Brutus ſeinen Vater erſchlagen; zeigt ihnen aber eine Kuh, ſo werden ſie ſagen, es ſei ein Kalb. Es iſt eine gänzliche Vermiſchung der Berufe der Lebensalter eingeriſſen, und wir müſſen nun in die Pädagogik hinübergreifen.

Man wird alſo gut thun, dem Inſtincte der Kindheit, welcher nach Sachkunde ſtrebt, durch Abſicht plonvoll entgegen zu kommen; der Bauernjunge lernt frühzeitig alle Ackergeräthe, Getreideſorten, Kräuter und Bäume kennen; er beſucht das Vieh im Stalle und hat bald die Eigenheiten des Genus und der Species weg; er geht mit in den Wald, da die Schwämme wachſen, die leichten Schößlinge des Regens, von denen gerade die prächtigſten als giftig zu meiden er gewarnt, hingegen auf die beſcheidenen Pilze, die die ſchlechteſte Suppe ſo trefflich machen können, wie ein Wörtlein des Evangeliums das verderbenſte Gemüth, aufmerkſam gemacht wird; da hundertjährige Stöcke wie Backzähne feſtfüßen mitten im jungen Birkenwäldchen, in dem Scharen von Eichhörnchen ihr ausgelaſſenes Weſen treiben; da das helle Laubholz ſo ſchön abſticht von dem düſtern Nadelgehölze und ein friſcher Harzgeruch Geſundheit athmet — genug! Und welche köſtliche Stufenfolge der Geſchäfte, in die der Bauernjunge nach und nach geräth: erſt Hirte, dann Stallbub', dann Knecht, wo er die Feldarbeiten mitmacht, dann Oberknecht, wo er ſie zu beaufſichtigen, und endlich Heer, wo er ſie ganz zu leiten hat! — Der Knabe des Handwerkers wird geboren unter dem Sauſen des Webſtuhls, unter dem Ziſchen der Hobel, dem Schlage des Hammers u. ſ. w. Tauſenderlei Dinge ſpringen ihm in die Augen, deren Namen und Gebrauch er kennt, wie von ſich ſelber; er wächſt in eben ſo concrete, wenn auch engere Verhältniſſe hinein wie der Bauernſohn, wird Lehrjunge, Geſelle, wandert und wird Meiſter; welche natürliche Uebergänge! wie ſo ſtat und ohne Sprünge! wie feſt und unverrückbar das Ziel! wie feierlich und öffentlich alle die Rangerneunungen! In den Ständen alſo, deren Atmoſfäre der Geiſt, deren Werkzeug der Kopf, deren Stufenleiter meiſt unſichtbar wie die Traumleiter Jakobs; in den Ständen, wo der Vater ſeine Werkſtaet, ſage Kanzlei, Katheder ꝛc. außer dem Hauſe hat, wo das Kind ihn kommen und gehen ſieht, es weiß nicht wohin und warum; wo eine Kinderſtube mit den Siebenſachen der nächſten Bedürfniſſe eine ſchlechte Duodez-Ausgabe der großen und ſchönen Welt iſt; wo ein Haſe nur gebraten auf der Schüſſel und eine Gans höchſtens als Schimpfname einer einfältigen Zofe vorkommt; wo die Sonne hinter einem hohen Hauſe herauf- und hinter einem andern hinabſteigt; wo man von Berg und Wald keine andere Anſchauung, als die der Ammenfantaſie hat, wenn ſie mit Rübezahl und Groſel die muntern Kinderaugen ſchließt: ſo da muß die Pädagogik einige Wichtelmännchen beſtellen, die den Kram in's Haus bringen, aus dem man ſich eine kleine Welt erbaut: wenn nicht aus ſchlechten Kopfen blöde, für ſich und die Welt untaugliche; aus guten Caricaturen von Witzholden, naturloſe Arithmetiker, oder, wenn auch ein ſchönes Gemüth hinzutritt, mondſüchtige Träumer, hektiſche Frömmler, grabriechende Bücherwürmer erwachſen ſollen! — Alſo umgebet eure Kinder mit Allem, was im Himmel oben, auf der Erde unten, und im Waſſer unter der Erde iſt — laſſet ſie wühlen in dem Reichthum' der Welt, laſſet die Bilder von tauſend Dingen ſich eingraben in das zarte Gehirn, wie man in die grüne Rinde junger Bäume ſeinen Namen ſchneidet, daß er damit wachſe und bluhe — der Vigor wird dadurch gezwungen, aus dem Innerſten hervorzuquillen an die Fläche; — oder bedecket den jungen Sprößling nicht mit den großen Bildertafeln der Geſchichte — dafür ſind die älteren da, die ſchon an Luft und Licht erſtarkten! — beachtet die Triebe der Lebensalter:

Die Kindheit will Sachen, Sachen! nur aus gröberem Stoffe kann der Anfänger ſeine Figuren bilden — erſt der Jüngling vermag Alles, was den Menſchen angeht, ſei's Religion, Geſchichte, überhaupt alles Antropologiſche, mit feinerem Schöpferſinn zu verarbeiten — erſt der Jüngling, deſſen Herz von den Gefühlen der erſten Freundſchaft und Liebe ebbet und flutet, dem im engen Familienkreiſe das Lebensbild klar aufgegangen, der Jüngling erſt fragt nach Gott und hat ein Herz für der Menſchheit Thun und Leiden — gebt ſeiner unruhig züngelnden Flamme Nahrung, ſonſt frißt ſie in's eigene Leben! ſeht ſeine weitgeöffneten Arme — führet zu ihm heran alle Elohim und Enakim der Weltgeſchichte, daß er ſie gluhend umſchlinge; ſeht das glänzende Auge, das gen Himmel blickt — laßt fallen den blauen Vorhang, damit der Herr mit ſeinen himmliſchen Heerſchaaren dieſem heiliglechzenden Auge erſcheine! — Unruhig durchirrt ſein Fuß das enge Gehäge der Heimat — thut weit auf die Pforten und entlaßt ihn in die weite Welt, daß er ſich ſtürze in die Unendlichkeit; — jeder Jüngling gleicht dem Bildner, der von Zeus Leben herabflehte für ſein Marmorideal, daß es außer ihm Exiſtenz habe und Blut und Warme; oder vielmehr jedes Ideal wird ihm wie Chawa aus dem Leibe geſchnitten und iſt Fleiſch von ſeinem Fleiſch und Blut von ſeinem Blut. — Den ſogenannten geiſtigen Ständen fehlen die ſcharfen Treppenabſchnitte, die zu neuem Steigen kräftigen; der Römer hatte ſeine Toga virilis, wie muß ein junges Herz ihren weiten Falten entgegengepocht haben! — wir haben nicht's, was äußerlich einen Jüngling in die Reihe der Männer verſetzte, als — die Pfeife und Cigarre! doch es rauchen ja ſchon auch die Kinder und die Weiber! Durch keine Opfer muß man die tief ergreifende Einweihung in die Miſterien, durch kein jahrelanges Schweigen die Weisheit des Pythagoras erkaufen; das Geſchlecht der Konige ſitzt nicht mehr auf den eruruiſchen Grühlen, die weißen Bärte der Greiſe würden ſonſt von unbärtigen Buben gezupft werden, wie von den Barbaren des Brennus. — »Darfſt Du, Jüngling, ſchon auf dem Forum erſcheinen?« — O ja, ich ſtaune auf dem Graben und begucke dieß und das durch meinen Augenzwinker. Zwar haben wir noch immer Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, und die Sonne Homer's leuchtet auch uns — aber mereh ſind wir's nicht; die Natur ſollte ein büchen Chaos ſpielen, um uns unſere chaotiſchen geiſtigen Zuſtände recht zu Gemüthe zu fuheen, denn

»Nur das Alter iſt jung, ach, und die Jugend iſt alt!«

Moriz Reich.

Die wunderbare Erquickung im Sterben.

Legende von J. F. Caſtelli.

Das Zügenglöcklein ſchallt, es ſoll die Kunde geben:
Berthold, der fromme Abt, liegt jetzt im Sterben eben.

Die Monche ſteh'n um's Bett, und Jeder mit ihm leidet,
Weil aus dem frommen Kreis ein theu'rer Vater ſcheidet.

Durch ſeine Adern wälzt die Glut des Fiebers ſich,
Verzehrend quält der Durſt den Armen fürchterlich.

Mit matter Stimme ſpricht der Kranke: »liebe Brüder!
»Es brennt ein Feuer mich durch alle meine Glieder,

»Ich bitt' Euch, ſeid ſo gut und bringet mir zur Stelle
»Den letzten Labetrunk aus unſ'rer Kloſterquelle!«

Zwei Mönche eilen fort, und reichen dann ihm dar
Den Becher angefüllt mit Waſſer friſch und klar.

Er ſetzt ihn an den Mund mit dankesvollem Blick,
Doch kaum hat er genippt, ſo gibt er ihn zurück.

Und ſpricht: »Ihr wolltet mir im Tod' noch Kraft verleih'n,
»D'rum brachtet mitleidsvoll Ihr mir ſtatt Waſſer — Wein.

»Was Menſchenhand erzielt, will ich nicht mehr genießen,
»Nur jenen Trank, den Gott ließ aus dem Felſen fließen.«

Die Mönche ſteh'n erſtaunt, doch eilen ſie zur Stelle
Und füllen neuerdings den Becher aus der Quelle.

Und wieder führet der Abt den Becher an die Lippen
Und weiſet ihn zurück, gleich nach dem erſten Nippen.

Und ſpricht: »O, ganz erkenn' ich Eu'ee Lieb'; — habt Dank,
»Ihr brachtet jetzt ſogar wie meinen Lieblingstrank,

»Den Wein, den aufgefecht wie nur den höchſten Gaſten,
»Die uns beſuchten oft an großen Kirchenfeſten.

»Nur an der herrlichſten von Gottes reichen Gaben,
»Am Waſſer will ich mich zur ew'gen Reiſe laben.«

Nun ging zum dritten Mal der Mönche ganze Schaar
Zum Kloſterbrunnen hin, und brachte Waſſer dar.

Als er den Trank verſucht, ſo ſprach hierauf der Abt:
»Wenn wirklich Waſſer Ihr vom Quell genommen habt,

»So laßt mich preiſen Gott, den Herrn, der mich erquickt
»Im Tod mit einem Trank, den er mir ſelber ſchickt.«

Drei Zuge ſchluckt er noch, zum Cruzifix gewendet,
Dann neigte er ſein Haupt und hat in Gott vollendet.

Digitized by Google

Der Begriff von Zeit und Raum, Maß, Gewicht und Werth.

Nichts ist bis zu dem heutigen Tage in allen Theilen der bewohnten Erde auf so unsicherer und unvollkommener Grundlage geblieben, als der Begriff und die Bestimmung von Maß, Gewicht und Werth, die in allen menschlichen Gesellschaften ohne Anhalt an ein Naturgesetz überall nur der Willkur entnommen, daher also auch der Begriff von Entfernungen — Längen- und Hohlmaße — der Schwere oder Gewichte, so wie die Werthbestimmungen stets nur nach willkürlicher Annahme ohne vorausgesetzte Möglichkeit einer naturgesetzlichen Controle ausgedrückt worden sind, weil man für die Normalmaße, für Klafter, Elle, Fuß und Zoll eben so wenig, als für Zentner, Pfund und Loth — oder der Werthbestimmung einen sicheren Anhaltspunct zu finden im Stande gewesen ist.

Durch die Natur in unserer Existenz auf ein bestimmtes Maß an Zeit und Raum beschränkt, mußte auch die Nothwendigkeit in das Leben treten, alle unsere Handlungen, Künste und Gewerbe auf ein bestimmtes Größenverhältniß der Zeit-, Längen-, Flächen- und Körpermaße zu stützen, so wie durch Gewichte und Zahlen auszudrücken.

Alle unsere industriellen und wissenschaftlichen Unternehmungen, so wie der bürgerliche Verkehr hatten also ein Maß und Gewicht, sowie einen bestimmten Münzwerth zum Bedürfniß gemacht, welche aber leider wie die Sprachen und Schriftzeichen fast in jedem Lande nach Willkur, ohne alle Uebereinstimmung entstanden sind, weil man dafur weder in der Natur, noch durch die Kunst einen sicheren Haltpunct zu finden wußte, und daher kam es denn, daß wir schon in Europa, ja selbst in unserem Kaiserstaate eine so große Verschiedenheit von Maßen, Gewichten und Münzdifferenzen besitzen, daß sie uns nicht selten zu eben so großen Irrungen als nachtheiligen Folgen führen, und schon lange vielseitig den Wunsch erzeugen mußten, diese unangenehmen Anstände einst durch ein aus der Natur und Kunst entnommenes und in allen Theilen der Erde controlirbares System von Maß, Gewicht und Werth für immer zu beseitigen.

Durch ähnliche Gründe veranlaßt, glaubte man schon vor einem halben Jahrhundert in Frankreich durch die ebenso mühevolle als undankbare Ausmaß und Berechnung des Meeres, welcher bekanntlich als der zehnmillionste Theil des nördlichen Meridianquadranten unserer Erde betrachtet wird, das sicherste Maß gefunden zu haben. — Es ist dieses zwar das einzige Maß, welches nicht ganz nach Willkür bestimmt worden ist, aber dennoch immerhin eine Annahme, die, so mühevoll und scharfsinnig sie betrachtet werden mag, nach den Beweisen anderer Gelehrten nicht nur unrichtig, sondern auch nicht geeignet ist, im Falle eines Zweifels über die Echtheit desselben auf kurzem Wege controlirt zu werden.

Unter allen bestehenden Maßen ist unwiderlegbar das in der Natur gegründete Zeitmaß das untrüglichste. Die Dauer der Stunden, Minuten und Secunden, durch Tag und Nacht und Jahreszeiten controlirt, geben den einzig richtigen Maßstab für unsere Zeitrechnungen, und nach fixischen Grundsätzen, die Länge des Secundenpendels ein eben so sicheres als controlirbares Längenmaß, welches sich in allen Theilen der Erde mit unbedeutenden Abweichungen unter gewissen Beobachtungen am sichersten ermitteln, reguliren und gegen Irrungen und Betrug controliren läßt.

Die vielen Versuche, welche unter den verschiedenen Breitegraden von Naturforschern und Gelehrten mit Sorgfalt angestellt worden sind, zeigen uns von dem Aequator bis an die Nordküste von Spitzbergen höchstens eine Gravitationsdifferenz von $\frac{1}{200}$, so daß die Länge des Secundenpendels im Durchschnitte oder unterm 43. Grade der nördlichen Breite ungefähr 993,38 Millimeter, oder nahe 37″ 8‴ 7‴‴ Wienermaß beträgt, daher ein Längenmaß angibt, welches gegen den französischen Metre nur um 6,3 Millimeter differirt.

Die gefundenen Abweichungen des Pendels selbst anlangend, zeigten sich dieselben vom Aequator bis zum 80. Grad der nördlichen Breite in folgenden Abstufungen, so daß der Secundenpendel unter dem Aequator

oder = 0°	nach			Freycinet .	990,9466	Millimeter
unter dem	3° 21′ 16″	durch	Luetke . .	991,0643	»
» »	8° 29′ 28″	»	Sabine . .	991,1073	»
» »	10° 38′ 56″	»	» . .	991,1009	»
» »	13, 4, 9,	»	Goldingham	991,2723	»
» »	17, 56, 7,	»	Sabine . .	991,4723	»
» »	21, 32, 24,	»	Foster . .	991,3903	»
» »	27, 4, 12,	»	Luetke . .	992,3773	»
» »	38, 28, 37,	»	Biot . . .	993,0792	»
» »	40, 42, 43,	»	Sabine . .	993,1386	»
» »	43, 7, 28,	»	Duperrey .	993,3652	»
» »	45, 19, 0,	»	Biot . . .	993,5841	»
» »	48, 11, 36,	»	Wurm . .	993,8332	»
unter dem	48, 50, 14,	durch	Cassini . .	993,8462	Millimeter
» »	51, 31, 8,	»	Kater . .	994,1234	»
» »	54, 42, 50,	»	Bessel . .	994,4099	»
» »	59, 56, 21,	»	Luetke . .	994,9100	»
» »	60, 45, 25,	»	Kater . . .	994,9384	»
» »	70, 26, 17,	»	Sabine . .	995,6370	»
» »	74, 32, 10,	»	» . . .	995,7724	»
» »	79, 49, 38,	»	» . . .	996,0359	»

Im Ganzen betragen diese Abweichungen auf den bewohnten Puncten unserer nördlichen Halbkugel nicht ganz $\frac{6}{1000}$. Auch sieht man aus diesen Erhebungen, daß die Länge des Secundenpendels in der That mit der größeren Entfernung vom Aequator zunimmt. Eine genauere Vergleichung dieser Länge zeigt, daß sie unter dem Aequator = 493,207 Pariser Linien beträgt, und daß man für jede andere Breite die Länge ihres Secundenpendels erhält, wenn man zur vorhergehenden Größe die Zahl 2,386; durch das Quadrat des Sinus dieser Breite multiplicirt, addirt.

Allerdings hat man an den verschiedenen Orten und Höhen des Erdballes theils wegen einiger Verschiedenheit der Erdtextur, theils der ungleichen Dichtigkeit des atmosfärischen Fluidums einige Verschiedenheit in den Schwingungen wahrgenommen, doch ist dieselbe von so geringer Bedeutung, daß diese nicht einmal den $\frac{1}{1000}$ Theil eines Mètres betragt, und daher auch immer als das sicherste aller bisher ermittelten Maße zu betrachten sein dürfte, weil dieses Maß nicht nur auf ein bestimmtes Gravitationsgesetz gegründet, sondern mit Hilfe einer Uhr auch in allen Theilen der Erde ermittelt, und in zweifelhaften Fallen controlirt werden kann.

Die Länge des Secundenpendels mit der Hinzurechnung oder Abzug des Declinationsbruches ist daher in allen Ländern der Erde ausführbar, und das auf diese Weise in Wien bestimmte Längenmaß könnte im Erforderungsfalle eben so gut in Peking als Mexiko wieder gefunden und controlirt, und alle Handels- und Preiscalculationen hiedurch auf übereinstimmende Grundfesten gestellt werden.

Wird dieses naturgesetzliche Längenmaß oder ein bestimmter Theil desselben in ein kubisches oder cylindersches Hohlmaß gestaltet, so erhalten wir ein Flüssigkeitsmaß, aus der Schwere einer angenommenen Flüssigkeit ein bestimmtes Gewicht, und endlich in diesem gefundenen Silber- oder Goldgewicht einen naturgesetzlich bestimmten Münzwerth, so daß wir aus unserem gefundenen Längenmaß ein Hohlmaß, in der darin gemessenen Flüssigkeit ein Normalgewicht als Stützpunct einer systematischen Gewichtseintheilung, und endlich in dem gefundenen Silbergewichte einen bestimmten Münzwerth erhielten, über dessen Echtheit, wie schon gesagt, in allen Welttheilen eine untrügliche Controle möglich gemacht wäre.

Von welchem Nutzen und wie bequem eine solche Einrichtung für Wissenschaft, Kunst, Industrie und Handel einst werden, wie viele Irrungen und Nachtheile damit vermieden, und die Bewohner unserer Erde, die durch die Kraft des Dampfes und die Sprache der Electricität einander um so Vieles näher gerückt sind, nun auch durch einen übereinstimmenden Begriff von Maß, Gewicht und Werth mehr zur klaren Verständigung ihres Verkehres, ihrer Interessen und wissenschaftlichen Mittheilungen geführt werden könnten, dürfte wohl von Niemanden bezweifelt werden; — allein von der Ueberzeugung belehrt, wie schwer sich eingewurzelte Gewohnheiten, und wenn sie noch so sehr gegen die gesunde Vernunft verstoßen, durch etwas Neues verdrängen lassen, so mußte auch der Gedanke an das Bessere einen besseren Zeitpunct abwarten, um nicht auf unfruchtbaren Boden zu fallen.

Nachdem nun aber eine Epoche eingetreten ist, wo alle Haltpuncte des alten Babilons keinen langen Bestand mehr voraussetzen lassen, und bei den Verhandlungen der Münchner Industrie-Ausstellung der Wunsch wiederholt ausgesprochen wurde, wie sehr das Verlangen und die Nothwendigkeit nach einer Maß-, Gewichts- und Münzform in den Vordergrund getreten sei, so erscheint auch dieser Zeitpunct sehr geeignet, zur Einführung eines angemessneren und in allen Ländern leicht zu ermittelnden übereinstimmenden Maß-, Gewichts- und Münzsistems die Idee zu einer naturgesetzlichen Stabilität auszusprechen.

Wie einst der Gedanke des unsterblichen Gutenberg in Vereinigung mit Faust, dessen stabile Typenschrift für die Welt von so unschätzbaren Folgen geworden ist, und dessen Andenken in der Herausgabe dieser Blätter selbst nach Jahrhunderten geehrt wird, so sei auch der heutige Gedanke eines allgemein ausführbaren Maß-, Gewichts- und Münzsistems unter das ehrwürdige Schild dieses Namens mit dem Wunsche niedergelegt, daß dieser eben so folgenreich, als die Typenschrift, zum Besten der Menschen ins Leben treten möge.

F. X. Wurm.

Wochenschau.

Lorbeer und Säule sind gebrochen worden, —

sang Petrarca in seinem größtentheils selbst gepflegten und selbst gehegten Schmerze über den Verlust seiner Laura. Was würde Schiller sagen, dessen echte Laura niemand anderer als die deutsche Schaubühne war, die er vergöttert und verehrt, gepriesen, besungen und auf einen Standpunct erhaben, auf dem sie vor ihm nie gestanden und nach ihm wohl nicht wieder stehen wird, — wenn er die Göttin seines Lebens, das Ideal seiner feurigen Jugendliebe, — die deutsche Schaubühne, heute sähe? Würde er nicht wiederholen, was Petrarca sprach:

»Lorbeer und Säule sind gebrochen worden!?«

Man weiß nicht, ob er sich nicht eines stärkeren Ausdruckes bedienen würde, um seiner Empfindung Luft zu machen!

Die sittliche Würde der deutschen Schaubühne hatte er verkündet, und Tausende hatten an das Wort seines edlen, eine Nation überwältigenden Begeisterung geglaubt; die Edelsten ihrer Zeit waren dafür eingestanden. Das deutsche Theater wurde eine Pflanzschule der Sitte, ein ergänzendes Institut der Gesammterziehung, ein Palladium des Volkes, eine Einrichtung des Staates! Der Dichter, der Künstler rang sich aus dem wenig ehrenvollen Standpuncte einer »bestbezahlten Bravour« zum »Dienste der Menschheit« empor — Staat, Wissenschaft, Volk, Adel und Armee bezeugten der echten Kunst ihren Beifall, denn sie ehrten die sittliche Würde der deutschen Schaubühne.

Man weiß, was Augustus gründete, ging unter einem Augustulus zu Grunde, und sieht man, was kleine Dichter und Dramaturgen heute aus der deutschen Schaubühne machen, welche Schiller und Goethe, auch Dichter und Dramaturgen, — zum Stolz, zum Glanzpuncte, zum ewigen Nachruhm ihrer Zeiten erhoben, so zweifelt man kaum noch, daß die deutsche Schaubühne nicht mehr lange zu den Lichtpunkten unseres Culturlebens gehören werde.

Rühmen wir uns nicht, den »Hannswurst« vertrieben zu haben; auswendig ist er weg, inwendig steckt er! — Drei Theater Wiens raufen sich nach heute um die zweideutige Ehre, in seinem Testamente wenigstens mit einem Legate bedacht worden zu sein, mit einem Legate nämlich seines Witzes, seiner Munterkeit, seiner volksthümlichen Anschauung!! Seine Gebeine wurden in weiße Linnen gewickelt und im J. 1854 noch nagen drei Theater der Residenz an den unheiligen, dürren Knochen dieser hannswurstischen Verlassenschaft, die sie mit einem anmaßenden Namen »Volksschauspiel,« »Charakterbild,« (Haltet den Himmel, damit er nicht einstürzt!) und dergleichen benennen! Dabei erreichen sie aber nicht die Gunst des alten Hannswurst; — so wie sie seine Weisheit nicht besitzen! — Der alte Hannswurst verstand es vortrefflich, das Theater zu erhalten. Die Hannswurstiaden*) dagegen müssen Arenen bauen, um den Massen während des Sommers näher zu kommen, da ihnen die Theaterfreunde ins Theater nicht folgen! Sie müssen ihre durch Schminke carrikirten Gesichter wie die Seiltänzer bei hellem Tage zeigen, um durch den derben Eindruck einer unkünstlerischen Mimik, durch Possen, die außer dem Charakter, und durch Scherze, die außer dem Zusammenhange liegen, zu ressiren und die verscherzte Gunst ihrer wahren Freunde durch den Beifall der Vorübergehenden zu ersetzen trachten! Bei allen Opfern aber, welche diese Art Schaubühne von ihren Darstellern, zuweilen wirklich Künstlern, verlangt; bei allem Nachtheil, den sie für ihre Zukunft durch die Nothwendigkeit, in Sprache wie in Geberde grell aufzutragen, mit sich führt; bei all den zahllosen Uebeln, welche sie für die Kunst überhaupt im Gefolge hat: sehen wir sie sich keineswegs jener günstigen Lage erfreuen, zu der es die ältere, discretere Schule durch Energie, Munterkeit, Thätigkeit und weise Sparsamkeit beinahe immer gebracht hat. Jene verständige, im Interesse des Publicums wirkende Anstrengung, mit welcher die guten Directionen früherer Zeit das Theater während des Sommers im Gang hielten, macht heute Niemanden Sorge. Drei Possen decken in der Arena den ganzen Sommer, und die Theater bleiben ja gesperrt! — Die würde man bei den gleichen Vorstellungen wohl auch kaum aufsuchen! — Doch lassen wir das deutsche Arena-Publicum im Grünen sitzen und über die Würde seiner Schaubühne nachdenken, — wenden wir uns den Highlife-Regionen des Drama's, den Wiener Hoftheatern zu und betrachten wir ihr Schaffen! —

Ihr Schaffen! vielleicht liegt eben im Schaffen die Schwierigkeit! Die Geister leiten, umgestalten, Richtungen aussprechen und aufstellen — das wird das weltstädtische, universelle Wien wohl nur selten, — sowohl in der Musik, wie im recitirenden Schauspiele. Immer wird Wien neben seinem Mozart auch seinen Martini haben, neben seinem Collin seinen Schikaneder! Wiens heutiges musikalisches Drama, seine Oper, hat das Schaffen gänzlich aufgegeben, langsam rückt es dem schaffenden Leben nach. — Doch bringt es in guter Besetzung — was man anderswo deutsch, französisch, englisch oder wälsch componirt. Es stellt keine heimischen Talente, keine vaterländische Kunst, keinen schönen Traum österreichischer Geltung auf, aber was sich auswärts erhält, bringt es, bis das Jahr um ist. Für eine Pächterwirthschaft ist das genug geleistet. Von dem recitirenden Schauspiele Wiens wäre wohl etwas Besseres zu erwarten berechtigt. Das recitirende Schauspiel Wiens steht auf einer mächtigen, ja großen Vergangenheit, in welcher diese Stadt für die deutsche Schauspielkunst wie für das deutsche Schauspiel tonangebend geworden, weil hier endlich jedes Talent die letzte Weihe seiner Anerkennung holen mußte. Die deutsche Tragödie wie das höhere Lustspiel hatten hier ihren classischen Boden. Bald darauf kam eine Zeit des Schaffens, wo die Dichter Wiens, so weit die deutsche Zunge reicht, mit hoher Achtung genannt, Schöpfer eines gesunden und schwunghaften Drama's wurden. Grillparzer, seit Goethe der erste echte tragische Dichter, den die Bühne Deutschlands erhielt, Deinhardstein, Halm, Bauernfeld und eine ganze Schule minder productiver, doch begabter jüngerer Dichter verliehen unserer Bühne Glanz und geistigen Aufschwung. Spiel und Declamation hatten eine bestimmte Richtung, kurz, die Wiener Schaubühne erst recht, wollte, bedeutete etwas — warum ist das heute Alles nicht mehr? Heute stehen in diesem Theater alle Schulen der Darstellungskunst neben einander, wie sie eben das Bedürfniß zu besetzen zusammenreiht, und wie unter den Dichtern etwa Hebbel und Prechtler, Shakespeare und Mosenthal neben einander stehen! —

Die Zeit muß große Aenderungen bringen! — Wenn man Schiller, Goethe und Lessing kühl behandelt, so können Shakespeare, Mosenthal und Prechtler dann auch nicht helfen. Bei dem rechten Sinne für Shakespeare wäre auch wohl für das Griechenthum noch einiger Sinn geblieben — und die Ausstattungsgelüste wären vielleicht nie aufgetaucht.

Doch Geduld — der Rand der Sabinerinen ist vollbracht. Die stolze Classicität des Burgtheaters ist in die romantischen Gefilde der Tonkunst und des Ballets hinabgestiegen — Rom hat sich Jungfrauen geholt. Da man die Wahl mit Geschmack und Sachkenntniß getroffen, — so erwarten wir das Geschlecht, das aus diesem neuen Bunde hervorgehen wird. Bringt er uns das Geschlecht der Ausstattungs-Komödie oder Volksteufinnen und Consuln, Cäsaren und Imperatoren sammt Kreon und Oedipus und den Sagen der menschensittigenden Athene?! —

Damit wäre denn zugleich der Eindruck des Sommernachtstraums wiedergegeben, der, wie man erkennen wird, kein durchgreifend günstiger war. Ein Gefühl von Sorge um die Kunst — schleicht sich bei dieser blendenden Schaustellung von Aeußerlichkeiten in das Herz des Kunstfreundes! — Seither hat sich ein anderes wichtiges Ereigniß zugetragen, das erste Auftreten des Fräuleins Seebach. Deutschland erwartet von dieser Künstlerin Großes und das Schauspiel in Wien konnte keine glänzendere Erwerbung machen. Umfang, Macht und Tiefe ihres Talentes, wie sie sich in ihrem Gretchen (Goethe's Faust) — oder wohl auch in ihrer Adrienne Lecouvreur kundgeben, — befähigen sie, die Muse des größten Tragöden ihrer Tage zu werden! — Wir bitten jetzt nur um den Tragöden!

Zu den literarischen Erscheinungen der Woche zählen zwei Schriften über Carl, den Schauspieldirector. Sie verdienen jedoch ein besonderes Blatt, und — was sie verdienen, — sollen sie erhalten.

*) Man verzeihe diese Ich ohne Nachahmung der Peleiden, Atriden u. s. w.

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

Une Méditation.

Digitized by Google

Originalselbstdruck.

Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrierter Zeitschrift »Faust.«

Druck von M. Auer in Wien.

Digitized by Google

Ueberfahrt der russischen Gefangenen der Garnison von Bomarsund nach der Insel Aix

Ankunft der russischen Gefangenen von Bomarsund auf der Insel Aix.

Digitized by Google

Faust.

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.

Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.

Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.

Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.

Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gedruckte Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.

Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Inhalt: In der neuen Welt. (Forts.) — Eine Freikugel. — (Forts.) — Aus der Chronik eines Dorfgeistlichen. — Umschau in der musikalischen Welt. — Ein Licht am Grabe. — Chinesische Jongleur und Taschenspieler. — Der Silhouettendruck.

Artistische Beilagen: Die Admiralität zu Kurs. russ. Feldzug. (Xilographischer Umdruck.) — Ein großes Eichenblatt. (Naturselbstdruck.) — Silhouettendruck.

Nr. 20. I. Jahrgang. Wien 1854.

Chinesische Jongleur und Taschenspieler in Wien.

Digitized by Google

In der neuen Welt.

(Fortſetzung.)

Schwör, Bandit, ſchwöre, ſonſt zermalme ich Dich! wiederholte Fernandez empört.

Es ſei, ich — ſchwöre! ächzte kaum vernehmlich der Conte, und er fühlte ſich aus der Boa-Umſchlingung befreit; der Druck jedoch war ſo ungeheuer geweſen, daß er gleich einem Geräderten ſchlapp zuſammenbrach und anſcheinend leblos auf ſeiner Mordwaffe lag.

Fernandez, ſeiner nicht weiter achtend, wandte ſich jetzt Eurer Tochter zu, die der Schreck ſo ſehr betäubt hatte, daß es ihr unmöglich war, ſich aufzurichten und ihm zu folgen.

Hier iſt kein Bleiben für Euch! rief er aus; geſtattet, daß ich Euch aus dieſem unſeligen Gefängniſſe hinwegtrage.

Nicht lebendig! ſchrie es hinter ihm, und der Italiener ſtürzte ſich mit gezücktem Dolche auf Angelica.

Gewaltiger und raſcher, als der Löwe im Sprung ſeine Beute, hatte ihn Fernandez im Nacken gefaßt, zurück an ſich geriſſen, mit gigantiſcher Kraft aufgehoben und an die vorſpringenden Felsſtücke der Grotte geſchleudert, von denen er abprallte und mit zerſchmettertem Haupte in das Becken ſank.

Aeußerungen des Schauders von Seite ſeiner tiefergriffenen Zuhörer verurſachten eine kurze Pauſe, wonach der Häuptling ſeine Erzählung in allmälig ſich herabſtimmendem Tone alſo ſchloß:

Dieß war das fürchterliche Ende von Angelica's Verführer. Sie flüchtete, von Fernandez beſchützt, noch denſelben Abend in das durch ihn ausgemittelte Kloſter. Sein Abſchied von ihr war kurz, aber herzzerreißend, eine grauſame Trennung für das ganze Leben. Ich rieth ihm, Mexiko augenblicklich zu verlaſſen, und er that es. Von einigen Freunden unterſtützt mit einer kleinen Geldſumme, durchzog er das weite Reich gegen Norden und gelangte nach zahlloſen Anſtrengungen und Gefahren endlich in das Gebiet Oregan und von da zu die Roky Mountains. Hier ſtieß er bald auf einen großen, im Zuge gegen mehrere feindliche Stämme begriffenen Trupp Shoſhonen und theilte ihrem Häuptlinge ſeinen Entſchluß mit, unter ihnen zu leben und zu ſterben. Die Offenheit, womit er ſich ausſprach, noch mehr aber ſeine Perſönlichkeit, die erſichtliche Kraft und Gewandtheit gefielen den Indianern, und ſie nahmen ihn auf. Er vertheilte ſeine Kleider und alles Mitgebrachte unter die Erſten des Stammes, und war, dem Aeußeren nach, in wenigen Stunden zum Shoſhonen umgewandelt. Innerhalb eines Jahres hatte er ihre Sprache erlernt und ihre Achtung gewonnen; denn es war ihm geglückt, ſich in mehreren blutigen Kämpfen auszuzeichnen und ſein Wigwam war mit vielen Scalps geſchmückt.

Da ereignete es ſich — es war gegen die Mitte des zweiten Jahres, das Fernandez Coevalha unter den Schlangen-Indianern verlebt hatte — daß in einem mörderiſchen Kampfe gegen die Oſagen ihr Häuptling fiel. Fernandez rächte ſeinen Tod durch beinahe gänzliche Vernichtung der Feinde, deren Niederlage ſo groß war, daß ſie ſich bis zum heutigen Tage nicht wieder an das Felsgebirge hingewagt. Die Shoſhonen, dankbar für dieſe That, erhoben ihn, faſt einſtimmig, zu ihrem Häuptlinge und —

Gaben ihm den Namen: die Rieſenſchlange! rief Carl begeiſtert aus, indem er aufſprang und den Erzähler leidenſchaftlich umarmte; während auch Herr von Bergen, erſchüttert durch all' das Vernommene, ſich ſchwankend erhob und ihm die zitternde Hand reichte, auf welche dieſer, den Jüngling feſt umſchloſſen haltend, ſeine glühenden Lippen preßte, während ihm große Thränen über die Wangen rollten.

Eine Minute feierlichen Schweigens, heiligen Schmerzes, für den es keine Worte gibt, war verfloſſen, als ſich der Häuptling erhob und ſprach:

Ja, ich bin Fernandez Carvalho und begrüße in Euch mit wehmüthigem Entzücken Vater und Bruder meiner angebeteten Angelica, der irdiſch Verklärten, des Weibes meiner erſten Liebe!

Allwaltende Vorſehung, wie ſeltſam verſchlungen ſind die Pfade, auf denen du die Menſchen führſt! rief Herr von Beegen, den Blick zum Himmel richtend, aus.

9.

Die Klapperſchlange.

Ach, — ſagte der Baron, nach einer abermaligen Pauſe ſchmerzlich aufſeufzend — ſie hat mir keine Nachricht geſandt, oder, wenn ſchon, dieſe iſt nicht zu mir gelangt und durch vier unendliche Jahre hat mich ihr Schweigen unausſprechliche Qualen dulden laſſen. Jener unſelige Menſch, den die ewige Gerechtigkeit durch Euren Arm ſo furchtbar getroffen, war wirklich bald nach Angelica's Geſtändniſſe in mein Haus gekommen und hatte um ihre Hand bei mir angehalten; aber das Ergebniß der Erkundigungen, die ich über ſeinen Charakter, wie über ſeine Verhältniſſe eingezogen, beſtimmten mich, jede Verbindung mit ihm abzubrechen, ihm den Zutritt auf das Entſchiedenſte zu unterſagen. Er blieb aus; allein der Verräther ſuchte und fand Mittel, wie ich, leider zu ſpät, aus mehreren ſeiner in den Papieren meiner Tochter hinterlaſſenen Briefe erſah, die Unglückliche an ſeine Liebe und Rechtlichkeit glauben zu machen, ja ſogar die Verblendete endlich zur Flucht zu beſtimmen. Alle meine Reiſen und Nachforſchungen um ſie waren vergeblich, ſie blieb mir verloren; es grünte und welkte viermal, aber nicht Frühling, nicht Winter brachte mir Kunde von ihr. Und wie, mein Freund, ſchloß der trauernde Vater dieſe ergänzende Mittheilung über die Vergangenheit, wie konntet Ihr mit Beſtimmtheit ſagen, daß mein Kind noch am Leben?

Ich habe Euch bemerkt, entgegnete Fernandez, daß ich zu wiederholten Malen in Mexiko geweſen. Ich ſah und ſprach Angelica dreimal in ihrem Kloſter, worin ſie noch im erſten Jahre mit dem Schleier bekleidet worden, am Gitter des Sprachzimmers; ein Freund, der mich nach jener tragiſchen Kataſtrofe mit Geld zur Reiſe unterſtützt hatte, verſorgte mich zu jenem Zwecke mit Kleidern; übrigens führten mich auch diplomatiſche Gründe, von denen ich ſpäter noch ſprechen werde, in die Hauptſtadt des uns benachbarten Reiches. Vor drei Monaten ſprach ich Eure Tochter das letzte Mal; was uns die herrlichen Gebilde eines Murillo oder Rafael zu innerer Anſchauung bringen, vollendete weibliche Idealität, das ſpiegelte ihr ganzes Weſen ab; nicht blühend, auch nicht leidend, ſchien ſie aus dem reinſten Borne der Religion Troſt für das Vergangene und milde Kraft für das Kommende geſchöpft zu haben, wie der Menſchheit verſöhnt zu ſein, ohne ihr anzugehören, und bereits als Himmelsbürgerin dem Jenſeits ihren Tribut zu zollen, während ſie noch auf Erden war. O nie, nie werde ich des heiligen Ausdrucks ihrer engelgleichen Züge, den elegiſchen Ton ihrer Stimme vergeſſen, womit ſie die letzten Worte an mich richtete, indem ſie ſprach:

Glück und Unglück iſt der Blutlauf von und zu dem Herzen der Gottheit; wer da fühlt, daß die Seele des Ewigen in ihm pulſirt, kann nie den Tod des Geiſtes ſterben; denke, Freund, der Unendlichkeit, und dulde, indem auch Du Dich dulden läſſeſt, das Vergängliche.

So ſprach ſie und ich ſchied von ihr — wie vom Anſchauen eines Sonnenuntergangs, Gott denkend.

Und ſie gedachte meiner mit keinem Worte? fragte Herr von Bergen mit bebender Stimme, indem er die Hände faltete und das Haupt auf die Bruſt ſinken ließ.

Wie ſehr Angelica Euer Andenken ehrt, entgegnete Fernandez mild, beweiſt ihr jetziges Sein; daß ſie Euch Nachricht gegeben, bezweifle ich nicht; hätte ſie es aber auch unterlaſſen, ſo ſpräche eben dieſer Umſtand von der Reinheit ihres Gefühles, indem ſie für ihre Schuld büßen und für ſchuldiger gelten wollte, als ſie in der That geweſen. Ich las in ihrer Seele und berührte dieſen Punct mit keiner Silbe. Genug, mein theurer Vater! wenn ich Euch fernerhin ſo nennen darf, glaubet mir, nie war und wird ein menſchliches Weſen der Liebe und Verehrung edler Herzen würdiger ſein, als Angelica.

Vater! rief hier Carl aus, erhebe Dich aus Deinem Schmerze durch die ſchöne Ueberzeugung, daß uns die Theure nicht verloren iſt, wie durch die Hoffnung, ſie vielleicht wieder zu ſehen.

Herr von Bergen ſank ſeinem Sohne weinend in die Arme, und dieſer fuhr in ſeiner offenen, biederen Weiſe fort, indem er ihn umſchlang:

Sieh, guter Vater! Du haſt den Quell Deiner Thränen für immer verſiegt geglaubt, und nun erlabt ſich Dein Herz wieder an dieſem Himmelsborne; Du haſt Dich den Feinden der Heimat entzogen, und weit über dem Meere fandſt Du einen Freund; Deine Tochter haſt Du als geſunken, als verloren betrauert, und ſie hat ſich in Gott aufrecht erhalten, und ſie wieder zu ſehen iſt keine Unmöglichkeit.

Dieſem herzlichen Erguſſe folgte eine kleine Pauſe allſeitigen, feierlichen Schweigens; dann richtete ſich Herr von Bergen auf und ſprach in allmälig ruhigerem Tone:

Ich habe den Zoll der Menſchlichkeit an die Natur mit dieſen Thränen entrichtet und der Sterbliche hat ſich ihrer Herrſchaft nicht zu ſchämen. Wir haben uns nunmehr verſtändigt, ſind ohne Geheimniß vor einander, und wollen fürderhin arbeiten und hoffen.

Digitized by Google

Es bricht die Nacht herein, ſagte Fernandez, und bald werden zwei der älteſten Krieger erſcheinen, um ſich mit mir neben Euch zu lagern. Laſſet weder dieſe, noch ſpäter einen anderen der Indianer wiſſen, daß ich mich Euch entdeckt; ich habe Gründe dazu und Ihr ahnt ſie wohl. Es ſind einige unter ihnen, die mich, den Fremdling, noch immer ſcheelen Blickes betrachten, denn mein Kriegsruhm nur und die Achtung der Mehrzahl Schranken zieht, ohne welche ſie über mich herfallen und mich vernichten würden. Vor allen iſt jener der beiden Shoſhonen, die mit mir am Ufer erſchienen um Euch anzuhören und der dann in der Berathung ſo leidenſchaftlich gegen Eure Aufnahme geſprochen, mein entſchiedener Feind; er heißt Hiarouk und führt den Beinamen die Klapperſchlange, iſt tapfer, aber bei weitem mehr baßhaft und hinterliſtig als offenbar muthig. Vor dieſem unbändigen Wilden warne ich Euch beſonders; denn, obwohl ich ſtets dafür ſorgen werde, daß er Eurer Anſiedelung fern bleibe, ein Indianer ſucht und findet immer Gelegenheit, ſein Rachegelüſte zu befriedigen; übrigens ſoll dieſe Bemerkung Euch nicht ängſtlich, ſondern nur vorſichtig machen. Begebet Euch jetzt zur Hütte; bald bin ich mit den zwei Kriegern an Eurer Seite. Ihr bedürft der Ruhe; lagert Euch ſogleich unbekümmert, ich werde wachen. Gute Nacht, Vater, Bruder, Freund, gute Nacht! . . .

Mit dieſen Worten reichte Fernandez Jedem die Hand und entfernte ſich raſch. Die Anſiedler ſtiegen zur Lichtung hinab.

Kaum war das Plateau von ihnen geräumt, als aus dem dichteſten Geſträuche zwiſchen den Felsblöcken drei ſcheußliche Köpfe ſich emporſtreckten, deren flammende Augen nach allen Richtungen hin die Dämmerung durchblitzten. Einige Secunden ſpäter wanden ſich, Schlangen gleich ſich zuſammenziehend und ausdehnend, drei die auf den Lendengurt nackte Geſtalten geräuſchlos aus dem hohen Faerenkraut hervor und richteten ſich ohne zu athmen auf.

Es war Hiarouk, die menchleriſche Klapperſchlange, mit zwei rieſigen Shoſhonen von wildeſtem Ausſehen. Eine Weile ſtanden ſie regungslos ſtill und nur ihre furchterlichen Blicke, die gleich denen der Salamander das Dunkel geſpenſtiſch durchzucken, bezeugten in grauenerregender Weiſe, daß ſie lebten. Hiarouk winkt und — alle Drei ziehen aus dem Gebüſche ihre wuchtigen Tomahawks hervor. Wieder halten ſie, ohne zu athmen, an und horchen. Es regt ſich nichts in weiter Runde; die Vögel ſind entſchlummert und ſelbſt das Abendlüftchen weht nicht mehr, das um Sonnenuntergang um die Wipfel der Bäume geſpielt.

Jetzt beginnt die Klapperſchlange zu ziſchen, unheimlich leiſe, nur den lauſchenden Indianern vernehmbar.

Dank dem großen Geiſte, der mich die Blaßgeſichter gelehrt! Die Rieſenſchlange deutet Verderben über uns, ſie will uns erdrücken. Sie iſt trotz ihrer Farbe eine Weißgeburt und ihr Herz iſt gegen uns. Dieſe Ankömmlinge ſind ſeine Freunde; Ihr ſahet, mit welcher Liebe ſie ſich umfingen, und Ihr ſeid, ohne daß Ihr verſtanden, was ſie geſagt, überzeugt, ſie ſinnen Verrath gegen uns. Ich, der ich jedes ihrer Worte gehört und verſtanden, ſage Euch, es iſt ſo; die Rieſenſchlange deutet Verrath, darum Verderben über ſie und ihren Anhang. Dieſe Nacht, die erſte der Fremdlinge auf unſerer angeſtammten Erde, ſei auch ihre letzte; ſie ſterben durch uns und er, er — mit ihnen!

Sie ſterben durch uns und er mit ihnen! wiederholten ingrimmig grinſend halblaut die Indianer.

Sie werden ruhig ſchlafen, die Fremden, fuhr nach einigem Schweigen Hiarouk ziſchend fort, und nur der Verräther von Häuptling wird wachen; ihn trifft mein Tomahawk, die Ankömmlinge überlaſſe ich Euch, die zwei alten Krieger mögen leben, ſie ſind unſchädlich. Bald werden ſie hier ſein, wir aber müſſen uns verborgen halten, bis die Nacht weit vorgerückt und Alles, vielleicht ſelbſt die Rieſenſchlange, vom Schlafe bewältigt iſt. Nun kommet, ich weiß eine von ſtarkem Geſtrauch verſteckte Höhlung hinter der Grotte da unten, die uns bis zum Augenblicke der Rache bequemen und ſicheren Aufenthalt bietet; folget mir!

Der Schreckliche glitt in das Dickicht zurück und ſeine Verbündeten folgten ihm geräuſchlos, wie ſie gekommen.

Während dieſer kurzen Friſt, in der ein Werk der Finſterniß berathen wurde, hatten ſich unſere Freunde bereits angeſchickt, ihr Lager zu beziehen. Dieß war bald geſchehen und ſie ſtreckten ihre ermüdeten Glieder darauf hin, nahe beiſammen, alle Drei mit dem Antlitze der ſchmalen Oeffnung der Hütte zugekehret, Jeder ſeine Büchſe zur Linken und den entblößten Hirſchfänger zur Rechten. An Seel' und Leib gleich angegriffen, fühlten ſie das Bedürfniß zu ſchweigen, zu ruhen; nur die Ankunft des Häuptlings mit ſeinen Gefährten wollten ſie noch abwarten, ehe ſie ſich dem Schlummer überließen. Es lag, obgleich die Nacht ſternenhell und der beinahe ganz volle Mond bereits am Horizonte aufgetaucht war, tiefes Halbdunkel um ſie her, nur daß ein matter Lichtſtreifen ſich am Eingange vorüberzog. In dieſem erſchienen, nachdem ſie kaum eine Viertelſtunde ſchweigend hingelegen, drei Geſtalten.

Fernandez — denn er war es mit den alten Kriegern — ließ ſie nicht einen Augenblick in Ungewißheit über dieſe Erſcheinung, indem er ſogleich näher trat und Ihnen mit der Verſicherung, daß ſie ſich vollkommener Ruhe hingeben konnten, wiederholt gute Nacht ſagte, was ſie in gleich herzlicher Weiſe zurückgaben. Und die müden Wanderer überließen ſich der ſüßen Gewalt des Schlafes, dem milden, immer und überall wohlthätigen Zauber der Natur.

Die beiden Gefährten des Häuptlings lagerten ſich unweit der Hütte, er ſelbſt ſetzte ſich an den Eingang, mit dem Rücken an den Pfoſten gelehnt, eine wallene Decke um ſich geſchlagen und auf ſeinen Tomahawk geſtützt.

Unſere neuen Brüder ſchlummern in Frieden, ſprach einer der alten Krieger, und der andere ſetzte hinzu: Der große Geiſt wacht über uns Allen.

Der große Geiſt iſt immer wach, ſagte Fernandez ruhig.

Tiefe Stille folgte dieſen letzten einfachen Worten der Shoſhonen und wenige Minuten ſpäter ſchliefen Alle — die an Kraft unerſchöpfliche Rieſenſchlange ausgenommen.

Fernandez Carvalho, einer jener ſeltenen Menſchen, in denen ſich die Natur zu gefallen ſcheint, indem ſie ihnen eine, weit über das gewöhnliche Maß der Sterblichen hinausreichende Gewalt des Geiſtes und Körpers, unermeßliche Willenskraft und entſprechende Ausdauer verleiht, um in demſelben gleichſam ſich zu ſpiegeln, um edelſten ihrer Erdengeſchöpfe ihre eigene Macht und Herrlichkeit anzuſchauen; der ſchöne junge Mann, wie noch kein Künſtler einen ſchöneren Gott des Krieges gebildet, war und blieb, trotz ſeiner ungeheuren Kraftäußerung im furchtbaren Mordgewühle dieſes Tages und, was vielleicht noch mehr, nach der heftigen Gemüthserſchütterung, die er ſelbſt hervorgerufen, wach, ſtark und ſelbſtbewußt.

So ſaß er, nachſinnend der Vergangenheit, erwägend in ſeinem klaren Geiſte das ſeltſame Geſchick der Menſchen, ruhig, beſonnen, ernſt, ein ſchönes Bild ſtarker, wachſamer Freundſchaft an der Schwelle unverſchuldeten Leidens, edlet Selbſtverlaugnung zum Heile Anderer. . . .

Der Mond ſchwebte bereits hoch über dem Urwalde im Oſten und goß ſein magiſches Licht nun, wie über das ganze Stromgebiet, ſo auch, nicht durch den leiſeſten Nebelſtrich getrübt, über die Inſel der entſchlafenen Anſiedler aus; der friſche Wieſengrund der Lichtung, leicht bethaut, blitzte, von ihm beſtrahlt, gleich einem mit unzähligen Diamanten und Perlen geſtickten Teppiche von grünem Sammet, während die Stämme, Kronen und Wipfel der Bäume ringsum bei dieſer Lichtbrechung fantaſtiſche Gebilde erzeugten, bald lieblich, bald ſchauerlich, hier menſchliche Form annehmend, dort ſchreckhaft auswuchernd in maßloſe Verhältniſſe.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Freikugel.

(Fortſetzung.)

In's Haus zurückgekehrt, fanden ſie den alten Forſtrath, von ſeiner kleinen Reiſe heimgekehrt, bereits am Tiſche. Guten Tag, Erwin! rief er dem Eintretenden entgegen; was treibt denn Dich heute — Ah — entſchuldigen Sie — wandte er ſich gegen Velart, den er jetzt erſt bemerkte — ich habe — Aber, der Taus, das iſt ja Herrmann! fuhr er fort, mit freundlicher Herzlichkeit demſelben die Hand über den Tiſch bietend; Waidmanns Heil, und Gott zum Gruß! Wie kommen Sie hieher in meine Wildniß, und wie geht es meinem guten Emanuel?

So ziemlich wohl, zu Danke! entgegnete der Begrüßte, die dargereichte Hand ſchüttelnd, und ſich auf den Stuhl, den ihm Höeling hinſchob, niederlaſſend.

Was ſuchet Sie zu mir, und was Teufels haben Sie denn da für ein Tuch um die Stirne?

Ich verirrte mich geſtern im Walde, und fand, unweit des Hauſes Ihren — Ihren Herrn Neffen, der mich mit großer Freundlichkeit über Nacht beherbergte.

Was? Erwin? Was machteſt Du geſtern Nachts im Walde? Bei dieſer kritiſchen Wendung des Geſpräches fand es Louiſe für gut, ſich zu entfernen.

Ich war auf dem Anſtande, warf Erwin verlegen hin.

Hm — benimmt der Forſtrath, wäre das erſte Mal geweſen, daß Du Nachts auf den Anſtand gingeſt. Haſt Du vielleicht ein Thier mit Geweihen geſehen?

Digitized by Google

Nein, erwiederte dieſer, verletzt, ſeine Unkenntniß der Waidmannsſprache vor einem Fremden aufgedeckt zu ſehen; ich wollte die große Eule ſchießen, die ſich ſchon drei Nächte am Pirſchſteige hören läßt.

Ja ſo — na, nimm mir's nicht übel, aber dahinter ſteckt am Ende denn doch etwas Anderes. — Herr Jeſus! fuhr Hörling, plötzlich wie von einem jähen Gedanken erfaßt, auf — Hat er Sie etwa angeſchoſſen? Der Junge iſt Alles im Stande.

Nein, entgegnete Velart, der Tact genug beſaß, um den Zuſammenhang des Ganzen zu errathen; meine Verletzung iſt eine einfache Quetſchung, die ich mir im Dunkeln beibrachte, und die nicht der Rede werth iſt; aber eine bemerkenswerthe Entdeckung machten wir heute Morgens zuſammen. Wir fanden die Spur eines Wolfes!

Ha — wie war das? rief Hörling, und legte das Meſſer, mit dem er ſich in eine Kalbskeule grub, weg. Ein Wolf? Na, die Entdeckung müſſen Sie gemacht haben, Hermann; denn mein Neffe wäre im Stande, den eingedrückten Barfuß eines Bauers für eine Bärenfährte zu halten. Ich würde ſogar einiges Mißtrauen gegen Ihre Beobachtung hegen, denn Rechtsgelehrte ſind gewöhnlich ſchlechte Kundſchafter auf Wolfsfährten, wenn ich nicht das Sprichwort ehrte: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; der Stamm aber, Ihr Herr Vater, iſt ein tüchtiger Mann; — obwohl ich trotzdem noch immer nicht begreife, wo jetzt, im September, in unſeren Wäldern ein Wolf herkommen ſoll.

Im verfloſſenen Monat war auf den herzoglichen Gütern eine große Streifjagd auf Luchſe, welche ſich gezeigt und mehrere Stücke Hochwild getödtet hatten, nahm Velart das Wort. In den tiefen Schluchten und dem zum Theile unzugänglichen Bergwalde wäre es wohl leicht möglich, daß ſich eben ſo, wie dieſe ſonſt ſeltenen Raubthiere, auch Wölfe eingeniſtet, und, durch die Streifjagd geſchreckt, weiter in die Ebene gezogen hätten; der eine, von Klüften und Bergen durchzogene Theil Ihres Revieres würde denſelben einen, wenn auch nur temporären Aufenthalt gewähren, von wo ſie dann weiter ſtreifen könnten.

Da haben Sie Recht, ſtimmte der Forſtrath bei, indem er aufſtand, mit der einen Hand ſein Glas leerte, und mit der anderen nach Büchſe und Jagdtaſche langte. Alle Wetter! das wäre ein ungebetener Gaſt! Wollen Sie mich begleiten, Hermann? Du Erwin magſt das Haus hüten, denn käme er gegen Dich angeſprungen, ſo könnteſt Du in der Herzensangſt doch einen ſichern Schuß ziehen, und der ſchlechteſte Schütze im Gehege ſoll ihm doch, bei Gott! dieſe Ehre nicht anthun.

Damit warf er die Flinte auf die Schulter, und ging, von Velart begleitet, nach dem beſprochenen Orte.

Mehrere Monate waren ſeit dem nächtlichen Abenteuer vergangen. Der Winter war mit nordiſcher Strenge hereingebrochen und hielt die Bewohner des Hörling'ſchen Hauſes häufiger als je in der wohnlichen alterthümlichen Stube mit dem ehrwürdigen Kachelofen feſt.

Obwohl Hörling als Forſtrath früher ſeinen Wohnſitz in der Reſidenz ſeines Fürſten, inmitten aller Gemächlichkeiten eines behäbigen Stadtlebens hatte, ſo nahm der Alte nach dem Tode ſeiner Frau doch mit Freude den Vorſchlag des Fürſten an, zur Regelung der, ſeit einer Reihe von Jahren unverantwortlich ſchlecht betriebenen Forſtwirthſchaft der ausgedehnten fürſtlichen Waldſtände, ſich für längere Zeit, vorausſichtlich für Jahre, in das zwar bequeme, aber von aller bewohnten Umgegend durch dichte Forſte abgeſchiedene, ehemalige fürſtliche Jagdſchloß zu begeben.

Louiſens Erziehung war hinreichend vorgeſchritten, um als Hinderniß gegen dieſe Abgeſchiedenheit betrachtet zu werden. Sie hatte alle ihre Bücher, ihren Flügel und ihre Muſikhefte mit heraus in die Waldeinſamkeit gebracht, und obwohl Hörling anfangs fürchtete, ſie werde die gewohnte Lebensweiſe ſchwer vermiſſen, fand ſich das munntere Mädchen zum Erſtaunen ſchnell in die ruhige Einförmigkeit des Waldlebens, das ihr mehr Zerſtreuung bot, als ſie ſelbſt erwartete.

In dem Hauſe des Forſtrathes repräſentirte ſich das ehemalige Jägerleben in ſeiner ganzen Gemüthlichkeit. Trotz ſeiner Stellung, welche ihm, wie bemerkt, ein bequemeres Leben geſtattet hätte, hing er mit ganzer Seele an den ehrwürdigen Gebräuchen und Sitten ſeines Standes, und ſchlicht, wie er ſelbſt, war ſeine Häuslichkeit. Von ſeinen Dienſtleuten ließ er ſich, dem uralten Gebrauche nach, nur mit dem Ehrentitel »Herr Vater« anſprechen. Aß er auch Mittags nur mit ſeiner Familie am Tiſche, ſo fehlte er doch ſelten Abends auf ein Stündchen im Geſindezimmer, rauchte ſein Abendpfeifchen, ſchalt Den und lobte Den Andern, beſprach das morgende Tagewerk, wie in einem großen Familienkreiſe, während »Jungfer Louiſe« neben ihm ſitzend, mit den Mägden um die Wette ſpann, und mit ihrer rührigen würdevollen Freundlichkeit Aller Liebling war.

Zwei Jahre waren ſo verſtrichen, ohne daß Louiſe auch nur im Entfernteſten ſich nach der Stadt zurück ſehnte, und ſelbſt die Beſuche, welche Sommers über zu Zeiten eintrafen, konnten ihre Luſt an den idylliſchen Freuden des Landlebens nicht wankend machen. Die Erſcheinung ihres Vetters Erwin hatte einige Bewegung in den kleinen Kreis gebracht, und wir haben bereits im Eingange erwähnt, auf welchem Fuße Louiſe mit ihrem Vetter ſtand. Ob ſich nun der Vater wirklich um den anſcheinend ſich entſpinnenden Herzenshandel nicht kümmerte, oder ob er freiwillig darüber ein Auge, oder auch wohl beide zudrückte, war nicht mit Gewißheit zu ermitteln; wenn er auch gerade nichts that, um Erwin, der öfter verſtohlener Weiſe auf den Strauch ſchlug, zu ermuntern, ſo beirrte er ihn eben ſo wenig in ſeinen Bewerbungen und ſchien nur in ſeiner Weiſe davon Notiz zu nehmen.

Trotz des tiefen Schnees und der rauhen Witterung war Velart doch ein eifriger Beſucher in Hörlings Hauſe, und würde Erwins Eiferſucht rege gemacht haben, wenn dieſer weniger eitel geweſen wäre, oder auch nur den kleinſten Anlaß gefunden hätte. Aber Velart verbrachte oft ganze Abende in ſachlichen Geſprächen mit Louiſens Vater, rechnete mit unermüdeter Geduld, und fertigte ihm die ſchwierigſten Schätzungs- und Holzſchlagstabellen an, vor denen Erwin ein heiliges Grauen hegte, beſprach ausführlich alle neuen Erſcheinungen in der Forſtwirthſchaft, und wendete nur auf kurze Zeit ſein Geſpräch Louiſen und Erwin zu. Nur wenn eben kein Geſchäftsgegenſtand zu verhandeln war, bewegte ſich die Unterhaltung unter Allen.

Hermann Velart hatte in Halle die juridiſchen Studien abſolvirt, und mit einem polniſchen Grafen durch mehrere Jahre als deſſen Secretär weite Reiſen gemacht. Er gab endlich dieſe Stellung auf, um ſich dem Staatsdienſte zu widmen. Eine längere ſchwere Krankheit aber nöthigte ihn, zu ſeiner Erholung den Dienſt für einige Zeit zu verlaſſen, und er brachte einen Theil ſeines Urlaubes bei ſeinem Vater zu. Blos aus Vorliebe betrieb er Oekonomie und Forſtſtudien, hatte ſich aber darin ſo umfaſſende Kenntniſſe erworben, daß er, dem eine ſo tiefe Neigung für die Reize des Jägerlebens unbewohnte, um die Stelle eines Forſtadjuncten einſchritt und dieſelbe auch erhielt.

Bei einer größeren Dienſtreiſe hatte er neuerdings ſeinen Vater beſucht, welcher in Domainen des Fürſten bedienſtet war, nahm in letzterer Zeit ſeinen Aufenthalt dort, und war ſo Hörlings Grenznachbar geworden.

Man hatte ſich in des Forſtrathes Hauſe daran gewöhnt, ihn faſt täglich zu ſehen, und Velart fand hier Gelegenheit, ſeine freien Abendſtunden in heiterer Geſellſchaft hinzubringen.

Erſt allmälig zeigten ſich ſeine Eigenſchaften in ihrem vollen Lichte. Er erzählte ſehr ſchön und leicht, wozu ihm ſeine Reiſen einen unerſchöpflichen Fond lieferten, ſang angenehm, und zeigte ſtets jenes ruhige beſcheidene Benehmen, wodurch es ſo leicht wird, das Wohlwollen gemüthreicher Menſchen zu erringen.

Ein dichtes Schneegeſtöber hatte eines Tages alle Pfade derart verſchneit, daß Velart, der einige Stunden früher eintraf, den Gedanken, deſſelben Abends heimzukehren, aufgeben mußte. Man hatte ſich wie gewöhnlich um den großen runden Tiſch geſetzt und bei dem freundlichen Scheine der Lampe ging das Geſpräch ſeinen heiteren Gang.

Etwas kann ich Ihnen aber noch immer nicht verzeihen, bemerkte Louiſe unter Anderem, lachend Velarts Glas füllend, — das iſt die abſcheuliche Furcht, die Sie mir mit dem häßlichen Wolfe gemacht haben. Sechs volle Wochen ließ mich der Vater nicht einmal in den Hühnerhof, und ich bekam einen kleinen Begriff, wie es einer Nonne zu Muthe ſein mag. Am Ende war das Ganze von Ihnen ein ſchlechter Scherz.

Ich hatte nicht übel Luſt, hier meiner Tochter beizupflichten, fiel Hörling mitlachend ein; denn wie Sie ſich noch erinnern, konnten wir nicht einmal die Fährte wieder finden, die Sie geſehen haben wollten.

Mir bleibt nichts übrig, als das bereits zehnmal Geſagte zu wiederholen. Ich täuſche mich nie in einer Wolfsfährte, deren ich hunderte in Polen und Ungarn zu ſehen Gelegenheit hatte. Daß gerade an jenem Tage, während wir noch oben in der Stube waren, Fräulein Louiſens Favoritkalbchen dort Promenade hielt und die Fährte verſtampfte, iſt nicht meine Schuld, ſo wenig, als daß Sie das Zeugniß Ihres Neffen nicht gelten laſſen wollen.

Aber mein Niklas, Verehrteſter! mit dem wir das ganze Revier kurz und klein durchzogen, meine Waidmnnen alle, alle meine Heger und

Digitized by Google

Waldbereuter! — laſſen Sie mich los, es war ein Scandal. Keinen Stein haben wir an ſeiner Stelle gelaſſen.

Und wenn er über den Fluß gegangen wäre, und noch heutzutage in dem Rohricht ſteckte, das ſich ſtundenweit hinzieht — was dann?

Ja, dann — hm! Meinen Sie, daß er dort Fiſche frißt, oder den Wildgänſen Vorleſungen hält?

Und das im vorigen Monat verlorne und nicht wieder aufgefundene Schaf? Aus dieſem Verſtecke treibt ihn höchſtens der Hunger, für den jedenfalls hinreichend geſorgt iſt, denn dort hinab geht das Wild zur Tränke. Uebrigens — die Folge wird's ja lehren. Auch bekommen wir wohl noch Gelegenheit, ihm mit einem ordentlichen Triebe an den Leib zu gehen.

Nein — nein — ich möchte nicht noch einmal mit langer Naſe abziehen, bemerkte Hörling; auch iſt vor dem Frühjahre keine Möglichkeit, tiefer im Röhricht Etwas zu unternehmen. Na — wir werden ja ſehen, wer Recht hat, und bis dahin glaube ich, wird auch Erwin ſchon ſo weit eingeſchoſſen ſein, daß er auf zwanzig Schritte das große Scheunenthor trifft.

Erwin runzelte die Stirne. Die fortwährenden Ausfälle Hörlings, die dieſer rückſichtslos vor Velart gegen ihn losließ, wobei es an anzüglichen Parallelen und beißendem Spotte nie gebrach, hatten in dem jungen Manne eine zwar zurückgedrängte, aber um ſo herbere Bitterkeit wachgerufen. Da er aus Erfahrung wußte, daß jede Entgegnung das Uebel nur verſchlimmerr, ſtand er ſchweigend auf und entfernte ſich.

Aber Väterchen, begann Louiſe in bittendem Tone — Sie ſind doch gegen Erwin, der wirklich ſein Möglichſtes thut, ein wenig zu bitter.

Ich? zu bitter? — da ſeh' mir Einer. Jetzt iſt es netto ein halbes Jahr, daß er im Hauſe iſt. Ich will nicht von der Schneckenlangſamkeit reden, mit der er Berechnungsarbeiten und Vermeſſungen vornimmt, daß es Einem gruslich wird zuzuſehen; aber daß er ſeit all dieſer Zeit auch nicht einmal ſo viel Fertigkeit ſich angeeignet hat, ein Stück Wild zu ſchießen, das ihm vor der Naſe aufſteht, das iſt Nachläſſigkeit, beſonders da er nicht erſt bei mir die Büchſe in die Hand bekam. Sein Möglichſtes thue er — o ja — nur nicht im Geſchäfte. Vielleicht macht er eben deßhalb beſſere Fortſchritte bei Dir —

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Chronik eines Dorfgeiſtlichen.

III. Die Wiedergeburt.

Denke Dir, guter Leſer, eine kalte Winternacht im hohen Rieſengebirge — das will ſagen: eine Nacht, wo Rübezahl alle Winde aus ihren finſtern Höhlen und tiefen Schluchten entkoppelt — daß ſie von allen Ecken und Enden hervorbrechen, wie die wilde Jagd, und mit dem beißenden Schnee, der ohne ſie flegmatiſch in die Thäler hinabgefallen wäre, Fangball ſpielen, und wehe dem Wanderer, der dieſem tollen Spiel der Elemente als Zielſcheibe dient! Da heult es von oben, von unten, von überall her, es iſt finſter wie in der Hölle, nur wenn Lawinen in donnerndem Sturze von den zäheſten Gipfeln ſchießen, da zuckt es wie ein Blitz durch die Lüfte — dann fährt der im Frieden ſeiner Hütte ſchlafende Menſch erſchreckt empor, ſchlägt ein Kreuz, ruft: »Jeſus, Maria, Joſef! der Polake iſt los!« und ſchläft wieder gemüthig ein, ſeine Seele Gott empfehlend. Eben hatte ich ſo gethan, mein Hund, der immer draußen ſpürte, ob ich wache oder ſchlafe, zartfühlend zu winſeln aufgehört und das Geſtöber nur noch einzelne Flocken in meinen Traum hereingeſchneit — da pocht es an meine Thür — ich muß »abſchütteln den weichen Flaum des Schlafes«, aus meinem warmen Bette ſteigen und hinaus treten in die unheimliche Nacht, nur, weil etwa ein Menſch die Unart hat, jetzt, in ſo einem Unwetter, zu ſterben u. dergl. Doch es iſt ein Glück, daß die Gewohnheit ſelber Gift unſchädlich und Sibiriens Temperatur erträglich macht: ich machte Licht, nahm meinen Mantel um und, da unterdeſſen das Klopfen ſich mehrmals ſturmiſch wiederholte, ging ich zu fragen und zu öffnen. Ich erhielt nur einige unartikulirte Töne zur Antwort, und als ich im Kampfe mit dem Sturme, der ſich gegen die Thür ſtemmte, geöffnet hatte, fiel eine weiße Geſtalt herein mir in die Arme; ſie war nämlich völlig in Schnee gehüllt wie in einen Mantel, der dann im Zimmer in einen völligen Bach zerfloß. Es war ein Jüngling mit blondem Haar, an dem nun Eiszapfen hingen; ſeine Wimpern waren an einander gefroren, ſein Leib erſtarrt, ſeine Seele in Banden der Ohnmacht! Ich entkleidete ihn mit großer Mühe, legte ihn in mein noch von meinem Leben erwärmtes Bett und warf ein Scheit Holz auf die noch glimmenden Kohlen im Ofen. Bald wehte eine wohlthätige Wärme durch die Stube; ich nahm einen Becher Wein, rieb dem unglücklichen Gaſte die Schläfe ein und als er große blaue Augen aufſchlug, und ein »Zahl's Gott!« zu ſtammeln verſuchte, nöthigte ich ihn, ein wenig Wein zu trinken, wodurch er alsbald geſtärkt wieder auf ſeinen Beinen zu ſtehen vermochte. Jetzt erſt erkannte ich meinen alten Schützling, in der Gegend genannt ſeiner Mutter Sohn, weil er, unehelich geboren, von ſeinem Vater, dem Raubſchützen »Hanns vom grünen Walde«, lange Zeit nicht anerkannt, erſt durch mein Hinzuthun vom Gerichte dem Rabenvater aufgedrängt worden war. Hanns hatte noch einen in der Ehe erzeugten Sohn, Matehaus, der mit dem ſogenannten »Sohn ſeiner Mutter«, Joſef, auf dem Felde, wo ſie beide ihr Vieh hüteten, jener das ſeines Vaters, aber dieſer fremdes als Miethling, ein ſehr inniges Freundſchaftsverhältniß pflog, ohne zu ahnen, daß es der Bruder ſei. Die Leute, welche an ihnen vorbeigingen und nicht blind waren für das Paar, das mit verſchlungenen Armen ſingend unter den Herden wandelte, murmelten lächelnd: »Blut iſt kein Waſſer!« oder: »Kinder und Naeren ſagen die Wahrheit!« aber niemand rührte es tiefer, daß die Stimme der Natur in den jungen Herzen ſo laut ſprach — hat ja jeder ſeinen Geſchäften nachzugehen und iſt ja für das Seelenheil der Pfarrer da! Und wirklich war ich es, der dieſen ſchönen Knabenbund für die Einſetzung Joſefs in ſeine Rechte auszubeuten beſchloß, als ich eines Tages ſie überraſchte, da ſie ihre Hirtenſcepter mit einander austauſchten und ſomit das Commando über iher Herden, ſo daß jeder die des andern hütete. Ich wollte auf das Herz des verſtockten Vaters einen Hauptangriff verſuchen; ich holte ihn, brachte ihn glücklich auf das Feld herein und ſiehe da! die Knaben lagen eben Bruſt an Bruſt und Mund an Mund, ihre Herden in eine aufgelöſt, nur durch das verſchiedene Geläute zu unterſcheiden; der wilde Hanns ſtand da wie eine Säule, ſtarr und bleich, ſein glühendes Auge bald auf mich, bald auf das Brüderpaar gerichtet, das noch immer nicht bemerkt zu ſein glaubte und forttändelte; — der Alte fand bald ein Mittel, ſich aus der Klemme zu helfen; er ergriff die Peitſche, welche unbenützt vor ihm lag, und knallte das Vieh auseinander, das brüllend und beſtürzt ſich ſonderte, ſodann peitſchte er den Jungen, welche erſchrocken auseinander gefahren waren, um die Ohren, daß ſie ſchrien und, mich verdutzt ſtehen laſſend, ging er auf und davon. Ich machte alſo, wie geſagt, die Sache bei Gerichte anhängig: Hanns mußte, da er eingeſtand, es ſei ſein Sohn, die Waiſe in ſein Haus nehmen; und, merkwürdigerweiſe, lagen die Buben, nachdem ſie erfahren, ſie ſeien Brüder, einander öfter in den Haaren, als in den Armen, was freilich der Vater dadurch zu bewerkſtelligen wußte, daß er dem Matehaus eindlies, er verlöre durch den Balg Joſef ſein Hab und Gut. Während der ſatthabende Matthäus früher dem armen Joſef manche Butterſchnitte auf's Feld gebracht, mißgönnte er ihm nun nach und nach jeden Biſſen, denn es iſt der menſchlichen Natur eigen, lieber Gnaden als Rechte zu bewilligen. — Nachdem wir nun den Leſer in medias res zu verſetzen ſuchten, dürfen wir nicht vergeſſen, daß der halberfrorene Joſef ſeine Sprache wiedergewonnen hat. »Um's Himmels willen! ſag mir, Burſch, was willſt Du hier um Mitternacht, in dem Wetter?« — »Der Vater hat mich hergeſchickt, der geiſtliche Heer möcht' zu ihm kommen, weil er ſich in Seelennoth befinde!« — »Nun,« ſagte ich, »möge er ſo bereit ſein, zu kommen, dahin Gott ihn ruft, als ich es bin, ihm beizuſpringen!« — Und ſomit machte ich mich fertig, die nächtliche Wanderung voll Gefahr und Mühſeligkeit zu beſtehen. Allerlei Zweifel ſtiegen freilich in mir auf: »Gerade jetzt ſollte er in ſich gehen? macht er nicht den Wolf im Schafspelz? könnte nicht — doch es iſt nicht recht, ſo böſe Dinge ſelbſt vom Böſen zu denken.« — Ich zündete meine Blendlaterne an und hatte vollauf zu thun, den Burſchen zu bereden, daß er die Nacht dableibe und ſich nicht neuerdings Gefahren ausſetze, denen man nicht zweimal zu entrinnen pflegt. Ich ging nicht früher, als bis ich ihn wieder unter die Bettdecke gleiten ſah, und im Vorhauſe hörte ich ihn heftig ſchluchzen, ich wußte nicht, ob aus Sorge für mich, oder aus Angſt vor ſeinem Vater, der ſein Ausbleiben ſtrafwürdig finden konnte, oder endlich aus der Knabenfurche, mutterſeel allein bleiben zu müſſen. Ich trat hinaus in die finſtere Nacht mit den Gefühlen eines Soldaten, der einer Schlacht entgegen geht. Ich recognoscirte und fand, daß der Feind, nämlich der Polake, ſich in ſeinen Schlupfwinkel zurückgezogen, möglicherweiſe um mich ans meiner Verſchanzung hervorzulocken und ſodann im freien Felde Katz' und Maus mit mir zu ſpielen. Kaum hatte ich den Pfad nach des Raubſchützen Gehöfte zu bahnen angefangen, und ſchon war ich einmal bis an den Gurtel eingeſunken, als mir ſo erwünſcht wie unverhofft ein Pferd entgegen ſprengte, durch den Schein meiner Laterne wahrſcheinlich angezogen. Es blieb vor mir ſtehen, ſpannte die Augen weit auf, als ſuchte es mich zu erkennen, und wieherte ſo hell, daß die Berge ringsher erhellten; ich erkannte es bald

Digitized by Google

für Hannſens Falbe, und, wiewohl erſtaunt, es hier allein zu treffen, vergaß ich doch nicht, daß ein Reitpferd kein übel Ding ſei für einen armen Dorfgeiſtlichen in unfreundlicher Winternacht und daß es der beſte Führer ſei zu dem Hauſe ſeines Herrn. Das Pferd hinwieder ſchien nicht unzufrieden, eine menſchliche Hand zur Leitung bekommen zu haben, denn es nahm mich willig auf ſeinen Rücken und trabte fürbaß. Bald blies es aber ſeine Nüſtern weit auf, als ſpionirte es in den Lüften, und wirklich hörte ich es immer näher und näher heulen, wie einen Trab hungriger Wölfe. Eine Schneewolke ſtürzte hierauf wie eine Trombe gewaltig auf uns nieder, vor unſern Füßen ward der Boden vom Wirbelwinde erfaßt, ſo daß wir wie ein Schiff auf dem Meere bald an die Wolken getragen, bald in den Abgrund geſchleudert wurden — meine Laterne gerieth an einen Baumſtamm, wurde zerſchmettert und ausgelöſcht; tief unten hörte ich die Waldbäche rauſchen, welche, jede Eisfeſſel zerbrechend, dem Oceane gleichen — Himmel! mein Pferd gleitet aus, überſtürzt ſich, ich faſſe glücklicherweiſe ſeinen Schweif, wir rollen bald durch weichen Schnee, bald über harte Eisſtellen den Abhang hinunter — über uns hinweg wird eine Lawine auf Sturmesflügeln getragen! uns zur Seite ſtürzt eine entwurzelte Fichte ächzend in die Tiefe, ſie fällt, bleibt liegen und hemmt unſern Fall — mein wack'res Roß bäumt ſich wieder empor, wiehert und ſiehe da! hartan ſendet eine Hütte ihren freundlichen Schein hinaus in die Nacht, der, nachdem er im Schnee in tauſend Sternen geglitzert, über die Wellen des Baches eine goldene Brücke baut. Das Pferd läuft in den offenen Stall und ich trete in das Haus des Hanns vom grünen Walde, denn auch die Hausthüre ſteht offen, als ob man uns hätte kommen ſehen. Aufrichtig geſagt: mein Herz ſchlug jetzt ſtärker, als draußen mitten im Sturm der Elemente — denn ein wildes Gemüth iſt weit furchtbarer denn ſie!

Die Stubenthüre ſtand ebenfalls weit offen, ſo daß ich den Wildſchützen beachten konnte, ehe ich eintrat; aber auch die Fenſter waren aufgeriſſen, ſo daß der Schnee freien Eintritt in die Stube hatte und der Nachtwind ſchauerlich mit dem langen ſchwarzen Barte des Mannes ſpielte, der von oben nach unten halb entkleidet, das Geſicht gen Himmel gerichtet, kniete und, wie mir der Schatten auf der gegenüberliegenden Wand zeigte, den Mund zum Beten bewegte, was mir ein Zeugniß der Wahrheit ſchien deſſen, was Joſef mir von ſeines Vaters Gemüthsverfaſſung berichtet hatte. Ich trat leiſe ein, bewegte mich geräuſchlos vorwärts, aber bald fiel mein Schatten dem Betenden in's Auge, er ſprang erſchreckt empor, und mich erblickend, rief er: »Alſo iſt er nicht todt?« — »Ihr meint Euren Joſef? er lebt und iſt wohl, Gott hat ihn geeeret!« — Auf dem von Leidenſchaften zerfchrotenen, aber ſchrecklich ſchönen Antlitz Hannſens beobachtete ich die raſchen Uebergänge der Freude in ihr Gegentheil, ein reiches Bekenntniß aller Gedanken und Gefühle, die in ihm der dunkle Schooß der heutigen Nacht geboren, ſtrömte unfreiwillig von ſeinen jetzt ſich weit öffnenden, jetzt euckiſch zuſammengekniffenen Augenlidern. — Beherzt ausgreifend ſagte ich: »Hat Euch der Teufel betrogen? Ihr habt ihn ausgeſchickt, daß er verderbe! Euer Gewiſſen fing ſich aber zu regen an, als Gottes Wetter erdröhnten, und da ſankt Ihr hin in den Staub vor ihm, und batet Joſef möchte von ſeinem Engel getragen und behütet werden. — Als ich eintrat und Euch verkündete, er lebe: da war Euer erſtes Gefühl ein freudiges, aber bald richtete ſich die Schlange in Euch empor und züngelte aus Euren Augen — Ihr wolltet wieder, er wäre todt!« — Er trat beſtürzt zwei Schritte zurück, Leichenblaſſe deckte ſeine Wangen — ſein Auge ſenkte die Waffe vor dem meinigen — aber, gleich wieder gefaßt, ſagte er keck, indem er ſeine Hände auf meine Schultern legte: »Ja, todt hätt' er ſein ſollen, und Euer iſt der Gedanke! Ihr habt ihn mir in's Haus gehexet, Ihr ſeid Schuld an meinen ſündigen Gedanken! Ich rede nur in Eurer Sprache, denn mir iſt Alles gleichviel! Was mir genehm, das iſt Recht und Sünde nur, was ich nicht mag — übrigens — wohin der Baum fällt, da liege er!« — Ich bante mir ſchnell die Brücke von jenem Großthun des Böſen in dieſem kleinlauten Schluß, der offenbar eine leiſe Aufforderung an mich enthielt, über die Unſterblichkeit zu ſprechen. »Das iſt nicht wahr!« fiel ich ein, »wenn der Baum gefallen iſt, dann kommt der Eigner und beſieht des Baums Natur, ob ſie für das Fener geartet oder tauglich befunden würde für einen Pfoſten an ſeines Hauſes Thor. — O, Menſch, der Du weißt, daß Du Staub und Aſche biſt, haſt Du Dir ſelber den Odem in Deine Naſe geblaſen, daß Du wiſſeſt, wohin er fährt nach Deinem Tode! Hörſt Du draußen ſeine Boten, die Stürme, über die Berge ſauſen, die Lawinen ſtürzen, donnernd die Laſt der hundertjährigen Fichte mit ſträubenden Wurzeln vom Gipfel in den Abgrund fahren, Dein Leben zagt in ſeiner Hütte ans Lehm — Du glaubſt, der Tod, die ewige Nacht, thue ihren Schlund auf und verſchlinge Dich und das All; aber der Schlaf ſenkt ſich balſamträufend auf Deine Augen nieder, Du verlierſt Dich ſelbſt und die ganze Welt — es ward Morgen — Du ſchlägſt die Augen auf, findeſt Dich wieder, findeſt die Welt wieder, der Himmel lacht Dich an mit ſeinem blauen Auge, die Sonne glänzt auf den weißen Firnen, in den Thälern rauſchen die Bäche, auf Deinem Herde lobert die freundliche Flamme, Du iſſeſt Gottes Brod und kleideſt Dich in Gottes Kleid, und ſtatt eines Sehnes grüßen Dich deren zwei; falle nieder und danke Dem, der abwechſelnd die Geſtirne über das Firmament wandeln, der Dir mit Tauſend goldenen Sternen Nacht für Nacht verkünden läſſet, daß er Wohnungen genug habe für alle ſeine Kinder! Wiſſe denn, Du biſt unſterblich. Da kein Sandkorn ſich aus der Welt verlieren kann, glaubſt Du, des Menſchen lebendige Seele werde in Nichts zerfließen!« —

Auf dieſe und ähnliche Weiſe ſprach ich ihm zu; doch ich zweifle, daß bloße Worte dauernd auf ſein verwildertes Gemüth gewirkt hatten, wenn nicht eine Thatſache von großer Bedeutung ſich mit meinen Bemühungen verbündet hätte. — Da ich nämlich ſeiner Söhne erwähnte, ſah er unwillkürlich hinüber nach der Lagerſtatt ſeines Matthäus und fand ſie zu ſeinem Schrecken leer. Kein Zweifel — betrirt von dem unthunlichen Benehmen des Vaters gegen Joſef in der letzteren Zeit (wie man Delinquenten einige Tage vor der Hinrichtung Manches zu gefallen thun mag), hatte jener den heutigen Auftrag, im nächtlichen Graus den Pfarrer zu holen, dem Joſef beneidet, ihn gleichſam für eine Liebesprobe und ein Pfand noch zu gewahrender größerer Hulden angeſehen und daher, kamm daß Joſef ſich auf den Weg gemacht hatte, ſich in den Stall geſchlichen, die Falbe hinausgeführt, beſtiegen und war auf das Pfaerhaus zugaloppirt, um wo möglich dem Joſef, wie Jakob dem Eſau, zuvorzukommen und den väterlichen Segen vorwegzunehmen. — Das ſtellte ſich gar bald heraus, als ich dem Alten mein Abenteuer mit ſeinem Pferde erzählte — dem Matthäus mußte alſo ein Unglück widerfahren ſein! Welch ein tiefes Gemüth für den Himmel verloren gegangen wäre in dem wilden Hanns, das offenbarte ſich mir erſt jetzt recht deutlich, da ich ſeinen Schmerz um den verlorenen Sohn, ſeine Reue um das läſterliche Vorhaben mit Joſef, das Matthäus Untergang als unmittelbar von Gott verhängte Folge nach ſich gezogen, in dem heftigſten Gebaren ſah; er rief mit einer Löwenſtimme den Namen des Vermiſten hinaus in die Nacht, daß ein hundertſtimmiges Echo ihn fortend zurückgab; durchraſte das Gehöfte aber- und abermals mit lohender Schleiße, ohne alle Rückſicht auf Feuersgefahr; er wollte auf den Boden ſteigen, um das Geſinde zu wecken; aber das währte ihm zu lange, er ging ſelbee in den Stall, zeerte das arme Roß wieder hervor und drückte ihm die Schenkel ſo kräftig ein, daß es trotz ſeiner Müdigkeit wie ein Greif hinflog mit dem halbnackten Manne, der mit Schaudern den Tag im Oſten dämmern und den Morgenſtern leuchten ſah, denn das Wetter war ruhig geworden und ein reiner kalter Himmel nur mit einzelnen Lämmerwolken verhüllt, welche die Sonne zu erwarten ſchienen, um im rothen Dufte zu zerfließen. Noch hatte Hanns nicht die Hälfte Weges zum Pfarrhauſe zurückgelegt, als ihm von der Feerne etwas entgegen zu kommen ſchien; bald ward ein menſchlicher Umriß deutlich, endlich erkannte der ſchaufichtige Reiter ſeinen Sohn Joſef, der eine Laſt auf ſeinen Schultern trug; es war eine ſonderbare Laſt, ſo lang, ſo eigen! es iſt eine menſchliche Geſtalt — es iſt Matthäus!

»Iſt er todt? mein lieber Joſef, mein guter Joſef, iſt er todt? iſt er nur erſtarrt« — »Ach, Herr, ſeine Augen ſind geſchloſſen!« »Gib ihn her, her mir auf's Pferd!« — Joſef gehorchte; er vermochte vor Kälte, Ermüdung, Schlaf, Angſt und Freude kein Sterbenswörtchen hervorzubringen und ſchüttelte nur verneinend den Kopf. Zum Glücke hatte ihn ein ganz ſonderbares Gefühl im Pfarrhauſe nicht ruhen laſſen; kamm mochte der Pfarrer nach ſeiner Berechnung ſein Ziel erreicht haben, als Joſef ſich aus dem Bette machte, ſchnell ankleidete, zur Vorſicht den Hund, welcher ihn gut kannte, mitnahm und ſich unter Gottes Schutz auf den Rückweg begab. Vor jedem Wirbel gebrauchte er die Vorſicht ſich mit dem Angeſicht auf den Boden zu werfen, wodurch er ſicher war nicht fortgeriſſen zu werden. Der Hund lief voraus; plötzlich blieb er ſtehen und heulte, kam zu Joſef zurückgeſprungen, lief wieder an jene Stelle und winſelte wie früher; Joſef ward aufmerkſam, ging herzu, horchte und vernahm ein leiſes Stöhnen unter dem Schnee hervor, er tappte mit Händen und Füßen umher und bekam glücklicher Weiſe einen Rockzipfel zu faſſen; nun ſtrengte er alle ſeine jungen Kräfte an, und brachte es mit Hilfe einer Schaufel, die er zu Fürſorge für ſich ſelber mitgenommen, oder aus irgend einem Inſtinkte, wie er zuweilen vorzukommen pflegt, ſo weit, daß er nach und

Digitized by Google

nach einen menſchlichen Körper von der Schneelaſt befreien konnte, die gerade leicht genug war, ihn nicht zu tödten, doch hinlänglich ſchwer, ihn auf eine Weile zu begraben und ſo vor dem Erfrieren zu ſchützen.

Als ſich Matthäus in menſchlichen Händen ſah, verlor er das Bewußtſein, das er nur ſo lange aus Todesangſt behauptet hatte. Joſef war über der Arbeit warm geworden, das Gefühl, einen Menſchen errettet zu haben, beflügelte ſeine Schritte; erſt, nachdem er ihn eine gute Strecke getragen hatte, erkannte er ſeinen Bruder, und faſt wäre er aus Gemüthsbewegung zuſammengeſunken, wenn er nicht den Trab eines Pferdes vernommen hätte, was ihn aufrecht erhielt, da er neue Hoffnung faſſen konnte. Als er dem Vater die theure Laſt übergeben hatte, ſchwanden ihm die Sinne und er ſank um; der Hund lief aber dem Reiter noch, bellte und heulte, daß er anſtand und zurückſah; da lag nun der ſtarr vor ihm wie eine Leiche, dem er noch vor einer Stunde dieß Loos vergönnt hätte: da lag Joſef, der aufgedeungene Sohn, der dem Liebling Matthäus das Erbe ſchmälert, oder der ihm ſogar das Leben gerettet. — Im Nu war er bei ihm, nahm ihn auf und jagte nun, im rechten Arme Matthäus, im linken Joſef, nach Hauſe mit den ſcheintodten Söhnen, wo ich, dem Vater allein die Sorge für ſeine Kinder mit Abſicht überlaſſend, ein warmes Zimmer und den ganzen Apparat zur Erweckung von allenfallſigen Scheintodten vorgerichtet hatte. Bald erwachten ſie, faſt zugleich, von einem lief der Vater zum andern, da küſſend, dort ſtreichelnd; da und dort warme Thränen wahrer Vaterliebe vergießend. Ich danke Gott für dieſe dreifache Wiedergeburt in meinem Herzen und verlangte ein Bett, in dem ich erſt mit Sonnenuntergang erwachte, und vor mir den alten Hanns zwiſchen ſeinen beiden Söhnen kniend beten ſah, daß ich geſund und friſch erſtehen möge. —

Moritz Reich.

(Wird fortgeſetzt.)

Umſchau in der muſikaliſchen Welt.

III.

Noch iſt der Concertſaal in Wien geſchloſſen, während anderwärts die muſikaliſchen Vereine ſich ſchon rühren, große Muſikfeſte den Nachſommer verherrlichen, das ſinnige Steirch-Quartett ſich vernehmen läßt, die Liedertafeln mit ihren volltönenden Chorgeſängen die Herzen ergreifen und begeiſtern.

In Berlin beginnen die Symfonie-Soiréen der königlichen Kapelle am 21., jene der Liebig'ſchen am 18. October, zweierlei Quartett-Unternehmungen haben daſelbſt ihre Wirkſamkeit bereits begonnen, die Gewandhausconcerte in Leipzig haben am erſten October ihren Anfang genommen. In Wien wagt ſich keine Symfonie, kein Quartett vor dem Eintritte des Novembers an das Tageslicht. Wir wollen uns gedulden, und in der frohen Hoffnung leben, nebſt den gewöhnlichen Concerten der Geſellſchaft der Muſikfreunde, auch die unſerer Erinnerung tief eingeprägten filharmoniſchen Concerte durch die Bemühungen des neuen Hofkapellmeiſters Eckert, der die allgemein betrauerte Sonntag-Raſſi auf ihren Reiſen in Amerika begleitet hatte, und ein Günſtling Spontini's war, wieder aufleben zu ſehen.

Als ein freudiges Ereigniß im Gebiete der darſtellenden Kunſt trat uns jüngſt die Aufführung des Shakeſpeare'ſchen »Sommernachtstraumes« mit der Mendelsſohn'ſchen Muſik im Hofburgtheater entgegen. Dieſe Muſik möchte ich dem Farbenſtaube auf Schmetterlingsflügeln vergleichen; und in der That! iſt die zauberiſche Dichtung nicht einem Nachtfalter ähnlich, der über Gräſer und Blüten in ewiger Beweglichkeit hinüberſtreicht und ſeinen wundervollen Farbenſchimmer durch die mondhellen Räume trägt! Und iſt Mendelsſohns Muſik dieſer Poeſie nicht ſo leicht und duftig angehaucht, und doch ſo innig mit ihr verwoben, wie der Farbenſtaub dem Schmetterlingsflügel, von dem ihn der leiſeſte Handſtrich wegwiſcht, obwohl er, wie das Mikroſkop lehrt, organiſch in die Flügeldecken eingreift!

Wie erquicklich würde es ſein, wenn die Verhältniſſe eine vollkommene Darſtellung zuließen! Wo ſind aber jetzt die Schauſpieler, die ſich in die Elemente zu finden wiſſen, auf denen das Wolkenſchiff dieſer Dichtung dahinſchwebt; die nie vergeſſen, daß es ein Sommernachtstraum iſt, der die Begegniſſe und Berührungen der mittleren drei Acte in's Leben ruft; die im Stande ſind, aus den herkömmlichen Schauſpieler-Manieren ſo viel herauszutreten, als der ſinnige Spuk, das loſe Elfenſpiel verlangt! Welche Aufgabe war es insbeſondere für das Orcheſter des Hofburgtheaters, das mit der Löſung ſolcher Aufgaben nicht vertraut iſt, der Mendelsſohn'ſchen Muſik gerecht zu werden!

Man muß geſtehen, daß in dieſer Beziehung, ſo wie in der Ausſtattung und Scenirung des Stücks das Mögliche geleiſtet wurde. Schade, daß die akuſtiſchen Verhältniſſe des Hauſes der Wirkung der Muſik ſo ſehr entgegenſtehen! Auch der zwei Male auftretende Mädchen-Chor war entſprechend, und die Muſik überhaupt der vermittelnde Dolmetſch für den Dichter, deſſen dem Zeitgeiſte und der Zeitſtimmung entfremdete Dichtung durch ſie der Auffaſſung der Zuſchauer näher gebracht wurde.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung der neueſten Zeit, daß die größten Meiſter des Tonſatzes, welche ihre Kraft, ſelbſtſtändige Werke zu ſchaffen, glänzend bewährt haben, die Muſik mit beſonderer Vorliebe auch zur Illuſtrirung großer Dichterwerke benützen. Allerdings hat ſie ſchon früher, als die ſelbſtſtändig wirkende Inſtrumentalmuſik geſchaffen wurde, ſich im Liede, im Oratorium, der Cantate, der Oper und der Meſſe an einen vorliegenden Text gehalten; aber in den meiſten Fällen dieſer Vocalmuſik, etwa mit Ausnahme des Liedes, iſt der Text nur der Leitfaden, das Wortgerüſte, das Skelett der Gedanken, Gefühle und Thaten eines Einzelnen oder Mehrerer, welchem der Tondichter erſt das indirecte Leben, die empfindenden Organe, die denkende Seele gibt, das ihm gleichſam nur als Unterlage für ſeine ſelbſtſtändige muſikaliſche Schöpfung dient.

In neueſter Zeit aber iſt die bemerkte muſikaliſche Illuſtrirung großer Dichterwerke Mode geworden. Beethoven hat mit der Muſik zu »Egmont«, mit der Ouverture zu »Coriolan« den Anfang gemacht, Mendelsſohn illuſtrirte den Sommernachtstraum, die Antigone, die Walpurgisnacht und den Oedip, ſelbſt zum zweiten Theile von Goethe's »Fauſt« hat ſich in Perſon ein muſikaliſcher Interpret gefunden; Meyerbeer ſchrieb die Muſik zum »Struenſee« ſeines Bruders, und jüngſt wurde Lachner's Muſik zu Schillers »Turandot« in Berlin aufgeführt; Berlioz ſchrieb eine Ouverture zum »Lear« und verſuchte auf ähnliche Weiſe die tiefe Bedeutſamkeit des Fauſt und die erſchütternde Liebestragödie »Romeo und Julie« in Tönen wiederzugeben und der unmittelbaren Auffaſſung im Gemüthe entgegenzuführen. Die Sucht, eine Kunſt durch die andere zu unterſtützen und ihre Wirkung dadurch zu verſtärken, iſt ſo groß, daß man jüngſt in Berlin Shakeſpeare's »Coriolan« mit Muſik von Beethoven und Mozart gab. Es wurden nämlich nebſt der Beethoven'ſchen, zu dieſer Tragödie eigens componirten Ouverture noch eine aus Titus und der Marſch aus dieſer Oper eingefügt. Was mag wohl die Haupturſache einer ſolchen Richtung der Muſik ſein? warum lehnt ſie ſich ſo gerne wetteifernd an Schöpfungen in einem anderen Kunſtgebiete, dieſe in ſich aufnehmend und in der ihr eigenthümlichen Ausdrucksweiſe wieder ausſtrahlend! Iſt auch dieß ein bloßes Zeichen des Verfalls der Muſik, des Mangels jener zeugenden Schöpferkraft, die allein ſich on ſelbſtſtändige Gebilde wagen darf, wogegen eine treue geiſtvolle Charakteriſtik, die auch dann, wenn die eigentlichen muſikaliſchen Ideen abgehen, ihre Wirkung nicht verfehlen wird, ſobald ſie ſich an große Dichterwerke ſchmiegt, die bereits ein Gemeingut aller Gebildeten, bereits Lieblinge aller Nationen ſind? Gewiß! allein ſie iſt auch das Ergebniß eines inſtinctmäßigen Erkennens der Zeitbedürfniſſe. Die Muſik iſt nun einmal die Weltbeherrſcherin unter den Künſten, ſie allein vermag der jetzigen Menſchheit eine wahre Befriedigung zu gewähren, indem ſie aus dem kalten ſkeptiſchen Elemente des Denkens, aus dem ſchwankenden Lichte des menſchlichen Wortes, in das warme Gefühlsleben, in den unzerſtörbaren Beſitz inneren Glaubens und Ahnens hineinführt.

Dürfte es uns hiernach Wunder nehmen, wenn wir es noch erleben ſollten, daß Maler ihre hiſtoriſchen Bilder, ihre Schlachtgemälde, ihre Idillen und Still-Leben, ihre Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte, ja ſelbſt ihre Landſchaften durch Muſik illuſtrieren laſſen, um ſchnell die gewünſchte Stimmung in dem Beſchauer hervorzurufen und das Verſtändniß der Abſichten des Kunſtwerks in ſeinem Gefühle zu vermitteln? Wir würden dann in den Sälen der Kunſtausſtellungen ganz eigenthümlich überraſcht werden, wenn bei der Betrachtung dieſes oder jenes bedeutſamen oder bedeutſamer ſein wollenden Kunſtwerks plötzlich aus verborgenem Fachwerke eine anregende Muſik ertönen und uns hineinzuziehen würde in das tiefinnerſte Leben und Weſen des dargeſtellten Gegenſtandes. Gewiß könnte man ſich in manchen Fällen eine große Wirkung von einer ſolchen muſikaliſchen Erläuterung verſprechen. Ich verſetze mich in das erſte Zimmer der ſpaniſchen Abtheilung in der fürſtlich Eſterhazy'ſchen Bildergallerie auf der Laimgrube, und ſtelle mich vor das große berühmte Bild von Eſteban Bartolomeo Murilla, »die Speiſung der Miſſiandre«. Der erſte Blick auf dieſes Wunderwerk chriſtlicher Kunſt löſt den Boden der Erde unter unſeren Füßen ſchwinden, und eine Empfindung umgibt uns, wie ſie nur in den geweihteſten Stunden gläubiger Erhebung an uns herandringt. Noch haben wir die innere und äußere Harmonie des wundervollen Bildes nicht überſchaut, noch haben wir uns in den tiefen, ergreifend ſchönen Sinn des-

Digitized by Google

ſelben nicht verſenkt, noch trat uns die vollendete Schönheit der einzelnen Geſtalten und der Gruppe, die ſie bilden, nicht mit jedem Zuge deutlich in das Bewußtſein; aber die feierlichſte, erhebendſte und rührendſte Stimmung iſt gleich mit dem erſten Blicke, wie vom Himmel herabgeſendet, über uns gekommen. Wir vertiefen uns nun mit voller Hingebung in das Bild, das in unſerer Seele bereits zu mehr als einem Bilde, bereits zur höchſten Wahrheit, zur tiefinnerſten Offenbarung geworden iſt. Welche Schönheit des Gedankens, welche Vollendung der Form! Oben, auf einer Wolke, ſitzt die Gottesmutter, himmliſcher Friede ruht auf ihrem ſchönen Angeſichte, für ſie gibt es keine Außenwelt, ſie iſt verſunken in eine einzige ſelige Empfindung, ſo mild, ſo fern von jedem Nachdrucke des Irdiſchen, daß ſie nur wie der Widerſchein des Himmels um ihre ſanft ernſten Geſichtszüge ſpielt. Vor ihr ſteht der Knabe Jeſus, wohl ſchon 10 bis 12 Jahre alt, einen Laib Brod in der Hand, den er dem Korbe eines ſeitwärts ſtehenden Engels entnommen hat und dem erſten von drei Miſſionären hinreicht, die, nur mit dem Oberleibe ſichtbar, hauptig zu ihm emporblicken. Wer ſich in dieſe Blicke verſenkt, und noch nicht gewußt hat, was Andacht, was Sehnſucht nach dem Worte und Brode des Herrn iſt, der wird ſie kennen lernen; wer eines Vermittelers braucht, um ſich von der Erde in das Reich der Ewigkeit, zur Anſchauung des Göttlichen emporzuſchwingen, der blicke in das Auge des Engels und in ſeine dem Menſchenherzen ſo verwandte Liebe! Wie ſelig bewegt iſt er, wie theilnehmend blickt er auf die Erquickung der ſehnſuchtig emporſchauenden Miſſionäre hin! Welche erhabene Liebe aber ſtrahlt aus dem Angeſichte des Jeſus-Knaben, wie kindlich und wie groß, wie menſchlich und wie göttlich iſt der Ausdruck dieſer Liebe.

Endlich ermattet die Spannkraft des überwältigten Gemüths, die Aufregung unſerer Gefühle zur höchſten Andacht läßt nach, und wie in einem Nachtraume verſchwinden die Eindrücke allmälig vor unſeren zur Nüchternheit des Tages erwachenden Sinnen. Welche ergreifende Wirkung müßte es hervorbringen, wenn in dieſem Nachtraum plötzlich eine Orgel, eine Fiſtharmonika oder ein Saitenquartett mit harmoniſchen Weiſen, welche dieſer Stimmung entſprechen, ſanft eingreifen, den göttlichen Liebestraum fortſpinnen, und den Scheidenden mit einem Nachhalle der göttlichen Empfindung entlaſſen würde!

Wo habe ich mich hin verirrt, wie bin ich, anſtatt in dem Kreiſe muſikaliſcher Erſcheinungen und Ereigniſſe weit umzuſchauen, auf einem Puncte ſtehen geblieben! Vorwärts alſo zu dem kleinen Nachtrage, den der Raum noch geſtattet!

Das Wiener Opernhaus hat im verfloſſenen Monate die langbeſprochene Oper »Ferdinand Cortez« von Spontini zur Befriedigung aller Freunde gediegener, lebensvoller und charakteriſtiſcher Muſik gebracht. Auch »Fra Diavolo« von Auber, eine anregende Muſik, die jedem Repertoire zu ſtatten kommt, iſt nach langer Ruhe wieder an das Wiener Tageslicht getreten. Ende November iſt »der Nordſtern« zu erwarten, und ſo mögen wir uns denn einſtweilen damit begnügen, daß wenigſtens »Fidelio«, »Don Juan«, »die Hochzeit des Figaro«, »die Zauberflöte«, »der Freiſchütz«, und »Oberon« ſich auf dem Repertoire erhalten haben!

In Paris hat die große Oper unter der neuen kaiſerlichen Verwaltung mit der »Favoritin« von Donizetti debutirt. Welche Hoffnungen laſſen ſich hieran für den Geiſt und die Richtung der neuen Leitung knüpfen! In der Hauptrolle iſt Madame Stoltz wieder aufgetreten und hat das Publikum enthuſiasmirt. Iſt es nicht eigenthümlich und merkwürdig, daß in der neueſten Zeit nur Sängerinnen, die bereits ein Viertel Jahrhundert an ihrem Ruhme zehren, mit Glück die Welt durchziehen und auf den erſten Bühnen ſich Schätze und neue Lorbeeren ſammeln!

So die kürzlich verblichene Sonntag-Roſſi, ſo Giuditta Griſi, ſo Madame Stoltz!

Liebt die jetzige Welt die Ruinen einſtiger Geſangspracht, oder iſt die Armuth junger Kunſtſängerinnen, iſt der Nachwuchs dramatiſcher Geſangsgröße ſo gering!

An Mitteln zur Bildung im Geſange und in der Muſik überhaupt fehlt es wahrlich nicht, zahlloſe Singvereine, Muſikſchulen und Conſervatorien, Geſang- und Opernſchulen, Liedertafeln u. ſ. f. geben hiervon Zeugniß, ſtets treten neue derlei Anſtalten in's Leben, und die beſtehenden erweitern und vergrößern ſich. Als ein intereſſanter Beleg, welches wichtige Moment man der Kunſt, und namentlich auch der Tonkunſt, im menſchlichen Bildungskreiſe beilegt, mag die unter dem Titel: »Das moderne Geſammtgimnaſium zu Leipzig hat nicht nur eine pſychologiſch-pädagogiſche Seite für den Lehrer und Erzieher, ſondern auch eine politiſch-ſociale Bedeutung für den Staatsmann,« — erſchienene achte Schulſchrift von Dr. Ernſt J. Hauſchild bezeugen. Der Verfaſſer bemerkt darin, daß in allen drei Gimnaſien neben Sprachen und Wiſſenſchaften die ſchöne Kunſt, welche die höchſten Ideen der Menſchheit in Tönen und Formen offenbart und unmittelbar zum Bewußtſein bringt, nicht fehlen darf, und jedes Zögling nicht blos für Redekunſt und Dichtkunſt, ſondern auch für bildende Kunſt und Tonkunſt einen, obſchon nur allgemeinen, doch ununterbrochenen und gleichmäßig geſteigerten Unterricht erhalten wird.

H—l.

Ein Licht am Grabe.

Am Allerſeelentage
Mit andachtvollem Wogen
In Knäueln ſind die Beter
Zum Friedhof ausgezogen.
So wenig Leidgepräge
Im rauſchenden Getos,
So ohne Ruf des Herzens,
Was Macht der Sitte blos;

Um Einmal doch im Jahre
Das Plätzchen zu betreten,
Wo man ſich fühlt gezwungen
Mit aller Brunſt zu beten,
Um Einmal doch im Jahre
Zu ſchauen jenen Ort,
Wo ſchon vielleicht ein Fleckchen
Fuß uns gegraben dort.

Und ohne daß ich's dachte,
Und ohne daß ich's wollte,
Umſchloß mich das Gedränge,
Als ob ich mitgeh'n ſollte;
Und zog im wirren Strudel,
Im tönenden Gebaus
Mich zu der heil'gen Stätte
Der Ruhenden hinaus.

Da ſah ich einen Knaben
Zu mir ſich bittend wenden,
Der ſah mich an ſo flehend
Mit aufgehob'nen Händen:
»Was Viele mir verweigert,
»Vielleicht gewähr't es Ihr —
»Ihr ſchaut ſo gut und freundlich!
»Schenkt einen Groſchen mir.«

»Nur einen ſchlechten Groſchen.
»Ich bin ein armer Knabe,
»Und möcht' ein Lichtlein brennen
»An meiner Eltern Grabe,
»Auf daß ſie ſo wie And're
»Im Frieden ſüßer ruh'n;
»Nur einen ſchlechten Groſchen —
»Ich werd' ihn nicht verthun!«

Des Knaben frommer Glaube,
Die leidbewegten Züge,
Der Ton der off'nen Sprache —
Entſetzlich, wenn es Lüge!
Halb zweifelnd, halb ihm trauend,
Verfolgt ich Schritt und Tritt,
Und gab ihm eine Münze
Zu ſeiner Wallfahrt mit.

Nicht hab' ich unter Wegen
Ihn aus dem Aug' verloren,
Nur ihn allein beachtend
Bis zu den Friedhofthoren;
Dort ſah es ſich verlegen
Die farb'gen Kerzlein an,
So, daß ich deutlich merkte,
Wie er ſich doch beſann.

Und wirklich kauft er Keines!
Statt Lichtlein anzuzünden,
Verſchenkt er ſeinen Groſchen
Am Thore einem Blinden!
Da hatte überzogen
Beſchämung mein Geſicht:
Ich möcht' an meinem Grabe
Dereinſt ein ſolches Licht.

Seanhauſer.

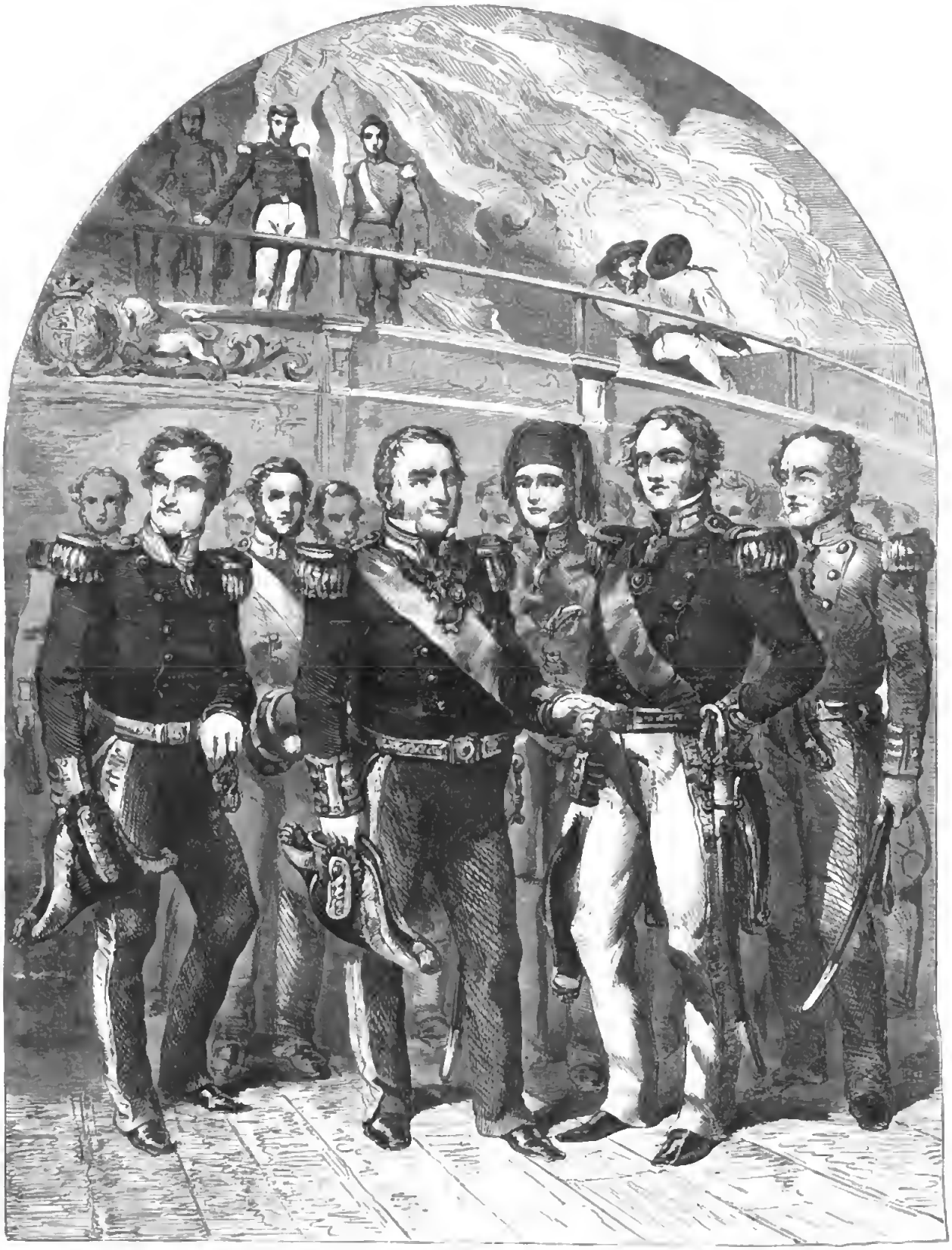
Chineſiſche Jongleur und Taſchenſpieler in Wien.

(Theater in der Joſefſtadt.) Die vielbeſprochenen Chineſen zeigten hier ihre wirklich ſtaunenswerthen Kunſtſtücke. Abgeſehen von dem Intereſſe, welches ihre Nationalität, Sprache, Coſtüme und Manier erregt, machten ſie ihre Jongleurs- und Taſchenſpieler-Stückchen mit einer Präciſion und Gewandtheit, die wohl ſelten zu finden. Das Meſſerwerfen nach einem Menſchen läßt den Athem ſtocken und verſetzt den Zuſchauer in ein froſtelndes Staunen. (Preſſe.)

Der Silhouettendruck.

Bekanntlich bringen die oft in wenigen Minuten ausgeſchnittenen Silhouettbilder in ihrer einfachen Umriſſen eine treffende Wirkung der Aehnlichkeit hervor, ſo daß ein farbiges Portrait zu weiterem hat. Es beſtand zwar die Eigenthümlichkeit, daß jede Silhouette nur das Original vorſtellte. Wollte man aber einen ſolchen Ausſchnitt für die Buchdrucker-Preſſe benutzen, ſo bedurfte man einer neuen Zeichnung auf einer Platte und eines Graveurs zur Herſtellung der Druckform. — Unſer Original- und Namensſelbſtdruck liefern nun einen neuen Beweis ſeiner weitergreifenden Anwendbarkeit, indem man die Silhouette auf eine Blechplatte eindruckt, davon eine Hoch- und Lichtplatte gießt, ſie dann abdruckt, und ſo die Zeichnung weiß in ſchwarzem Grunde und ſchwarz in weißem Felde erlangt. Auf dieſe Weiſe liefert die Silhouette unter Einem ſich ſelbſt zur Zeichnung und Gravure.

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.



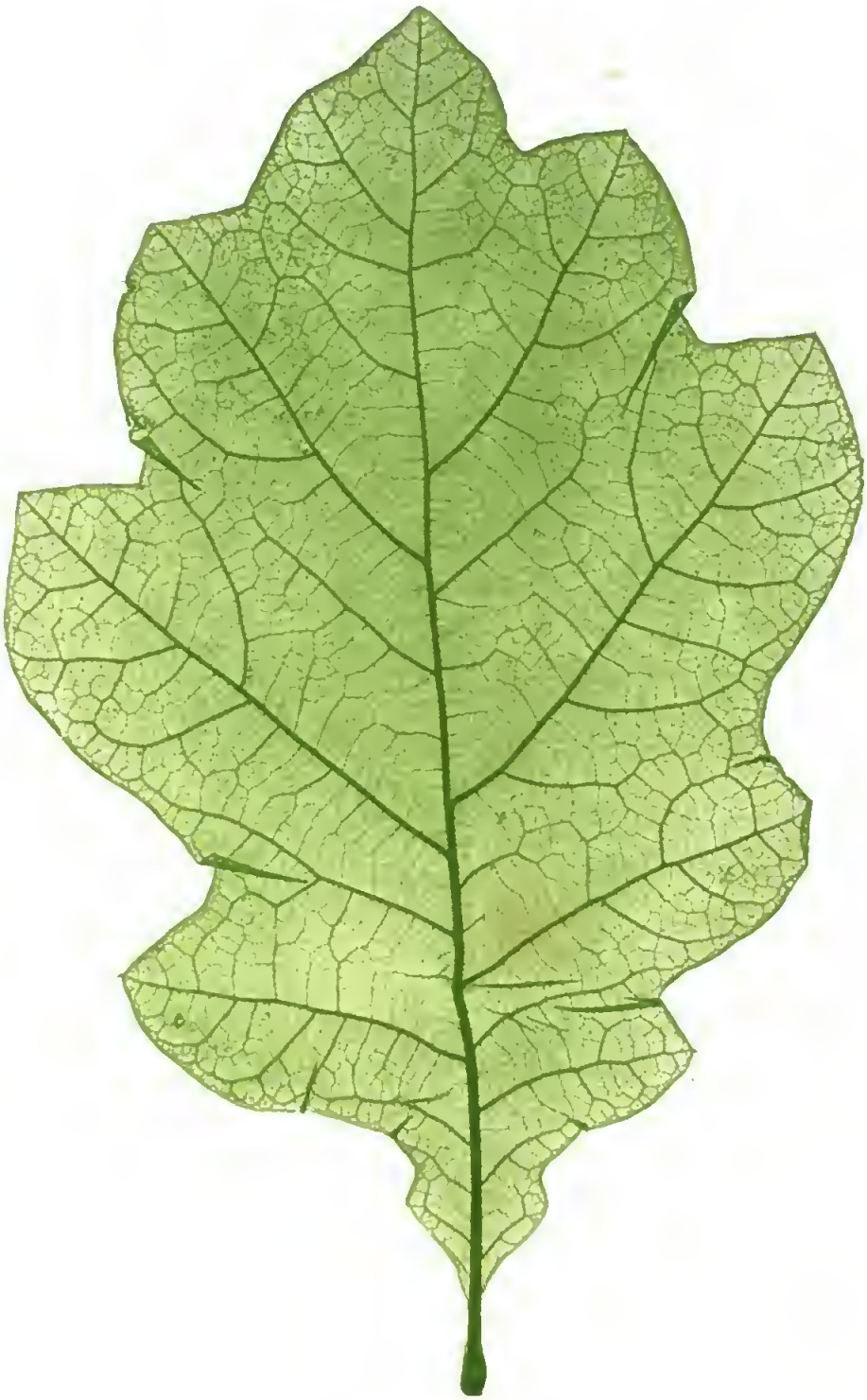
Sir Edmond Lyons. Contre-Admiral. Sir Charles Napier Admiral Dundas. Admiral Corry

Beilage zu M. Auer's poligraflisch-illustrirter Zeitschrift „Faust."

Druck von M. Auer

Digitized by Google

BREITBLÆTTERIGE EICHE IM NATURSELBSTDRUCKE.

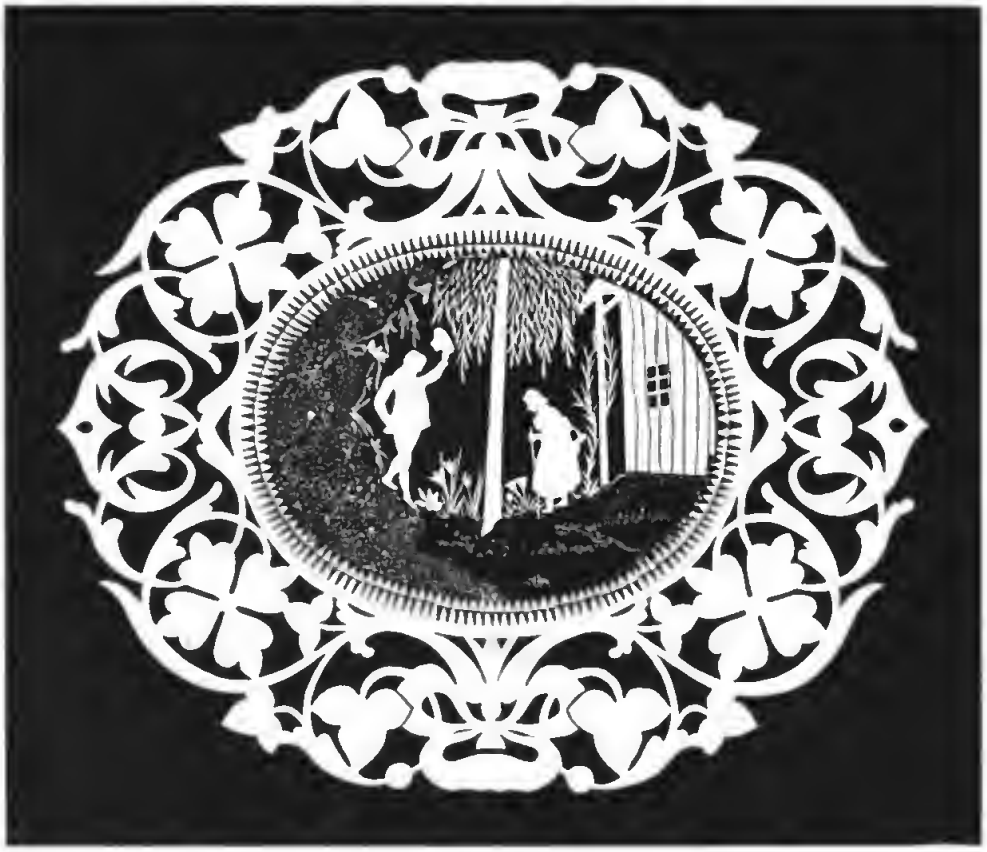


Quercus macrophylla.

Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust".

Digitized by Google

Silhouetten-Druck.



Beilage zu M. Auer's polygraphisch-illustrirter Zeitschrift „Faust“.

Digitized by Google

Faust

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M.
Einstellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Inhalt: Die Hauptmomente der Entstehung und Ausbildung der k. k. österr. Armee. — Im der neuen Welt. (Fortsetzung.) — Eine Freitugel. (Fortsetzung.) — Die Restauration der Madonna von Tizian in der k. k. Gemälde-Gallerie. — Abdul-Medjid-Khan. — Wochenschau.
Artistische Beilagen: Der Sultan. (Lithographischer Umdruck.) — Holzdurchschnitt. (Naturselbstdruck.) — Madonna, nach Tizian. (Kupferstich.)

№ 21. I. Jahrgang. Wien. 1854.

Die Hauptmomente der Entstehung und Ausbildung der k. k. österreichischen Armee.

Jenes heerliche Heer, das bei wiederholten Anlässen siegreich gegen die Gefahren des Ostens und Westens rang, in den Tagen der Kirchenspaltung mit unerschütterlicher Treue für den heiligen alten Glauben, in blutigen Erbfolgestreiten für die Einheit und Untheilbarkeit der Monarchie, während der Napoleon'schen Periode für die Unabhängigkeit Oesterreichs und Deutschlands, in der jüngsten Revolutionsepoche für Ordnung und Recht kämpfte und einstand, und das in diesem Augenblicke mit kraftvollem Ernste die einzig sichere Bürgschaft des bedrohten Weltfriedens bildet, — wie ist es entstanden, wie hat es sich herangebildet, durch welche Formenwechsel ist es endlich zu seiner gegenwärtigen Gestalt gelangt?

Durch den Raum zu sehr beschränkt, um den Gegenstand in seinen Einzelnheiten verfolgen zu können, wollen wir hier wenigstens die Hauptmomente dieses Gestaltungsprozesses in's Auge fassen.

Oesterreichs Heer hat, in Bezug auf seine allmälige Heeranbildung, so ziemlich dieselbe Stufenleiter durchlaufen, wie die übrigen Armeen des europäischen Westens in und seit dem Mittelalter. In den deutsch-österreichischen Ländern bestand die allgemeine deutsche Heeresverfassung. In den frühesten Zeiten wurde durch das Aufgebot der Heerbann, d. i. der Zuzug der freien Grundbesitzer mit ihren Hintersassen und Unterthanen, versammelt. Nachdem jedoch die kleineren Grundbesitzer, freilich meist gegen große Opfer und nicht selten um den Preis ihres Verhältnisses als Freie, sich dem Kriegsdienste mehr und mehr entzogen, leisteten statt ihrer die Vasallen den Dienst, und hiermit trat an die Stelle des alten Heerbannes der Vasallendienst. Die Vasallen prangten mit den Ehrennamen Milites, Krieger, oder gar ihrem Reiterdienste (denn der Krieg hatte, den berittenen Magyaren gegenüber, sich in einen reitenden verwandelt und die Bedeutung des Fußvolkes gänzlich herabgedrückt) Reiter oder Ritter.

Die zunehmende Beschränkung der landesfürstlichen Rechte zu Gunsten der Stände wirkte sehr merklich auf die Heeresverfassung ein, nicht nur weil die Stände überhaupt vor jedem Kriegszuge erst befragt sein, sondern auch nur innerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienste leisten wollten.

Alte österreichische Landwehr.

Digitized by Google

Dieſes ſehr hinderliche Verhältniß beſtand namentlich auch im öſterreichiſchen Stammlande, wie ſchon aus der älteſten Quelle der vaterländiſchen Militärverfaſſung, dem wahrſcheinlich vom Herzoge Leopold dem Glorreichen, alſo vor dem Jahre 1230, gegebenen öſterreichiſchen Landrechte, hervorgeht. Der Heerbann dauerte hier, ſeiner Weſenheit nach, zwar auch immer fort, und der Adel ſammt den Vaſallen mußte, wenn das Aufgebot erging, zu den Waffen greifen und das Vaterland vertheidigen; aber die Strafe gegen die Ungehorſamen gehörte nicht dem Herzoge zu, ſondern dem Gutsherrn in ſeiner Eigenſchaft als Anführer ſeiner Vaſallen und Grundholden. Auch ſtanden der herzoglichen Machtvollkommenheit, ein Aufgebot ergehen zu laſſen, bereits Beſchränkungen durch gewiſſe Privilegien des Adels entgegen, indem die edlen und gewiſſen Gutsbeſitzer nur dann zum Zuzuge verpflichtet waren, wenn das Land feindſelig durch Nachbarn überzogen wurde, hingegen bei einer Privatfehde des Herzogs, ja ſelbſt bei einem Vertheidigungskriege, von dem Landesherrn nicht genöthigt werden konnten, auch über die Grenzen hinaus ſeiner Fahne zu folgen. Hingegen mußten auch die Bürger und Bauern ſich als Wehrmänner zum Aufgebote ſtellen und wurden, wenn ſie ausblieben, zu größeren Geldſtrafen verurtheilt, als die Vaſallen.

In ähnlicher Weiſe erhielt ſich in Oeſterreich das Aufgebotsſyſtem durch das ganze Mittelalter fort; nur ſahen wegen der Unzulänglichkeit deſſelben und wegen der häufigen Weigerung der Stände, jenſeits der Landesgrenzen zu fechten, die öſterreichiſchen Fürſten ſich genöthigt, neben dem Aufgebote ihre Zuflucht auch nach zu Söldnertruppen zu nehmen, die beſonders bei Offenſivkriegen ſich gut und willig verwenden ließen. Da dieſe Söldner, damals aus Verarmten und Abenteurern aller Art zuſammengeſetzt, ein Gewerbe aus dem Kriege machten, denſelben, ohne Rückſicht, welcher Sache es galt, allenthalben anfachten, ſo waren ſie natürlich zu Fuß, wie zu Pferde in den Waffen beſſer geübt, als die Hausbeſitzer auf dem Lande, und den Fürſten war es bequemer und ſicherer, ein Heer von Lohntruppen zu verſammeln, als von dem guten Willen ihrer Vaſallen abzuhängen. Von einer ſtehenden Armee war jedoch hierbei noch keine Rede; vielmehr wurden, nach vorübergegangener Kriegsgefahr, die aufgebotenen Vaſallen entlaſſen, die Söldner abgedankt, häufig zur großen Plage des Landes, weil ein nicht geringer Theil des nun erwerbloſen Kriegsvolkes ſich auf Erpreſſungen oder Räubereien gegen die Landbewohner verlegte. —

In den übrigen Ländern der Monarchie walteten im Weſentlichen ähnliche Verhältniſſe, wenn ſie auch nach Maßgabe der Nationalität und der Sitten, in Formen und Namen hin und wieder abwichen. In Böhmen und Mähren finden ſich ſchon in den früheſten Zeiten nach der czechiſchen Einwanderung, Spuren eines dem deutſchen in den Grundzügen vollkommen ähnlichen Heerbannes, und das Aufgebot erhielt ſich auch hier durch das ganze Mittelalter. Unter den letzten premysliditchen Königen verwiſchte ſich das ſcharfe nationale Gepräge, welches dem früheren böhmiſchen Kriegsweſen anhängt; die fortſchreitende Germaniſirung des Landes drängte auch in militäriſcher Beziehung mehr und mehr deutſches Element herein. Hingegen trat dann mit der luxemburgiſchen Dynaſtie (1310) eine Annäherung an franzöſiſche Kriegsmanieren ein. Zugleich erhob ſich Böhmen auf den Gipfel militäriſchen Anſehens. König Johann übertraf in der Raſchheit, Heere zu verſammeln, alle ſeine Zeitgenoſſen, und gab in allen Handeln ſeiner Zeit durch ſeine Waffen und durch ſeine Diplomatie den Ausſchlag. Sein Sohn Carl der I. (als Kaiſer IV.) verfolgte zwar eine ungleich friedlichere Politik, ſchuf aber dadurch, daß er ſeit dem Jahre 1363 regelmäßige Proviant- und Waffenvorräthe in ſeinem Königreiche anlegte, eine für ſeine Zeit ſehr wohlthätige Wehranſtalt. Die Heerfolge war die alte, eben ſo allgemein übliche, als zweckwidrige, indem ſie nur innerhalb des Königreiches zum Dienſte verpflichtete. Die 1350 erlaſſene »Majeſtas Carolina« enthielt die giltigen Vorſchriften für den Kriegsdienſt, und unter Carls Nachfolger, König Wenzel, erſchienen 1413 die durch Hayek von Hodenin verfaßten, älteſten bekannten böhmiſchen Kriegsartikel. —

In Galizien und den andern polniſchen Landestheilen ruhte die Wehrpflicht auf dem Adel. Als Boleslaw Chrobry im Jahre 992 zur Herrſchaft in Polen gelangte, fand er die Gliederung der Nation in die Freien des Stammes (Szlachta, Adel), die perſönlich freien, aber dinglich unfreien Zinsbauern (Kmeten, Kmiecie) und die Leibeigenen vor. Der Herrenſtand der größeren und kleineren freien Grundbeſitzer bildete den zahlreichen und zugleich kriegeriſchen Kern der Nation; daher auch milee und militia ſehr häufig mit ſlachezicz und ſlachta überſetzt werden. Die Szlachta war dem Fürſten zu Kriegsdienſt verpflichtet, in welchem ſie jedoch mehr ein Recht des Freien, als eine Pflicht erblickte. — Minder frei war die Kriegspflicht des Adels in Halitſch und Wladimir (Galizien und Lodomerien), wo derſelbe unentgeltlich für den Fürſten in den Krieg ziehen und ſeine Leute zu Feſtungsarbeiten ohne Vergütung hergeben mußte. Erſt nachdem das Land ſeine Unabhängigkeit an Polen verloren hatte, erhielt auch der rothruſſiſche Adel im Jahre 1434 die Vorrechte des polniſchen. Das Ritterweſen und Feudalſyſtem im fränkiſch-deutſchen Sinne fand in Polen keinen Eingang. Die Hauptſtärke des polniſchen Heeres beſtand ſchon zu Ende des 10. Jahrhunderts aus Reiterei. In Polen erbaute bereits König Boleslaw Chrabry (ſeit 992) an den Grenzen des Reiches eine Menge von Burgen, die natürlich auch mit entſprechenden Beſatzungen verſehen wurden; in Galizien entſtanden erſt unter polniſcher Herrſchaft Burgen und Befeſtigungen im eigentlichen Sinne. Seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts gewann auch das bis dahin vernachläſſigte Fußvolk an Bedeutung. Später wurde durch Verfaſſungsveränderungen auch im polniſchen und galiziſchen Heerweſen Manches umgeſtaltet. Der Adel ſaß, wie früher, auf den Ruf des Königs auf, diente innerhalb der Grenzen des Reiches ohne Beſoldung, erhielt jedoch, ſobald der Krieg außerhalb der Reichsgrenzen geführt wurde, einen beſtimmten Sold. Nothigten Verhältniſſe zur Zuſammenberufung des Heeres, ſo erginge« Erlaſſe oder Befehle des Königs durch das ganze Land, welche den Adel innerhalb beſtimmter Grenzen verpflichteten, zu einem beſtimmten Termine aufzuſitzen und mit den nöthigen Lebensmitteln und Heergeräthen auf dem angewieſenen Sammelplatze zu erſcheinen. Der König ernannte den Befehlshaber, obersten Hetmann, der eine ziemlich unbeſchränkte Gewalt übte. Die erſten Spuren eines regelmäßigen beſoldeten Heeres in Polen finden ſich ſeit 1562, wo auf dem Reichstage zu Petrikau der vierte Theil der Einkünfte aller den königlichen Ländereien oder Staroſteien zur Unterhaltung des Heeres votirt wurde. Die von dieſer Steuer (Kwara) unterhaltenen Soldaten wurden Kwarciane. Kwarcianer, genannt, und bildeten bis zum Untergange des Reiches die einzige ſtehende Miliz. Als eine Ergänzung des ſtehenden Heeres ſind Stefan Bathory's Koſaken-Regimenter bekannt, welche für gewiſſe ihnen überlaſſene Ländereien und beſtimmten, ihnen zugeſicherten Sold ſich ſtellen mußten, ſo wie die Haustruppen des Königs, welche dieſer aus eigenen Mitteln unterhielt, und endlich die Geſchwader und Fähnlein der vornehmeren Magnaten, die ſich nicht ſelten auf mehrere 1000 Pferde beliefen.

In Ungarn und deſſen früheren Nebenländern hat das Kriegsweſen älterer Zeit die Eigenthümlichkeit morgenländiſcher Art und Gewohnheit im Zuſammentreffen mit theils freiwillig aufgenommenen, theils aufgedrungenen abendländiſchen Sitten und Herkömmlichkeiten. Die älteſte magyariſche Heerverfaſſung beruhte nicht, wie in Deutſchland, auf Lehen und Amt, ſondern auf der Grundlage der Familie. Die magyariſchen Stammgeſchlechter mit ihren Angehörigen waren es, welche zugleich die militäriſchen Gruppen bildeten, und, wenn das Heergebot erging, unter Anführung des Stammeshauptes in's Feld zogen. Bei allen Stammgeſchlechtern befanden ſich auch zahlreiche Diener als Angehörige (Familiares); ſie waren entweder Erbknechte (haereditarii) oder zeitliche (temporarii), auch Hofdiener (Liberales conditionarii Udvarnici) oder Gefangene (Illiberales Mancipium glebae adscripti). Aus der Reihe dieſer Gefangenen wurden die Beherzteren von ihren Herren freigelaſſen (Libertini) und zum Kriegsdienſte verwendet. Auch Fremdlinge, die in den Reihen der Magyaren mit Auszeichnung gefochten, erhielten für ſich und ihre Nachkommen die Rechte eines Stammgeſchlechtes. Seit Stefan dem Heiligen (geſt. 1038) vermiſchte ſich die altaſiatiſche Kriegsverfaſſung der Magyaren mit abendländiſchen Herkömmlichkeiten. Zwar wurden noch durch mehre Jahrhunderte die Stammgeſchlechter vom König zu den Waffen gerufen, wo ſie dann, ein jedes unter ſeiner Fahne (Banderium), ſich in's Feld ſtellten; allein wie in Deutſchland wurde auch in Ungarn die Heerfolge immer mehr an den Grundbeſitz gebunden, ohne daß hierdurch das alte Aufgebot nach Stammgeſchlechtern ganz in Wegfall kam. Die Beſitzer des Erbrichterthums waren in Ungarn die Barone oder auch Fahnenherren (Zászlós Urak), und als ſolche zur Stellung eines Banderiums verpflichtet. Unter dem Banner der Barone oder Herren des Erbrichterthums ſammelten ſich theils die Glieder des Geſchlechtes (Gentes), theils ihre Freigelaſſenen, die, wie erwähnt, gleichfalls zum Stammgeſchlechte gezählt wurden. Die Bannerherren gingen nur dann in den Krieg, wenn der König ſelbſt ging, und dieſer Fall trat blos dann ein, wenn ein allgemeiner Feldzug ſtattfand. Neben dem Banderial-Aufgebote gab es noch eine Geſpanſchafts-Miliz. Die zu einer Burg, als dem Mittel- und Hauptpuncte einer Geſpanſchaft, gehörigen Leute beſtanden nämlich aus Landleuten (Coloni)

und Kriegsleuten (Milites) oder Burg-Jobagien. Letztere standen, in Centurien und Decurien eingetheilt, unter besonderen Hauptleuten, diese unter dem Obersten, welchem wiederum der Graf vorstand. Besonders treue und tapfere Burg-Jobagien wurden zu dem Range der königl. Ritter (Servientes Regis Equites aulici), ihre Ländereien zu der Gespanschaft zu adeligen Sitzen erhoben. Zu gewissen Zeiten wurden sämmtliche Burg-Jobagien von dem Grafen gemustert. Dieser war ihr oberster Anführer unter dem Comitatsbanner; gleich der erbbegüterten Ritterschaft mußte er, jedoch auf des Königs Kosten, demselben auch über des Reiches Grenzen hinaus Heerfolge leisten, während die Banderien der Stammgeschlechter auf Kosten der Erbbegüterten ausgerüstet wurden. Unter des Königs Andreas II. schwacher Regierung und bei der steigenden Gewalt der Aristokratie zum Nachtheile des Königthums, verkümmerte jene nationale Wehrverfassung Ungarns. Die lehenhaft begüterte Ritterschaft wußte sich der Pflicht zum Waffendienste zu entziehen, und der von den Magnaten 1222 dem König abgenöthigte Freiheitsbrief setzte fest, daß der Waffendienst auf eigene Kosten nicht weiter, als bis an die Reichsgrenzen, verpflichtete, jenseits derselben aber sowohl die Ritterschaft, als auch die Comitatsbanner von dem Könige besoldet werden sollten. Nachträglich wurde bestimmt, das blos die Gespane, die Burgcastellane und Diejenigen, denen der König neuerdings große Besitzungen verliehen, auch außer Landes zu ziehen schuldig sein sollten. Nur wenn Feinde in das Land eingefallen waren, hatten sämmtliche Landherren gleich den Dienstmännern die Pflicht, auf eigene Kosten mit ihren Dienstleuten aufzusitzen und den Feind auch jenseits der Grenzen zu verfolgen. In den Mongolenkämpfen war die Blüthe der alten magyarischen Geschlechter untergegangen, das frühere Aufgebot nach Stammgeschlechtern daher nicht mehr ausführbar. Aber die Klugheit König Karls (gest. 1342) wußte den Ehrgeiz der Prälaten und Barone dahin zu lenken, daß sie bei ergehendem Aufgebot mit ungleich zahlreicheren Haufen, als sie verbunden gewesen wären, in's Feld rückten. Was sie hier freiwillig gethan, wurde dann zur Pflicht gestempelt. Unter Karl und seinem Nachfolger Ludwig I. (gest. 1382) wurde auch die Verpflichtung der Siebenbürger Sachsen zur Heerfolge näher bestimmt. Unter jenen beiden Königen verpflanzte sich das italienische Condottiere- und Söldnerwesen auch nach Ungarn. Durch König Sigmund wurde 1435 das Aufgebot geregelt, die nähere Bestimmung und Ausmittelung der Comitatsantheile zu dem Reichsheere vorgenommen, die Leistungen der Prälaten und Barone, die Bane von Kroatien und Slavonien und den Wojwoden von Siebenbürgen umgriffen, festgesetzt. Unter König Ladislaw V. wurde 1454 ein neues Verzeichniß der Pforten (Bauernhöfe) aufgenommen; je 100 Pforten sollten 4 Reiter und 2 Fußgänger stellen. Alle Magnaten, edle Herren und Ritter sollten in Person sich zur Heerfahrt einfinden. Bei der Thronbesteigung des Matthias Corvinus 1458 wurden die früheren Vorschriften der Heerfolge erneuert, die Banderialverfassung wiederhergestellt; auf allen Besitzungen des Königs, der Prälaten, Barone und Landherren sollte der 20. Mann ausgehoben und bewaffnet auf 3 Monate zu dem Dienste des Königs gestellt werden. Wenn die gesetzlich bestimmte Heermacht dem Feinde nicht widerstehen könnte, dann sollten alle Reichsassen aufsitzen und so lange es nöthig, im Waffendienste bleiben. Da aber alle diese Einrichtungen nicht genügten, so hielt Matthias ein stehendes und besoldetes königliches Heer, 20.000 Reiter und 8000 Mann Fußvolk stark, und vermehrte es durch ein Elitencorps, die 6000 Mann starke »schwarze Bande«. Unter der schwachen Regierung König Wladislaws II. (gest. 1516) gerieth die Kriegsverfassung in gänzlichen Verfall. Prälaten und Magnaten ersannen immer neue Mittel, sich der Pflicht des Waffendienstes und der Stellung ihrer gesetzlichen Contingente zu entziehen. Die dagegen erlassenen Vorschriften blieben unbefolgt, und dieser muthwillig herbeigeführte Verfall des ungarischen Kriegswesens rächte sich durch die verderbliche Niederlage bei Mahács (1526). —

(Fortsetzung folgt.)

In der neuen Welt.

(Fortsetzung.)

Fernandez sah diesem Spiele des Mondlichtes lange nachdenkend zu. Der gleicht, sagte er zu sich, die Meinung dieser Welt; sie zeigt die Menschen je nach der Brechung des Lichtes, in das sie vom Geschicke gestellt werden. . . .

Mitternacht nahte heran und sein Denken war allmälig unbestimmtes träumerisches Sinnen geworden, worin sich seine Fantasie, deren Glut und Zauberkraft durch diese fünf Jahre voll Leiden und Kämpfe nichts von ihrer Ursprünglichkeit verloren hatten, jetzt nur einem einzigen Bilde hingab, dem verklärungumstrahlten Bilde Angelica's, und dieß in jener außerordentlichen wunderbaren Weise, worin die Seele den Körper verlassen und den trennenden Raum in geheimnißvollem Fluge durchmessen zu haben scheint. Er war in Mexiko, im Kloster, er stand in ihrer Zelle. Angelica hatte noch nicht ihr Lager gesucht; sie kniete, in Andacht versunken, auf ihrem Betschemel vor dem Bilde des Heilandes, die zarten Lilienhände gekreuzt und das edle Antlitz erhoben. Er sah die Betende mit nie gefühltem, reinem Entzücken und betrachtete ihre rührende Gestalt lange regungslos, fast ohne zu athmen; es war ihm, als sollte er an ihrer Seite in die Kniee sinken und sein Gebet mit dem ihrigen verschmelzen, aber heilige Scheu hielt ihn festgebannt und er vermochte nichts, als die Gottgeweihte in selig-stiller Verehrung anzuschauen. Nun öffneten sich ihre Lippen und sie betete laut, inbrünstig, mit ganzer Seele hin sich gebend der ewigen Gnade; und, o der Wonne! die ihn durchfloß, sie betete für ihren Vater und Bruder und für ihn, indem sie das Gebet mit den Worten schloß: Wache und bete, Fernandez!

Hier bebte die Seele in den verlassenen Körper zurück und er fuhr, wie von einem elektrischen Schlage durchschüttert, empor; noch einmal rief es: Fernandez! und dieser Ruf drang aus der Hütte, es war Carls Stimme, die er vernahm, der Jüngling eilt ihn im Traume.

Im selben Augenblicke, da er, die Hülle von sich werfend, wie blitzgetroffen und athemlos um sich stierte, rauschte es ihm zur Linken im Gehölze. Pfeilschnell den Tomahawk geschwungen, fing er schon in der nächsten Sekunde den schmetternden Schlag von dem Steinbeile Hiarouks auf, der sich mit den zwei Indianern in stummer, aber um so entsetzlicherer Wuth ihm entgegenstürzte. Fernandez, zwischen beiden Thürpfosten der Hütte sich feststellend, beschrieb nun, einen Alarmschrei ausstoßend, der im Nu alle Schläfer emporriß, nachdem er den ersten Hieb vereitelt hatte, mit seiner Stahlaxt in Gedankenschnelle einen weiten Kreis um sein Haupt und ließ sie mit zermalmender Kraft auf die Meuchler von der Rechten zur Linken niedersausen, die der ungeheuren Waffe ihre Tomahawks zwar mit Riesenarmen, aber dennoch vergeblich entgegen warfen; wie mächtig auch der Gegendruck von den Beilen der Wilden, diesem Schlage konnten sie nicht widerstehn, sie entsanken in Stücken ihren Händen und die Schneide des Stahles fuhr in die linke Schulter Hiarouks, der mit einem gräßlichen Schrei in das Gehölz zurücktaumelte. Dieser gewaltige Schwung versetzte Fernandez in den Nachtheil, daß er, halb aus dem Gleichgewichte gebracht, nicht so schnell wieder von seiner schweren Waffe Gebrauch machen konnte, als es der Ungestüm seiner Gegner forderte; die sich, noch ehe er dieselbe wieder zu schwingen vermochte, wie rasend auf ihn stürzten. Dieß ersehend, ließ er seinen Tomahawk fallen und schmetterte beiden seine Fäuste mit solcher Gewalt und Schnelligkeit gegen Kopf und Brust, daß sie stöhnend zurückprallten, nicht aber, ohne neuerdings festen Fuß zu fassen, um jetzt mit den rasch gezückten Messern über ihn herzufallen. Allein in diesem Augenblicke knallten zwei Büchsen aus der Hütte und beide Indianer wälzten sich in ihrem Blute.

10.

Die Flucht.

Alles dieses, Ueberfall, Kampf, Verwundung und Tod, war so schnell geschehen, daß die beiden älteren Shoshonen, wie rasch sie sich auch erhoben hatten, jetzt, indem sie zur Seite ihres Häuptling standen, nichts vom Zusammenhange begriffen und streng fragenden Blickes ihn und die Getödteten betrachteten; welche sie, wie der Ausdruck von Schmerz und Staunen in ihren Zügen nicht bezweifeln ließ, sogleich erkannt hatten. Im selben Augenblicke waren auch die Ansiedler bewaffnet aus der Hütte getreten und schauten, wie mehrerer Feinde gewärtig, muthvoll spähend nach allen Seiten hin.

Fernandez, dessen Miene sich schnell wie der Gedanke verwandelt hatte, und nach so furchtbarer Aufregung vom höchsten Zorne plötzlich zu unbegreiflicher Ruhe übergegangen war, nahm mit Würde das Wort und sprach:

Meine Brüder und Freunde, beruhiget Euch, die Gefahr ist vorüber. Hiarouk, die falsche Klapperschlange, hatte Verderben gegen mich und Euch gebrütet. Er glaubte mich unbesorgt und überfiel mich mit jenen Zweien meuchlings. Ihn traf mein Stahl, seine Verbündeten —

Fielen — unterbrach ihn der älteste Neger, die Ansiedler mit einem strengen Blicke messend, — durch die Feuerwaffen der Bleichgesichter.

Und es sind Shoshonen! setzte der Andere nicht minder drohend hinzu.

Ihr hättet alſo, ſagte Fernandez bitter lächelnd, mich lieber an den feigen Verräther erdolcht geſehen?

Die Rieſenſchlange würde ſie erwürgt haben, entgegnete Letzterer.

Sie ſind gefallen von der Hand weißer Männer! rief der Erſtere aus, und alle unſere Brüder werden es vernehmen und es wird darüber berathen werden.

Berathen? Wohl, das geſchehe! fiel Fernandez gebieteriſchen Tones ein; gehet hin und berichtet, was geſchehen. Sprechet, wie ich, die Wahrheit. Hiarouk war gegen die Aufnahme dieſer Fremdlinge, aber Eure Weisheit hat ihn zum Schweigen gebracht. Dieſe Schuldloſen haben ſich endlich in unſerem Gebiet angekauft, die Friedenspfeife mit uns geraucht, ſie ſind unſere Gaſtfreunde geworden, ja und Ihr Beide ſelbſt habt heute wie mir zu ihrem Schutze wachen ſollen. Während Ihr Euch dem Schlafe überlaſſen, wollte man mich und unſere Schützlinge morden, ſie, die heute im Kampfe mein Leben, das Leben Eures Häuptlings, ja durch ihre Kriegsliſt, wie Ihr vernommen, vielleicht das Leben aller meiner Shoſhonen gerettet. Dieß ſaget ihnen, denn Ihr ſprecht die Wahrheit, wie ich ſie geſprochen.

Die Anſiedler, die von dieſer in der Shoſhonen-Sprache gepflogenen Unterredung nichts verſtanden, blickten ſich und Fernandez unruhig fragend an; der ältere ſeiner Gefährten aber ſagte, indem er dem andern ein Zeichen zum Aufbruche gab:

Der große Geiſt allein weiß Alles, der Menſch urtheilt nach dem, was er ſieht und hört. Ich ſah meine Brüder fallen von der Hand der Weißen. Keiner von uns hat ein Feuergewehr, die Schüſſe kamen aus der Hütte. Eine allgemeine Berathung iſt nothwendig. Ich habe geſprochen.

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Shoſhone und folgte ſeinem Gefährten, der bereits im Gehölze verſchwunden war.

Mein Gott! rief jetzt Herr von Bergen bekümmert aus, da er Fernandez geſenkten Hauptes, ernſt nachſinnend, regungslos ſtehen ſah; was iſt geſchehen, was zu fürchten?

Letzterer ſchrak, wie aus einem ſchweren Traume erwachend, heftig empor und fuhr ſich mit der Hand raſch über das verſtörte Antlitz. Dann, nachdem er mit wenigen Worten den Erſtaunten und Erſchreckten erklärt hatte, was vorgefallen war und nunmehr zu befürchten ſei, reichte er ihnen die Hand und ſagte:

Ihr habt mir zum zweiten Male das Leben gerettet, jetzt gilt es aber Euch zu retten! An Euer Hierbleiben iſt nicht mehr zu denken; Eure Anſiedelung unmöglich. Die Indianer werden Euch die That, ſo natürlich ſie auch war, ſo verzeihlich ſie auch iſt, da Ihr nicht wußtet, daß Ihr auf Shoſhonen geſchoſſen, nie, nie verzeihen und Ihr würdet, ſelbſt wenn ich noch dieſen Sturm beſchwören könnte, immer und zwar im buchſtäblichen Sinne unter dem Beile ſtehen und dieſes dürfte in einem unbewachten Augenblicke auf Eure Häupter niederſchmettern.

Fort? rief Herr von Bergen beſtürzt aus, fort und wo — wohin?

Fernandez umarmte ihn und ſeinen Sohn mit der liebevollen Haſt einer bekümmerten Mutter und entgegnete, nach allen Seiten umblickend, eben ſo ſchnell, als leiſe:

Raffet Euer Gepäcke zuſammen und folget mir. Hiarouk iſt nur verwundet worden und kann uns belauſchen, er iſt dieſer Sprache kundig; eilt, eilt, alles Andere unterwegs!

Innerhalb weniger Minuten hatten ſich die armen Anſiedler zur Flucht gerüſtet und ſtanden, wie am Morgen dieſes verhängnißvollen Tages vor dem Walde, belaſtet und gewaffnet zur Seite des Häuptlings. Dieſer hatte inzwiſchen das Gehölze zur Linken der Hütte, wo Hiarouk verwundet hingeſunken war, durchflucht, aber keine Spur der Klapperſchlange auffinden können; jetzt winkte er ſeinen Freunden, ihm ſchweigend zu folgen, und ſchritt, den Tomahawk über der Schulter, raſch durch die Lichtung hin, dem öſtlichen Ufer der Inſel zu. Bald hatten ſie, mehr laufend als gehend, dieſe und die Furt hinter ſich. Da wurden nach kurzer Raſt und leiſer Beſprechung die Büchſen geladen, und nun ging es wieder vorwärts, die Anhöhe hinauf dem Walde zu, in deſſen Schatten ſie abermals anhielten.

Nun haben wir, ſagte Fernandez, wenigſtens den Vortheil des Mondlichtes nicht mehr zu fürchten. Hat uns Hiarouk nicht belauſcht, ſo ahnt wohl keiner der Shoſhonen, daß wir die Inſel verlaſſen; allein der Verräther wird ſich blutend und heulend zu ihnen geſchlichen, irgend eine ſchändliche Lüge erſonnen, und die Gemüther gegen uns erbittert haben; dazu kommen noch die zwei alten Krieger mit der Schreckensnachricht von der Tödtung ihrer jungen Brüder durch Euch, und die Berathung wird alsbald in raſende Empörung gegen mich ausgebrochen ſein. Das Geſchehene iſt nicht mehr zu ändern; das Geſchick hat mein Loos mit dem Eurigen verſchmolzen, wir ſterben entweder oder retten uns gemeinſchaftlich. Bald, ſchlaß Fernandez dieſe ſeine haſtige Anrede, bald werden die Indianer auf der Inſel, und über unſere Flucht wüthend ſein, um ſo mehr, da ich im Beſitze des Goldes bin, das Ihr in die Hände der Aelteſten niedergelegt und mir dieſe, während des Kampfes, anvertraut; hier nehmt Euer Eigenthum zurück, mein Vater; und nun ſaget, ob Ihr nach Oſten oder nach Süden hin meiner Leitung folgen wollt?

Könnt Ihr noch fragen, Fernandez? entgegnete Herr von Bergen tief ergriffen.

Nach Mexiko denn!

Zu meinem Kinde!

Kaum hatten ſie dieſe Worte ausgerufen, als ſich von der Prairie herüber dumpfes Geſchrei gleich feernrollendem Donner vernehmen ließ.

Die Empörung iſt ausgebrochen, ſagte Fernandez, in wenigen Augenblicken werden ſie nach der Inſel ſtürmen; wir haben einen guten Vorſprung, laſſet uns ihn nützen, fort, folget mir!

Und er eilte durch das Helldunkel der äußeren Baumgruppen mit ihnen dem finſtern Dickicht zu, in ſüdöſtlicher Richtung, deren Zweck er in flüchtigem Fortſchreiten ſeinen Begleitern erklärte, indem er ihnen zuflüſterte:

Sie werden zuvörderſt die ganze Inſel, vielleicht auch die nächſtgelegenen nach uns durchſuchen, und dann erſt in den Wald eilen; aber ſie werden nicht ahnen, daß ich Euch dem Laufe des Fluſſes entgegen, längs ſeiner Krümmung hin, immer vom Walde gedeckt, durch ihr eigenes Gebiet führe; denn dieß will ich: wir ziehen von hier ununterbrochen ſüdwärts, den Quellen des Miſſouri vorüber, dem Schneegebirge zu, das, nicht über zwanzig Meilen von hier, das Land der Shoſhonen vom mexikaniſchen Staate trennt; einmal unter ſeiner Grenzen, ſind wir ſicher.

Und wieder lautlos ging es in angeſtrengteſtem Schritte fort durch den dichten, hohen und düſtern Wald, den nur an wenigen Stellen die Strahlen des Mondes durchblitzten; zeitweiſe nur hielten ſie einige Secunden an, um Athem zu ſchöpfen, und da vernahmen ſie, nicht ohne Grauen, von den ihnen nun ſchon im Rücken gelegenen Inſeln wiederholtes Gebrüll, wie von aufgeſtörten Löwen, dazwiſchen manchen gellenden Aufſchrei, den wilden Ausbruch getäuſchter Rachgier, entzügelter grimmiger Mordluſt.

Fernandez mahnte, raſch dahinſchreitend, ohne ein Wort zu ſprechen, durch ſein Beiſpiel, wie durch ſorgliche Blicke, die er wiederholt auf ſeine Begleiter zurückwarf, dieſe zu möglichſter Eile.

Allmälig dämpfer ward das Geſchrei der Indianer und in gleichem Maße die Hoffnung der Fliehenden auf glückliches Entkommen belebter.

Der Waldgrund, den ſie jetzt durcheilten, zog ſich in faſt ganz paralleler Richtung mit dem nur wenige hundert Schritte entfernten Fluſſe in wellenförmiger Abdachung dahin; immer nahe dem Saume ſich haltend, hatten ſie den Vortheil, das Ufeland zu ihrer Rechten überblicken zu können, ohne ſelbſt geſehen zu werden, da ſie fortgeſetzt eine klafterbreite Baumreihe zwiſchen ſich und der Freiung ließen.

Eine volle Stunde ſchon waren ſie ſo ohne Raſt, wie ohne alle Unterbrechung dahin geflohen und die Stimmen der Shoſhonen ſchon längſt in der Ferne erſtorben, als Feenandez plötzlich anhielt, einige Secunden ſpähte und lauſchte, und dann, nachdem ringsum Alles lautlos geblieben war, ſeinen Freunden raſch zuflüſterte:

Hier müſſen wir den Wald verlaſſen, denn er biegt von da ſcharf nach Oſten ab, während unſer Weg nach Süden führt. Hier, ſelbſt im dunkelſten Dickicht, den Reſt der Nacht hinzubringen, iſt gefährlich; denn Hiarouk, falls er noch lebt, wird gewiß den Wald nach allen Richtungen durchſpähen laſſen, und dem feinen Sinne der Indianer würde unſer Zufluchtsort nicht verborgen bleiben. Noch haben wir einen beträchtlichen Vorſprung zu Gunſten unſerer Flucht, und wir können, reichen Eure Kräfte aus, mit Tagesanbruch vielleicht ſchon außer aller Gefahr ſein. Vom Fluſſe her, ſelbſt wenn ſich noch einige von ihnen an der Inſel aufhalten, erblicken ſie uns nicht; und wir eilen, während ſie uns im Walde ſuchen, durch ihr eigenes Flachland über die große Prairie ſicher dahin; aber Alles kommt darauf an, daß Ihr, mein Vater, Euch ſtark genug fühlt zu dieſem anſtrengenden Marſche.

Ich glaube, entgegnete Herr von Bergen ruhig, daß ich Euch zu folgen vermag; das Vertrauen auf Gott gibt Kraft, ſein allmächtiger Arm wird uns auch im freien Felde beſchützen, vorwärts!

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Freikugel.

(Fortſetzung.)

Das unbedachte Wort war dem Alten unwillkürlich entfahren. Louiſe wandte mit einem vorwurfsvollen Blicke das glühende Geſicht nach ihrem Vater, der umſonſt ſeine eigene Verlegenheit zu bergen ſuchte, dann brach ſie in Thränen aus und ſtand vom Tiſche auf.

Nun — he — Lottchen — ſei ruhig, es war nicht böſe gemeint! beſchwichtigte der Alte mit ängſtlicher Zärtlichkeit das weinende Mädchen, ſie mit ſanfter Gewalt an ſich ziehend. Es war nun wieder einmal ſo ein Wort, wie's einem im Eifer entſchlüpft — Herr Velart iſt ja kein Fremder. Na, laß das Weinen, ſag' ich —

Sehen Sie, beſter Freund, fuhr er gegen Velart gewendet fort, nun ich die Thorheit begangen, muß ich ſchon noch ein Wort der Entſchuldigung beifügen, denn ſonſt komme ich bei Ihnen in den Ruf eines bärbeißigen Griesgrams. Glaub' nur nicht, liebes Töchterchen, daß ich ſo gar ganz blind bin. War nicht auch ich einmal jung? Ich kenne ja den ganzen Trödel der Liebesgeſchichten. Es hat mir immer eine gewiſſe Befriedigung gewährt, zu denken, daß, wenn ich einmal entrücke, der Erwin meine Stelle einnehmen ſollte, und was mit Gottes Willen ſich noch weiter treffen ſollte, wäre mir willkommen geweſen. Ich ließ Euch deßhalb hinreichend Raum Euch kennen zu lernen. Aber der Burſche wird mir ſeit letzterer Zeit noch unluſtiger zu allem was Arbeit heißt, und das kann ich doch unmöglich gut heißen. Will er dereinſt Anſpruch auf Deine —

Ich bitte Sie, lieber Vater! Sie mögen doch auf unrechtigem Wege ſein — laſſen wir's.

Nun, wie Du willſt; — jetzt geh' Kind — es iſt ſpät. Mit dieſen Worten küßte der Alte ſeine Tochter zärtlich und ſah ihr wohlgefällig nach, bis ſie mit etwas befangenem Gruß an Velart zur Thüre hinaus war.

Ach, Freund, ſeufzte er endlich, Hermanns Hand ergreifend, das Mädchen iſt eine Perle. Ganz ihrer Mutter Bild! Hier fiel der Alte in ein tiefes Sinnen, und fuhr nach einer längeren Pauſe fort. Sehen Sie — Eines hätte ich doch, rundweg geſagt, gern geſehen — wenn — wenn, nehmen Sie mir's nicht übel, aber, wenn Sie früher oder gar nicht gekommen wären.

Ich verſtehe Sie nicht ganz, Herr Forſtrath, entgegnete Velart ein wenig empfindlich.

Nun — ich dächte, das wär' nicht gar ſo ſchwer. Freilich fehlt Ihnen der ſcharfe Blick des Vateraug es; aber ich ſehe hier weiter als Sie glauben. Lieb, recht lieb wäre es mir geweſen, wenn Sie ſtatt des albernen Jus lieber gleich die Forſtwiſſenſchaft gewählt hätten, ein fröhlicher Grünrock in Gottes ſchönem Walde geworden, und zu uns gekommen wären. An Ihnen hätte ich, ich rede frei von der Bruſt weg, einen tüchtigen Nachfolger, und wer weiß — vielleicht auch mehr gefunden.

Velart rückte verlegen auf ſeinem Stuhle.

Ich glaube, verehrter Freund, es bedarf wohl meiner Bemerkung nicht, daß Ihr Neffe die Rechte der Verwandtſchaft —

Hörling machte eine ungeduldige Bewegung. Ich weiß Alles, was Sie ſagen wollen; Erwin iſt meines Bruders Kind — ich werde das nie vergeſſen; — es bedingt aber nichts. Um die Hand meiner Tochter zu erhalten, müßte er ihr zuſagen; und um meinen Paſten einzunehmen, muß er durch Prüfungen ſeine Befähigung bezeugen. Es hängt alſo Beides von ihm ab, ſteht im engſten Zuſammenhange, und eben deßhalb kann ich nur mit Aerger und Bedauern ſehen, wie er über beide ausgeſprochene Bedingungen leicht weg geht, als könne es ihm bei Louiſen gar nicht fehlen, und als hinge es nur von mir ab, ihn zum Forſtrathe zu machen. Er hätte ſelbſt bei regerem Eifer noch eine gute Strecke hin.

Ich dächte, bemerkte Hermann, es müßte ja dann ein Leichtes ſein, ihn zu einiger Anſtrengung zu vermögen.

Der Junge hat kein Herz für den Stand — das iſt Alles. Man muß auch dazu geboren ſein. Er hätte an Ihrer Stelle ſein ſollen. Auf dem glatten Parquet hätte er ſicher eine beſſere Carrière gemacht, als auf grüner Wieſe. Hier findet er nichts nach ſeinem Schnabel und wird täglich verdroſſener. Sind doch ſelbſt Sie ihm ein Spektakel im Auge, den er je eher je lieber weg ſähe; denn trotz ſeiner Läſſigkeit iſt er maßlos empfindlich und eitel wie ein Frauenzimmer.

Dieſe letzte Bemerkung machte auf Velart unſtreitig einen unangenehmen Eindruck, denn er zog die Augenbrauen zuſammen, und verfiel in ein tiefes Schweigen und Sinnen, aus dem ihn erſt die Stimme Hörlings, der ihm eine ruhige Nacht wünſchte, weckte.

Seit dieſem Abende war die ſich allmälig, aber immer weitende Kluft zwiſchen Hörling und ſeinem Neffen noch fühlbarer geworden. Der Alte unterließ ſeine Ausfälle, aber eben dieß war ein ſchlimmes Zeichen, denn an die Stelle des humoriſtiſchen Spottes trat ein Tag für Tag kühler werdender Convenientton.

Velart hatte ſeine täglichen Beſuche anfänglich auf zwei in der Woche vermindert, machte dann längere Zwiſchenpauſen, und blieb endlich ganz weg. Die Lücke, welche hiedurch in dem an ſeine Gegenwart gewöhnten kleinen Zirkel entſtand, war um ſo fühlbarer, als das gute Einvernehmen ohnehin erſchüttert war, und es begann jene reizloſe Monotonie Platz zu greifen, welche die Winterabende zu Ewigkeiten ſich dehnen läßt.

Louiſe war, ſeitdem Velart ſeine Beſuche eingeſtellt hatte, auffallend ernſt und ſinnend geworden. Ihr heller Verſtand mochte errathen haben, um was das Geſpräch ihres Vaters mit jenem ſich gedreht habe. So lange Hermann noch allabendlich erſchien, betrachtete ſie ihn mit dem wohlwollenden Auge der Freundſchaft; ohne je zu denken, er könne einen bleibenderen Eindruck auf ſie machen, zumal da Velart ſich nie in auffallender Weiſe an ſie wendete. Wer aber darf ſich ungeſtraft vermeſſen, über ſein Herz Herr bleiben zu wollen? Eben jene leidenſchaftloſe Ruhe, jener männliche, manchmal ſelbſt düſtere Ernſt, der allen Geberden Velarts aufgedrückt war, ließ ihn bei Vergleichen mit ihrem tändelnden Vetter Erwin um ſo anziehender erſcheinen, und ſeit er nicht mehr kam, konnte ſie ſich eines geheimen Sehnens nach ſeiner Geſellſchaft nicht erwehren. Es war eine Leere in ihr, welche die Huldigungen Erwins nicht auszufüllen vermochten. Die raſtloſe Beſchäftigung, der ſie ſich hingab, vermochte wohl zu verhüten, daß ſie nicht in Trübſinn gerieth, aber die Stunden des Alleinſeins waren um ſo peinlicher für ſie, da ſie ſelbſt ſich das Daſein gewiſſer Gefühle nicht zu verhehlen vermochte, und dabei das ſchmerzliche Bewußtſein in ſich trug, zu einem Manne ſich hingezogen zu fühlen, dem ſie gleichgiltig ſei, ſein müſſe, denn welch' anderem Beweggrund ſollte ſie wohl ſonſt die Bereitwilligkeit, ihre Geſellſchaft zu meiden, zuſchreiben?

Dem bekümmerten Vater entgingen die rothen Augen ſeiner Tochter, ihr ſtilles Dahinbrüten nicht, und trugen eben nicht bei, ſeiner wachſenden üblen Laune zu ſteuern. Trotz der ſtrengen Winterkälte ging er hinaus in die ſchneebedeckten Forſte, um ganze Tage lang nicht nach Hauſe zu kommen. Es ſei ihm wohler im Walde — entgegnete er einfach auf Louiſens beſorgte Fragen. Aber der geraden, ehrlichen Natur des alten Waidmannes widerſtrebte die Lüge und bald war es Louiſen kein Geheimniß mehr, daß er Velart Beſuche machte. Erwins Lage war um nichts beneidenswerther als die ſeiner Couſine, denn er war zu klug, um nicht bald zu bemerken, daß ſeine Bewerbungen, ſtumm und paſſiv hingenommen, gar keinen Eindruck mehr auf ſie machten. Verglich er den Umſtand mit den verfloſſenen Zeitdaten, von der erſten Erſcheinung Velarts bis zu deſſen Ausbleiben, ſo konnte das Ergebniß dieſer Schlüſſe nichts anderes, als eine heftige Eiferſucht ſein, um ſo qualvoller für ihn, als er ſich ſicher im Beſitze von Louiſens Neigung wähnte, und es nun mit einem Rivalen zu thun hatte, der nicht durch ſeine Gegenwart und Perſönlichkeit, ſondern durch überwiegenden Charakter ihm den Rang ſtreitig machte, oder beſſer, ihn längſt verdrängt hatte. Eine zweite Schwierigkeit gegen die Bekämpfung dieſes Nebenbuhlers fand Erwin darin, daß dieſer Louiſen nie durch ein Geſtändniß ſeinerſeits in die Lage gebracht hatte, ſich offen zu erklären, und dadurch ihm das Mittel an die Hand zu geben, gewiſſe Rechte geltend machen zu können. Er konnte Velart den Vorwurf nicht machen, ſich zwiſchen Louiſe und ihn gedrängt zu haben.

Je klarer ſich daher die Wahrſcheinlichkeit heraus ſtellte, daß ein ſympatiſcher Zug Louiſen zu Velart zog, deſto peinlicher fühlte Erwin die Biſſe der Eiferſucht, verbittert noch durch das Gefühl abſoluter Wehrloſigkeit, in der er ſich ſeinem glücklicheren Mitbewerber gegenübee befand. Unter ſolchen Umſtänden mußte es kommen, daß zwiſchen ihm und Louiſen ſich bald unangenehme Scenen ereigneten, die, je öfter wiederkehrend, einen um ſo gereizteren Charakter annahmen. Erwin wäre nicht der Mann geweſen, eine ſchwankende Wagſchale zu ſeinen Gunſten ſinken zu machen; eine entſchiedene Neigung mit Erfolg zu bekämpfen hatte er nicht die geringſte Hoffnung. Hörlings Beſuche bei Velart waren ihm bis jetzt unbekannt geblieben, und der ſcheinbar gänzlich aufgelaſſene Verkehr beider Theile bildete einige Zeit den Nathanker, an welchen Erwin noch einige Hoffnung knüpfte.

Das Wiederaufleben der Natur aus dem langen Winterſchlafe brachte in die traurige Einförmigkeit von Louiſens Lebensweiſe einigen Reiz.

Wer den Winter in Städten verlebt, hat eigentlich keinen Begriff von dem Frühlinge, und die Zeit, in welcher man den Freuden des Carne-

vals Lebewohl ſagt, bis zu den ſonnigen Tagen des Mai iſt dem Städtee eine graue, ungeduldig verwünſchte Epoche.

Ganz onders war es bei Hörlings Tochter, welche in Mitte einer reizenden Umgebung, mit empfönglichem Herzen füe die Schönheit der Natur hinaustrat in die mildere, lebenathmende Märzluft, um, der langen Haft entgangen, mit den Frühlingsblüten nen aufzuleben. Sie machte häufige und weite Spaziergänge in die umliegenden Gehölze ohne andere Begleitung, ols die ihrer regen Gedanken, und befond ſich troß der Gedrücktheit iheer Seele, leidlicher. Auf einem dieſer Spaziergänge hatte ſie ſich eines Tages, ein Buch in der Hand, on ihren gewöhnlichen Ruheplatz, ein kleines Tannengehölz, begeben, las, ſeufzte, band ſich einen Strauß von Veilchen, um ihn gedankenlos wieder zu zerpflücken, nnd kam endlich, da nichts ſie ruhiger machen konnte, zu dem gewöhnlichen Ende — zu Thränen.

Störe ich? frug plötzlich eine beſcheiden gedämpfte, bekannte Stimme. Louiſe ſchrak aus ihren Träumereien auf; var ihr ſtand Velart. Nun war die Beontwortung der an ſie gerichteten Frage, ſo alltöglich dieſe ouch klang, doch durchaus nicht ſo leicht, und einige Momente haſchte dos arme Mädchen vergebens nach einer Entgegnung. Wae dach das allernächſt liegende Ende, zur Anknüpfnng eines Geſpraches, ſich nach ſeinem langen Wegbleiben zu erkundigen, nicht anfoßbar.

Mit zarter, aon Louiſen um ſo tiefer empfundenen Schonung umging Velart die Klippe, indem er ſelbſt den Faden der Unterredung aufnahm und fortſpann, bis ſeine befangene Geſellſchafterin Faſſung genug gewonn, das Ihrige beizutragen.

Iſt es oecantwortlich, freng Velart lächelnd, mit den zaeten Vorboten des Frühlings in ſolcher Weiſe zu verfahren; — hier wies er ouf die zerpflückten Blumen zu Louiſens Füßen; und dieß noch dazu in ſolcher Geſellſchaft? Bei dieſen letzten Worten legte er den Finger auf die goldenen Buchſtaben ouf dem Einbande des Buches, welches in Louiſens Schooß lag; es waren Hölty's Gedichte.

Und warum nicht? Haben ſie ihren ongewieſenen Zweck nicht erfüllt, wenn ſie geblüht und geduftet haben?

Ich geb' es zu. Aber muß mon nicht in trübee Laune ſein, nm ein ſo kurzes Leben ſo gewaltſam zu zerſtören?

Die Wendung, mit welchee Velort hier einzulenken nnd einem onderen Theile des Geſpräches Geltung zu verſchaffen ſuchte, war einigermaßen ungeſchickt ausgefallen. Louiſe, deren Inneres die Zarthett einer Senſitive hatte, fühlte ſich aon dem Sondiren nach einem Zuſtond ihres Gemüthes, der ihr ſelbſt der wundeſte Fleck deſſelben war, wie von einem Dornſtich berühet. Sie kannte ihren Vater, wußte daß er oft mit Velart verkehrte, nnd fürchtete, vielleicht nicht ohne Grund, es könnten hiebei die jüngſten Vorfälle zwiſchen ihr nnd Erwin in einer Weiſe zue Sprache gekommen ſein, welche Velaet für eine indirecte Aufforderung anſehen konnte. Aus freiem Antriebe hatte dieſer bisher nie ſich ihr genähert; der Veefuch es jetzt zu thun, kam ihr wie eine Handlung des Mitleids vor, oon welcher ſie ſich verletzt fuhlte. (Fortſetzung folgt.)

Die Reſtauration der Madonna von Tizian in der k. k. Gemalde-Gallerie.

Die k. k. Gemälde-Gallerie im Belvedere nimmt durch ihren Reichthum an Hauptwerken der größten Künſtler italieniſcher und niederländiſcher Schulen unſtreitig den erſten Rang unter den Gallerien Deuſchlands ein. Beſonders iſt die venetianiſche Schule duech die heevorragendſten Werke von Tizian, P. Veroneſe, Tintoretto, Palma Moretto (die ſchöne »heilige Juſtina«) n. a. vertreten; namentlich von Tizian befinden ſich hier 17 hiſtoriſche und religiöſe Gemälde und 20 Portréts, duechgehends ausgezeichnete Gemälde aus den verſchiedenen Perioden des Künſtlers, die ſich eben an ihnen recht deutlich erkennen und ſtudiren laſſen.

Das vorzuglichſte Bild Tizians, ſicher eines der ſchönſten, die er je gemalt, was Innigkeit der Empfindung, Feinheit des Ausdruckes, Klaeheit nnd Pracht der Farbe onbelange, und in dieſer Beziehung und durch die liebevolle Durchführung ſelbſt manche ſeiner berühmten Werke in Venedig übertreffend, iſt eine »Madonna mit dem Kinde.«*)

Im II. Zimmer der italieniſchen Schule, Nr. 45). Die Mutter Gottes ſitzt bei einem Tiſche, den blauen Mantel uber dem Kopfe, der leicht und fein dem Jeſukinde zugewendet iſt, welches auf dem Tiſche ouf ſie zuſchreitet, ihe die Kirſchen weiſend, die es mit beiden Händchen hält. Zu beiden Seiten des Thronhimmels, der hinter dieſer Gruppe ſichtbae iſt, ſieht man rechts den heiligen Joſef, baarhaupt, den Stab in der Hand, ein ſchöner Kopf, von ſanftem edlen Ausdruck, ganz im Profil, links Zacharias mit einem Turbon auf dem Kopfe, von kräftigen, morkigen Geſichtszügen; er ſieht auf den kleinen Johannes herab, der links unten im Bilde erſcheint, zu Maria oufblickend, in der Hand eine Rolle, auf welcher: ecce agnus geſchrieben ſteht, den Hintergrund bildet hier ein klarer, blaner Himmel. Es ſind Halbfiguren, lebensgroß. Das ganze Week iſt von hoher Würde durchdrungen, voll Milde und heiliger Ruhe, vom tiefſten Ausdrnck und der feinſten Empfindung.

Dieſe Perle der Gallerie wor aber durch die Zeit und manche Schickſale hart mitgenommen. Urſpeünglich auf Holz gemalt, wurde das Bild vor 25 Jahren unter Director Rebell ouf Leinwand übertragen, und das ganze Verfahren war ſo unzweckmäßig, daß das Bild Blaſen bekam, die immer zahlreicher wurden, zerſprangen und noch nnd nach die Abblätterung der ganzen Foebenſchicht, alſo die Zerſtörung des Gemäldes zur Folge gehabt hätten. Um ober dieſen koſtbaren Schatz zu retten, blieb kein anderes Mittel, als die Leinwand und den darauf gegebenen Kreidegrund wegzunehmen, und eine neue Uebertragung ouf Holz zu beweekſtelligen. Mit dieſem ſchwerigen nnd gefahrvollen Geſchäft wurde der eefte Cuſtos der k. k. Gallerie, Herr Erasmus Engeet, bekannt durch ſeine ausgezeichneten, ſtets mit größtee Gewiſſenhaftigkeit nnd Genauigkeit ausgeführten Gemälde-Reſtaurationen, von Seite des k. k. Oberſtkämmereramtes betraut.

Zuerſt wurde die Voederſeite des Bildes mit einem feinen Stoffe überklebt, und rückwärts dann die alte Leinwand und der Grund gänzlich weggelöſt, ſo, daß nur mehr die oom Moler ouftgetragene Farbenſchicht übrig blieb, die duech dos Ueberkleben mit dem Stoffe oor dem Zerfallen geſichert iſt. Auf dieſe Aet ſieht man alſo das Gemälde aan hinten, und es erſcheint die unterſte Schicht, welche der Künſtler zuerſt ouftrug oder die Untermalung. Es iſt dieß oan größtem Intereſſe, weil mon hier deutlich ſieht, wie Tizian unteemalte, wie er bei Anloge und Feetigung eines Gemäldes zu Werke ging, man erhölt alſo einen Einblick in die Malweiſe eines der größten Künſtler nnd kann ihn gleichſam bei ſeiner Arbeit belauſchen. Es iſt dies eben nur duech den ſeltenen Umſtand möglich, daß man eines ſeiner vorzüglichſten Bilder von der Rückſeite, alſo die unterſte Lage deſſelben ſieht. Welch' große Sargfalt Tizian ouf dieſes Bild oerwandte, geht daraus hervor, daß er mehemals eine Ider obänderte und Verſchiedenes verſuchte, bis er es ganz nach ſeinem Gefühle nnd Wunſche zu Stande brachte.

Zuerſt machte er einen flüchtigen Entwurf, aon dem nur mehe Spuren des Kopfes der Maria zu ſehen ſind; er hatte eine ganz onbere Wendung ols im fertigen Bilde, das Kind oan der Seite, nicht von oben herab anblickend. Von dieſer Ider abgehend, zeichnete er mit Tuſche, mit dem Pinſel die Hauptumriſſe, bei denen er im allgemeinen blieb, jedoch iſt der Kopf der Maria, bei deſſen Anlage er ſich die ſogenannte akademiſche Kreuzlinie zeichnete, im Entwurfe mehr geneigt, die Enden des darüber gelegten Schleiers vereinigen ſich ouf der Bruſt, die linke Hand hat eine mehr horizontole Lage; auch dos Fell om Arme des Johannes geht weiter vor. Noch dieſen Hauptondeutnngen mit Tuſche, die in grandios geführten Linien gezeichnet ſind, ſchritt Tizian zue Untermalung, die ſchon den großen Meiſter oerräth, denn mit wenigen, hellen warmen Tönen und leicht röthlich ongelegten Schatten iſt die wundervollſte Harmonie, ja ſchon großentheils jener zouberiſche Lüſtre hervorgebracht, der das feetige Bild auszeichnet. Man ſieht, daß der Kunſtler in Faeben und Tonen (nicht in Linien und Contouren) dachte, und dieſe weſentlich zu ſeiner Idee gehörten. Darum bezeichnete er ſich gleich die Hauptwirkung in naturgemäßen, harmoniſch geſtimmten Farbentönen, unteemolte alſo nicht, wie oft behoupiet wurde, grau in grau; von grouen Tonen iſt hier nichts zu ſehen, die Farben ſind die des fertigen Bildes, nur leicht nnd heller. Gegen letzteres zeigen ſich hier folgende Abweichungen: Maria iſt mehe dem Kinde zugeneigt (was vorzüglich im Contoue der Schnltern liegt), mit offenen Haaren, welche dos Ohr theilweiſe frei laſſen; über dem Kopfe hat ſie einen feinen, beiderſeits auf die Schultern herabfolleuden Schleier. Die linke Hand iſt in der Untermalung nicht ſichtbar; beim Kinde blieb der Kunſtler der urſpeünglichen Zeichnung mit Tuſche geteeu. Den Hintergennd bildet der rothe Thron, neben dieſem beiderſeits ein dunkelgrüner Vorhang.

Bei weiteeer Forderung des Bildes, bei der Uebermalung erſt, machte Tizian die Veranderung, daß Mario den blauen Mantel, oon dem bei der Untermalnng blos an der rechten Schulter der Ueberſchlag zu ſehen iſt, über

*) Dieſes Bild iſt in neueſter Zeit von Benedetti mit vielem Fleiße geſtochen worden und liegt heute der Kopf der Madonna bei; die Köpfe der ſie umgebenden Perſonen folgen nach. A. d. R.

den Kopf gezogen hat, die Haare faſt ganz verdeckend; in der halb erhobenen Linken hält ſie Kirſchen. Endlich malte er zu beiden Seiten des Thrones, auf den dunkelgrünen Vorhang die beiden Köpfe des Joſef und Zacharias mit dem hellblauen Himmel als Hintergrund, deren Klarheit bei dieſem Umſtande nach mehr bewundert werden muß. Am Rande links geht in der Untermalung der Vorhang nicht ganz bis ans Ende und man ſieht da einen Theil der Figur des heil. Joſef durch; entweder war früher das Bret kleiner und wurde dann angeſtückt, oder der Künſtler malte den Vorhang nicht ganz fertig, ſondern während der Arbeit ſeinen Plan ändernd, ließ er ihn unvollendet, und malte dann den Kopf darüber. Die Uebermalung iſt übrigens ſehr paſtos, ſo daß die Pentimenti nicht zu ſehen ſind.

Die beſchriebene Rückſeite des Gemäldes iſt ſowohl wegen der grandioſen Compoſition, die in wenigen Strichen gegeben iſt, als wegen der klaren, harmoniſchen Wirkung der Farbe von höchſtem Kunſtwerthe; ſie macht den Eindruck eines Freſcogemäldes und erſcheint in gewiſſer Beziehung noch großartiger, wenn auch nicht ſo fein und lieblich, als die ausgeführte Vorderſeite.

Es iſt eben die erſte Idee, der Ausfluß der urſprünglichen Empfindung und Begeiſterung des Künſtlers, der hier zur Anſchauung kommt. Irdenfalls iſt es ſchade, daß dieſe Rückſeite, die gleichſam als ein höchſt intereſſantes Kunſtwerk für ſich daſteht, durch die Ueberteagung auf eine Holztafel für immer unſichtbar wird. Herr Engert hat eine Copie davon angefertigt, die für die Zukunft zeigen kann, wie das Bild in ſeinen verſchiedenen Stadien ausſah. Tizian hat gewiß nicht auf alle Werke eine ſolche Sorgfalt verwendet, auch nicht alle auf dieſe Weiſe behandelt; um ſo intereſſanter iſt es, ihm hier Schritt für Schritt folgen zu können, — eine Gelegenheit, die kaum wiederkommen dürfte.

Die ſo ſchwierige Reſtauration dieſes koſtbaren Gemäldes iſt übrigens als gelungen anzuführen, denn nachdem es durch die Sorgfalt und ausnehmende Geſchicklichkeit des Herrn Engert einmal ſo weit gebracht iſt, iſt auch bei Uebertragung der Farbenſchicht auf Holz, die mittelſt eines eigenen Kittes nach einem beſondern Verfahren geſchehr, nichts mehr zu beſorgen, und eines der herrlichſten Bilder Tizians iſt ſamt gerettet und für Jahrhunderte erhalten.

(Wr. Ztg.)

(Schluß folgt.)

Abdul Medjid Khan.

(Mit Portrait.)

Der jetzt regierende Großſultan der Türkei, Abdul Medjid Khan, Sohn des Padiſchah Mahmud II., iſt den 23. April 1823 (11. Schaban 1238 nach der mohammedaniſchen Zeitrechnung) geboren, und beſtieg, nach dem plötzlichen Tode ſeines Vaters, den Thron am 2. Juli 1839. Das osmaniſche Reich befand ſich damals in einer äußerſt gefährlichen Lage, denn das türkiſche Heer war in der Schlacht bei Nesibi am 24. Juni 1839 von der egiptiſchen Armee geſchlagen und zerſtreut worden. Nichts ſchien den ſiegreichen Ibrahim Paſcha mehr hindern zu können, nach Conſtantinopel vorzudringen, wo die egiptiſche Macht überdieß an einer bedeutenden Partei mit Sehnſucht erwartet wurde. Dieſe Partei wünſchte den Vicekönig von Egipten, Mehemed Ali, zum Chakan (alter Titel des Großſultan) der beiden Meere zu erheben. Derſelbe allein, meinte man, ſei im Stande, das Panier des Islam gegen den Andrang der Ungläubigen von innen und außen zu retten. Ohne Dazwiſchenkunft der chriſtlichen Mächte wäre das Haus des Osman vielleicht verloren geweſen. Der ohne Frankreich abgeſchloſſene Vertrag vom 15. Juli 1840 rettete den Thron des jungen Padiſchah. Mehemed Ali mußte am 27. Nov. 1840 ſich unterwerfen, und die künftige Stellung des Lehenſtaates Egipten zur Pforte wurde durch einen neuen Vertrag der Mächte vom 13. Juli 1841, welchem auch Frankreich nachträglich ſeine Zuſtimmung gab, geordnet. Der einſichtsvolle Redſchid Paſcha, welcher in Frankreich ſeine Bildung erhalten, vermochte den Sultan, auf dem Wege der Reformen, welchen Selim III. und Mahmud II. in ſo entſchiedener Weiſe eingeſchlagen, fortzufahren, um das Volk der Osmanen mit der Zeit ebenbürtig den civiliſirten Bewahrern des Weſtens hinzuſtellen. Mild, gerecht und leutſelig, ohne den geringſten Anflug von orientaliſchem Deſpotismus, wünſcht Abdul Medjid in der That das wahre Wohl aller ſeiner zahlreichen Unterthanen in Europa, Aſien und Afrika, und zwar ohne Unterſchied des Glaubensbekenntniſſes. Große, durchgreifende Reformen, von dem am 3. Rab. 1839 erlaſſenen Hattiſcherif von Gülhane bis zu der am 12. Mai 1850 ausgeſprochenen Gleichſtellung aller Glaubensgenoſſen vor Gericht, wurden anbefohlen und angebahnt, und wenn die ſeit Jahrhunderten verrotteten Zuſtände des Reiches ſich nicht ſogleich durch Decrete umgeſtalten ließen, ja, zum großen Theile auf dem Grunde des Islam beruhend, manchen Verkehrungen ſogar widerſtanden, ſo werden die deshalbigen Reformen jetzt durch den Sturm der Ereigniſſe und den tiefer eingreifenden Einfluß des Weſtens ſchneller und ſicherer zu Stande kommen. Der friedliche Sinn des Sultans hielt auch in der jüngſten Kriſis möglichſt lange den Ausbruch der Feindſeligkeiten zurück; bis endlich die Gewalt der Begebenheiten auch ihn drängte, zum Schwerte zu greifen. Nach dem Erlaſſe des Kriegsmanifeſtes gegen Rußland legte eine Verſammlung der vornehmſten türkiſchen Prieſter am 4. Nov. 1853 dem Sultan den Namen »Ghazi« (d. i. Krieger) bei.

Wochenſchau.

Die Biografen Carl's. — Der Dichter von Ravenna. — Fräulein Seebach. — Die Kalender von Saphir, Caſtelli, Vogl, Ehrenſtein, und der Vereinskalender zur Verbreitung nützlicher Volksſchriften. — Ebersberg.

Unter den Denkwürdigkeiten Wiens kann eine Perſönlichkeit nicht ſchweigend übergangen werden, welche zu den hervorragendſten einer langen Friedensepoche gehört, ohne welche zwei Decennien im Leben dieſer Hauptſtadt nicht umfaſſend geſchildert, die Geſellſchaft, die Kunſtzuſtände, das öffentliche Leben nicht erſchöpfend dargeſtellt werden können, und welche endlich in das Leben und Treiben, in die Unterhaltung und Anſchauungsweiſe ihrer Zeitgenoſſen ſo innig verflochten war, daß auch die gewaltigen Ereigniſſe der darauffolgenden bewegten Epoche ihre Nachwirkungen nicht völlig auszulöſchen vermochten. Eine ſolche Perſönlichkeit war Director Carl. Sein Werden, ſein Wachſen, ſeine ſtaunenerregende Bereicherung in Wien, die Oeffentlichkeit ſeines Wirkens, der Kühnheit, mit welcher er ſeiner Emancipationstheorie einen Thron aufrichtete und abſolute Herrſchaft über ſein Leben einräumte, lenkten die Augen der Bevölkerung auf ihn — der Blick des Denkers aber muß noch aus einem andern Grunde auf ſeinem Wirken, auf ſeiner Kraft und unbeugſamen Energie verweilen. — Dieſer Grund iſt deren Einfluß auf die öffentliche Moral, wie er ſich in den Anſchauungen ſeiner Zeitgenoſſen, wie er ſich in Geſchmack und Denkart volksthümlicher Kreiſe offenbart, dem herrſchenden Syſteme der vormärzlichen Periode anſchließt oder feindhält, und indem er einer der bedeutendſten Träger indifferentiſtiſch-ſelbſtiſcher Gedankenſtrömungen wird, und gedankenloſer Genußſucht ſchmeichelnd, an dem Capua der Geiſter mitbaut, eben das Ende ſeiner eigenen Periode beſchleunigt, die freilich noch in Tauſenden ihren einſtigen Helden und Glückskinder bis in ihr Greiſenalter nachzutreten!

Der Schauſpieldirector Carl hat daher ſchon jetzt zwei Biografen gefunden. Beide ſtanden ihm ſehr nahe. Beide kannten ſeine Vorzüge und Schwächen, ſeine Neigungen und Abneigungen, ſeine Privatverhältniſſe und öffentliche Stellung ſehr genau.

Wenn bei allem auffallenden Einklange in der Mittheilung der Thatſachen der Eindruck der beiden Biografien dennoch ein ſehr weſentlich verſchiedener iſt, ſo muß die Urſache dieſer Erſcheinung in der Verſchiedenheit ihrer Anſchauungen, ſomit ihres geiſtigen und perſönlichen Standpunctes liegen. Daß Einer von ihnen einen beſonders hohen Maßſtab an Carl's Charakter, an ſeine Bedeutung als Künſtler und Director oder an ſeine ſociale Einflußnahme angelegt hatte, wäre ein überflüſſiger Vorwurf. Beide frönen vielmehr den Abgang aller höheren Intenſionen daraus. Keiner erwahnt, was Carl bei ſeinem ungeheuern Vermögen der Kunſt Erſprießliches hätte leiſten können und nicht geleiſtet hat; für Keinen von beiden hat ſein Wirken eine andere Bedeutung, als die des fluchtigen Augenblickes, und wie der Ehrgeiz ihres Helden in der Erbauung ſeines Theaters in der Leopoldſtadt gipfelte, ſo ſchließen ſie in dieſem Baue die ganze Bedeutung ſeiner irdiſchen Laufbahn ab.

Der Unterſchied liegt einfach in der Zuverſichtſtellung, welche die beiden Herren Biografen perſönlich im Umgange mit Director Carl und in ihren rechtlichen Verhältniſſen zu ihm gefunden — wobei nur noch das Mehr oder Minder ihrer Darſtellungsgabe in die Wagſchale fällt.

Der Volksdichter Friedrich Kaiſer berührt, von dieſem perſönlichen ihm minder behaglichen Standpuncte ausgehend, Mehreres, was Carl als einen ſtrengen Verwalter ſeines Rechtes, der er auch bekanntlich war, und keineswegs als beſonders zartfühlend darſtellt. Der Geſchäftsmann Carl, in allen Handlungen des bürgerlichen Lebens vorwaltend, bedrängt den canzleriich gebundenen Theaterdichter Kaiſer, und treibt von dieſem Schauſpiele für die Volksbühne mit einer Hatze an, wie ſie etwa ein hartherziger Gläubiger einem ſaumſeligen Zahler gegenüber anwendet. Der Schauſpieler Gemmerler, der unzertrennliche Schickſals- und Kunſtgefährte Carl's, durchlebt mit dem glücklichen Argonauten des Jaro-

thortheaters alle frohen Tage, alle rühmlichen Erfolge ſeines Strebens noch Einmal, weiß von ihm nur Siege des Talentes und ſeines praktiſchen Geiſtes zu erzählen, und beweiſt ſich in lebhafter und antheilvoller Schilderung der kleinſten wie der größten Ereigniſſe dankbar. Der Eindruck, den ſeine Darſtellung in dem Leſer zurückläßt, iſt nicht blos der dem Geſchiedenen günſtigere, ſondern ſtellt auch das Talent des Darſtellers in ein überwiegend erfreulicheres Licht. — Wenn Carl im Stande war, ſich einen ſolchen Freund zu bewahren, ſo muß es auf dem Grunde ſeines Herzens doch wohl Stellen gegeben haben, wo ſelbſtiſche Stimmen verſtummten und der beſſere Menſch ſeine Sprache fand. —

Die erfreuliche Erſcheinung einer in jeder Beziehung würdigen Dichtung feſſelt zunächſt unſere Blicke. Es iſt dieß der am k. k. Hofburgtheater zur Feier des 18. Octobers und zum Vortheile des Invalidenfondes gegebene »Fechter von Ravenna« — ein Trauerſpiel in fünf Acten, deſſen Verfaſſer ſich nicht genannt hat. Bedeutungsvoll ſchließt der Geiſt der edlen Dichtung ſich der Feier des Tages an, der Deutſchlands Einheit gründen, für Jahrhunderte ſicherſtellen ſollte! Der Dichter ſtellt uns eine deutſche Fürſtin dar, die in dem entnervten Rom gefangen ſchmachtet und dort deutſche Ehre wahrt! Thusnelda, die Witwe Armins, hat im Kerker einen Sohn geboren. Sie nennt ihn Sigmar, Rom nennt ihn Thumeliens, — ihr Herz weiht ihn dem Vaterlande, Rom erzieht ihn zum Fechter. Nach zwanzigjähriger Trennung ſieht ſie ihn erſt wieder, als die Fechter von allen Enden des Reiches zu den großen Feſtſpielen Caligula's zuſammengerufen werden. Eben erſcheinen die Machtboten ihres Volkes. Sie entbieten ihr Gruß und verkünden ihr Freiheit. Nach langer Trennung und feindlichem Zwieſpalt haben Deutſchlands Stämme ſich vereint, nach langem Hader ſind ſeine Fürſten einig. Das Allen verderbliche Rom ſoll von Allen angegriffen, der Sohn Armin's der Führer aller deutſchen Völker werden. Die Mutter kündet's dem Sohne. Doch dieſer kennt Deutſchland nicht. Es hat ihn ja auch zwanzig Jahre lang nicht gekannt. Ein Blumenmädchen des üppigen Roms umſtrickt ſeine Sinne. Lied und Wein feſſeln ſeinen Geiſt — der Ruhm, den der Fechter erkämpft, ſcheint ihm der höchſte. Nicht fliehen, nicht ſein Vaterland befreien, nicht der Führer und Fürſt eines ihm unbekannten Volkes will er werden; im Circus will er ſiegen oder ſterben! Riche die Rache, die ein bedrängtes Volk für die Leiden von Jahrhunderten zu üben gedenkt, die Rache an einem Fechter, der ihm Eiferſucht einflößt — regt ſeinen Geiſt auf.

Inzwiſchen hat Caligula eine neue Würze ſeines Feſtes erſonnen. Sein von Lüſten und Verbrechen verdüſterter Geiſt, ſeine entnervte, von Ueberreiz abgeſtumpfte Seele befriedigt ſich nicht mit dem Dampfe des geopferten Blutes. Eine höhere Bedeutung ſoll der Mord im Circus erhalten. Der Triumf, den er auf dem Schlachtfelde, der Lorbeer, den er durch Kriegsthaten nicht errungen, ſoll ihm vom Circus kommen — im Circus will er einen Sieg über Deutſchland feiern.

Thusnelda ſoll darum in Purpur erſcheinen, mit dem deutſchen Eichenkranze geſchmückt, ſie ſoll Zeugin ſein, wie Thumeliens in den Waffen ihres Landes gegen römiſche kampft und wie in ihm — dem Sinnbilde deutſcher Streitkraft, Deutſchland, überwunden, verröchelt.

Da drängt Merowig, der Bote der Fürſtin, Sigmars Ohm, da drängt die Mutter den Jüngling. Er ſoll fliehen, — er ſoll den Thron ſeiner Väter beſteigen, wiederkehren und Rom beſtrafen. Umſonſt; der zum Fechter erzogene Deutſche kennt kein Vaterland — Wein und Kuß, das Lied des Blumenmädchens berauſchen, die Rache am Nebenbuhler ſtachelt, die Ankunft des Cäſars begeiſtert ihn — der Circus, für den ihn Rom beſtimmt, ſoll ihn ſeine Geſchicke erfüllen ſehen.

Deſto tiefer iſt der Schmerz der Mutter. Dem Sohne, dem ſie nicht zurechnen kann, was Rom an ihm verdarb, verzeihend — opfert ſie ihn dem Vaterlande. Der Cäſar findet den Jüngling als Leiche. — Auch die Fürſtin, welche die Gefangenſchaft nur getragen, um ihrem Volke vielleicht einſt den Befreier zu geben, — will nicht Germania in römiſchen Ketten ſein, — und wird im Tode frei, den ſie ſich ſelber gibt.

Gewaltig tritt aus dieſer Dichtung ihr Gedanke vor, — das Opfer des hochgeſtellten, von ſeinem Volke berufenen Jünglings, der die Stimme des Vaterlandes nicht verſteht, ſpricht beredt zum Geiſte des Volkes. Schwer nur glaubt man an die Möglichkeit, eine andere, als eben dieſe Zeit habe dieſes Werk gereift. Der Gedanke der Zeit kommt in ihm zum Durchbruche.

Der Dichter hat Rom, er hat Gruppen von Charakteren, er hat Perſönlichkeiten geſchildert und ihnen die Spannkraft gewaltiger Ideen verliehen, er hat Zartſinn und Lieblichkeit mit durchgreifender Schärfe und kühner Darſtellung des Verderbens gepaart, er hat die Handlung bis gegen den Schluß hin mit dramatiſcher Meiſterſchaft geſtaltet, und ſeiner Sprache Vollklang ohne Schwulſt verliehen. Alles drängt zu einem edlen, ſittlich großen und patriotiſchen Zwecke, — jedes an ſeiner Stelle wirkſam — und doch dem Ganzen unterthan.

Nicht mit den Reſultaten einer Kunſtſchule hat es der Dichter des Fechters von Ravenna zu thun. — Das Leben ſelber, der hüpfende Punct im Herzen ſeines Volkes iſt ſein Ziel. Und dieſes Ziel hat er getroffen. —

Das nur iſt die Tragödie unſerer Tage, aus der die Weltgeſchichte dichtend ſpricht, und das neunzehnte Jahrhundert kann keine andere Kunſt als ſeine erkennen, als die, in der der Geiſt des allgemeinen Lebens ſchafft! — Jeder große Dichter ſorach den Gedanken ſeiner Zeit aus — und fand für ihn das rechte Wort! Wo ſie am tiefſten blutet, wo ihre Wunde am ſchmerzlichſten brennt, — von dorther ertönt ſein Ruf. Freilich ſind Viele berufen — und Wenige auserleſen! —

Die Antrittsrollen des Frl. Seebach ſind mit der Ofelia in Shakeſpeare's Hamlet zum Abſchluſſe gediehen. Alle Stimmen ſind einig, daß die Bühne in ihr eine ihrer hervorragendſten Größen erworben. Auffaſſung und Geſtaltung tragen den Stempel der Meiſterſchaft. Ein Reichthum von Poeſie — eine charakteriſtiſche Mannigfaltigkeit, wie Frl. Seebach ſie der Bühne ſchenkt, muß ſelbſt erfahrene Theaterfreunde überraſchen. Dagegen bleibt das Streben der Vorſtadttheatre ſeiner unerquicklichen Sfäre getreu; im Carltheater der Gaukler Robin, — an der Wien die Gaukler Vargas, — in der Joſefſtadt die chineſiſchen Gaukler! Poeſieloſer kann die Kunſt nicht mehr nach Brod gehen!

Ein eigenes Geſchäft iſt aus der Kalendermacherei geworden, mit der ſich rerlle Geiſter ſonſt nicht befaßten. Jetzt begegnet man Kräften auf dieſem Gebiete ſchriftſtelleriſcher Induſtrie, die auch auf jedem anderen glänzen würden. Obenan ſteht Saphir mit dem 5. Jahrgange ſeines humoriſtiſchen Kalenders, der ſich durch ſeinen überſtrömend kauſtiſchen Witz und ſeine unerſchöpfliche Zeitperſiflage glänzend auszeichnet. Bei ſolchen Eigenſchaften muß dieſes Jahrbuch ein Haus- und Volksbuch für ganz Deutſchland werden! Caſtelli, der ſich durch ſeine wunderbare Rührigkeit bei vorgerücktem Alter erfreulich hervorthut, hat einen Volkskalender von bemerkenswerther Eigenthümlichkeit geſchrieben; der Altmeiſter der Schalkheit kann ſeine Natur noch immer nicht verläugnen! Das Buch wird ganz gewiß zahlreiche Freunde finden. J. N. Vogl's Volkskalender, durch ſein beſonderes Geſchick im Illuſtriren, in der Zuſammenſtellung populären Materiales ausgezeichnet, ſchließt ſich dieſen an. Beſondere Fortſchritte hat auch der Kalender des Vereines zur Verbreitung nützlicher Volksſchriften unter ſeiner neuen, rührigen Redaction gemacht. Er bietet dießmal nicht blos eine große Abwechslung, ſondern auch Unterhaltung und angenehme Belehrung, da die meiſten Aufſätze aus gewandten Federn gefloſſen, die ihres Stoffes Heer wurden. Der Gendarmerie-Kalender von Frd. Ehrenſtein enthält unterzählte Skizzen von Steinebach und gelungene Illuſtrationen. Die Ausſtattung, aus der k. k. Staatsdruckerei hervorgegangen, iſt muſterhaft.

Joſef Sigmund Ebersberg.

Die Tafelrunde der altöſterreichiſchen Schriftſteller Wien's iſt wieder um ein Mitglied ärmer geworden: Joſef Sigmund Ebersberg, der Herausgeber des »öſterreichiſchen Zuſchauers,« ſtarb am 27. October im 56. Lebensjahre. So hat denn der rüſtige Kämpfer, der im Jahre 1848 das Banner der Geſetzlichkeit mit ſeltenem Muthe gegen den Andrang des Umſturzes feſthielt, ſchnell ſein Ziel gefunden. Er ruhe ſanft auf ſeinem Schilde, der Mann der eiſernen Ueberzeugungstreue, der vielleicht nur darin geirrt hat, daß er auch noch fortzukämpfen pflegte, wenn der Feind bereits den Rückzug angetreten hatte. Sein Feuereifer riß ihn hin, aber ſein redlicher und wahrer Sinn wird ſelbſt ſeine Gegner mit Theilnahme auf das Grab des Wackeren blicken laſſen.

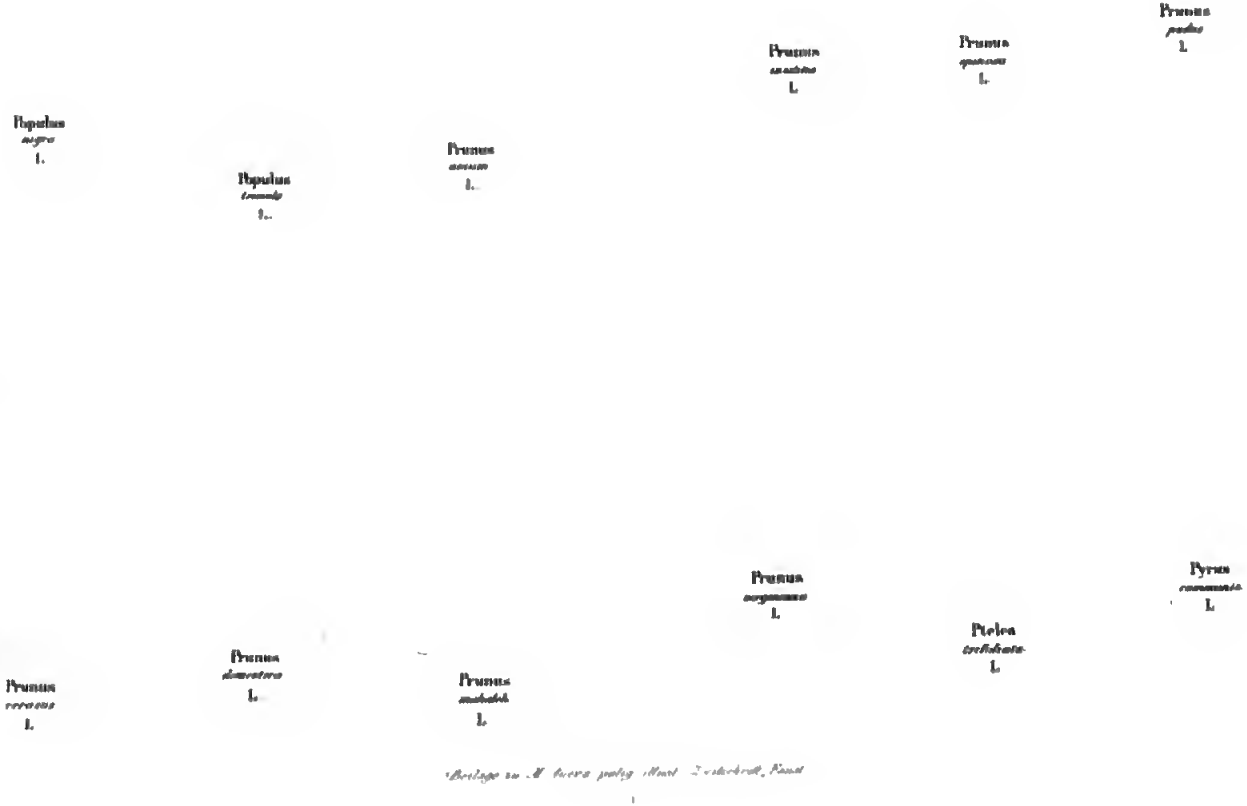
Der Text zu den Holzdurchſchnitten, die heute im Naturſelbſtdrucke zum erſten Male abgebildet vorliegen, folgt in einer der nächſten Numern nach; — und dürfte dieſe Erſcheinung Fachmänner beſonders intereſſiren.

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Der Sultan Abdul Medschid Khan

Beilage zu M. Auer's „Faust"

Digitized by Google



Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.
Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.
Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.
Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.
Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.
Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.
Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Nr. 22. Inhalt: Eine rathselhafte Gestalt in Oesterreich. — Die Hauptmomente der Entstehung und Ausbildung der k. k. österr. Armee. (Fortsetzung.) — In der neuen Welt. (Fortsetzung.) — Gutenberg's Bibel (1453?) und Albrecht Dürers Ehrenpforte des Kaisers Maximilian I. (1515.) — Rankl. — Sauter. — Pränumerations-Anzeige.
Artistische Beilagen: Typografische Ornamentik. (Festgedicht.) — Babel-Abdruck. — Dürers Holzschnitte.

I. Jahrgang. Wien 1854.

Eine rathselhafte Gestalt in Oesterreich.

Von Ludw. Aug. Frankl.

Das Volk ist ein merkwürdiger Poet; wie seine Fantasie gleichsam die Summe ist der Fantasie der vielen Einzelnen, so schafft es auch meist ungeheuerlich und gigantisch und wieder lieblich und zart, wie denn auch nach dem Volksmärchen der Riese zuweilen mit Aladinchen und Blumen spielt.

Nicht ein einzelner Dichter, wenn er auch die Gestalten edler gemeißelt und in Gruppen vereinigt hat; die Fantasie eines ganzen Volkes erfand langsam bildend die Ilias und die Nibelungen, das Schachnameh und die Fingallieder. Das Volk erfindet aber, ebenfalls, wie der einzelne Dichter, nur selten Gestalten und Thaten; wie fantastisch sie auch sind, immer wurzeln sie in einem historischen Grunde und mit seinem genialen, unbewußt wirkenden Witze verbindet es oft die sich fernst stehenden Begebenheiten und diese wieder mit Figuren, die oft durch Weltanschauung, Sitte und Jahrhunderte von einander geschieden sind. Der spanische Cid und der serbische Marko Kraljewitsch, der Zauberer Merlin und der Dichter Klingsor sind solche poetische Menschen, deren sich der Poet im Volke, die mächtig wirkende Fantasie eines ganzen Zeitalters bemächtigt, mit allem Zauber ausgestattet, und die es mythisch und sagenhaft gemacht hat.

Heil dem Helden, dem Weisen, dem Dichter, den die Fantasie des Volks ergreift und verklärt; er wird unsterblicher, als durch die Annalen des Geschichtschreibers!

Das Volk aber wählt oft, seltsam genug, zu seinen Lieblingen nicht immer diejenigen, die es von einem Tirannenjoche befreit, die es Weisheit und Sitte gelehrt, die sein materielles Wohl gefördert haben. Der kühne Räuber, der tragische Rebell, Tullia und Deahomira sind oft seine Helden und Heldinen, die es mit allem Zauber der Fantasie ausstattet und wenn auch fluchwürdig darstellt, doch poetisch verklärt.

Wenn das Volk in solcher Art nicht immer dankbar gegen seine Wohlthäter sich erweiset, ächt es dafür oft die gesinnungslose Schmeichelei eines ganzen Jahrhunderts, indem es zuweilen manchen als Heroen feil und feig gepriesenen Männern ein einfaches Spottlied nachpfeift, irgend eine unscheinbare Thatsache aufbewahrt, welche den Nachlebenden die ganze Lüge einer erbärmlichen Zeit, die volle Schmach falsch vergoldeter Thaten aufdeckt und als gründlich verachtungswerth darlegt.

Wehe dem Charakter, wehe der Zeit, welche dieser unbewußt geführten Rache des Volkes anheimfallen; der Geschichtschreiber wird sie vergebens zu retten versuchen!

Der das Volksbewußtsein bei seinen poetischen Erfindungen leitende Instinct ist bewunderungswürdig; magnetempfindlich trifft er die Richtung, die ein Charakter in seinem innersten Wesen hatte, wenn auch, wie der Magnet eben, etwas abweichend. Die Volksfantasie dichtet im Charakter und im Geiste des erwählten Helden und der Zeit, in der er gelebt hat. Dieser Instinct der schöpferischen Volksfantasie hat vom Dämonischen in sich, sie dichtet seltenere an, als heraus aus den Charakteren, denen sie sich verwandt und von deren Dämon sie sich angezogen fühlt.

Welche die Kunst der Geschichtschreibung treiben, wissen das und Sage und Ueberlieferung sind ihnen oft wichtiger, wie das trockene historische Document, wenn es gilt, jenen feinen Aether, der die Thatsachen umgab, den Hauch, der in einem Zeitalter wehte, zu erkennen und fest zu bannen.

Wenn ich hier versuche, die Gestalt eines Mannes zu zeichnen, der die Einbildungskraft der Zeitgenossen vielfach beschäftigte, dem sie genug des Fantastischen und Abenteuerlichen angedichtet haben, so ist diese Gestalt doch keine solche, die in weiten Kreisen bekannt geworden, in's Volksbe-

Digitized by Google

wußtſein übergegangen iſt. Wie denn auch manche ſich losſöſende, zur Lawine beſtimmte Schneeflocke durch Wetterrollen ſich ballt, durch ein zufälliges Hinderniß inne hält und nicht zur mächtigen Lawine wird. Auch die mythiſchen und ſogenhaften Geſtalten haben ihr Schickſal.

Moſche Lopez Parera iſt eine ſolche Geſtalt.

Ich werde hier einfach erzählen, was mir aus glaubwürdigem Munde, dem des ehrwürdigen Chacham der türkiſch-jüdiſchen Gemeinde in Wien, Herrn Ruben Baruch, mitgetheilt worden iſt. Ihm erzählte es ſein Vater der Chachom Juda, und ſein Großvater der Chacham Abraham, der ein Sohn des Chaim Jehuda Boruch geweſen iſt, welcher als Saraf, d. i. Wechsler, des letzten Weſiers in Conſtantinopel lebte.

In einer Nacht klopfte es heftig an die Palaſtpforte des Inquiſitors Diego de Aguilar in Madrid. Ein Weib forderte Einlaß, um vor den Inquiſitor geführt zu werden, der Pförtner verweigerte ihr den Eintritt in ſo ſpäter Nacht. Das Weib aber ließ ſich nicht abweiſen und ſie ſagte: ihr Kommen ſei dem Inquiſitor wichtiger, als ihr, denn ſie habe ihm ein großes Geheimniß anzuvertrauen.

Der Inquiſitor wurde darauf geweckt, er ſtand vom Lager auf, warf nur einen weiten Purpurmantel um ſeine Schultern und empfing in einem mit erleuchtetem Saale das fremde Weib, welches ſich ſtumm und tief vor ihm verneigte und todtenblaß und zitternd die Augen vor ihm ſenkte.

»Was willſt Du von mir?« redete er ſie an, »und wer biſt Du?« Das Weib verſuchte zu reden, aber es bewegten ſich nur ihre Lippen. Und es redete der Inquiſitor wieder zu ihr: »Faſſe Dich und ſprich zu mir!«

Darauf ſagte ſie: »Herr! Du haſt heute eine Jungfrau zum Tode verurtheilt —«

Er antwortete: »Sie lebte als Chriſtin und gehörte dem Judenthume an.«

Da fragte ſie, ob keine Rettung für die Unſchuldige ſei? ſie allein trage die Schuld, für ihre Mutter.

Der Inquiſitor antwortete ihr: »Sie wird morgen den Feuertod erleiden. Dein Geſtändniß aber habe ich nicht gehört, die Nacht hat es verſchlungen. Fliehe meine Schwelle.«

Bei dieſem Worte wandte er ſich zum Gehen; da faßte ihn das Weib an ſeinem Mantel, ſah ſich ſcheu im Saale um, ob Niemand Zeuge ſei, und ſprach: »Es iſt, die Du zum Feuertode verurtheilt haſt, Deine leibliche Schweſter.«

Bei dieſen Worten riß ſie das Buſentuch auseinander und ſagte noch: »Du ſelbſt haſt an dieſer Bruſt mit ihr die Muttermilch geſogen.«

Als ſie der Inquiſitor bei dieſer Rede für wahnſinnig hielt, erwiederte ſie: »Ich bin nicht wahnſinnig. Du gehörſt, wie ich, den Geſchlechtern der Anuſim an.«

Darauf erzählte ſie ihm, daß ſie eines ihrer Kinder, um ſich vor jedem Verdachte zu ſchützen, dem geiſtlichen Stande gewidmet habe, ein Kind, das redſeliger als ihre anderen, den geheim gehaltenen jüdiſchen Gottesdienſt hätte verrathen können. Sie nannte ihm einige Merkmale und rief mit ihnen Bilder und Eindrücke aus ſeiner Kinderzeit in ihm wach; ſie nannte eine hebräiſche Gebetformel und nannte ihn Moſche! Da wurde ihm Dunkles klar und er erkannte ſich. Als er, vor dem Weibe zurückweichend, umzuſtürzen drohte, rief ſie: »Schma Jisroel!« und hielt ihn mit ihren Armen aufrecht und redete weiter: »Auf mein Sohn! Auf, rette Deine Schweſter!«

Er ließ ſich wie erſtarrt von ihr halten, er ſoll da ausgeſehen haben, wie eine Leiche, die in Purpur gehüllt auf der Erde lag und aufgerichtet wird. Sie faßte ihn kräftiger und ſprach noch viele lebendige Worte zu ihm, bis er die Augen aufſchloß und es, ein Lebenszeichen, um ſeine Lippen zuckte. Er wankte von ihr geführt einem Lehnſtuhle zu, dann eilte ſie an die Thüre des Saales und ſchloß ſie ab. Als ſie zurückkehrte, floßen Thränen über ſeine Wangen. Sie begrüßte ihn mit einem »Baruch Haſchem,« d. i. Geſegnet ſei Gottes Name, und umarmte ihn und ſah ihn an, den ſie ſeit ſeiner Kinderzeit nicht geſehen, nach dem ſie ſich geſehnt all ihr Lebelang und dem ſie ſich niemals zu nähern gewagt hatte. Als ſie wieder ſprach: »Du wirſt ſie retten!« fuhr er ſich über die Stirne mit der flachen Hand und zog ſie durch die langen ſchwarzen Haare, da fallen bleiche Funken aus ihnen hervorgekniſtert haben, was ſie ſeltſam erſchreckte. Er richtete ſich empor und ſagte nur die zwei Worte zu ihr: »Harre mein«, und verſchwand durch eine Tapetenthüre. Man kann ſich denken, welche Gefühle in ihrem Herzen waren in dieſem Augenblicke!

Der Inquiſitor kehrte in einen dunklen Mantel gehüllt bald zurück, er überreichte ihr ein Käſtchen, er ſelbſt verbarg ſorgfältig einen weißen kleinen Handſchuh in ſeiner Bruſt. Er ſoll ihr nur geſagt haben: »Wir müſſen eilen.« Darauf nahm er die Lampe vom Tiſche und ſie mit ihr die Treppe niedergeſtiegen, unten löſchte er die Lampe aus. Der ſchläfrige Pförtner erkannte die Stimme ſeines Herrn und öffnete auf ſein Geheiß. Beide gingen raſch ohne ein Wort zu wechſeln durch die Straßen, die Mutter hoffte, der Rettung ihres Kindes entgegen —

Am folgenden Morgen drängten ſich unzählige Menſchen durch die Straßen von Madrid, um zu ſehen, wie ein Menſchenherz in Flammen ſtirbt. Das Judenmädchen beſtieg den Scheiterhaufen, und die ſie begleitenden Prieſter ſuchten ſie zum Chriſtenthume zu bewegen; ſie blieb auf alle ihre Reden ſtumm, als ſie aber immer drängender wurden, ſprach ſie ſtatt aller Antwort in hebräiſcher Sprache einen Pſalm, ſo daß es das Volk ringsum hören konnte, worüber es noch erbitterter wurde und zu jubeln anfing, als die Flammen zu der Jungfrau emporſchlugen. — —

Das Verſchwinden des Inquiſitors erregte ungeheures Aufſehen. Niemand wußte um den Grund und Niemand konnte ihn auch nur ahnen.

Diego de Aguilar floh mit ſeiner Mutter, um ſich und ſie zu retten, da er das Leben der Schweſter nicht retten konnte, und beſchloß, nachdem er nun wußte, daß er von jüdiſchen Eltern als Jude geboren worden, auch als ſolcher zu leben und zu ſterben. Sie ſchifften ſich ein, kamen nach England, und von da weiter reiſend nach — Oeſterreich und zwar nach Wien, wo die fromme Kaiſerin Maria Thereſia auf dem Throne ihrer Väter ſaß.

Das hatte aber einen eigenthümlichen Grund.

Als Kaiſer Carl VI. mit der damals ſehr jungen Maria Thereſia Madrid beſuchte, ſpeiſte er bei dem Inquiſitor, in ſo großem Anſehen ſtand er in der ſpaniſchen Hauptſtadt. Nach der Tafel, die den Kaiſer wegen der koſtbaren Bewirthung heiter geſtimmt hatte, fragte er die kleine Prinzeſſin, als ſie Abſchied nahmen: »Was läſſeſt Du unſerem edlen Wirthe für ein Andenken für unſere Bewirthung zurück?« Die Prinzeſſin erröthete und wurde zur Freude der Herren anmuthig verlegen. Da ſie einfach gekleidet, ohne Schmuck erſchienen war, zog das geiſtreiche Kind, ſich raſch faſſend, den Handſchuh ab und überreichte ihn dem Inquiſitor, worauf der Kaiſer ſagte: »Meine Tochter! das iſt ein geringes Geſchenk. Wenn der Don jemals zu Dir kommt, und Dich um eine Gnade bittet, ſo mußt Du es gegen dieſelbe umtauſchen.«

Es war aber noch eine andere Beziehung, die der Inquiſitor zum kaiſerlichen Hofe in Wien hatte.

In Wien angelangt, ſuchte und erhielt Diego de Aguilar bald eine Audienz bei der Kaiſerin. Ehe er zu reden anfing, ſank er vor ihr auf's Knie und reichte ihr ſtumm den Kinderhandſchuh hin; er rief ihr die Scene in Madrid mit kurzer Schilderung zurück. Die Kaiſerin erinnerte ſich deutlich und ſagte ihm das in freundlichen Worten. Diego de Aguilar erzählte ihr nun ſein furchtbares, unverſchuldetes Schickſal, ſeine Flucht, ſeine Zuverſicht, von der erhabenen Monarchin geſchützt zu werden. Ihn hatte die Hoffnung nicht betrogen, die edle Frau hörte ihn gerührt und theilnehmend an und geſtattete ihm in ihren Staaten, in Wien zu leben und dem Glauben, in dem er geboren ward, zu dienen.

Niemand als der Gemahl der Monarchin erfuhr um das Geheimniß.

Diego de Aguilar, auch der Baron Aguilar genannt, lebte nunmehr ungeſtört in Wien. Der Umſtand, daß die Monarchin, die niemals mit einem Juden ſprach, dieſem mit beſonderer Huld zugethan war und ihm die großartige Pachtung des Tabakmonopols in ihrer Monarchie übergab, ſein unermeßlicher Reichthum, ſein plötzliches unerklärtes Auftreten, ſeine vielen Beziehungen zu den einflußreichſten Perſonen am Hofe, ſein ſtrenger würdiger Charakter, ſeine faſt oszetiſche Lebensweiſe, während ſeine Freunde wie bei einem Fürſten tafelten — all dieſes vereinigte ſich, um ſeine Perſönlichkeit mit einer geheimnißvollen Atmoſfäre zu umgeben, mit Ehrfurcht, die, wenn auch durch den Gedanken an den Juden abgeſtoßen, ihm immer doch wieder huldigen mußte. So lebte, wie er auch genannt zu werden pflegte, der ſpaniſch-jüdiſche Grande, von dem es hieß, daß er, wenn auch nicht bei öffentlichen Anläſſen, mit der Monarchin bedeckten Hauptes reden dürfe, viele Jahre in Wien, ein Räthſel, für das ſich endlich der neugierigſte Scharfſinn abſtumpfte.

In dieſe Zeit fällt die Schöpfung der erſten türkiſch-jüdiſchen Gemeinde in der öſterreichiſchen Monarchie durch — Diego de Aguilar. Als

Digitized by Google

Prinz Eugen die Feſtung Temesvár, nachdem ſie einhundert vier und ſechzig Jahre unter türkiſcher Herrſchaft geſtanden, nach achtundvierzigtägiger Belagerung genommen hatte, zog er am 13. October 1716 als Sieger durch eines der vier Thore der Stadt, durch das ſogenannte Sor foroſer ein, welches die Oeſterreicher ihm zu Ehren fortan das Eugenthor nannten.

Während der Belagerung flüchteten die Juden, etwa fünfzig Familien, nach Belgrad und Semlin. Prinz Eugen gab ihnen freie Wahl, entweder türkiſche Unterthanen zu bleiben, aber wenn ſie nach Temesvár zurückkehren wollten, öſterreichiſche zu werden.

Folgende ſechs der angeſehenſten Familien folgten dem Rufe: Baruch, Tewet, Tartaſak, di Lion, Coronel, letztere zwei aus Spanien, und Amigo aus Arabien. Deutſch-jüdiſche Familien durften anfangs ſich hier nicht anſiedeln und kamen erſt etwa 15—20 Jahre ſpäter nach Temesvár.

Amigo, wegen ſeiner Reichthümer Re eico, der kleine König, genannt, kam viermal im Jahre nach Wien und war der Gaſtfreund Diego de Aguilar's. Dieſer wußte es durch ſeinen Einfluß dahin zu bringen, daß den Juden der über dem Prinz Eugenthor befindliche weite Thurm eingeräumt wurde, um das Innere in eine Sinagoge umzuwandeln. Es fand dies im Jahre 1755 ſtatt. *)

In Wien wurden durch Verwendung Diego de Aguilar's die türkiſchen Juden Abraham Camonda aus Conſtantinopel, Aron Miſim, Naftali Aſchkenaſi ſeßhaft; er verſammelte ſie mit ihrer Dienerſchaft in ſeinem Hauſe in der Stadt in einer eigens dazu beſtimmten Stube zum Minjam, d. i. zum Gottesdienſte, jeden Morgen und jeden Abend, und legte ſo den Grund zur türkiſch-jüdiſchen, oder ſefardiſchen Gemeinde in Wien.

Als eines Tages der Baron de Aguilar in ſeinem Gemache auf ſeinem Divan ſaß, öffnete ſich die Thüre und es trat einer ſeiner mächtigen Freunde, ein Mann, der das höchſte Vertrauen ſeiner Monarchin beſaß, ein; er beachtete den ihm gegenüber Sitzenden nicht; er grüßte ihn nicht und ging ſchweigend zu einem zur Seite ſtehenden großen Wandſpiegel, in welchem er den Sitzenden ſehen konnte, und ſprach zum Spiegelbilde: »Armer Aguilar! Wie beklage ich Dich. Du und Deine Glaubensbrüder werden wieder wandern müſſen!« Ohne den Freund zu beachten, verließ er ſtumm und ohne Gruß, wie er gekommen war, das Gemach.

Diego de Aguilar, bis in die tiefſte Seele erſchrocken, hatte die Warnung vernommen, den Wink verſtanden. Er ſchrieb einen Brief an Amigo, in welchem er ihn zu einer ungeſäumten Reiſe nach Conſtantinopel aufforderte, damit er daſelbſt perſönlich ſeinen Einfluß für einen Plan, den er ihm in dem Briefe mittheilte, geltend mache und der allein alle Glaubensgenoſſen der öſterreichiſchen Monarchie retten könne. Ein treuer Diener verließ an demſelben Tage zu Pferde Wien und eilte nach Temesvár.

In den Straßen Wiens lief einige Wochen nach dieſer Begebenheit eine bunte Menge, Kinder und Erwachſene, einem ſeltſamen, fremd gekleideten Reiter nach. Auf einem kleinen, ſchwarzen Pferdchen ritt ein hagerer, langer Mann, ſo lang, daß die Füße den Boden ſtreiften. Sein Antlitz war braun und orientaliſchen Schnittes, ein langer, ſchwarzer Bart reichte faſt bis an den Gürtel, das dunkle Haupt war von einem Turban bedeckt. Ueber ſein ſcharlachrothes Kleid hatte der Reiter einen Zobelpelz angethan. Aus dem Buſenlatze ſtand ein großer, weißer Brief mit gewaltigem rothen Siegel vor, wahrſcheinlich um ſich als Geſandten, oder Boten anzukündigen. Er fragte ſich mehr mit Zeichen und Geberden, denn er war der deutſchen Sprache nicht kundig, zur Burg, durch das ihn immer mehr umwogende Gedränge der neugierigen Wiener. So gelangte er endlich in den Hofraum der Burg, wo die Wache, auf die ſchreiende, andrängende Volksmaſſe aufmerkſam, in's Gewehr trat. Die Kaiſerin, die den ſeltſamen Reiter, die drängenden Menſchen vom Fenſter herab ſah, ſchickte einen Kammerherrn in den Hofraum, um zu fragen, was es ſei? Dieſer kehrte zurück mit der Antwort: Der fremde Reiter ſage aus, er habe einen Brief vom Großherrn, dem großmächtigſten Sultan, an Ihre Majeſtät die Kaiſerin, den er perſönlich zu überreichen den Auftrag habe. Die Kaiſerin befahl, der Fremde möge heraufkommen. Der war aber von ſeinem Pferdchen nicht zu trennen und ritt die Treppe empor. Das Pferdchen kletterte raſch und ſchlank, wie eine Katze hinauf. Mit Mühe brachte man dem Reiter im Voeſaale bei, daß er wenigſtens jetzt vom Pferde ſteigen müſſe, denn er iſt gewillt zu Pferde vor der Kaiſerin zu erſcheinen.

Sein Auftrag lautet: Nur mit den kürzeſten Raſten von Conſtantinopel nach Wien zu reiten und nicht frühee vom Pferde zu ſteigen, bis er den großherrlichen Brief der erhabenen Monarchin von Oeſterreich perſönlich überreicht hat. Wir ſehen, er nimmt den Befehl wörtlich. Vor der Kaiſerin, die den über das Maß hohen, ſeltſam gekleideten Mann ſtaunend betrachtet, fällt dieſer ihr zu Füßen, küßt den Saum ihres Kleides, dann erhebt er ſich und legt die rechte Hand an die Stirne, an die Bruſt und an den Mund und überreicht, tief ſich nieder neigend, den Brief, der aus dem Buſenlatze hervorſchaut.

Die Kaiſerin erbricht ihn, ſie lieſt, unterbricht ſich und ſieht raſch nach der andern Seite nach der Tugra, d. i. nach der Unterſchrift des Sultans; ſie iſt es — ſie lieſt weiter und traut ihren Augen kaum, ſie lieſt den Brief noch einmal. Der Großherr ſchreibt:

»Ich höre, daß Du die Juden aus Deinen weiten Staaten verbannen willſt. Dem Gebote meines Profeten iſt es nicht entgegen, daß ſie in meinen Reichen leben. Sende mir Alle, ihres Geiſtes und ihrer Reichthümer willen. Die arm und hilflos ſind, denen ſoll aus meinem Schatze das Reiſegeld angewieſen werden.«

Ein in ihrem geheimſten Rathe gefaßter Entſchluß war alſo verrathen, noch lange vor der beabſichtigten Ausführung ſchon in Conſtantinopel bekannt. Es ergriff ſie ein heftiger Zorn, ſie griff nach der Glocke, die auf ihrem Arbeitstiſche ſtand, ſie läutet aber, als ob ſie ſich anders entſchloſſen hätte, nicht, und winkte nur dem Boten, es iſt der Jude Coronel aus Conſtantinopel, mit entlaſſender Handbewegung.

Dann läutete ſie und befahl dem eintretenden Kammerherrn: »Uebergeben ihn den Geſandten, ſorgen dafür, daß er nach ſeinen Speiſegeſetzen bewirthet werde, ihn bei Baron Aguilar einlogieren, dann malen laſſen zu Pferd in ſeiner Tracht.«

Die Kaiſerin läutete wieder, ein zweiter Kammerherr trat ein: »Ruf' er unverzögert meinen geheimen Rath zuſammen.«

Diego de Aguilar verließ bald darauf, Niemand wußte warum, Wien und Oeſterreich für immer. Es mochte, wenn auch die Gefahr von ſeinen Glaubensgenoſſen abgewendet war, ihm doch unheimlich zu Muthe geworden ſein. Wahrſcheinlich ging er nach Amſterdam und Niemand weiß, wo er geſtorben iſt und wo er begraben liegt, wie man auch das Grab des Profeten Moſes, deſſen Namen er führte, nicht weiß.

Der türkiſchen Gemeinde in Wien hinterließ er zwei ſilberne Ez chajim, d. i. Lebensbäume. Es ſind dieß ſilberne Aufſätze, mit denen die pergamentenen Thorarollen feſtlich in Sinagogen geſchmückt werden; ſie ſtellen, wie die, von denen wir eben ſprechen, einen mit Blumen geſchmückten, emporſtrebenden Stamm dar; darum und weil ſie das Buch des Lebens ſchmücken, ihr Name: Lebensbäume. Silberne Glöckchen, vielleicht an die des Hohenprieſterkleides erinnernd, pflegen die Ez chajim zu ſchmücken, um mit ihrem Schalle die Gemeinde zu mahnen, daß das Heiligſte aus der Bundeslade genommen und zu frommer Leſung aufgerollt ſei.

In die Ez chajim der ſefardiſchen Sinagoge in Wien iſt mit ſchon halb vergriffenen Buchſtaben, aber noch deutlich in hebräiſcher Quadratſchrift graviert zu leſen: »Moſche Lopez Pereira, Diego Baron de Aguilar.« Ein gleiches Paar mit derſelben Inſchrift, nebſt einer ſilbernen Krone, ſpendete er der Sinagoge in Temesvár, und beſtimmte, daß dieſer die der ſefardiſchen Gemeinde in Wien gewidmeten heiligen Geräthe zufallen ſollen, wenn die Tochtergemeinde in Wien ſich auflöſen ſollte. Am Verſöhnungstage wird ſein Name und der ſeiner Gattin noch in den beiden öſterreichiſch-ſefardiſchen Sinagogen bei dem Todten-Gedächtnißamte feierlich genannt.

*) Als durch den neuen Feſtungsbau die Thore verſchwanden und die alten Werke an ſeinen Flanken abgetragen wurden, blieb nur zur Erinnerung an den heldenmüthigen Feldherrn das Eugenthor ſtehen. So ragte das Thor mit der Sinagoge mitten in der Stadt, ihm bunte ſich ſpäter ein jüdiſches Spital und mehrere andere Häuſer an, welche das Judenviertel genannt wurden. Am hundertſten Jahresſtage, im Jahre 1817 wurde in Temesvár zur Erinnerung an die Befreiung vom Türkenjoche ein Te deum gefeiert; das Militär rückte mit klingendem Spiele aus, alle Bewohner der Stadt begingen den Tag mit frohen Feſtmahlen und belebteren Abends ihre Stadt. Am folgenden Tage begann man das Thor abzutragen und das Haus, das an der Stelle deſſelben nachher erbaut wurde, führt noch heute zu Tage den Titel: »Zum Eugenthore.« Die Juden erbielten vom k. k. Aerare ein in dreißig Jahren zurück zu erſtattendes Materiale zum Baue zweier Sinagogen, deren eine für die ſefardiſchen, die andere für die deutſchen Juden beſtimmt wurde. Die ſefardiſchen und die deutſchen Juden bilden aber nur eine Gemeinde, der 10 Manner vorſtehen, und wenn auch die Zahl der Sefardim der der Deutſchen überwiegt, ſo werden doch gleichberechtigt 5 gewählt, denen wieder ein alle 3 Jahre neu zu wählendes Gemeinde-Oberhaupt vorſitzt, welches abwechſelnd ein Sefarde und ein Deutſcher ſein muß. Nach Johann N. Preyer's »Monographie der k. Freiſtadt Temesvár« (Temesvár 1834) iſt der Zuwachs der Juden daſelbſt 1552. Im Verwaltungsjahre 1832, d. i. vom 1. November 1831 bis 31. October 1832, wurden 97 Paare getraut, 90 Kinder geboren und ſtarb 45 — darunter 25 männliche, 20 weibliche — Individuen geſtorben. Leider enthält die jüdiſche Schrift wenig über die Verhältniſſe der Juden, was um ſo auffallender, da der Verfaſſer Bürgermeiſter der Stadt iſt und ihm alle Archive gewiß offen ſtanden. Oder gingen Akten verloren, wie die der Juden in Temesvár, die ſie in einem Koffer an ihrer Sinagoge aufbewahren? Bei der letzten, ſiebenten Belagerung, welche die Stadt zu überſtehen hatte, im Jahre 1849, fiel eine Bombe in das Gebäude, der Koffer wurde zerſtört.

So weit die mündliche Mittheilung des ehrwürdigen Chacham; ich habe in schuldiger Pietät vor einem Ueberlieferten nichts hinzugethan und nichts hinweggenommen. Offenbar ist es, daß die Erzählung schon einem flüchtigen Blicke manches Unwahrscheinliche, ja selbst manches völlig Unrichtige zeigt. Es ist klar, daß uns hier Dichtung und Wahrheit, innig in einander verschlungen, entgegentreten, daß aber selbst der Dichtung wirkliche Thatsachen, nur poetisch ausgeschmückt, zu Grunde liegen mögen. Wie sehen hier wieder, von dem ich auf dem ersten dieser Blätter sprach, den fantastischen Poeten, der unbewußt im Volke lebt, schaffen.

Gewiß ist es, daß die abenteuerlich edle Gestalt Diego de Aguilar's, des Inquisitors und Juden, sein mit der Schwester tragisches Geschick, seine Flucht, sein Auftreten in Wien und am kaiserlichen Hofe, sein spurloses Verschwinden wieder von da, der fertige und dankbare Stoff eines Romans wäre, der in Spanien begonnen, in fantastische Ferne nach dem Oriente und wieder zurückführt. Der Sultan Selim und Coronel, Carl VI., Maria Theresia, Eugen von Savoyen, welche plastische, episodisch interessante Gestalten! umgeben von der poetischen Atmosfäre einer zu künstlerischen Zwecken noch nicht benützten Sitten- und cultur-historischen Zeit Oesterreichs. Und alle die Figuren und Begebenheiten durch drei verschiedene großartige, religiöse Weltanschauungen in Gruppen geschieden und nur zu sittlichem Kampfe vereinigt! (Schluß folgt.)

Die Hauptmomente der Entstehung und Ausbildung der k. k. österreichischen Armee.

(Fortsetzung.)

Einen eigenthümlichen Zuschnitt hatte das Heerwesen in den lombardisch-venetianischen Gebieten. Seit der Eroberung der Lombardei durch die Longobarden hatte dieses Land eine der deutschen ziemlich ähnliche Lehensverfassung erhalten, die jedoch mehr militärischer Art, als auf den Grundbesitz basirt war. Die Longobarden nannten sich in ihrer Gesammtheit das »Heer«, und standen unter Heerbeamten, ihre Freien hießen fortwährend Heermänner. Als aber Carl der Große hier die Herrschaft erlangte und das deutsch-fränkische Lehenwesen zur Geltung brachte, trat an die Stelle jenes alten longobardischen Kriegsadels ebenfalls ein Grund- und Amtsadel. In den bischöflichen Gebieten wurde die Landesvertheidigung an erzbischöfliche Lehenleute übertragen, und die Herzogswürde, d. i. die Anführung jener Lehenleute, ward nachmals ebenfalls ein Lehen und als solches erblich. Anders jedoch bildete sich in den Communen oder Gemeinschaften, wie man im ersten Viertel des 11. Jahrhunderts die lombardischen Städte nannte, das Kriegswesen heraus. Die bürgerliche Gliederung schloß hier frühzeitig auch die Soldateska mit ein, und stampelte sie zu einer eigenen Zunft: die großen Valvassoren oder Hauptleute, die kleineren oder Valvassini, und die Krieger. Die waffenfähige Mannschaft wurde in Bannee getheilt, deren jedes seinen eigenen Hauptmann und Fahnenträger (Gonfaloniere) hatte. Den Oberbefehl führten die obersten Stadtbehörden oder die gedachten Hauptleute. — Auch Venedig blühte unter dem Schutze militärischer Einrichtungen auf, denn diese Republik bildete sich aus der, unter oströmischer Herrschaft in Italien eingeleiteten militärischen Landschaftsverfassung. Die Heere Venetiens — (Venetiarum exercitus), wie die in Scholen (Zünfte) eingetheilten Einwohner der venetianischen Inseln genannt wurden — machten sich frühzeitig unabhängig vom Exarchen, und wählten ihren Herzog oder Doge. Seit die Städte Norditaliens sich in Handelsrepubliken verwandelt hatten, bedienten sie sich immer häufiger der Miethsoldaten, deren Gewerbe sich hierdurch entschiedener herausbildete. Der lombardische Städtebund konnte kurz nach seiner Entstehung (1164) schon 15.000 Krieger in's Feld stellen. Venedig schuf neben seiner Scholenmiliz und seinen Miethtruppen zu Anfang des 13. Jahrhunderts auch noch eine Rittermiliz, die es mit Grundbesitz in den eroberten Gebieten belehnte, um letztere durch sie zu schützen. Später griff das Miethsistem noch mehr um sich, Condottieri (Führer) traten auf, warben Söldnerhaufen, und vereinigten diese zu starken Compagnien, die sie demjenigen zuführten, welcher sie am besten zahlte. Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts hörten die Condottieri und die großen Compagnien in der Lombardie allmälig auf, und es blieben nur kleinere Kriegsbanden übrig.

Unter Kaiser Maximilian I. (1493—1519) erfuhr das österreichische Heerwesen eine mächtige Umänderung. Zwar wurde unter ihm noch nicht, wie man gewöhnlich annimmt, ein eigentlich stehendes Heer errichtet, wohl aber erhielt durch ihn das Sold- und Werbsistem eine festere, methodischere und zugleich sehr eigenthümliche Gestalt. Weil bei seinen auswärtigen Kriegen die inneren Aufgebote ihm wenig oder nichts halfen, so ließ er um gutes Handgeld und reichlichen Sold kriegslustige Leute in Städten und Dörfern zusammenwerben und im Waffendienste üben. Die meisten rüsteten sich selbst aus, und je nach der besseren oder mangelhafteren Ausrüstung, die sie mitbrachten, erhielten sie größeren oder geringeren Sold. Ihre Hauptwaffe war der Spieß, auch die Lanze genannt, und sie selbst erhielten davon den Namen Lanzknechte (häufig auch, obwohl wahrscheinlich minder richtig: Landsknechte). Die Mehrzahl dieser Söldner-Lanzknechte lieferte Schwaben. Durch einen sogenannten Artikelbrief, auf welchen sie den Eid leisteten, wurden ihre Rechte und Pflichten, die Dauer ihres Dienstes, die Höhe des Soldes ꝛc. festgestellt. Ein solches Lanzknechtheer bildete eine Art Soldatenrepublik; es regierte sich selbst nach gewissen Gesetzen, daher es gewöhnlich den Namen »Regiment« (also nicht im Sinne der heutigen, mehr die quantitative Eigenschaft eines Truppenkörpers bezeichnenden Regimenter) führte, nannte sich auch häufig die »Gemeinde« (daher der noch jetzt übliche Ausdruck »Gemeiner«, d. i. Gemeindeangehörigee), und hatte eine doppelte Gerechtigkeitspflege, nämlich entweder das Geschworenengericht unter dem Vorsitze des Schultheißen (Auditors), oder das »Recht der langen Spieße«, letzteres eine Art Standgericht, bei welchem der Verurtheilte in die von seinen Kameraden gebildete Gasse treten mußte und von ihren Spießen durchbohet wurde.

Lanzknechte.

Gewöhnlich nahm der Landesfürst, in seinem Verhältnisse zu seinem Heere der »Kriegsherr« genannt, die Werbung nicht selbst vor, sondern er ertheilte einem erfahrenen und angesehenen Krieger höheren Ranges, der dann in solcher Eigenschaft der »Werbheer« hieß, durch einen Bestallungsbrief die Vollmacht, zu gewissem Zwecke, auf bestimmte Dauer und unter angegebenen Bedingungen, eine ebenfalls im Bestallungsbriefe festgesetzte Anzahl Kriegsvolk, also ein Regiment, anzuwerben. Der Werbherr, in seiner militärischen Eigenschaft der »Feldoberst« (damals die höchste militärische Würde) genannt, schickte hierauf seine Werboffiziere aus, um Leute zu engagiren, ordnete dann den zusammengebrachten Truppenkörper und besetzte die Chargen. Dem Landesherrn blieb unter diesen Verhältnissen nur ein sehr bedingtee und mittelbarer Einfluß auf die Regimenter; desto größer aber war die Gewalt des Werbherrn oder Feldobersten, welcher für Sold, Ausrüstung und alle anderen Bedürfnisse seiner Leute sorgte, und dafür vom Landesherrn, meist auf eine sehr gewinnbringende Weise, entschädigt werden mußte.

Wie das Fußvolk seit den Schweizerkriegen wieder die hervorragendere Waffengattung ward, und die, vorher so sehr bevorzugte Cavallerie

Digitized by Google

wieder in den Hintergrund drängte, ſo wurde auch die Reiterei jetzt durch Werbherren zuſammengebracht, wodurch das ſchon ſeit länger im Verfall begriffene Inſtitut des Ritterthums thatſächlich aufhörte. Man hielt ſogar auf eine Cavallerie-Reſerve, indem man die Reiter bisweilen in Waartegeld nahm, d. h. dieſe mußten ſich gegen beſtimmte Geldantheile verpflichten, eine gewiſſe Zeitlang gerüſtet und zum Aufbruche bereit zu ſein. Der älteſte bekannte öſterreichiſche Reiterbeſtallungsbrief iſt jener Kaiſer Maximilian's I. vom J. 1498, in welchem er vier ſeiner Hauptleute ermächtigt, jeder eine Fahne Küraſſiere (Kyraſſer) zu 25 Mann, alſo zuſammen 100 Küraſſiere anzuwerben. Da jedoch jeder der Küraſſiere, welche durchgehends vom Adel waren, für ſeine Perſon 7 Individuen, nämlich: 1 Knappen, 1 Marſtaller, 1 Büchſenſchützen, 1 Trabanten, 2 Knechte, 1 Edelknaben, harte, ſo betrug eine jede ſolche Küraſſier-Fahne, obwohl nur auf 25 Mann lautend, nicht weniger als: 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, 23 Küraſſiere, 26 Trabanten, 26 Knappen, 26 Marſtaller, 26 Buchſenſchützen, 52 Einſpännige oder Knechte, 25 junge Edelleute, 200 Speerknechte, 50 Trabanten, zuſammen 457 Köpfe. Da, wie wir ſehen, die Reiterei aus einer Elite der Bevölkerung beſtand, ſo war auch die Macht eines Reiteroberſten weit weniger umfaſſend, als bei dem Infanterie, und auch die Benennung: Regiment griff daher bei der Reiterei weit ſpäter (erſt im J. 1602) Platz. Die Kriegsartikel oder das Geſetzbuch der Reiterei hießen das »Reiterrecht.« Das älteſte Reiterrecht iſt vom J. 1554, und wurde ſpäter mehrmals renovirt und erweitert. —

Während dieſe geworbenen Heere für den äußeren Krieg verwendet wurden, dienten die, bei Feindesgefahr berufenen Aufgebote nach wie vor zur inneren Landesvertheidigung. Für letztere ſorgte Maximilian I. auch dadurch, daß er durch das »Innsbrucker Libell« vom J. 1518 ein gegenſeitiges Schutz- und Vertheidigungsbündniß unter den einzelnen öſterreichiſchen Provinzen zu Stande brachte. Den Grundſtein der ſpäteren tiroliſchen Landesvertheidigung legte derſelbe Kaiſer durch das auf dem Landtage zu Botzen 1511 vereinbarte »elfjährige Landlibell.«

Maximilians I. Nachfolger, beſonders Carl V und Ferdinand I., bildeten die von ihm geſchaffene Kriegsverfaſſung weiter aus; in die Regierungszeit des letzteren fallen auch die erſten Spuren des Inſtituts der Militärgrenze. Derſelbe reconſtituirte auch, nachdem der Thron von Ungarn ihm zugefallen, die durch die unglücklichen Kriege gegen die Türken gänzlich zerrüttete Kriegsverfaſſung dieſes Landes, die vor der Hand noch ganz auf dem alten Fuße blieb. (Fortſetzung folgt.)

In der neuen Welt.

(Fortſetzung.)

Nun denn, ſo kommt! ſprach Fernandez und ſchritt zum Walde hinaus.

Noch einmal hielten ſie an, um zu forſchen. Tageshelle lag über die weite Landſchaft ausgegoſſen, und die Waſſer des Miſſouri glänzten wie flüſſiges Silber. Tiefe heilige Stille ringsum; nicht der leiſeſte Luftzug in den friſchen Wipfeln der Bäume, nur das Zittern der Sterne verrieth noch Leben, heerliche Traumbilder der ſüß ſchlummernden Natur. Nach Süden hin breitete ſich eine unüberſehbare Prairie aus, deren hohes zart behaartes Gras gleich der grünen See ſchimmerte, wenn elektriſches Leuchten über ſie dahinzuckt; rechts aerlor ſich der Miſſauri in immer weicherer Strahlenbrechung und zur Linken dehnte ſich die unermeßliche Wand des Urwaldes hin, den die Wanderer Tags zuvor mit neuer Lebenshoffnung, und jetzt in Todesgefahr für immer verlaſſen harten.

Lange kannten ſie ſich der Anſchauung dieſes entzückenden Gemäldes nicht hingeben; dieß duldete weder die Vorſicht, noch auch die ſchmerzliche Stimmung ihrer Gemüther, die der Gedanke an den ſchrecklichen Gegenſatz der blutgierigen Wilden zu dem Paradieſe um ſie her nothwendig hervorrufen mußte; nach wenigen Minuten ſchon mahnte Fernandez zum Aufbruche, indem er ſagte:

Wie ſcharf auch mein Auge und Ohr, ich ſehe und höre nichts, was uns beunruhigen könnte; nach ſcheinen die Indianer weit ab von uns, ſelbſt wenn ſie unſere Spur gefunden, und wir wollen nun hinein in das hohe Gras der Prairie, kommt, kommt!

Kaum harte er dieß geſprochen und eine raſche Bewegung nach vorne gemacht, als — in einer Entfernung von etwa hundert Schritten zwei Schüſſe ſchnell nach einander aus dem Walde fielen, deren Kugeln haarſcharf an ihren Köpfen vorüberpfiffen und ſich zugleich ſeitwärts der Waldecke, welche ſie ſo eben verlaſſen, jenes, ihnen zwar ſchon genugſam bekannte, aber dennoch immer neu entſetzende Geſchrei der Rothhäute ſich vernehmen ließ. Die Flüchtlinge erbebten einen Augenblick, aber ſchon in der nächſten Secunde hatten ſie gegen den Wald Front gemacht und ihre Büchſen angelegt.

Laſſet uns ſterben mit den Waffen in der Hand! rief Fernandez feurig aus, indem er einige Schritte weit vorſprang und ſeinen Tomahawk erhob; nur nach in den Wald, dieſen Teufeln entgegen, denn hier ſind wir unbedeckt!

Einige gewaltige Sätze und er war mit hochgeſchwungener Art am Waldſaume, während ihm ſeine Begleiter in möglichſter Schnelligkeit ſchußfertig folgten.

Abermals fielen zwei Schüſſe und eben ſo wirkungslos wie die erſten; abermals durchſchnitt die Luft gellendes Geſchrei, und noch war der Feind nicht anſichtig geworden: jetzt aber, da ſich die Auswanderer um ihren Führer unter den äußerſten Bäumen gruppirt hatten, und zwar ſo, daß jeden ein mächtiger Stamm deckte, gewahrten ſie, kaum funfzig Schritte vor ihnen, zwiſchen den vom Mondlichte zweifelhaft erhellten Fichten und Tannen mehrere Geſtalten, die daſſelbe Manöver machten, nämlich von Baum zu Baum huſchten, ohne ſich auch nur eine Secunde bloßzuſtellen.

Bleibet ruhig, flüſterte Fernandez haſtig, es ſind ihrer nicht viele, ſonſt wären ſie ſchon auf uns losgeſtürzt; wahrſcheinlich iſt es Hiaronk; zielet ſcharf, wenn gute Gelegenheit dazu, beſſer, Ihr ſpart die Schüſſe. Ich ſehe drei von ihnen laden; nehmt Euch in Acht. Haben ſie geſchaſſen, dann ſtürmen wir gegen ſie hin, und vernichten die Elenden; gelingt uns dieß, ſo dürfte unſere Flucht nicht weiter gefährdet ſein, da die Uebrigen ohne Nachricht durch ſie bleiben; feſt an die Bäume, ſie zielen; ich will mir eine Blöße geben, um ſie zum Schuſſe zu locken.

Nach ehe Herr van Bergen ſeine Warnung davor ausgedrückt hatte, knallte es aus drei Flinten zugleich.

Mir nach! ſchrie Fernandez, unverwundet aus ſeinem Verſteck hervor, und, gleich den Indianern, von Baum zu Baum ſpringend, mir nach und auf ſie los!

Wuthgeheul antwortete ihm und im nächſten Augenblicke drang Hiarouk mit fünf Indianern auf ihn ein. Das war die bemerkte günſtige Gelegenheit für ſeine Begleiter; Herr van Bergen, Carl und Conrad gaben raſch nach einander Feuer und ſtürzten ſich, nachdem ſie zwei Shaſhonen fallen geſehen, mit ihren blitzſchnell entblößten Hirſchfängern gegen die übrigen Vier. Aber dieſe hatten, noch ehe ſie dieſelben erreichten, bereits die unwiderſtehliche Gewalt ihres Häuptlings neuerdings gefühlt und waren den Wetterſtreichen ſeines Tomahawks erlegen, die Klapperſchlange ausgenommen.

Laßt ihn mir allein! rief Fernandez ſeinen Freunden zu, die augenblicklich anhielten und den jetzt ſich entſpinnenden entſetzlichen Kampf mit Grauen beobachteten, um im Nothfalle einzuſchreiten.

Beide Gegner hatten ihre Tomahawks fallen laſſen und ſich im Ringkampfhaft umſchlungen; ſie ſchienen ein Körper, eine ungeheure Schlange mit vier flammenſprühenden Augen; dumpfes Stöhnen war Alles, was man vernahm. Wohl eine Minute hindurch blieben ſie wie in den Boden gewurzelt; da, mit einem Male, nach einer eben ſo ſchnellen als gewaltigen Bewegung, ſchwebte Hiarouk faſt horizontal über Fernandez Haupte und lag eine Secunde ſpäter, hingeſchmettert wie von einem Blitzſtrahle, ohne Zeichen eines Lebens am Boden.

Allmächtiger! rief Herr van Beegen tief erſchüttert aus, kaum wagt mein Herz Dir zu danken nach alſo theuer erkaufter Befreiung!

Eine Pauſe allgemeinen ſchmerzlichen Schweigens folgte dieſen ſeinen Worten, dann wandte Fernandez ſich ihm zu und ſagte:

Es iſt geſchehen nach dem Willen des Ewigen! Der Trieb geiſtiger Selbſterhaltung hat Euch und mich zu dieſen wilden Söhnen der Freiheit geführt; die Pflicht körperlicher Selbſterhaltung riß uns aus dieſem unnatürlichen Verbande. Die Natur macht und bindet keine Sprünge; zwiſchen dem Weſen dieſer Wilden und dem der Civiliſation liegt ein Abgrund von Jahrtauſenden.

Nach dieſer Rede nahm er den Tomahawk auf, legte denſelben ſammt der Stirnhaut, die er am Gürtel getragen, zwiſchen die Leichen und ſprach feierlichen Tones:

Ich gebe der Natur ihre Schrecken zurück, und mich der angebornen Ordnung der Dinge; ich wollte Euch allmälig läuftigen und bilden, aber mein Streben war fruchtlos. Die Zeit wird aallenden. Und nun, ſetzte er

nach einigem Schweigen hinzu, indem er ſich ſeinen Freunden zukehrte, nun laſſet uns forteilen von dieſem Schauplatze unnatürlichen Gräuels und dem Ziele nachſtreben, das uns das ewige Schickſal geſteckt; folget mir!

Und ſie ſchritten ſchweigend zum Walde hinaus.

---

tt.

Die Wanderer am Ziele.

Mehrere Wochen ſind dahingefloſſen und wieder glänzt der volle Mond am reinen, azurnen Himmelsgewölbe, alle Geſtirne weit um ſich verdunkelnd, den Stern der Liebe ausgenommen; gleichwie es im Leben der Menſchen auch nur die Liebe iſt, deren göttliches Licht im Strahlenglanze aller irdiſchen Hoheit, der Macht, des Ruhmes und Reichthums nicht erbleicht, und das der Sonne der Wahrheit als klarer Bote vorangeht und bei ihrem Scheiden noch als Verkünder des Friedens über allen erſterbenden Erſcheinungen des Tages in veſtaliſcher Reinheit leuchtet.

Dießmal iſt es nicht ein Urwald, nicht eine weithingedehnte Prairie, noch ein inſelbeſäetes Stromgebiet, was wir im verklärenden Lichte des Vollmonds erblicken, ſondern eine mächtige, vielthürmige, palaſtgeſchmückte Stadt, deren reiches, gewaltiges Leben bei Herannahen der Nacht, die das Sein in der freien Natur ſo feierlich ſchweigſam geſtaltet, ſtärker zu pulſiren beginnt und die geiſtbeſchwingenden Adern mit nicht zu berechnender Kraft durch ihren Rieſenkörper ſchwellt; es iſt das ſchöne, große Mexiko mit ſeinen auf kriſtallenem Waſſerſpiegel ſchwebenden Gärten, ſeinen Tauſenden von Terraſſen, auf denen bei Lautenſpiel und Geſang Herzen in Liebe erbeben; ſeinen breiten, luxuriöſen Straßen, durchwogt von einem bunten Strome geſchäftiger, wie müßiger Menſchen; mit ſeinen zahlreichen Alleen und Gebüſchen endlich, dem Stelldichein für die entgegengeſetzteſten Gedanken und Empfindungen, für Gefühle und Pläne zärtlicher Neigung, wie rachebrütenden Haſſes, berechnender Habſucht und Ehrbegierde, wie ſich anſpornender Freundſchaft und beſcheidener Humanität.

Ferne von dieſen geräuſchvollen Tummelplätzen großſtädtiſcher Luſt und Betriebſamkeit, wirklichen und eingebildeten Glückes, erhebt ſich gegen das öſtliche Geſtade dieſes Häuſermeeres hin aus einer freundlichen Garrenoaſe das Fronenkloſter, in welchem Angelico ihre Ruheſtätte geſucht und gefunden hatte.

Die Unglückliche leidet nicht mehr.

Das Hauptſchiff der Kirche iſt erleuchtet, aber es iſt das mehr eine melancholiſche Dämmerung, als feſtliche Tageshelle.

Mit dieſem ſchwermüthigen Halbdunkel im Einklang ertönt der ernſte feierliche Geſang der Nonnen vom dichtvergitterten Chore herab auf einen inmitten der Kirche aufgerichteten Katafalk, umſtellt von hohen, ſchwarzen Candelabern mit brennenden Kerzen, die das darauf angebrachte Embleme gottgeweihter Jungfräulichkeit, ein mit weißen Roſen bekränztes Crucifix, erhellen.

Unter der hochgewölbten Chorhalle ſtehen, geſenkten Hauptes und die Hände gefaltet, mehr in Schmerz aufgelöſt, als der Andacht hingegeben, regungslos, Standbildern des Grames ähnlicher als denen Menſchen, vier Männer; es ſind dieſe der Vater und Bruder der Verklärten mit Fernandez und dem treuen Diener.

Vor drei Tagen — nach einer Wanderung voll Gefahren und Mühen — in Mexiko angelangt, fanden ſie Angelica bereits der Auflöſung nahe. Aber ihr edler Geiſt war noch empfänglich für dieſe ihr nach ſo langen Leiden von der Vorſehung aufbewahrte reine Freude des Wiederſehens Derer, die ihr das Theuerſte auf Erden; ſie erlabte ſich noch einmal am Anblick ihrer Lieben und hauchte ihre befriedigte Seele in den Armen des Vaters aus, geſtärkt zum Uebergange in das Jenſeits durch ſeine Verzeihung und ſeinen Segen.

Ich fühle das Bedürfniß, — ſprach Herr von Bergen am Morgen nach der Beerdigung Angelico's zu ſeinem Sohne und Freunde, — meine Tage in der Nähe der heiligen Stätte, die mein geliebtes Kind umfriedigt, in Einſamkeit zu beſchließen; ich werde mich in der Nähe der Stadt ankaufen, und mit Dir, Carl, ſo lange es dem Geiſte über uns und dem in Dir gefallen wird, mein Stück Land bebauen; Euch, Coroalha, der Ihr ohne Gefahr für Eure Sicherheit in Mexiko nicht verweilen könnt, biete ich die Mittel zur Reiſe nach Europa an; Ihr könnet und werdet der Menſchheit durch die Euch innewohnende hohe Thatkraft noch nützen; Conrad verläßt mich wohl nicht mehr.

Nach einer Pauſe allgemeinen ſchmerzlichen Schweigens nahm Fernandez tief ergriffen das Wort, indem er ſagte: Ich muß Euch verlaſſen, um Eure Ruhe nicht zu gefährden; aber glaubet nicht, daß mein Leben ſich noch einmal umſchwingen und mich in der von Euch erwarteten Weiſe neuerdings thätig laſſen werde; das Grab Angelico's iſt, ich fühle dies am Leben meines Herzens, die Mark, an der jener wilde Geiſt, jene bis jetzt ungebändigte Kraft mich für immer verläßt. Euer Anerbieten lehne ich dankbar ab; der Freund, von dem ich Euch ſagte, daß er mir damals zur Flucht die Mittel geboten, lebt noch hier und wird in Kurzem, wie ich geſtern erfahren, eine Reiſe nach Spanien machen; in ſeinem Hauſe finde ich bis dahin ein Aſil, und dann — ſage ich Euch Lebewohl für immer.

Die Freunde umarmten ſich nach dieſen ſeinen Worten mit unterdrückten Seufzern, und Fernandez ſchied mit der Bitte, ihn im Hauſe ſeines Beſchützers aufzuſuchen.

Dieß geſchah von Seiten des Herrn von Bergen nur Einmal. Acht Tage nach Beerdigung ſeiner Tochter ſank er auf's Krankenlager, das er nicht mehr verließ, zwei Wochen ſpäter ſtarb er in den Armen ſeines troſtloſen Sohnes.

Wenige Tage hierauf reiſte Carl von Bergen in Conrads Begleitung nach Vera-Cruz, wo Fernandez ſeiner bereits harrte.

Die Ueberfahrt nach Spanien ſand ohne Unfall ſtatt, und ſie gelangten bei fortgeſetzt günſtigem Winde in verhältnißmäßig kurzer Zeit nach Cadix.

Zufolge des zwiſchen den Freunden während der Reiſe beſprochenen Planes wollten ſie hier nur wenige Tage verweilen, um ſich dann — wohl für immer — zu trennen. Fernandez gedachte ſich unmittelbar nach Paris zu begeben und dort die Empfehlungsbriefe ſeines mexikaniſchen Freundes für ſich geltend zu machen; Carl war willens, mit Conrad nach Deutſchland zurückzukehren, ohne jedoch für ſeine Zukunft etwas Beſtimmtes entworfen zu haben; das geiſtige Auge Beider war noch zu ſehr umdüſtert, als daß ſie das Leben ſicheren Blickes hätten überſchauen und ſich ein gewiſſes Ziel erſehen können; ſie gaben ſich nach ſo furchtbarer Zerſtörung ihres idealiſirten Daſeins der Wirklichkeit mehr inſtinctmäßig als freithätig hin, unbekümmert um das Ergebniß ihrer Einleitungen, nichts Beſonderes hoffend oder befürchtend, und auf Alles gefaßt.

Auf Alles? — Ja, was der kurzſichtige Menſch an ſeinem Horizonte wahrzunehmen vermag; aber es gefällt dem, was wir Schickſal zu nennen pflegen, dieſer eben ſo unbegreiflichen als unwiderſtehlichen Macht, deren Einwirkung von außen wir fühlen, während ſie ihr Tribunal vielleicht in unſerem Buſen, dem geheimnißvollen Sitze der Leidenſchaften, aufgeſchlagen hält; es beliebt, ſage ich, dem ſogenannten Schickſale, oftmals urplötzlich dieſen Geſichtskreis zu verengen oder zu erweitern, und in demſelben unerwartete, ungeahnte Gegenſtände auftauchen zu laſſen, deren Erſcheinung unſer ganzes Denken und Fühlen, wie durch einen Zauberſchlag umwandelt, die Scene um uns her zum Paradieſe oder zur Hölle, uns ſelbſt zu Engeln oder zu Dämonen macht.

Der Mexikaner war noch am ſelben Tage nach Liſſabon abgereiſt, wohin wichtige Handelsgeſchäfte ihn riefen, und er hatte von Fernandez mit der biederſten Verſicherung, ihm in Zukunft auch ein verläßlicher Freund bleiben zu wollen, gerührten Abſchied genommen.

Sonach waren denn beide jungen Männer ſich ſelbſt überloſſen.

Die kurze Friſt, die ſie in Cadix zu verweilen beſchloſſen hatten, brachten ſie mit ziemlich theilnahmloſer Beſichtigung des Intereſſanteſten dieſer reizend gelegenen wichtigen Handelsſtadt gemeinſchaftlich hin, und ſo kam der Vorabend des Tages heran, da ſie ſich trennen wollten. Fernandez gedachte ſeine Reiſe nach Paris auf directem Wege durch Spanien zu machen, während Carl den Seeweg nach Italien zur Rückkehr in das Vaterland einzuſchlagen geſonnen war.

Beide hatten ſich dieſen Tag über ſehr ſchweigſam gegen einander verhalten; Fernandez Stimmung war vom Morgen an, wie in Nachwirkung eines ſchweren Traumes, eine ſo tief-ernſte geblieben, daß Carl ungeachtet des regſten Mitgefühls für den ſtillen, verzehrenden Schmerz ſeines Freundes, doch den Muth oder vielmehr den rechten Ton, daſſelbe zu äußern, nicht finden konnte und ihn ſchweigend gewähren ließ.

Dieſer aber brach bei Einbruch der Dämmerung das peinliche Schweigen ſelbſt, indem er, ſeinen leichten, kurzen Mantel um ſich werfend und den Hut ergreifend, mit folgenden Worten ſich zu Carl wendete, der, ſeinen trüben Erinnerungen hingegeben, am Fenſter ſtand und ſchwermüthigen Blickes zum ſchönen Abendhimmel empoſah.

Mein theurer Freund, ich will, ich muß auf eine Stunde in's Freie und dieß — allein; es iſt eine Laſt auf meine Bruſt gewälzt, deren ich mich

nur in der Einsamkeit entledigen kann. Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart — unsere nothwendige schmerzliche Trennung — Alles, Alles drückt auf meine Seele und lähmt ihre Thatkraft; der Schwung meiner Fantasie, der Stolz meines Geistes, die Wärme meines Herzens sind gehemmt, gebrochen, dahin; zürne mir nicht, mein Bruder, daß ich selbst diese letzten Augenblicke unseres Zusammenseins verringere, indem ich mich auf kurze Zeit von Dir entferne.

Carl hatte dem Sprechenden sogleich sein schwermuthumflortes Antlitz zugekehrt und er entgegnete jetzt, indem er ihm die Hand reichte, mit bebender Stimme:

Folge dem Geiste in Dir, Bruder, ich kenne dieß Gefühl auch, so jung ich bin; geh und kehre gestärkt zurück; suche einen großen, seltenen Gedanken, Du wirst ihn finden; ich will ein Gleiches thun.

(Schluß folgt.)

Gutenbergs Bibel (1453?) und Albrecht Dürers Ehrenpforte des Kaisers Maximilian I. (1515.)

Wie Wenigen ist die Gelegenheit geboten, diese beiden großen Denkmäler der Zeit, die eben genannten Werke, in Augenschein zu nehmen. Beide befinden sich auf der kais. Wiener Hofbibliothek.

1. Die Gutenbergs-Bibel. Dieselbe bietet einen prachtvollen Abdruck, dessen Zeitbestimmung zwar nicht genau angegeben werden kann. Annäherungsweise ist aber das Jahr 1453 bezeichnet.

Wir fügen heute unserm »Faust« eine Folioseite, genau facsimilirt bei, damit Diejenigen, welche dieses seltene Kleinod nicht im Original sehen, sich nun einen genauen Begriff hievon durch eine gewissenhaft gelieferte Copie bilden können, und bemerken dabei, daß der große Initialbuchstabe, so wie die Randeinfassung mit Farben geziert erscheinen. Wir glauben unsern verehrten Lesern keine denkwürdigere Beilage bringen zu können, als den Abdruck eines der ersten Bücher, welches des unsterblichen Gutenberg unschätzbare Erfindung bezeichnet.

Welch' erhebendes Gefühl muß jeden denkenden Beschauer beim Anblick dieses Erstlingswerkes einer Erfindung erfassen, welche zu den schönsten und nützlichsten, zu den erhabensten und segenbringendsten aller Jahrhunderte gehört!

Wenn wir bedenken, welche großen Fortschritte der Bildung wir dem genialen Manne verdanken, der die früher zusammenhängenden Buchstaben des Alfabets in einzelne zertheilte, so daß sie sich tausend und tausend Mal versetzen lassen, alle Worte der menschlichen Sprache bilden und in's Unendliche vervielfältigen; wenn wir bedenken, auf welche leichte Art der menschliche Geist jetzt überall aufklärend hindringt, so muß uns eine heilige Ehrfurcht für den edlen Gutenberg durchschauern, den man mit Recht als den alleinigen Schöpfer der geistigen Aufklärung bezeichnen kann. Aber der Anblick dieser Bibel, welche Gutenberg zum ersten Werke seiner Kunst erkor, muß uns zugleich andeuten, daß der Erfinder dieser nützlichen Kunst eben damals nur das Edle und Erhabene im Auge hatte und nur die gute Anwendung seiner herrlichen Erfindung bezwecken wollte.

2. Eben so interessant wird Jedem Albrecht Dürers großartige Leistung im Holzschnitte, die sogenannte »Triumfpforte«, erscheinen. Viele mögen sie in ihren einzelnen Theilen, Wenige jedoch im Totalüberblicke gesehen haben. In der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei wird dieselbe eben jetzt zu einem Ganzen zusammengestellt und dann fotografirt, um in einem kleineren Formate den Ueberblick dieses großen altarähnlichen Kunstmonumentes zu ermöglichen.

Nach vollständigem Gelingen soll seiner Zeit eine genaue Abbildung dieses Werkes den »Faust« zieren.

Heute beschränken wir uns darauf, nur einige Holzschnitte im Abdrucke zu geben, welche in der Sammlung auf der k. k. Hofbibliothek fehlen, und die dadurch einen um so größern Werth haben, als es wieder möglich wäre, dieses große Werk vollständig abgedruckt der Welt überliefern zu können. Sie sind nach einem gedruckten Muster geschnitten, wobei aber bemerkt werden muß, daß die Originalschnitte besser ausgeführt erscheinen, als die Buchdrucker früherer Zeit sie zu drucken verstanden.

Die Beschreibung dieser Ehrenpforte wurde auf Kosten des Kaisers Maximilian I. von Johann Stabius, kais. Historiografen und Hofpoeten verfaßt, der artistische Theil aber von dem damals hervorragendsten Malerkünstler Albrecht Dürer in meisterhaften Holzschnitten ausgeführt. Dieses großartige Kunstwerk soll die vielfältigen Verwandschaften, so wie die erhabensten Thaten des Kaisers Maximilian versinnlichen.

Die Ehrenpforte erschien in Willibald Pirkheimers Tugend-Büchlein (Nürnberg) 1606 zum zweiten Male, und auf Veranlassung des frühern ersten Custos der k. k. Hofbibliothek in Wien, Adam Ritter von Barth im Jahre 1799 in 3. Auflage abgedruckt.

Innhof wollte diese Pforte verkleinert in Kupfer stechen lassen, scheiterte jedoch an den Unkosten, und der k. k. Staatsdruckerei blieb es also vorbehalten, durch die Ergänzung der fehlenden Holzschnitte einen Totaldruck dieses Werkes zu erzielen.

Ranftl.

(Mit einer Abbildung nach Friedrich Amerling, welche in der nächsten Nummer folgt.)

In mittelalterlichem Costüme, bei einer Künstlerfahrt im Mai auf den Kahlenberg.

Mit inniger Wehmuth melden wir den Tod eines Mannes, der — wir dürfen es mit Befriedigung sagen — uns vorzugsweise nahe stand; denn er schloß sein frisches, kraftvolles Kunststreben entschieden an unser Unternehmen an, und in diesen Blättern sind die letzten Ergebnisse seines unermüdlichen Forschens und Vorwärtswirkens niedergelegt, die theils schon wirkliche Früchte an sich tragen, theils Keime für die aufblühende Galvanografie enthalten, auf deren künftige Entfaltung die Kunst mit hoffnungsvoller Ueberzeugung blicken darf. Seit mehr als einem halben Jahre arbeitete der Hingeschiedene an einem technischen Verfahren, das so Viele schon in anderer Manier versucht, nämlich an einer Hochätzung gemalter Kupferplatten, und seinem Meister-Pinsel stand das Gelingen um so näher, als er nicht nur eine, so Wenigen eigene begeisterte Vorliebe für Technik besaß, sondern selbst schaffender Künstler war. — Es ist der Maler Mathias Ranftl. Wien darf ihn ganz den Seinigen nennen, denn hier erblickte er 1806 das Licht, hier wirkte und hier vollendete er am 1. November 1854 im kräftigen Mannesalter und nach kurzem Kampfe mit einer Krankheit, die den Starken gern tiefer und schwerer trifft, als den Schwächeren. Sein Talent lenkte frühzeitig die Aufmerksamkeit des Bildhauers und Hofstatuars Leopold Kiesling auf sich; von diesem ermuntert, trat Ranftl 1820 in die k. k. Akademie der bildenden Künste. Rasche Fortschritte krönten den Fleiß des begabten Kunstjüngers, und schon 1825 schuf er ein gelungenes Gemälde, welches den nachmaligen Kaiser Maximilian I. darstellt, den Kunz von der Rosen aus der Gefangenschaft zu Gent zu retten versucht, und das sich gegenwärtig im Besitze Seiner k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Maximilian von Este befindet. Im Jahre 1826 begab sich Ranftl nach Rußland, wo er theils in Moskau, theils in St. Petersburg verweilte, außer einigen Skizzen vornehmlich Porträts malte und mehre ehrenvolle Aufträge von der verstorbenen Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna erhielt, 1830 aber nach Wien zurückkehrte und seitdem die Kunstausstellungen seiner Vaterstadt mit Werken seines Talentes zierte. Als Porträt- und Historienmaler verdienstlich, war doch die Genremalerei sein eigentliches Feld, und wie einst der vielbekannte Vignettenzeichner Ramberg, so ließ auch Ranftl in seinen Gemälden nur ungern den treuen Hund von seiner Seite, den er mit wahrhaft künstlerischem Studium wieder und wieder auffaßte und, ein Farben-Fabeldichter, in eben so gefälligen, als bedeutsamen, überaus naiven Scenen des Thierlebens variirte. Manche haben seine Darstellungsweise für eine solche Sfäre zu aristokratisch finden wollen, weil er seine Hunde gern auf reiche Sammetpolster legte und mit anderen Comforts der vornehmen Welt umgab. Aber wer möchte es dem frohen, in glücklichen Lebensverhältnissen sich wiegenden Künstler verdenken, wenn sein, dem Heiteren und Angenehmen zugewendeter Sinn auch um die Thierwelt Spuren eines verschönenden Glanzes breitete, der überdies seinem Pinsel gestattete, seine Virtuosität und seinen Effect in Gegenständen des Still-Lebens zu zeigen! Nimmt daher Ranftl als nachbildender Künstler eine hohe Stelle ein, so bekennen wir doch gern und gewiß zu seinem Ruhme, daß in ihm der innere Künstler noch höher stand, daß sein Geist es seiner Hand überall zuvorthat, und daß er seinem Berufe mit jener seelentiefen und redlichen Treue anhing, die ihn stets von der verhängnißvollen Gränze fernhielt, wo die Kunst mit dem Handwerke einen Bund zu schließen droht.

Sauter.

Unter den Vielen, welche die Hand der verschleierten Göttin von hinnen geführt, beklagen wir einen Dichter, dessen Lieder stets aus dem treuesten, fühlendsten Herzen geflossen, — Ferdinand Sauter. Nach einer Jugend, der ein kümmerliches, geistiger Entfaltung höchst ungünstiges Loos gefallen, errang der Sohn der Lieder — durch den thätigen Beistand unseres trefflichen Halm eine bescheidene Stellung — doch blieben die Güter der Erde an Andere vertheilt, er war der Mann nicht, sie zu erwerben. Desto mächtigeren Wiederhall hat sein frisches Talent, sein muthiges Fühlen, seine gläubige Herzenseinfalt in Allen hinterlassen, die ihn gekannt. — Hunderte von Schriftstellern und Künstlern begleiteten ihn auf dem letzten Gange. Er hatte sich seine Grabschrift selber kürzlich gedichtet. Sie wird sein bescheidenes Denkmal schmücken! — Sie wird nicht das Einzige sein, was nach seinem Tode an ihn erinnert; seine Lieder klingen hoch und frei und edel genug, um in unseren Herzen noch lange fortzuleben, und so darf er dieses Leben nicht bereuen, wenn es ihm auch manchen Seufzer erpreßt. Ein gerechter Wille vertheilt das Glück der Herzen gleichmäßig, und läßt Keinen zu froh werden, und keinen Rechtschaffenen zu traurig. Ein Dichter, der Edles schuf, hat auch glückliche Stunden gelebt und hatte ein Recht, den Uebermüthigen — den Emporgetragenen zuzurufen:

Eines doch bedenke Jeder, —
  Was er thut auch, was er treibe,
Ob mit Hammer oder Feder
  Wer er schmiedet oder schreibt:
Daß die Mühsal des Erwerbens
  Ihm sein Bestes untergrabt,
Und am Tage seines Sterbens
  Keiner weiß, ob er gelebt!

Digitized by Google

Pränumerations-Anzeige

auf die poligrafisch-illustrirte Zeitschrift „Faust“.

Bei dem herannahenden Ende des ersten Jahrganges dieser poligrafisch-illustrirten Zeitschrift erlauben wir uns, indem wir zur Pränumeration auf den beginnenden zweiten Jahrgang des »Faust« geziemend einladen, die P. T. Herren Abonnenten auf die baldige Bestellung aus dem Grunde rechtzeitig aufmerksam zu machen, weil nur in der Reihenfolge der Vormerkungen die ersten und schönsten Abdrücke jener prachtvollen Kunst-Beilagen, die für den nächsten Jahrgang vorbereitet sind, verbürgt werden können.

Hinsichtlich der neuen, sehr umfassenden Aufgabe, welche sich diese Zeitschrift für den kommenden Jahrgang sowohl in wissenschaftlicher und schöngeistiger, als in artistischer und technischer Beziehung gestellt hat, müssen wir vor der Hand auf das ausführliche Programm verweisen, welches die letzte diesjährige Numer und das neue Probeblatt beingen werden. So wie vom neuen Jahre an einerseits die besten und renommirtesten Literaten Deutschlands an diesem Journale mitwirken werden, so soll es auch andererseits bezüglich der Illustrationen, denen mehr als 30 grafische Druckkünste zum Organe dienen, dieselben duech Kunstbeilogen in elegantester Ausstattung zur Anschauung beingen.

Vorzüglich aber streben wir, durch Beilagen von Naturselbst-Abdrücken förmliche Herbarien anzulegen, und die bisher bestehenden von natürlichen Pflanzen, die so leicht der Verwesung unterliegen, entbehrlich zu machen. Auch prachtvolle Modebilder und andere bildliche Darstellungen für den Gebrauch der Damenwelt sollen dabei ihre zeitgemäße Berücksichtigung finden, und möglichst dahin gestrebt werden, daß jede Numer kein Mitglied der Familie vergesse, nämlich dem Manne, der Frau und dem Kinde etwas Neues und Nützliches zu bringen.

Bei dem Umstande, als der Director der weltberühmten, einzig dostehenden k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Herr Regierungsrath Auer, bei der Auswahl und Anwendung der artistischen Beilagen noch nachdrücklicher sich betheiligen wird, ist die Bürgschaft um so deutlicher bezeichnet, was in dieser Beziehung geleistet weeden soll.

Den Inhalt werden folgende Rubriken bilden: 1. Interessante, leicht faßliche Abhondlungen oller wissenschaftlichen Zweige. 2. Duech Dialog und Tendenz ausgezeichnete Original-Novellen, Erzählungen und vaterländische Sagen. 3. Vaterländische Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung Oesterreichs aus den reichen Quellen seiner ruhmvollen militarischen Thaten. 4. Anziehende Reise-Skizzen. Topografische Beschreibungen vorzüglicher Gegenden und Orte (mit Illustrationen). 5. Schilderungen der Sitten, Gebräuche und Trachten in unserer Monarchie, mit zeitweisen prachtvollen Bildern im Farbendruck. 6. Biografien und Nekrologe ausgezeichneter Zeitgenossen. 7. Sehr gelungene Originalgedichte, damit olles Schöngeistige vertreten werde. 8. Correspondenzen wissenschaftlichen und geselligen Inhaltes. 9. Beurtheilungen literarischer Erscheinungen, der Kunstgegenstände, des Theater- und Conceetwesens. 10. Beurtheilungen der vorzüglichsten Erfindungen und Erzeugnisse aus dem Gebiete dee Industrie, des Kunst- und Gewerbefleißes. 11. Pikonte historische Lückenbüßer. 12. Porteseuille der Neuigkeiten. 13. Epigramme, Miscellen, Aforismen. 14. Kleine Witzspiele, Charaden ꝛc. 15. Würdigung des geselligen Lebens und Verkehrs. 16. Telegraf der Redaction.

Von dieser Zeitschrift werden vom 1. Jänner 1855 ab jährlich 24 Bogen Text im Imperial-Quart-Format mit 72 Beilagen von gleicher Größe, ohne die in den Text eingedruckten Illustrationen mitzurechnen, erscheinen. Ueberdieß wird der »Faust« von Zeit zu Zeit satirisch-humoristische, illustrirte Beilogen mit passendem Texte bringen.

So wie die äußere, wenn auch noch so kostspielige Einrichtung dieses Blattes dieselbe bleibt, ebenso sollen auch die höchst billigen Pränumerations-Bedingnisse unverändert beibehalten erscheinen, und zwar:

Dee Preis für Wien ganzjährig mit 12 fl., halbjährig 6 fl. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjahrig 7 fl. C. M. — Alle k. k. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Unseren ganzjährigen P. T. Abonnenten haben wir auch für 1855 wieder eine prachtvolle Prämie bestimmt, nämlich einen Stahlstich in Placatformat, betitelt: „Nach der Prüfung“; darstellend: Einen fleißigen, bescheidenen Knaben mit seiner Mutter, in Gegenwart des Schulmeisters. — Gleich nach Einsendung des ganzjahrigen Pränumerations-Betrages soll dieses praciose Kunstblatt noch vor Weihnachten als Christnachts-Spende jedem P. T. Abonnenten zugemittelt werden.

Da die Anzahl der verehrten Abnehmer des »Faust« im heurigen Jahre so sehr über alles Erwarten zugenommen, daß die Pramie: »Die Auswanderer« jetzt am Schluße des Jahres nochmals neu litografirt werden mußte, und prachtvolle Abdrücke nun wieder vorhanden sind, so erlaubt man sich die Bemerkung beizufügen, daß diejenigen P. T. Abnehmer, welche sich noch fruh genug um den ersten Jahrgang des »Faust« melden wollen, mit ganz reingedruckten Pramien sogleich versehen werden konnen.

Der schnelleren Expedition wegen belieben sich einheimische und auswärtige Pränumeranten direct an den Verlag des „Faust“ (Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75 in Wien) zu wenden und die Beträge frankirt einzusenden.

Verlag und Redaction des »Faust.«

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

an den Verlag des „Faust“ [illegible]
Beträge frankirt einzusenden.

Verlag und Redaction des »Faust.«

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

Zur

Allerhöchsten Namensfeier

Ihrer Majestät

Allerdurchlauchtigsten Kaiserin

[illegible]

Ich machte mich in's reichste Heil versenken
Das heut' im grossen Oestreich schlägt!
Es wünschte mir drei edle Perlen schenken
Die in so reiner Tiefe trägt

Die Stunde, die der treuesten Seele eigen
Der Erdenwünsche höchstes Preis
Auf ein Gebet, wenn alle Lieder schweigen
In Kindeseinfalt, stumm und heiss!

Das einzige Gebet aus Millionen,
Das treu durch die Wolken geht
Für Sie, geschmückt mit Tugenden und Kronen
Für **Kaiserin Elisabeth!**

Wien 19. Mai 1854.

[illegible]

Ehrfurchtsvoll gewidmet

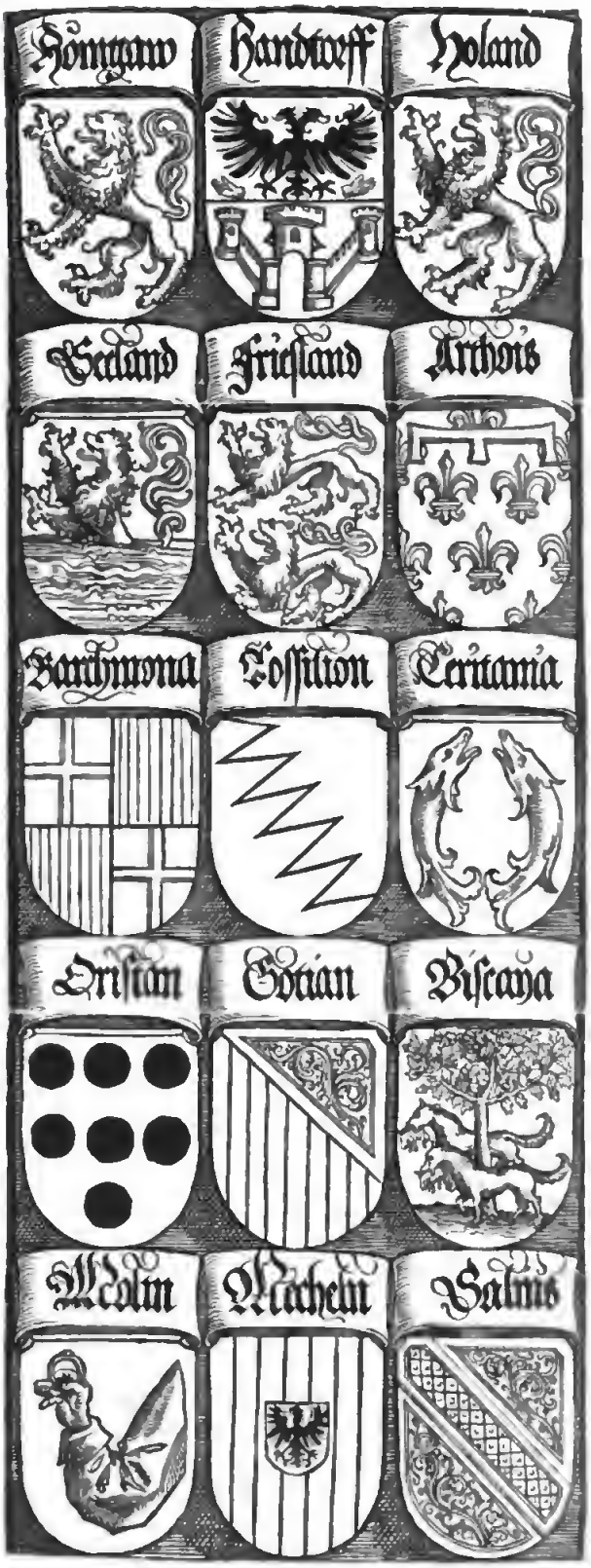
Verlag zu M. Bauer „Forst“

Verleger.

Digitized by Google

Digitized by Google

Genaues Facsimile der meisterhaft ausgeführten Albrecht Dürer'schen Holzschnitte (aus der Triumphpforte),
welche in der Holzschnittsammlung der k. k. Hofbibliothek fehlen.



Digitized by Google

Faust.

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich 24 Numern von 24 Bogen Text und über 70 Illustrationen.

Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes an.

Preis für Wien ganzjährig 12 fl., halbjährig 6 fl. und vierteljährig 3 fl. C. M. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. und vierteljährig 3 fl. 30 kr. C. M.

Ankündigungen, welche dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden aufgenommen und portofrei erbeten.

Im Falle Ankündigungen illustrirt erscheinen sollen, wird Zeichnung und Schnitt gleichzeitig geliefert und billig berechnet.

Die gewöhnliche Einrückungsgebühr für die gebrochene Petitzeile beträgt 5 kr. C. M.

Redaction und Expedition: Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75.

Nr. 23.

Inhalt: Die Hauptmomente der Entstehung und Ausbildung der k. k. österr. Armee. (Fortsetzung.) — Eine räthselhafte Gestalt in Oesterr. (Schluß.) — In der neuen Welt. (Schluß.) — Eine Freikugel. (Forts.) — Ankündigung. — Pränum. Anzeige. Artistische Beilagen: Mathias Ranftl. (Stahlstich in geschabter Manier.) — Glasdruck. — Algen (Meerpflanzen im Naturselbstdruck). (S. Nr. 18.)

I. Jahrgang. Wien 1854.

Die Hauptmomente der Entstehung und Ausbildung der k. k. österreichischen Armee.

(Fortsetzung.)

Nachdem durch für längere Zeit angeworbene Truppen, sowie durch einzelne bleibende Festungsgarnisonen, schon darauf vorbereitet worden, brachte endlich der dreißigjährige Krieg eine wirkliche stehende Armee für Oesterreich mit sich. Als Schöpfer derselben kann der berühmte kais. Generalissimus Albrecht v. Waldstein (Wallenstein) angesehen werden. Er bildete das Werbsystem auf eine noch nie dagewesene großartige Weise aus, ernährte sein Heer lediglich auf Kosten derjenigen, gleichviel ob Feindes- oder Freundes-Länder, welche er durchzog, ersparte hierdurch dem erschöpften kaiserlichen Schatze jede unmittelbare Auslage, und machte auf solche Art es möglich, Heere in einer Schnelligkeit und in einer Anzahl entstehen zu lassen, wovon man bisher keine Ahnung gehabt hatte. Gleich das erste Heer, welches er 1625 zusammen warb, zählte 50,000 Mann, und im J. 1629 brachte er seine Völker gar auf die damals noch unerhörte Zahl von 150,000 Mann zu Fuß und zu Roß. Zum Dictator geboren, machte Waldstein den alten Institutionen der Lanzknechte ein Ende; er unterwarf sie einer strengen Disciplin, steigerte das Ansehen der Befehlshaber, bewirkte eine genaue Gliederung der militärischen Hierarchie, und verwandelte den bisherigen militärischen Dilettantismus überhaupt in ein entschiedenes Soldatenthum. Mit den ursprünglichen Einrichtungen verschwand um diese Zeit auch der Name der Lanzknechte, besonders da mittlerweile der Spieß oder die Lanze, die ihnen den Namen gegeben, theilweise dem Feuergewehre gewichen war. Dafür zerfiel zur Zeit des 30jähr. Krieges das kais. Fußvolk in Pikeniere und Musketiere, und war in Regimenter, diese in Compagnien (früher Fahnen genannt) eingetheilt. Viele Regimenter wurden jetzt auch nach überstandener Kriegsepoche nicht mehr aufgelöset, sondern dauernd forterhalten, und so hatte Oesterreich jetzt sein stehendes Heer.

Oesterreichische Soldaten im 30jährigen Kriege.

Digitized by Google

Hinsichtlich der Ergänzung dieses Heeres dauerte das Werbsistem, wie es zur Zeit des 30jährigen Krieges sich gestaltet hatte, bis in das achtzehnte Jahrhundert fort; doch wurden in Oesterreich die angeworbenen Regimenter durch Aushebung und Gestellung Eingeborener vollzählig erhalten, und so das Prinzip des stehenden Heeres durchgeführt. Tüchtige Kriegsleute erhielten die Erlaubniß zum Werben ganzer Corps, und blieben dann auch wohl an der Spitze ihrer Haufen. Indeß war ihr Verhältniß dann nicht mehr das eines früheren Feldobersten, sondern der Kasse verfügte nach Gutdünken sowohl über den Obersten, wie über das von diesem angeworbene Kriegsvolk.

Kaiser Carl VI. trug sich mit dem Gedanken, zur inneren Vertheidigung eine stehende Landmiliz zu errichten, indem ein Theil der Landbewohner sich zu bestimmten Zeiten und auf bestimmten Exercierplätzen versammeln und in den Waffen geübt werden sollte. Es wurde auch hin und wieder ein Anfang hierzu gemacht; aber gar bald gerieth dieses Projekt, durch welches Oesterreich in einen eigentlichen Militärstaat verwandelt worden sein würde, wieder in's Stocken, und endlich in Vergessenheit.

In Ungarn erhielten sich, mit durch die Zeit bedingten Modifikationen, die früheren Militär-Verhältnisse fest; es bestand die sogenannte Insurrection, d. i. das allgemeine Aufgebot des Landesadels zur Vertheidigung der Grenzen, was bei dringenden Gefahren vom Könige ausging, indem dann jeder Adelige verbunden war, in Person bewaffnet im Felde zu erscheinen. Im Jahre 1715 gaben die ungarischen Stände der Forderung Kaiser Carls VI., ein *stehendes Heer* geübter Truppen, aus In- und Ausländern geworben (ungarische Feldregimenter), zu unterhalten und dasselbe im Kriege wie im Frieden zu bezahlen und im Lande zu verpflegen, nach, ohne dieserhalb der Insurrectionspflicht sich zu entledigen. Eben so erklärten 1764 die ungarischen Stände, zur Ergänzung der ungarischen stehenden Schlachthaufen 52,560 Waffenjünglinge zu stellen. Ungefähr eben so stark war damals Ungarns gesammte stehende Heermacht, in 23 Legionen, theils Fußvolk, theils Reuterei, eingetheilt. Ergänzt wurden sie theils durch Stellung neuer Leute, theils durch Werbungen, besonders auf den zahlreichen ungarischen Jahrmärkten. Die Insurrectionspflicht traf auch den siebenbürgischen Adel der Ungarn und Szekler. Die Siebenbürger Sachsen hingegen hatten nach der Bestimmung des Andreanischen Nationalprivilegiums die Verpflichtung, in Kriegsfällen 500 Mann zu stellen, welcher Beitrag später nach Maßgabe der fortschreitenden Bevölkerung und des Bedürfnisses vermehrt wurde.

Die Regierung der Kaiserin Maria Theresia war ein große Wendepunct in den Annalen des österreichischen Heeres. Das Jahr 1746 ward durch Errichtung der Grenzregimenter denkwürdig. Die Ergänzung der übrigen Truppentheile fand, was das Inland anlangte, auf eine doppelte Weise statt, nämlich durch ständische und dann durch Regiments-Werbung. Je nach den Verhältnissen der Bevölkerung der einen und der anderen Provinz, wurde derselben ein bestimmtes Contingent zugemessen, für dessen Beschaffung dann die Stände zu sorgen hatten. Nebstdem hielten aber auch die Regimenter noch für sich ihre Werbungen, und namentlich die Cavallerie-Regimenter ergänzten sich nur auf letztere Weise. Sehr oft kam es nun vor, daß, bei Noth an Mannschaft, die Stände den Regimentern, die Regimenter den Ständen die bereits angeworbenen Leute abspenstig zu machen suchten, was zu um so größerer Verwirrung Anlaß gab, da die ständischen Rekruten ohne, die Regimentsrekruten aber mit Capitulation aufgenommen wurden. Die Privatspekulation mengte sich ebenfalls ein, und so geschah es, daß mit den Rekruten förmlicher Wucher getrieben wurde und Maria Theresia im Jahre 1756 sich genöthigt sah, strenge Verschriften zur Unterdrückung dieses höchst verderbten Menschenhandels zu erlassen.

Das Alter, in welchem die Rekruten stehen mußten, war vom 18. bis zum 30. Jahre; sie sollten 5 Schuh und 3 Zoll wienerisches Maß haben; allein man nahm es hierin nicht so genau und ließ zuweilen durch öffentliche Bekanntmachung einen Zoll nach. Die Aushebung wurde auf ziemlich gewaltsame Weise betrieben; so erging z. B. im Jahre 1759 an die königlichen Kreishauptleute in Böhmen ein allerhöchster Befehl: persönlich oder durch abzuschickende Commissäre unter Militärassistenz zur Nachtszeit sogleich die dienstaugliche Mannschaft zusammen zu fangen, mit den ledigen Burschen den Anfang zu machen und, wenn diese nicht ausreichten, auch die verheiratheten Leute wegzunehmen und zu stellen.

(Schluß folgt.)

Eine räthselhafte Gestalt in Oesterreich.

(Schluß.)

Ein so interessanter, in poetische Beleuchtung gestellter Charakter, wie der Diego de Aguilar's, mußte anreizen, um ihm wo möglich näher zu kommen und in historisch scharfen Umrissen zu sehen.

Ich will hier gedrängt zusammenstellen, was sich meiner Forschung ergab; mag das trotz angewendeten Fleißes spärliche Material glücklichere Finder anregen, um die vielen Lücken auszufüllen und einen Mann biografisch festzustellen, der an dem Orte und in dem Lande seiner vielleicht größten Thätigkeit, in Oesterreich, kaum mehr dem Namen nach bekannt ist, und eine der eigenthümlichsten und einflußreichsten Persönlichkeiten unter seinen Zeitgenossen darstellt.

Der Umstand, daß Diego de Aguilar Pächter des Tabakmonopols in Oesterreich war, diente als Anhaltspunct meiner Forschung. Ein Artikel in der Oesterreichischen National-Encyklopädie meines verstorbenen Freundes Franz Gräffer leitete meine ersten Schritte. Ich wendete mich darauf an die liebenswürdige Bereitwilligkeit des Vicepräsidenten der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, an Herrn Theodor von Karajan, der mich auf eine verschollene Brochüre von Josef a. Retzer: »Tabakpachtung in den österreichischen Ländern von 1670 bis 1783, Wien 1784« aufmerksam machte. Ich erhielt sie aus der Bibliothek des k. k. Hofsecretärs, des gelehrten Herrn Josef Feil. Wiederholtes Gespräch mit dem k. k. Director des ehemaligen Hof- und Kammerarchivs, Herrn Franz Grillparzer, und Nachfrage im k. k. Ministerium des Innern ergaben folgendes Resultat:

Im Jahre 1723 wurde die Leitung des Tabakgeschäftes in Oestreich auf kaiserlichen Befehl Diego de Aguilar, dessen Vater nebst ihm das Tabakwesen schon ehemals in Portugal eingerichtet und nach Wien berufen wurde, übergeben. Er bot sich an, einen Contract auf acht Jahre einzugehen und jährlich um 50,000 fl. C. M. mehr abzuführen, als dieß Gefäll bisher abgeworfen hat, und über den Pachtschilling noch die Hälfte des Gewinnes mit dem Aerar zu theilen. Er bedingte sich, daß ihm der Charakter eines Administrators und General-Superintendenten zugestanden werden sollte, mit der unabhängigen Gewalt, Beamte anzustellen und zu entlassen, die Tabakpreise festzusetzen und Tabakfabriken zu errichten. Für Streitfälle zwischen ihm und dem k. k. Aerar sollte eine Gimnea von allen Dicasterien unter dem Vorsitze eines Ministers angeordnet werden, zu welcher er mit Sitz und Stimme als Director zuzuziehen wäre.

Auf diese Vorschläge wurde de Aguilar der Antrag gemacht, ob er nicht gegen ein bestimmtes Pachtquantum dieß Gefäll selbst übernehmen wolle? Er lehnte ihn ab, indem er sich für jetzt auf kein bestimmtes Pachtquantum einlassen zu können erklärte, weil das Werk mühevoll eingerichtet werden muß, und erst nach Verlauf einiger Jahre zur wahren Ertragniß gebracht werden könnte. Die kaiserlichen Behörden fanden übrigens bedenklich, einem Juden den Charakter eines Directors und General-Superintendenten zu geben, noch mehr aber, ihm bei der angeschlagenen Giunta oder Hofcommission Sitz und Stimme zu bewilligen; denn, hieß es im Berichte: »dieß läuft wider die löblichste und allerpreiswürdigste Intention und positive Resolution des Kaisers, kraft welcher Allerhöchst Derselbe in den böhmischen Landen die Judenschaft so viel möglich zu restringiren Allergnädigst beschlossen haben. De Aguilar würde die Länder mit Juden anhäufen, weil ihm als einem Juden die Christen, es sei denn gegen große Besoldungen, welche aber nicht zu bestreiten wären, nicht dienen würden. Auch hätten Se. Majestät beschlossen, daß die Wiener Juden nach Verlauf ihrer Privilegien die Stadt Wien räumen sollen, und seien Dieselben ernstlichen Willens, die österreichischen Erbländer von der Judenschaft gänzlich zu reinigen. Ingleichen sei in Innerösterreich seit jeher ein so scharfes Verbot gegen die Judenschaft, daß auch niemals einiges Privilegium sich dahin erstrecket habe; die Juden seien allda so verhaßt, daß man kaum den Aguilar für seine Person in der Wirklichkeit seiner diesfälligen Verrichtung würde sehen können.« Trotz dieses Berichtes und bedeutender Concurrenten, darunter Maximilian Hillebrand von Prandau, der einen fast gleichen Antrag stellte, der von den Worten begleitet war: »Man stelle höherer Erkenntniß anheim, ob der Ausländer dem Inländer, der Jude dem Christen vorzuziehen sei,« erhielt Diego de Aguilar in Verbindung mit dem Marquis Carignani der Pachtung auf 8 Jahre, gegen einen Pachtschilling von 400,000 fl. in den ersten 5, gegen 500,000 fl. in den letzten 3 Jahren, und den Titel eines Administrators. Er erhielt gleichzeitig für sich und seine Familie volle Religionsfreiheit, unter der Bedingung, außer in den Fabriken keinen Israeliten anzustellen, in diesen wurde die Anzahl mit Privilegien bestimmt.

Digitized by Google

Im Monate Mäz 1726, im Jahre nach übernommenee Pachtung dateirt, befindet ſich im k. k. Miniſterium des Innern zu Wien das Freiherrn-Diplom Diego de Aguilar's in ſpaniſcher Sprache auf vier Pergamentblättern. Seine Verdienſte um das k. k. Tobakmonopol werden in demſelben als Grund der Erhebung in den Freiherrnſtand hervorgehoben. Ein Jahr ſpäter wurde auch Sanchez, wahrſcheinlich der Vater Diego's, in den öſterreichiſchen Freiherrnſtand erhoben. Es iſt ſeimt bis jetzt immer unrichtig mitgetheilt worden, daß Jirorl Höntg Edler von Hönigsberg, mein Großoheim, der erſte Jude in Oeſterreich von Joſef II. im Jahre 1782 in den Adelsſtand, und zwar auch wegen Verdienſte um das Tobakmonopol erhoben worden ſei; wiewohl er der erſte Oeſterreicher geweſen iſt, dem der Adel in Oeſterreich zu Theil wurde, der als k. k. Beamter und zwar als Tobakgefälls-Director und wirklicher Regierungsrath angeſtellt wurde.

Später ging die Pachtung auf andere Perſonen über; doch war bei derſelben Diego de Aguilar um ſo gewiſſer betheiligt, als er die Caution von 215,000 fl. geleiſtet hat, wie eine noch vorhandene carta bianca, datirt London 3 14. April 1733, beweiſet. Im Jahre 1741 tritt Diego de Aguilar perſönlich wieder auf und übernimmt die Pachtung des Tabakgefälls in Oeſterreich bis Ende 1708. Den neuen Contract hatte de Aguilar nicht ſo viel der Gnade, als der Billigkeit Marien Thereſiens zu danken; ſie war gleichſam eine Entſchädigung der Verkürzungen, die er ſont der mit allem Rechte geführten Klage wegen des während der früheren Pachtung nicht nur von dem ſpaniſchen, franzöſiſchen und türkiſchen Botſchafter, ſondern auch von dem päpſtlichen Nuntius Paſſioni erwieſenee Maßen in ungeheurer Menge eingeführten und öffentlich verkauften Tabaks erlitten hatte; der türkiſche Botſchafter allein hatte 1000 Ballen Tabak eingeführt und dem Pachter 100,000 fl. Schaden verurſacht. Die Umſtände des Aerars machten es nicht möglich, ihm wegen dieſes Schadens einen Nachlaß am Pachtſchilling zu bewilligen und der gerechten Klage des Pächters gegen die erwähnten Miniſter Gehör zu geben, geſtattete die damalige Lage Europens nicht.

Eine nach Ablauf des Contractes im Jahre 1749 in italieniſcher Sprache von Diego de Aguilar eigenhändig unterſchriebene Eingabe liegt wegen Verlängerung desſelben vor; ſie iſt dadurch intereſſant, daß der Bittſtellee um baldige Erledigung bittet, weil er im Falle eines Abweiſes »in ſein Haus nach London« zurückkehren wolle. Es iſt dieſe letzte Bemerkung die einzige in den Akten über Diego de Aguilar vorkommende Beziehung auf ſein Leben, welche wie die oben von London aus datirte Carta bianco ein neuer Anhaltspunct zu weiterer Forſchung wurde.

Nach der Darſtellung deſſen, was aktenmäß über Diego de Aguilar ſicher iſt, dürfte es intereſſant ſein, zu erfahren, was, ſo weit es mir bekannt geworden iſt, ſeine Zeitgenoſſen über ihn drucken ließen, und was noch Lebenden über ihn mündlich überliefert worden iſt.

Abraham Trebitſch aus Nikolsburg theilt in ſeinem in Brünn gedruckten, in Lemberg 1751 in zweiter Auflage erſchienenen Buche: »Koroth Haitim« folgende Begebenheit mit:

Im Jahre 1742 erhielten alle Gemeinden Mährens die Zuſchrift:

»Es wird die geſammte Judenſchaft im Markgrafenthume Mähren ernſt gemeſſen, daß dieſelbe von dato bis den 20. laufenden Monats März 50,000 fl. bar zuſammenmachen und anher liefern ſoll; widrigens alle Juden aller Orten, wo ſie in Mähren anzutreffen ſeien, geplündert und niedergemacht werden ſollen.«

»Brünn, 14. März 1742. Suhr,
Statthalter.«

Die verſchiedenen Gemeinden wenden ſich in maßloſer Beſtürzung und Seelenangſt an die damals größte in Mähren, nach Nikolsburg, wo auch der Landesrabbiner ſeinen Sitz hatte. Dieſer ſendet das Reſcript in Abſchriften durch mehrere reitende Boten nach Wien, damit wenn der eine ſich zufällig verſpätete oder verunglückte, der andere die Nachricht ſicher überbringe. In einem Tage langten Alle wohlbehalten in Wien an. Es war am Abend des Faſttages Eſther, die Juden in Wien hatten ſich bereits zur Vorleſung der Megilla verſammelt und wollten ſich des Purimfeſtes erfreuen. In der Betſtube, wo ſie die Hiobspoſt erreichte, beriethen ſie ſich raſch und beſchloſſen, ſich an den Baron de Aguilar zu wenden. »Dieſer Mann hatte ſich,« heißt es in dem Buche, »vor zehn Jahren in Wien niedergelaſſen, und hieß Moſes Baron de Aguilar aus Spanien. Sein Vater war daſelbſt bei dem nachmaligen Kaiſer Carl VI. ein ſehr angeſehenee Mann. Als der Monarch nach Wien berufen wurde, ſtreckte er ihm ſehr viel Geld vor und ſchloß mit ihm einen Vertrag auf ewige Zeiten für ſich und ſeine Kinder. Zu dieſer Zeit war Moſes noch ein junger Knabe, er wuchs heran in vieler Wiſſenſchaft und genoß daenm großes Anſehen. Eines Tages, den er für günſtig hielt, flüchtete er ſich und ging zu Schiff, ſo wie Abraham ſein Land und ſeinen Geburtsort verließ, und kam nach Holland, wo er ſich beſchneiden ließ, um »wieder« Jude zu werden. Von da ging er nach Wien; die Kaiſerin nahm ihn gütig auf, gedachte des Vertrages zwiſchen ihrem und ſeinem Vater, und machte ihn zum Freiherrn.«

Als Diego de Aguilar von der Bedrängniß ſeiner Glaubensgenoſſen in Möhren hörte, ging er unverweile zur Kaiſerin, »bei der er ſtets unangemeldet eintreten durfte.« Das Abſingen der Megilla war in der Betſtube eben zu Ende, als Diego de Aguilar mit der freudigen Nachricht eintrat, daß die menſchenfreundliche Monarchin einen Gegenbefehl erloſſen werde. Am folgenden Tage, am Purimfeſte um 12 Uhr, brachte ein beim Hofkriegsrathe Beamteter ein von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin unterzeichnetes, geſiegeltes Schreiben, mit dem Auftrage, dasſelbe ſchleunigſt zu beſorgen, und ſich vor den im Lande ſchwärmenden preußiſchen Soldaten in Acht zu nehmen.

Kein Mann in Nikolsburg traut ſich die Verantwortlichkeit zu übernehmen und den Brief, von dem das Leben und Eigenthum ſo vieler Tauſende abhängt, nach Brünn zu überbringen. Der General Brauer in Nikolsburg läßt 40 Huſaren anfitzen, mit dem Befehle, ſich, wenn es Noth thut, durchzuſchlagen und den Brief zu überbringen.

Vom 21. März 1742 iſt das Schlußdecret der Kaiſerin, in welchem ſie das Reſcript des Statthalters »mißfällig aufnimmt,« datirt und durch Diego de Aguilar erwirkt.

Im geiſtigen Zuſammenhange mit dieſer Erzählung ſteht die mir mündlich gemachte Mittheilung des Herrn Sol. Gottlieb Stern, der ſie aus dem Munde des ehrwürdigen 90jährigen Rabbi Elkſonen aus Galontha in Ungarn hat.

Zu Szilein im Temeſchiner Comitate kehrte ein fremder Jude im Wirthshauſe ein. Von einem Chriſten ſeines Glaubens wegen verhöhnt, verhielt ſich der Jude anfangs demüthig ſchweigend; als jener aber zudringlicher wurde und Hand an den Juden legte, konnte dieſer den Zorn nicht mehr bemeiſtern, und ſchlug zur Abwehr der doppelten ihm zugefügten Schmach den Chriſten zurück, ſo unglücklich treffend, daß dieſer bald darauf verſchied. Der Jude wurde feſtgenommen und zum Tode verurtheilt. Die Gemeinde, welcher der Jude angehörte, ſandte zu Diego de Aguilar einen Boten, er ſolle die unter ſeinen Glaubensgenoſſen unerhörte Schmach durch ſeine mächtige Verwendung von ihnen fern halten. Diego de Aguilar verlangte, ehevor er einen Schritt thue, die ſchriftliche genaue Darſtellung der Thatſache durch den Rabbiner, um ſichee zu ſein, daß er ſich für keinen gemeinen Mörder verwende. Die Darſtellung traf ein, und da ſie in hebräiſcher Sprache abgefaßt war, ſandte er ſie zurück und bat, indem er der Sprache nicht genug kundig ſei, um eine treue Ueberſetzung. Als dieſe erfolgte und er ſich die Ueberzeugung verſchafft hatte, daß der Jude vielfache Verhöhnung ſchweigend ertragen, erſt die Thätlichkeit abwehrend, im Zorne, ohne die Abſicht zu tödten, den Chriſten erſchlagen hatte, verfügte es ſich zu ſeiner ihm ſtets gnädigen Monarchin, und der dem Henkee bereits verfallene Jude wurde freigegeben.

In dem angeführten Buche von Trebitſch wird auch erzählt, daß Diego de Aguilar zum Rabbiner Mer Barb nach Preßburg gereiſt ſei, um Abſchied von ihm zu nehmen. Er vertraute ihm: Ich verlaſſe die öſterreichiſchen Länder, weil mich die Hofleute ſo ſehr quälen, mich taufen zu laſſen. Am Schluſſe dieſer Mittheilung kommt vor: »Er iſt fort, und man weiß nicht, wohin er gekommen iſt.«

In dem Werke: »Divre Schelomo,« d. i. Worte Salomos, gedruckt in Frankfurt a. d. Oder 1752, erzählt der Oberrabbiner der portugieſiſchen Gemeinde Salomon Schalem:

»Ich ſetzte meine Reiſe fort, bis ich nach Vienno kam; da fand ich einen großen Herrn, der eine Krone des Judenthums iſt. Sein Name Moſche Lopez Pareca iſt ausgerufen und ausgezeichnet in allen Ländern. Gott erhalte ihn! Sein Palais iſt der Zuſammenkunftsort aller Weiſen. Sein Anſtand und ſeine Würde ſind majeſtätiſch. Sein wohlwollender Empfang flößt Jedem neues Leben ein. Er erwies mir ſo viele Ehre, wie ich mir dieß gar nie gedacht hätte. Ich ſpeiſte täglich an ſeiner königlichen Tafel. Wie dieſen Mann, ſegne der Allmächtige alle frommen und guten Heerzen. Seine Gattin und ſeine Kinder ſegne der Allmächtige mit langem Leben, Ruhm und Reichthum. Seine Herzenswünſche ſegne der Allmächtige

nach dem Wunſche meines Herzens, ſeines ihm treuen und ergebenen Freundes.«

In ſeinem Buche »Zemach Haaeez« (Fürth) gedenkt Elias Katzenellenbogen aus Bardutſchaw Diego de Aguilar's in der Vorrede.

Er erzählt, daß er ihn auf ſeiner Reiſe in Wien ſehr gaſtfreundlich aufgenommen habe. Er nenut ihn einen »Ger,« d. h. einen Fremden, einen Proſelyten, der jüdiſcher Abkunft ſei, mit dem man ſich nur in ſpaniſcher oder holländiſcher Sprache verſtändigen könne, der hebräiſchen ſei er nur wenig kundig. Es bedurfe übrigens nur der Worte: »Ich bin ein Jehude,« oder: »Ich bin ein Chacham, Rabbiur,« um von ihm auf das Freundlichſte empfangen zu werden. Er unterhält in ſeinem Hauſe mehrere eingerichtete Zimmer für herumreiſende Gelehrte oder »Orchim haguunm,« d. h. anſtändige, Almoſen anſprechende Gäſte; und zwar um ſich immer ein »Minzan,« zu welchem zehn Perſonen erforderlich ſind, die gleichſam eine Gemeinde darſtellen, zu ſichern. Noch erwähnt der Tonriſt, daß Diego de Aguilar keinen Unterſchied unter ſeinen Glaubensgenoſſen machte, ob ſie ſpaniſcher, deutſcher oder polniſcher Abkunft waren; ſie fandru bei ihm eine gleich gute Aufnahme.

Die allgemeine Geſchichte des israelitiſchen Volkes von Dr. J. M. Joſt erwähnt eines Moſes Rafael de Aguilar, der um das Jahr 1639, als die Juden während der Inquiſitionsverfolgungen von der pirenäiſchen Halbinſel nach Amerika auswanderten, an der Spitze von 600 angeſehenen Juden ebenfalls dahin zog und durch politiſche Verhältniſſe gezwungen, mit ihnen im Jahre 1654 wieder nach Amſterdam zurückkehrte. Ich wandte mich ſchriftlich an den gelehrten Hiſtoriker mit der Frage, ob dieſer de Aguilar, der wie Diego hebräiſch ſich Moſes nannte, nicht Diego's Vorfahre ſei. Die mir eben ſo raſch als gütig genannten Quellen bieten über die vermuthete Verwandtſchaft keine Auskunft, ſie enthalten die Nachricht, daß Moſes Rafael de Aguilar zurückgekehrt nach Amſterdam, als Director des Inſtitutes »Gemilos Chaſſodim,« d. i. Humanitäts-Anſtalten, und als Rabbi der Raſchi Lehranſtalt, ſpäter als Talmudlehrer angeſtellt wurde. Er beſaß eine reiche Bibliothek, deren Katalog 1680 gedruckt erſchien, und ſchrieb eine Reihe Schriften, die theils gedruckt erſchienen ſind, theils noch im Manuſcript ſich auf der Bibliothek zu Oxford befinden. Ihn hat Daniel Lewi de Barrios beſungen.

Der gelehrte Herr Dr. Letteris machte mich auf noch zwei de Aguilar aufmerkſam, deren einer, Francois, als Arzt um das Jahr 1593 in Valmeria, der andere, Gaſpard, der eine »Gitana melancolica« ſchrieb, in Madrid lebte.

Eine berühmte Schriftſtellerin Englands, Grace de Aguilar, deren für das Judenthum begeiſterte Schriften viele Auflagen erlebten, ſtarb, erſt 32 Jahre alt, im Jahre 1851 zu Frankfurt a. M.; ſie ſoll, wie wir ſpäter hören werden, ein Abkömmling Diego de Aguilar's ſein.

Der ehrw. Herr Rabbiner der israelitiſchen Gemeinde in Gaja, Herr Joſef Weiße, der ſich mit archäologiſcher jüdiſcher Forſchung, namentlich in Beziehung auf Mähren beſchäftigt, hatte, als ich mich an ihn, wenn ihm über Diego de Aguilar etwas kund wäre, wandte, die freundliche Güte, bei einem wiſſenſchaftlichen Freunde in Amſterdam anzufragen, und theilte mir den Erfolg ſeiner Forſchung in Folgendem mit:

»Die Bücher und Regiſter der portugieſiſchen oder ſefardiſchen Israeliten enthalten über Aguilar nichts; aber nach der glaubwürdigen Aeußerung eines dort anſäſſigen, eben ſo gelehrten als angeſehenen Sefarden, hat dieſer von ſeinem in einem Alter von 100 Jahren verſtorbenen Großvater öfters gehört: es ſei einſt ein Baron de Aguilar nach Amſterdam gekommen, der früher unter dem Schutze der Kaiſerin Maria Thereſia gelebt. Dieſe ſoll ihn zur Taufe zu bewegen bemüht geweſen ſein, oder ſoll derſelbe gar wirklich ſeinen Glauben gewechſelt haben.« Mehr erzählte jener Alte nicht, und will ſein obbenannter Nachkomme bemerkt haben, daß der Greis jedesmal bei Erzählung dieſes Ereigniſſes einige Zerſtreutheit und ungeordneten Vortrag an den Tag legte. — Eine Schrift, betitelt: »Brieven van eenige Isaden aan Voltaire« ſoll über das Haus Aguilar Mehreres enthalten, iſt aber bisher in Amſterdam nicht aufzufinden geweſen. — Der Name Aguilar iſt jetzt in den jüdiſchen Kreiſen Amſterdams erloſchen. Vor 40 Jahren ſtarb der letzte Greis dieſes Namens, der drei Töchter hinterließ, die ſämmtlich frühzeitig erblichen. — Der eine Stunde von Amſterdam entfernte portugieſiſch-jüdiſche Friedhof wird von meinem Freunde nächſtens durchſucht und das Ergebniß ſeiner Forſchungen mir mitgetheilt werden.«

Der Umſtand, daß auch nach der ſagenhaften Ueberlieferung des ehrwürdigen Chacham's Ruben Baruch, Diego de Aguilar über London nach Wien kam; die oben erwähnte, von London datirte Carta bianca, endlich der Ausdruck in der zitirten Eingabe Diego de Aguilar's, daß er »in ſein Haus nach London zurückkehren wolle,« mußte natürlich meine Forſchung nach dieſer Stadt eine Richtung geben.

Durch die vermittelnde Güte des bekannten Humaniſten und Schriftſtellers Hrn. Joſef Wertheimer erhielt ich auf meine Fragen folgende erfreuliche Antwort:

»Wahrſcheinlich werden einige authentiſche Nachrichten über die Familie Aguilar, deren Mitglieder hier leben, zu erhalten ſein. Der Zufall gab mir eben jetzt ein altes Buch — leider iſt der Titel deſſelben nicht angegeben — in die Hände, welches die Biografie eines Barons de Aguilar enthalte, aber des Sohnes, von welchem es heißt, daß er ein excentriſcher Menſch geweſen iſt. Vom Vater ſagt das Buch nur Folgendes: »Baron Diego de Aguilar war in Liſſabon geboren, das er ungefähr 1722 ſeiner Religion wegen verließ. Er kam nach England und ging im Jahre 1736 nach Wien, wo er Pächter des Tabakmonopols wurde. Er war ein Liebling der Kaiſerin Maria Thereſia. Im J. 1756 kehrte er nach England zurück mit ſeiner Familie, die in zwölf Kindern, Söhnen und Töchtern, beſtand. Er ſtarb im J. 1759 unermeßlich reich. Die Schriftſtellerin Grace de Aguilar, deren Schriften ſehr beliebt ſind, ſtarb vor einigen Jahren. Ihr Bruder hält ſich jetzt in London auf und iſt ein ausgezeichneter Clavierviruoſe. Beide ſind Abkömmlinge derſelben Familie.«

Ich durfte die beſte Aufklärung hoffen, da kam bald darauf von derſelben Hand, die faſt widerſprechende, lapidariſch kurze Nachricht:

»Es exiſtirt kein Abkömmling vom Baron Diego de Aguilar. Seine Grabſchrift iſt verlöſcht, und es würde nicht unerhebliche Koſten verurſachen, ſie zu entziffern. Andere Nachforſchungen waren vergeblich.«

Wie jeder Grabſtein ein Grenzſtein des Lebens iſt, ſo iſt ein ſolcher auch hier der meiner Forſchung. Und gerade das ſteinerne Denkmal der Juden enthält gewöhnlich neben dem Geburts- und Todestage des Hingeſchiedenen, den Namen des Vaters, öfters auch des Großvaters, und theils nicht ſelten, orientaliſch blumig, manches biografiſch Wichtige mit.

In der neuen Welt.

(Schluß.)

Fernandez, keines Wortes weitere mächtig, zog den edlen Jüngling an ſeine Bruſt und hielt ihn lange feſt umſchlungen; dann riß er ſich faſt gewaltſam aus ſeinen Armen und eilte ſchweigend aus dem Gemache. Den Gaſthof hinter ſich, ſchritt er haſtig dahin, mehrere enge, von ſehr hohen Häuſern gebildeten Gaſſen entlang, ohne aufzublicken, dicht in den Mantel gehüllt, nicht dem Ufer, nicht einem der großen Plätze zu. Wohin? Wollteſt du nicht, Gramgepeinigter, die freie, balſamiſche Abendluft einſchlürfen zur Kühlung der brennenden Qual in deiner Bruſt? Wollteſt du nicht deine ſchmerzgegebenen Fragen an die eben am Firmamente aufgetauchten Sterne richten? Wollteſt du nicht einſam ſein? Wohin?

Ha, ſpricht der Unglückliche zu ſich ſelbſt, indem er dieſes düſtere Häuſerlabirinth flüchtigen Schrittes durcheilt; ha, die Luft hat keinen Balſam für die Wunden meiner Bruſt, die Sterne geben keine Antwort auf meine Fragen, die Einſamkeit hat ſich mir am Buſen als Todfeindin erklärt; aber ich habe, woran mich ſelbſt ein Knabe erinnerte, einen großen, leitenden Gedanken gefunden, der mich lenken, retten, dem Leben wiedergeben ſoll oder — baldigem Tode! Ich hatte mich ſelbſt verläugnet und war, obſchon glühend für alle Reize des ſchönen Lebens, in die Wildniß geflohen, wo mein Geiſt, meine Einbildungskraft und mein Gemüth darbten; dennoch hätte ich mich glücklich geſchätzt, in ihr immer verweilen und als ein adoptirter Sohn der freien Natur leben und ſterben zu dürfen; aber ſie hat mich von ſich geſtoßen und zurückgejagt in mein angeſtammtes Bereich. Es war nicht mein Wille; nun ich aber hier, will ich wirklich leben, leben im heerlichſten Sinne des Wortes, oder an der Schwelle zum Tempel irdiſcher Schönheit mit Einmal vernichtet zuſammenbrechen; dieſen Tempel öffnet nur ein goldener Schlüſſel, wohlan denn — ich ſuche Gold! —

Alſo ſein Innerſtes entflammend, durchſtürmte Fernandez Straßen und Gaſſen, und hielt endlich, mehr als eine halbe Stunde Weges von ſeinem Gaſthofe entfernt, auf einem kleinen Platze am Oſtende der Stadt an.

Digitized by Google

Was will er hier? Eines der anſehnlichſten Gebäude, welche dieſen Platz bilden, iſt heller als die übrigen erleuchtet. Nach dieſem richtet ſich ſein funkelndes Auge, indem er auf Athem holend ſtehen bleibt und ſeine Rechte krampfhaft auf's Herz preßt. Aber dieſes Haus, innerhalb deſſen ſtrahlenden Fenſtern in der Belletage ſich männliche Geſtalten hin und her bewegen, kann nicht die von ihm geſuchte Schwelle zum Tempel irdiſcher Glückſeligkeit ſein, — denn es iſt ein Stück Hölle, voll finſtern Verderbens und ſchwarzer Ruchloſigkeit, um eine glänzend erhellte Tafel in der Farbe der Hoffnung, die ſie lügt; es iſt ein Spielhaus!

Unglücklicher! Welcher Dämon gab dir dieſen Gedanken ein?

Ich fand ihn ſelbſt, — antwortete ſein leidenſchaftlich entzündeter Blick; — er iſt groß, er iſt leitend! — Spiel! Vor dieſem Worte bebt ſpießbürgerliche Ehrbarkeit, tugendhafte Simplicität zurück; und was iſt im Leben nicht Spiel, Hazardſpiel im ganzen Sinne dieſes gefürchteten Wortes? — Ehre vielleicht? Aber gerade der edlere Menſch ſetzt ſeinen Ruf, gilt es Wichtiges, gegen die Meinung der Welt auf's Spiel und wagt ihn auf einen einzigen Wurf. Oder Macht? — Haben nicht alle Machthaber mit ihrer Gewalt großes Spiel gewagt? Oder Liebe? — Iſt der Glaube an Treue nicht das verwegenſte aller Hazardſpiele auf Erden? Wie viele Menſchen brechen nicht an dieſer grünen Tafel der Hoffnung verzweifelnd zuſammen! Wiſſenſchaft? Entſetzliches Wagniß, Gott auf's Spiel zu ſetzen! Oder Kunſt? Man ſetzt ein Menſchenleben gegen ein Lorbeerreis! Ha, was wäre, was iſt nicht hienieden Spiel? Wir ſpielen im Leben um Ideale, die wir gegen Thatſachen einſetzen; wir wagen das Leben gegen den Tod, der Bank hält mit ſeinem unerſchöpflichen Reichthume. Spiel, großes Spiel, Spiel in einem einzigen Satze — das erſcheint mir noch als ein Gedanke, würdig, von mir gedacht und ausgeführt zu ſein!

So lautet ſeines wetterleuchtenden Blickes Antwort, und — ſchon ſteht er am grünen, goldbeſäeten Tiſche. Kaum fünf Minuten gönnt er ſich, die Wechſelfälle des Glückes zu beobachten. Er iſt entſchloſſen, das ganze, ihm von ſeinem mexikaniſchen Freunde zur Reiſe nach Paris überlaſſene Geld — hundert Louisdors — auf eine einzige Karte zu ſetzen. Dem Entſchluſſe folgt die That, und zum Erſtaunen Vieler um ihn her, während er ſelbſt mit einem Ausdrucke imponirender Ruhe oder vielmehr Lebensgleichgiltigkeit nach dem Banquier blickt, der ſeinerſeits den ſo großartig Debutirenden nur flüchtig muſtert, das Spiel mit Anſtand tailliert. Fernandez Blatt gewinnt, der Croupier ſchiebe ihm die Rolle zu. Er behält daſſelbe Blatt und läßt beide Rollen darauf liegen. Derſelbe Blick des Bankhalters, dieſelbe Taille; mechaniſch rückt ihm die Krücke zweihundert Goldſtücke zu. Und nochmals legt er Alles auf dieſelbe Karte, und dieſe — ein Murmeln der Ueberraſchung tönt durch den Saal — gewinnt zum dritten Male. Fernandez iſt im Beſitze von achthundert Louisdors und noch ſind nicht fünf Minuten über ſein Spiel verfloſſen.

Aber was ſind dieſe wenigen Goldrollen für ihn! Leiſe Wellenſchläge am Geſtade ſeiner Wünſche, und es verlangt das Schiff ſeiner Fantaſie nach hoher Flut!

Verwegener, dieſe naht; ſieh dich vor!

Vergeblich mahnt ihn Klugheit; er ſpielt, ſpielt weiter, ſchon mit wechſelndem Blatte und wechſelndem Glücke: ja er ſpielt bereits wie dem Spiele, er beginnt, überreizt durch die Gunſtbezeigungen der Glücksgöttin, dieſer Launenhaftigkeit entgegen zu ſehen, nicht bedenkend, daß dieſes Weib volle Hingebung, unbedingtes, blindes Vertrauen, eine ganze Seele will.

Er hat ſie verletzt durch einen, wenn auch nur augenblicklichen Zweifel; gleichviel, ſie wendet ſich raſch von ihm ab, während ihm ein Dämon zuflüſtert: Alles oder Nichts!

Und ſchon im Beſitze von zehntauſend Louisdors — etwa den gleichen Betrag beſaß noch der bereits halb conſternirte Banquier — ruft er, dieſem Höllengeiſte folgend, feurigen Tones aus: Va banque!

Rings athemloſe Stille; eine Minute nur währte der Kampf zwiſchen Roth und Schwarz; er iſt ausgekämpft, und der Sieg auf Seite der Bank.

Ein greller Blitz aus Fernandez dunklen Augen iſt Alles, was der Unglückliche hierauf an ſich gewahren läßt; dann erhebt er ſich ruhig, grüßt die Verſammlung ſchweigend, und entfernt ſich mit hohem Anſtande. –

Wer vermöchte getreu zu ſchildern, was da auf dem Rückwege zum Gaſthofe in der Seele dieſes gewaltigen Menſchen vorging!

Daß er dahin zurückgekehrt, iſt allein gewiß. Er ſchrieb daſelbſt in einem Gemache des Erdgeſchoſſes durch einige Minuten, übergab dann dem Aufwärter ein verſiegeltes Billet mit der Weiſung, es alsbald ſeinem Reiſegefährten, Herrn Curl von Bergen, einzuhändigen, und verließ hierauf den Gaſthof wieder, ohne irgend etwas weiter anzuordnen oder zu bemerken.

Fernandez Carvalho verſchwand, einem glänzenden Meteore gleich, ohne eine Spur von ſich zu hinterlaſſen.

Das Billet an ſeinen jungen Freund, das dieſer mit innerſtem Erbeben las, enthielt nur folgende Worte:

»Mein Bruder und Leidensgenoſſe! Ich ſuchte eine große und leitende Idee, und habe ſie gefunden. Mein Ziel, nur gezeigt durch ſie, iſt fern, aber ſchön, und des Entſchluſſes werth, es zu erreichen. Ob wir uns wiederſehen? — Mann vermag dieß nicht bei der kleinſten Entfernung mit Gewißheit zu beſtimmen, wie nun erſt bei einer großen Reiſe! Du biſt Mann, obgleich ein Jüngling noch, und wirſt billigen, daß ich ſo ſchlichten Abſchied nehme. Lebe wohl, mein Bruder, lebe wohl! Fernandez.«

Curl und der treue, theilnehmende Conrad verſtanden den Inhalt dieſes Schreibens vollkommen; ihre Augen füllten ſich mit Thränen und dieſen folgten tiefſchmerzende Betrachtungen während der ſchlafloſen Nacht.

Der Morgen kam; Fernandez kam nicht. So peinlich hiernach der Aufenthalt in Cadix für Curl auch immer ſein mochte, er verweilte, einem ſchönen Gefühle für den Verlornen gehorchend, daſelbſt noch drei Tage.

Keine, keine Kunde von ihm! . . .

Wohl aber hörte er von einem ſtattlichen jungen Manne erzählen, der in dieſer Friſt in jenem Spielhauſe ſo merkwürdiges Glück und Unglück innerhalb einer Stunde gehabt, und von welchem Niemand ſeitdem etwas wieder gehört habe.

In einem am herrlichen Rheine paradieſiſch gelegenen Städtchen ſteht dicht am Fluſſe, auf einer von Schlingpflanzen umrankten, ziemlich hohen Terraſſe, umfriedet von einem Gärtchen mit anmuthigen Baumgruppen und Rebengründen, ein kleines Haus von freundlichem, geſchmackvollem Ausſehen. Daſſelbe bewohnt ſeit drei Jahren ein junger Mann mit ſeiner ſchönen Gattin, der Tochter eines ſehr bemittelten Particuliers aus Florenz. Das Glück dieſer zwei liebenswürdigen Menſchen iſt ſo rein und ſchön, wie die Luft und das Land um ſie her; ja es ſchadet ſelbſt der harmoniſchen Verſchmelzung ihrer Lebensfarben der Schlagſchatten der Erinnerung nicht, und es iſt nur ſtille Trauer, was die Herzen beider beſchleicht, wenn er von ſeiner Vergangenheit ſpricht, von den ſchweren Leiden in der neuen Welt, vom Leben und Tode ſeines Vaters, ſeiner Schweſter, und dem Verſchwinden ſeines Freundes erzählt, des einſt ſo gewaltigen Shoſhonen-Häuptlings.

Eine Freikugel.

(Fortſetzung.)

Vielart war die Bewegung nicht entgangen, und es bedurfte ſeiner ganzen Gewandtheit, um ſich aus dieſer delicaten Lage zu ziehen. Es würde wenig anziehend ſein, die vielfältigen Verſchlingungen, in denen das Geſpräch ſich nun hinwand, ehe Vielart feſten Boden gewann, im Detail durchzugehen. Seine Hauptaufgabe war Louiſen zu überzeugen, daß es ſein freier, durch nichts als ſeine innern Gefühle hervorgerufener Entſchluß war, ſich ihr zu nähern. Die vortheilhafte Seite, von der ihn Louiſe kannte, kam ihm hiebei entſchieden zu Statten, und nach einer peinlichen Viertelſtunde ſaßen ſich Beide ruhig gegenüber.

Ich konnte nicht umhin, ehe ich Ihnen ein Lebewohl für längere Zeit ſage, Sie noch einmal zu ſprechen, und habe deßhalb heute meine Wanderung zu dem Hauſe Ihres Vaters unternommen; ein angenehmer Zufall wollte, daß ich Sie hier finde.

Sie wollen alſo fort? frug Louiſe befremdet.

Sie kennen aus Erfahrung die geringe Stabilität der Verhältniſſe eines Forſtbeamten, der ein ausgedehntes Territorium zu überwachen hat, das obenein durch neue Ankäufe und Aeronbirungen ſich faſt täglich vergrößert.

Alſo eine Dienſtreiſe blos — und ſollte Sie dieſe für lange Zeit fern halten?

Ich vermag dieß nicht zu beſtimmen, aber die Möglichkeit, in Gott weiß welchem Winkel meines Bezirkes mich feſtgehalten zu ſehen, iſt nicht zu leugnen. Das Kommen und Gehen wird aber durch größere Entfernungen nicht leichter. Erlauben Sie mir demnach, Ihnen ein recht herzliches

Lebewohl zu ſagen. Die ſchönen Abende in Ihres Vaters Hauſe nehme ich als freundliche Lichtpuncte meines Lebens mit mir; ſie ſollen mir die viel, leicht traurige Einſamkeit der Zukunft erträglich machen. Ich ſchmeichle mir, Sie werden dann und wann Zeit finden, einen Augenblick des Fernen zu gedenken.

Die Entbehrung Ihrer Beſuche, mit denen Sie unſere kleinen Abendzirkel dieſen Winter erheiterten, ließ uns Ihr Fernbleiben ſchon empfinden, und Sie haben wahrſcheinlich die Pauſen ſo lang werden laſſen, uns allmälig an Ihre Abweſenheit zu gewöhnen. Mein Vater hat ſich ſehr an Ihren Umgang gewöhnt. Er ſcheint unſer jetzo faſt gar nicht zu gedenken; die Geſellſchaft eines Mädchens iſt auch wenig geeignet, ihm Erſatz zu leiſten. — Sie ſprechen doch noch bei uns vor?

Ich bin im Begriffe den Herrn Forſtrath aufzuſuchen — er wird wohl wie gewöhnlich in den Schonungen herumwandeln; — dann —

Wie, Sie ſchlagen ein Mittagbrod bei uns aus?

Ich müßte höchſt undankbar gegen die Gaſtfreundlichkeit Ihres Hauſes ſein, wenn ich ein ſo freundliches Anerbieten ablehnen ſollte, entgegnete Velart nach einigem Zögern, und ſtand von dem Steine, auf den er ſich Louiſen gegenüber niedergelaſſen hatte, auf.

Vorher jedoch will ich mit dem Herrn Forſtrathe in ſeinem Reiche eine kleine Geſchäftsſache an Ort und Stelle beſprechen.

Das Geſpräch hatte unvermuthet eine ganz andere Wendung genommen, als Louiſe gehofft und heimlich erwartet hatte. Aber dennoch war es ihr nicht unlieb, denn ſie hatte Ruhe genug gewonnen, Velart, wie ſonſt, unbefangen die Hand zum Abſchiede zu reichen. Dieſer ergriff die dargebotene Rechte, und — was er ſonſt nie gethan — drückte einen zwar ehrerbietigen, aber ſo innigen Kuß auf dieſelbe, daß Louiſe der allzu langen Dauer deſſelben durch ein leiſes Zurückziehen ihrer Hand ein Ende machen mußte. Velart erhob ſich, und ging mit ſtummen Gruße weg.

Louiſe ſtand einen Augenblick in ſtilles Denken vertieft — dann, wie von einem unwiderſtehlichen Gedanken erfaßt, drückte ſie die eigenen Lippen an die Stelle, auf welcher ſie Velart's Kuß noch fühlte, nahm ihren Hut und wollte eilig fort.

Nach einigen Schritten kehrte ſie um, bückte ſich, ſammelte die Reſte des zerpflückten Veilchenſtraußes, legte ſie in das aufgeſchlagene Buch, und eilte dann flüchtigen Schrittes dem Hauſe zu.

Einige Augenblicke ſpäter erſchien, aus einem dichten Wachholderbuſche tretend, Erwin.

Er warf einen höhniſch lächelnden Blick nach der Stelle, welche Louiſe eben verlaſſen hatte.

Es war dieſelbe, wo er vor etwa ſieben Monaten in muthwilliger Laune mit ihr die Freikugeln goß.

»Der wilde Jäger!« murmelte er, gab ſeinem ruhig vor ihm ſitzenden Hunde mit einem rauhen Fluch einen Fußtritt, daß er laut aufheulte, und ſchlug den Weg in das dichteſte Stangenholz ein.

Niklas! Niklas! rief der alte Forſtrath ſo heftig, indem er dazwiſchen gellend auf dem Finger pfiff, daß der im Garten beſchäftigte alte Forſtgehilfe, erſchreckt von dem ungewohnten Ungeſtüme ſeines Herrn, ſich nicht Zeit nahm, den Umweg zur Gartenthüre zu machen, ſondern mit gleichen Füßen über den Zaun ſprang.

Ich hab' ihn geſehen, mit meinen eigenen Augen geſehen — unten am Grenzhotter! — ſchrie Hörling vom raſchen Laufe athemlos.

Sehr wohl — verſetzte Niklas mit verdutztem Geſichte, aber — halten zu Gnaden — wen?

Wen? dumme Frage! wen — den Walf!

Ah — ſagte Niklas mit einer Geberde zwiſchen Zweifel und Staunen, und nickte, ohne eine kleine Lachluſt zu unterdrücken. Alſo doch!?

Velart hat Recht gehabt. Wie ich am Ufer über die Blöße ſtreife, wo die Weidenbüſche ſtehen, und eben nach den Kulkenſchneidern ſehe, ſchlüpft leiſe wie ein Dieb die Beſtie aus einem Buſch, und hin hinab ins Rohr. Ich nahm mir nur ſo viel Zeit, um eine Kugel in jeden Lauf zu laden, und ging ihm friſch auf der Fährte nach. Knochen und Aas genug in dem verdammten Röhricht! Aber im Schlamme konnt' ich nicht weiter hinein. Das Beſt hat ſich's dort bequem gemacht.

Hab' wohl auch ſeit einiger Zeit bemerke, daß unſer Standwild ſich immer tiefer in den Hochwald zieht, ſagte Niklas; hab's aber immer dem ewigen Gepränkel an der Grenze zugeſchrieben, wo ſich keine Scharrmaus zeigen darf, auf die der Pächter drüben nicht ſchindet und hetzt. Nun werd' ich aber den Trieb alſogleich aufbieten laſſen, und Herrn Velart erſuchen, er möge, wenn wir ſtreifen, morgen in dem oberen Winkel ſeines Revieres am Fluſſe hin zu uns ſtoßen, damit das Beſt nicht etwa ins flache Land hinab drückt.

Thu das, und reite zu allen Hegern, ſie für morgen fünf Uhr aufzubieten; für heute iſt's zu ſpät. Iſt Erwin ſchon zurück?

Der Herr Forſtadjunct iſt ſeit Morgen noch nicht heim. Um zehn hab' ich ihn bei der großen Föhre am Windhagen geſehen.

Im Graſe liegen vermuthlich?

Niklas zuckte die Achſeln und ging, um durch einen kräftigen Hornruf wenigſtens die in der Nähe befindlichen Waldungen zu verſammeln. Hörling ging die Treppe hinan in ſein Zimmer. Faſt unmittelbar hinter ihm folgte Velart.

Na, das nenn' ich ſich glücklich treffen. Eben wollt' ich nach Ihnen ſchicken. Ich bin Ihnen eine feierliche Ehrenerklärung ſchuldig.

Mir? Wie kam' ich dazu?

Wie Sie vielleicht jetzt am wenigſten vermuthen. Sie haben mit Ihrer Bemerkung damals wegen des Röhrichtes doch Recht gehabt. Meiſter Iſegrim ſitzt drinnen, wie der Floh in der Wolle.

Ich habe das ſeit längerer Zeit erwartet, denn ſchon vor einigen Tagen war es mir, als zeigten ſich im Sande am Fluſſe neuerdings Spuren. Ich wollte nur Regen abwarten, um meiner Sache gewiß zu ſein, denn meine erſte Behauptung hat mir Spott und Gelächter genug eingetragen.

Nun, laſſen Sie ſich auf's Schönſte abbitten. Wer konnte aber auch darauf glauben! Sie ſind doch morgen von der Partie?

Welche Frage! Wie ſollt' ich nicht?

Und für heute unſer Gaſt? Niklas reitet ohnedem zu Ihrem Vater hinüber; er mag nur gleich ſagen, daß Sie erſt morgen kommen.

Der plötzliche Allarm hatte ſich ſchnell im Hauſe verbreitet. Louiſe kam zum Eſſen zu rufen, und ſich nähere Daten über den Popanz, der ſie ſo lange gefangen gehalten hatte, zu erbitten.

Du darfſt mir morgen nicht über die Treppe, Mädel! und überhaupt ſo lange nicht, bis ich Dir freien Paß gebe. Diesmal iſt's Ernſt! ſprach Hörling. Aber nun kommt zur Suppe. Den Appetit ſoll uns der leidige Wolf nicht verderben.

Man aß und beſprach ſich nach genau über die morgige Streifjagd, als Erwin eintrat, und mit einem finſtern Blicke auf Velart, ohne deſſen Gruß zu erwiedern, ſich an den Tiſch ſetzte.

Der Forſtrath war durch die Ausſicht auf die morgige Jagd in heitere Laune gerathen, und theilte Erwin ſeine Entdeckung mit, die dieſer gleichgiltig anhörte. Du kannſt nun Deine Freikugeln hervorſuchen, meinte der Alte im gutmüthigen Scherze; Noth thät's.

Louiſe hatte ihrem Vater die Geſchichte längſt geſtanden.

Velart warf einen forſchenden Blick auf Erwin. Der ſonſt ſo heitere junge Mann war auffallend verändert. Die friſche Geſichtsfarbe hatte einer unangenehmen Bläſſe Platz gemacht. Das ſonſt mit faſt allzu vieler Sorge gepflegte blonde Haar hing ihm unordentlich und wirr um die Stirne, und das glanzloſe Auge ſah ſtarr vor ſich hin auf den Tiſch. Er ſprach wenig und unzuſammenhängend. Nur wenn ſein Blick auf Louiſen oder Velart fiel, glühte ein düſterer Strahl in ſeinem Auge auf.

Man erhob ſich vom Tiſche. Velart beſchäftigte ſich mit den Gewehren Hörling's und ſetzte ſie in gehörigen Stand für die bevorſtehende Jagd. Louiſe nahm ihre Arbeit wieder auf, und Hörling ſuchte nach Blei und Gießkelle.

Erwin lehnte am Fenſter, drückte die Stirne an die Scheiben, und ſah über die allmälig grün werdenden Bäume weg ins Weite. Endlich ſchritt er auf ſeinen Oheim zu und winkte demſelben, ihn in das anſtoßende Gemach zu begleiten.

Was ſoll's, mein Junge? frug dieſer, nachdem er die Thüre hinter ſich zugezogen hatte, mit ſonſt väterlicher Beſorgniß, denn die heftige Aufregung, in der ſich Erwin befand, war ihm nicht entgangen; Du ſiehſt ja aus, als hätteſt Du Fieber!

Ich trage ſeit langer Zeit etwas auf dem Herzen, das ich endlich abwälzen muß. Aber laſſen Sie uns in Ihr Arbeitszimmer gehen.

Hörling folgte ihm kopfſchüttelnd.

Seit einiger Zeit, ſeit wann brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen, hat ſich zwiſchen uns eine Spannung gelagert, deren Grund ich unmöglich in mir allein ſuchen kann, begann Erwin mit ſtockender, ſeltſam klingender Stimme. Es iſt mir nicht gelungen, das Wohlwollen, daß Sie mir bei meinem Eintritte in Ihr Haus bezeigten, und um welches mich fremde Einflüſterungen brachten, wieder zu erringen.

Digitized by Google

Halt da! — unterbrach Hörling seinen Neffen. Offen heraus, und keine verblümten Reden! Wenn Deine Anspielungen, und ich werde mich wohl kaum täuschen, auf Hermann Velaet gehen, so lege ich von vorn herein Protest dagegen ein, einen Mann verunglimpfen zu hören, dessen Charakter ein durchweg tadelloser ist.

Man kann sich täuschen, Oheim, und der Wolf im Röhricht ist vielleicht weder der einzige noch der schlimmste hier herum.

Hast Du es auf bloßes Schimpfen abgesehen, entgegnete Hörling frostig, indem er aus seinem Lehnstuhl aufstand, so gib Dir weiter keine Mühe, denn es wäre gänzlich fruchtlos.

Ist diese Ihre Ueberzeugung wirklich so unerschütterlich, als Sie sagen, so thut es mir leid, daß ich derjenige bin, der sie zuerst wankend machen soll.

Laß sein, Erwin! Sieh, ich will Dir drei Worte im Vertrauen sagen. Ich habe das Alles längst durchschaut. Nicht fremde Einflüsterungen sind es, die unser herzliches Verhältniß gestört haben, sondern Dein eigener Leichtsinn, mit dem Du meine früheren Winke in den Wind schlugst. Ich habe mich, ich will nicht sagen in Deinem Herzen, aber doch in dem Kerne Deines Charakters getäuscht, und in Dir das nicht gefunden, was ich billig fordern konnte, um meinen Plänen gerecht zu werden. Du mußt Dir eine andere Bahn wählen, denn auf dieser wirst Du es nie zur Mittelmäßigkeit bringen. Hängt es von mir ab, Dir meine Stelle zu übertragen? Mein Fürwort hätte wohl Einiges vermocht, aber maßgebend ist meine Stimme nicht. Du hast Dir unter dem Posten eines Forstbeamten eine Sinecure vorgestellt, und statt deren eine arbeit- und mühevolle Bahn gefunden, für deren Annehmlichkeiten Du den Sinn nicht in Dir trägst.

Und auf der ich auch, sobald als immer möglich, einem Würdigeren weichen will, sprach Erwin bitter dazwischen, besonders da er schon in Bereitschaft steht.

Das ist Undank, Erwin! rief der Alte, dem die Sternader zu schwellen begann; — willst Du gehen, so werde ich Dich nicht hindern; — nicht als fände ich daran ein Gefallen, sondern weil es Gewissenssache wird, Dich die kräftigsten Jahre im schändlichsten Müssiggange vergeuden zu lassen.

Wenn ich einige Zeit vergeudet habe, so hadern Andere wir ich sehe, diese um so besser benützt, und Sie selbst boten willig die Hand, mich aus dem Felde zu schlagen. — Sie brechen Ihrem Verwandten in zwiefacher Weise das Wort, und werfen mir den Bettelstab brutal vor die Füße. — Ich nehme weder Gnaden, noch Beleidigungen an.

Wenn von gebrochenem Worte hier die Rede sein kann, so bist nur Du es, der sich selbst und mir nicht Wort hielt. Was Dir Herzenskümmer macht, ist, mich schmerzt es sagen zu müssen, Deine maßlose Eitelkeit, Dein geckenhafter Stolz. Hat Deine Nachlässigkeit Dich um meine Zuneigung gebracht, so hat die Anmaßung, mit der Du Louisen gegenüber aufgetreten, Dich nothwendig auch um ihre Neigung bringen müssen. Du hattest zwei gute Karten in der Hand, und hast sie beide muthwillig verworfen. Wenn Louise keine Neigung zu Dir zeigt, obwohl es Anfangs so schien, so nimm Dir daraus die gute Lehre, daß nicht alle Weiber an den Flittern läppischer Tändeleien hängen.

Spricht dafür etwa der Umstand, daß meine tugendsame Cousine sich zärtliche Stelldichein hinter dem Rücken des Vaters gibt?

Eine lange Pause folgte auf die höhnische Bemerkung. Der Forstrath sah seinen Neffen, der mit der Miene gleichgültiger Unverschämtheit vor ihm stand, mit einem durchdringenden Blick an.

Aus Dir spricht entweder vollendete Narrheit, oder die schändlichste galligste Bosheit.

Sie haben das Näherliegende vergessen. Die Wahrheit! Ich habe dieselbe heute so zufällig entdeckt, als Sie den Wolf. Fragen Sie Ihre Tochter, aber ersparen Sie ihr die Beschämung, die interessante Seite ihres Herzens vor mir aufdecken zu müssen.

Ah — Du hast den Muth nicht, Beiden Aug' in Aug' Deine Lüge zu wiederholen?

Wozu? Sie würden doch nicht zu leugnen vermögen. Erlassen Sie uns Allen eine Scene, welche Sie höchstens zu Donnerworten, und Louisen zu Nervenzufällen führt. Ich gehe und mit mir schwindet jedes Hinderniß.

Du hast Deinen Abgang mit raffinirter Bosheit berechnet, entgegnete der alte Hörling mit schmerzlichem Lächeln — und öffnete sein Schreibepult. Hier — er legte einige Papiere auf den Schreibtisch, Deine Zeugnisse — Dein rückständiger Gehalt, und hier für die nächste Zeit Deines neu zu wählenden Standes das Nöthige. — Aus meinem Hause sollst Du nicht gehen und sagen, ich habe meines Bruders Kind, wie einen Bettler in die Welt geschickt.

Bemühen Sie sich nicht, ich habe mehr als ich bedarf. — Wenn Sie von der Wahrheit dessen, was ich Ihnen mitgetheilt, sich überzeugt werden haben, denken Sie vielleicht wohl mehr an mich, als Ihnen lieb sein dürfte.

Und mit diesen Worten drehte er sich, ohne Gruß an den Alten um, und verließ das Zimmer.

Im Vorübergehen warf er Velart, der noch immer mit den Angelgewehren sich beschäftigte, einen Blick zu, vor dessen Ausdruck dieser einen Schritt zurückwich. Dann ging er zur Thüre hinaus, pfiff im Hofe seinem Hunde, schwang das Gewehr über, und wandte sich gegen den Fluß zu.

Hörling blieb eine geraume Zeit in seinem Cabinete; endlich rief er Louise.

Das Mädchen, welche weder Erwin bei seinem Fortgehen genauer betrachtet, noch eine Ahnung von dem Vorgefallenen hatte, bemerkte nicht ohne Befremden die Veränderung in dem Gesichte ihres Vaters, der hastig durch die Stube schritt. Endlich blieb er vor ihr stehen und sah ihr lange und fest ins Gesicht. Louise ertrug den scharfen Blick mit der Ruhe einer ungetrübten Seele, und in ihrem Auge zeigte sich keine Befangenheit.

Der Alte bot ihr wie versöhnend die Hand; Nein — nein! — Nicht wahr Louise, Du konntest mich nicht belügen?

Hab' ich auch nur Anlaß zu dieser Frage gegeben, entgegnete die Angesprochene, mit kindlicher Zärtlichkeit die dargereichte Hand an ihre Lippen drückend, so schmerzt es mich. Können Sie an mir zweifeln?

Ich nicht — aber es gibt Personen, welche es als eine Art von Vergnügen betrachten, den Ruf Anderer in den Koth zu treten.

(Schluß folgt.)

Vogl's Passiflore.

»Passiflore« nennt unser vaterländische Sänger Vogl einen frommen Sagenreigen, welcher in reizender poetischer Innigkeit blühend, uns Bilder aus dem zarten Legendenkreis des Volkes vorführt, der den Gedanken an das Erhabene so gern an die Formen seiner schlichten Umgebung heftet, gleichsam als ließe er ihn nicht so leicht von sich, wenn die schon in Kinderstunden mit dem kleinsten Pflänzchen, mit dem unschuldsvollen Laute eines Vogels verknüpfte andachtige Symbolik ihm ein Begleiter durch das Leben wird. Die Trauer, mit welcher das Leiden des göttlichen Mittlers die ganze Natur erfüllte, hat viele dergleichen sinnige Symbole in der Fantasie des Volkes wachgerufen; in den Kernen des Apfels sieht es das blutende Herz des Erlösers, der Kopf des Hechtes verbirgt die Marterwerkzeuge, die Zitterpappel ist vom ewigen Schauder seiner Schmerzen durchbebt.

Acht solcher Bilder hat nun Vogl erfaßt und mit aller Zartheit und ernster Glaubenstreue des Volkstons, dessen er so vollkommen mächtig ist, durchgeführt. Die Frommigkeit dieser Lieder ist eine kernige, markige, fern von der »an spruchsvollen Blässe« verkümmerter Romantik, über deren große Erfolge in neuester Zeit ihre ephemere Dauer schon gerichtet hat. Dieß Buch, welches bestimmt ist, so viele Herzen zu erfreuen, erfreut aber auch das Auge durch eine wahrhaft seltene Ausstattung von Seite des Sommer'schen Verlags und durch die von meisterlicher Hand entworfenen Randvignetten, welche als reizende Begleiter jedem der Lieder beigegeben sind. Den herzlichsten Dank Aller verdient der Dichter für sein anmuthiges Buch, deren Herzen in so trüber Zeit ein frommes Lied doppelt erquickend sein kann.

Ankündigung.

Bei C. Gerold und Sohn in Wien

erscheint mit 1. Jänner 1855 die erste Nummer des II. Jahrganges der Monatschrift:

Courier aller Eisenbahn- u. Dampfschiffahrten

so wie

der Postrouten in der österr. Monarchie, nebst Courstabellen über die Verbindungen mit dem Auslande.

Mit genauer Angabe der Fahrzeiten und der Fahrpreise sowohl für Personen, als auch für Reisegepäck und Frachten.

Preis ganzjährig mit portofreier Zustellung durch die Post 1 fl. 40 kr. C. M.

Pränumerationsbeträge beliebe man franco an die Expedition dieses Blattes, Stadt Nr. 824, oder an die Redaction, Stadt Nr. 334, gefälligst einzusenden.

Durch diese Zeitschrift wird jedes Cours- und Reisebuch entbehrlich, da dieselbe ohne Anleitung zu gebrauchen ist.

Der heutigen Nummer liegt eine literarische Anzeige nebst Probeblatt des »Couriers« bei.

Pränumerations-Anzeige

auf die poligrafisch-illustrirte Zeitschrift „Faust“.

Bei dem herannahenden Ende des ersten Jahrganges dieser poligrafisch-illustrirten Zeitschrift erlauben wir uns, indem wir zur Pränumeration auf den beginnenden zweiten Jahrgang des »Faust« geziemend einladen, die P. T. Herren Abonnenten auf die baldige Bestellung aus dem Grunde rechtzeitig aufmerksam zu machen, weil nur in der Reihenfolge der Bestellungen die erst und schönsten Abdrücke jener prachtvollen Kunst-Beilagen, die für den nächsten Jahrgang vorbereitet sind, verdürgt werden können.

Hinsichtlich der neuen, sehr umfassenden Aufgabe, welche sich diese Zeitschrift für den kommenden Jahrgang sowohl in wissenschaftlicher und schöngeistiger, als in artistischer und technischer Beziehung gestellt hat, müssen wir vor der Hand auf das ausführliche Programm verweisen, welches die letzte diesjährige Nummer und das neue Prodeblatt bringen werden. So wie vom neuen Jahre an einerseits die besten und renommirtesten Literaten Deutschlands an diesem Journale mitwirken werden, so soll es auch andererseits bezüglich der Illustrationen, denen mehr als 30 grafische Druckkünste zum Organe dienen, dieselben durch Kunstbeilagen in elegantester Ausstattung zur Anschauung bringen.

Vorzüglich aber streben wir, durch Beilagen von Naturselbst-Abdrücken förmliche Herbarien anzulegen, und die bisher bestehenden von natürlichen Pflanzen, die so leicht der Verwesung unterliegen, entbehrlich zu machen. Auch prachtvolle Modebilder und andere bildliche Darstellungen für den Gedanken der Damenwelt sollen dabei ihre zeitgemäße Berücksichtigung finden, und möglichst dahin gestrebt werden, daß jede Nummer kein Mitglied der Familie vergesse, nämlich dem Manne, der Frau und dem Kinde etwas Neues und Nützliches zu bringen.

Bei dem Umstande, als der Director der weltberühmten, einzig dastehenden k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Herr Regierungsrath Auer, bei der Auswahl und Anwendung der artistischen Beilagen noch nachdrücklichst sich betheiligen wird, ist die Bürgschaft um so deutlicher bezeichnet, was in dieser Beziehung geleistet werden soll.

Den Inhalt werden folgende Rubriken bilden: 1. Interessante, leicht faßliche Abhandlungen aller wissenschaftlichen Zweige. 2. Durch Dialog und Tendenz ausgezeichnete Original-Novellen, Erzählungen und vaterländische Sagen. 3. Vaterländische Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung Oesterreichs aus den reichen Quellen seiner ruhmvollen militärischen Thaten. 4. Anziehende Reise-Skizzen. Topografische Beschreibungen vorzüglicher Gegenden und Orte (mit Illustrationen). 5. Schilderungen der Sitten, Gebräuche und Trachten in unserer Monarchie, mit zeitweisen prachtvollen Bildern im Farbendruck. 6. Biografien und Nekrologe ausgezeichneter Zeitgenossen. 7. Sehr gelungene Originalgedichte, damit alles Schöngeistige vertreten werde. 8. Correspondenzen wissenschaftlichen und geselligen Inhaltes. 9. Beurtheilungen literarischer Erscheinungen, der Kunstgegenstände, des Theater- und Concertwesens. 10. Beurtheilungen der vorzüglichsten Erfindungen und Erzeugnisse aus dem Gebiete der Industrie, des Kunst- und Gewerbefleißes. 11. Pikante historische Lückenbüßer. 12. Portefeuille der Neuigkeiten. 13. Epigramme, Miscellen, Aforismen. 14. Kleine Witzspiele, Charaden ꝛc. 15. Würdigung des geselligen Lebens und Verkehrs. 16. Telegraf der Redaction.

Von dieser Zeitschrift werden vom 1. Jänner 1855 ab jährlich 24 Bogen Text im Imperial-Quart-Format mit 72 Beilagen von gleicher Größe, ohne die in den Text eingedruckten Illustrationen mitzurechnen, erscheinen. Ueberdieß wird der »Faust« von Zeit zu Zeit satirisch-humoristische, illustrirte Beilagen mit passendem Texte bringen.

So wie die äußere, wenn auch noch so kostspielige Einrichtung dieses Blattes dieselbe bleibt, ebenso sollen auch die höchst billigen Pränumerations-Bedingnisse unverändert beibehalten erscheinen, und zwar:

Der Preis für Wien ganzjährig mit 12 fl., halbjährig 6 fl. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. C. M. — Alle k. k. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Unseren ganzjährigen P. T. Abonnenten haben wir auch für 1855 wieder eine prachtvolle Prämie bestimmt, nämlich einen Stahlstich in Placatformat, betitelt: „Nach der Prüfung“; darstellend: Einen fleißigen, bescheidenen Knaben mit seiner Mutter, in Gegenwart des Schulmeisters. — Gleich nach Einsendung des ganzjährigen Pränumerations-Betrages soll dieses präcise Kunstblatt noch vor Weihnachten als Christnachts-Spende jedem P. T. Abonnenten zugemittelt werden.

Da die Anzahl der verehrten Abnehmer des »Faust« im heurigen Jahre so sehr über alles Erwarten zugenommen, daß die Prämie: »Die Auswanderer« jetzt am Schluße des Jahres nochmals neu litografirt werden mußte, und prachtvolle Abdrücke nun wieder vorhanden sind, so erlaubt man sich die Bemerkung beizufügen, daß diejenigen P. T. Abnehmer, welche sich noch früh genug um den ersten Jahrgang des »Faust« melden wollen, mit ganz reingedruckten Prämien sogleich versehen werden können.

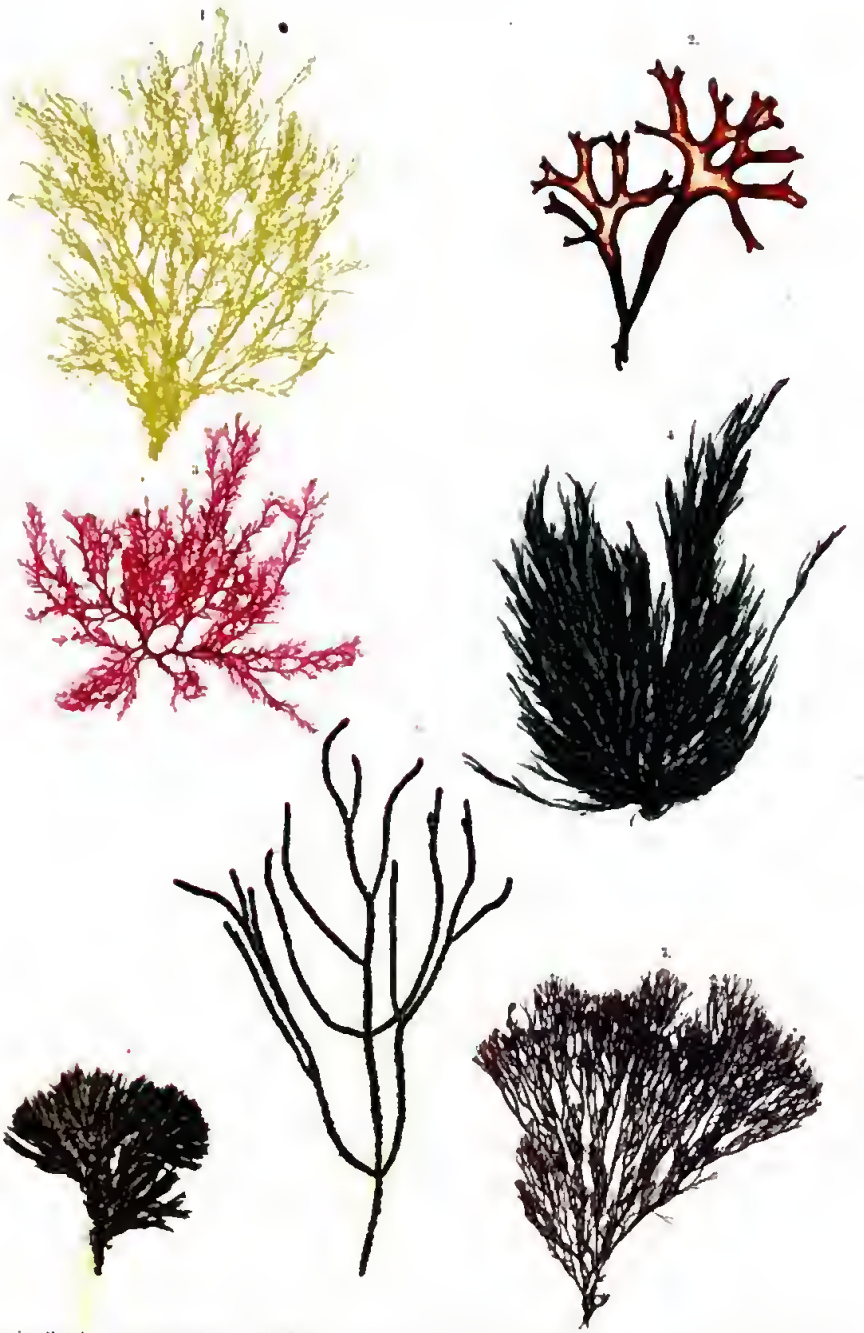
Der schnelleren Expedition wegen belieben sich einheimische und auswärtige Pränumeranten direct an den Verlag des „Faust“ (Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75 in Wien) zu wenden und die Beträge frankirt einzusenden.

Verlag und Redaction des »Faust.«

Herausgeber und Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

Mathias Rungll.



1. Cerasium Hystrix. — 2. Phyllotylus membranifolius. — 3. Plocamium coccineum. — 4. Cladophora rupestris. — 5. Cladostephus scoparius. 6. Cladostephus myriophillum. — 7. Ceramium rubrum.

Naturselbstdruck

Studien von M. Auer's polygraphisch illustrirten Zeitschrift „Faust“

Digitized by Google

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Wiener Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer.

Nr. 24.

Inhalt: Pränum Anzeige. — Eine Freikugel. (Gedicht.) — Die Hauptmomente der Entstehung und Ausbildung der k. k. österr. Armee. (Gedicht.) — Die Restauration der Madonna von Tizian. (Gedicht.) — Holzdurchschnitte. — Inhalts-Anzeige. Artistische Beilagen: Gutenberg und Faust. (Typografischer Farbendruck. Exter's neues Verfahren.) — Jesukind von Tizian. (Kupferstich.) — Ansicht von Wien. (Chemitypie nach einer Fotografie.)

I. Jahrgang. Wien 1854.

Pränumerations-Anzeige.

Bei dem herannahenden Ende des ersten Jahrganges dieser poligrafisch-illustrirten Zeitschrift erlauben wir uns, indem wir zur Pränumeration auf den beginnenden zweiten Jahrgang des »Faust« geziemend einladen, die P. T. Herren Abonnenten auf die baldige Bestellung aus dem Grunde rechtzeitig aufmerksam zu machen, weil nur in der Reihenfolge der Vormerkungen die ersten und schönsten Abdrücke jener prachtvollen Kunst-Beilagen, die für den nächsten Jahrgang vorbereitet sind, verbürgt werden können.

Hinsichtlich der neuen, sehr umfassenden Aufgabe, welche sich diese Zeitschrift für den kommenden Jahrgang sowohl in wissenschaftlicher und schöngeistiger, als in artistischer und technischer Beziehung gestellt hat, müssen wir vor der Hand auf das ausführliche Programm verweisen, welches die letzte diesjährige Numer und das neue Prabeblatt bringen werden. So wie vom neuen Jahre an einerseits die besten und renommirtesten Literaten Deutschlands an diesem Journale mitwirken werden, so soll es auch andererseits bezüglich der Illustrationen, denen mehr als 30 grafische Druckkünste zum Organe dienen, dieselben durch Kunstbeilagen in elegantester Ausstattung zur Anschauung bringen.

Vorzüglich aber streben wir, durch Beilagen von Naturselbst-Abdrücken förmliche Herbarien anzulegen, und die bisher bestehenden von natürlichen Pflanzen, die so leicht der Verwesung unterliegen, entbehrlich zu machen. Auch prachtvolle Modebilder und andere bildliche Darstellungen für den Gebrauch der Damenwelt sollen dabei ihre zeitgemäße Berücksichtigung finden, und möglichst dahin gestrebt werden, daß jede Numer kein Mitglied der Familie vergesse, nämlich dem Manne, der Frau und dem Kinde etwas Neues und Nützliches zu bringen.

Den Inhalt werden folgende Rubriken bilden: 1. Interessante, leicht faßliche Abhandlungen aller wissenschaftlichen Zweige. 2. Durch Dialog und Tendenz ausgezeichnete Original-Novellen, Erzählungen und vaterländische Sagen. 3. Vaterländische Geschichter, mit besonderer Berücksichtigung Oesterreichs aus den reichen Quellen seiner ruhmvollen militärischen Thaten. 4. Anziehende Reise-Skizzen. Topografische Beschreibungen vorzüglicher Gegenden und Orte (mit Illustrationen). 5. Schilderungen der Sitten, Gebräuche und Trachten in unserer Monarchie, mit zerwirsen prachtvollen Bildern in Farbendruck. 6. Biografien und Nekrologe ausgezeichneter Zeitgenossen. 7. Sehr gelungene Originalgedichte, damit alles Schöngeistige vertreten werde. 8. Correspondenzen wissenschaftlichen und geselligen Inhaltes. 9. Beurtheilung literarischer Erscheinungen, der Kunstgegenstände, des Theater- und Concertwesens. 10. Beurtheilung der vorzüglichsten Erfindungen und Erzeugnisse aus dem Gebiete der Industrie, des Kunst- und Gewerbefleißes. 11. Pikante historische Lückenbüßer. 12. Portefeuille der Neuigkeiten. 13. Epigramme, Miscellen, Aforismen. 14. Kleine Witzspiele, Charaden ꝛc. 15. Würdigung des geselligen Lebens und Verkehrs. 16. Telegraf der Redaction.

Von dieser Zeitschrift werden vom 1. Jänner 1855 ab jährlich 24 Bogen Text im Imperial-Quart-Formal mit 72 Beilagen von gleicher Größe, ohne die in den Text eingedruckten Illustrationen mitzurechnen, erscheinen. Ueberdieß wird der »Faust« von Zeit zu Zeit satirisch-humoristische, illustrirte Beilagen mit passendem Texte bringen.

So wie die äußere, wenn auch nach so kostspielige Einrichtung dieses Blattes dieselbe bleibt, ebenso sollen auch die höchst billigen Pränumerations-Bedingnisse unverändert beibehalten erscheinen, und zwar:

Der Preis für Wien ganzjährig mit 12 fl., halbjährig 6 fl. Zustellungsgebühr 30 kr. — Für Auswärtige mit Postversendung ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl. C. M. — Alle k. k. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Unseren ganzjährigen P. T. Abonnenten haben wir auch für 1855 wieder eine prachtvolle Prämie bestimmt, nämlich einen Stahlstich in Plocalformat, betitelt: »**Nach der Prüfung**;« darstellend: Einen fleißigen, bescheidenen Knaben mit seiner Mutter, in Gegenwart des Schulmeisters. — Gleich nach Einsendung des ganzjährigen Pränumerations-Betrages soll dieses pracktvolle Kunstblatt noch vor Weihnachten als Christnachts-Spende jedem P. T. Abonnenten zugemittelt werden.

Da die Anzahl der verehrten Abnehmer des »Faust« im heurigen Jahre so sehr über alles Erwarten zugenommen, daß die Prämie: »Die Auswanderer« jetzt am Schluße des Jahres nochmals neu litografirt werden mußte, und prachtvolle Abdrücke nun wieder vorhanden sind, so erlaubt man sich die Bemerkung beizufügen, daß diejenigen P. T. Abnehmer, welche sich noch früh genug um den ersten Jahrgang des »Faust« melden wollen, mit ganz ringedruckten Prämien versehen werden können.

Der schnelleren Expedition wegen belieben sich einheimische und auswärtige Pränumeranten direct an den Verlag des „Faust" (Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75 in Wien) zu wenden und die Beträge frankirt einzusenden.

Verlag und Redaction des »Faust.«

Digitized by Google

Eine Freikugel.

(Schluß.)

Wie Vater — hätte Erwin?

Er hat mir ſo eben eröffnet, mein Dach nicht länger theilen zu wollen, und warf mir vor, mein Wort gebrochen zu haben. Bevor er jedoch ſchied, konnte er nicht umhin, mir eine Eröffnung zu machen, die wie ein langſames Gift an mir zehren ſollte, und vielleicht ſeine Wirkung nicht verfehlt hätte, wenn ich die unlautere Quelle, der dieſes Motiv entſprang, nicht kennete. Antworte mir jetzt offen und ohne Scheu auf eine Frage. Iſt zwiſchen Dir und Hermann Velart etwas vorgefallen, das Erwin zu einer ehrenrührigen Bemerkung gegen Dich Veranlaſſung geben konnte?

Louiſens Antlitz überzog ein tiefes Roth; dann warf ſie ſich an ihres Vaters Hals, und die lang zurückgedrängten Gefühle brachen zugleich mit den Thränen hervor.

Eine düſtere Wolke legte ſich auf die Stirne des Alten.

Vergib — gutes Väterchen, — aber ich war nicht ſo aufrichtig gegen Dich, wie es Deine Liebe zu mir verdient hätte. Glaube jedoch nichts Arges von mir. Es lag mir ſo ſchwer auf dem Herzen, und ich konnte den Muth nie gewinnen, es Dir anzuvertrauen, da ich es mir ſelbſt nicht geſtehen wollte. Ja — konnte ich denn von etwas ſprechen, was ein Mädchen ſelbſt nicht errathen laſſen ſoll? Aber es iſt nichts vorgefallen, was ich zu verheimlichen Urſache hätte.

Seit wann haſt Du Velart nicht geſehen? —

Heute Morgens, als ich im Föhrenwäldchen las, begegnete ich ihm.

Und früher haſt Du ihn nie allein geſprochen, keine Zuſammenkünfte gehabt?

Nie! entgegnete Louiſe, indem ſich ein Zug edlen Stolzes über ihr ſchönes Geſicht legte. Mir ziemt es nicht, Ihnen gegenüber eine Sprache zu führen, die wie ein Vorwurf klingen könnte; auch fehlen mir Beweiſe; — aber eine Vermuthung quälte mich ſeit Langem, Sie hätten mit Velart in einer Weiſe von mir geſprochen, die dieſer als eine Ermuthigung anſehen, und glauben konnte, es ſei eine indirekte Einwirkung durch Sie auf ihn beabſichtigt worden. Hat nicht vielleicht die väterliche Zärtlichkeit Ihnen einen ſolchen Streich geſpielt? denn heute, als Velart von mir ſchied, dünkte mich's, als ſei ſein Blick, ſeine Sprache eine andere geweſen; auch küßte er mir die Hand.

Närriſches Kind — hältſt Du mich für ſo albern, Dich ſo zu ſagen, ihm an den Hals zu werfen? Nein, nein! Wenn auch mein Aeußeres manchmal ein wenig derb iſt, ſo fühle ich deßhalb doch ſo fein, wie ihr Alle, und die Ruhe des Alters läßt mich dabei weiter und mit hellerem Auge ſehen. Ich müßte mich rieſig täuſchen, oder Hermann geht es nicht beſſer als Dir, und nur eine faſt zu weit getriebene Delikateſſe hat ihn bis jetzt abgehalten, beſtimmter aufzutreten. Aber — man wird mit euch Weibern doch nie recht klug; — wie war's denn ſo eigentlich mit Erwin?

Hierin verdiene ich eigentlich Vorwürfe, wenn auch nur deßhalb, daß ich nicht ſchon vom Anbeginne Erwin entſchieden entgegen trat und ihn aus dem Wahne zog, in dem er befangen war. Später ſchien er meine dießfälligen Aeußerungen nicht für Ernſt zu nehmen — und in jüngſter Zeit machte mich der Gedanke oft recht traurig, es könnte doch eine tiefere Neigung ſich ſeiner bemächtigt haben, ſo wüſt, ſo niedergeſchlagen ſah er aus. Ach — ich bin doch unverantwortlich leichtſinnig geweſen, fuhr Louiſe mit ſtillem Weinen fort; Lebensruhe iſt ſo bald zerſtört, und ich habe mir oft gedacht, die Leidenſchaft, welche Velart mir einflößte, ſei die gerechte Strafe für meine Unvorſichtigkeit, die ich Erwin gegenüber beging, geweſen.

Darüber würde Dich ſeine eben gehabte Unterredung mit mir haben tröſten können. Ich erwartete ein leidenſchaftliches Aufbrauſen, Vorwürfe u. dgl., wie ſie die Eiferſucht einem jungen Manne in den Mund legen würde. Statt deſſen fand ich einen glatten, giftigen Vortrag, der mit berechneter Bosheit gegeben war. So ſpricht nicht die gekränkte Liebe, welcher ihr Gefühl ſtets heilig ſein muß. Wer den Gegenſtand ſeiner Neigung oder ſeiner Wünſche ſo zu begeifern vermag, der gibt ſelbſt kund, daß ſeine Leidenſchaft keine reine war. Liebe kann ſich in Haß, nie aber in Nichtachtung verwandeln.

Erwins Groll iſt nichts als verwundete Eitelkeit. Er meinte über Dein Herz nach Gefallen disponiren zu können und würde Dich, hätte er Gelegenheit gefunden, ruhig einer Anderen aufgeopfert haben, wenn nur dieſer Entſchluß von ihm ſelbſt ausgegangen wäre, wenn es ihm ſelbſt ſo beliebt hätte. Jetzt, wo er ſich verdrängt ſieht, iſt es ihm weniger um den Verluſt Deines Beſitzes zu thun, als um die erlittene Kränkung, ſich einem Andern nachgeſetzt zu ſehen.

Vor der Hand wollte ich ſeinem Entſchluſſe, uns zu verlaſſen, nicht in den Weg treten; vielleicht reift Erfahrung ſeinen Verſtand, vielleicht beſinnt er ſich eines Beſſeren. Hat er ſich bei Euch beurlaubt?

Er ging, ohne eine Silbe zu ſprechen, an uns vorüber. Wenn er —

In dieſem Momente pochte es beſcheiden, und Velart öffnete die Thüer. Louiſe entſchlüpfte durch den gegenüber liegenden Ausgang, und ließ die beiden Männer allein, die ſich erſt nach einer langen Unterredung trennten.

Der Tag der beabſichtigten Treibjagd brach grau und neblicht heran. Im Zwielichte des Morgens rückten aus allen Theilen des Revieres die Jäger mit den aufgebotenen Treibern gegen das Forſthaus an, in deſſen Hof es ſeit länger als einer Stunde, bereits äußerſt lebhaft zuging.

Hörling und Velart ertheilten die nöthigen Befehle, und nachdem ſich der Zug in zwei Theile getheilt, die Schützen zwiſchen die Treiber eingetheilt, und alle Vorſichtsmaßregeln noch einmal eingeſchärft waren, ſchwenkte der eine Theil links vom Forſthauſe gegen den Fluß hinab, um ſich mit der vom alten Velart aufgebotenen Abtheilung zu vereinigen und den Rohrwald in einzelnen Truppen zu durchziehen, während die andere Hälfte durch den oberen Theil des Waldes langſam gegen den Fluß zurücken ſollte.

Louiſe ſah den in der Morgendämmerung leiſe wegziehenden Scharen nach, bis ſie in dem Dunkel der Holzung verſchwanden, und zog ſich dann in ihr Zimmer zurück.

Als Bewachung für das Haus blieb der verläßliche alte Niklas mit den Knechten zurück.

Die einzelnen Züge langten an ihren zugewieſenen Orten an, und bald hörte man das erſte Hornſignal und das laute Halloh der Treiber, wie ſie, je drei und drei aneinander geſchloſſen, mit improviſirten Waffen verſehen, durch Geſtrüppe und Knieholz dringend, den Kreis immer enger zogen.

Zwiſchen dem Fluſſe und dem Rande des Hochwaldes befand ſich eine mehrere hundert Schritte breite Sandfläche, auf welcher bald einzeln, bald in dichteren Gruppen, junge Weidengebüſche ſtanden. Der Fluß bog hier ſcharf um den Landvorſprung und bildete, ſich in zwei Arme ſpaltend, eine kleine Inſel.

Hier war es, wo Hörling Tags vorher die Begegnung mit dem Raubthier hatte.

Der Frühnebel lag ſchwer und kalt auf dem Fluſſe und über dieſer Fläche; man konnte auf größere Entfernungen nicht ganz deutlich ſehen.

Aus dem Hochwalde trat, das Gewehr ſchußrecht im Arme, ehe noch der nachfolgende Trieb anrückte, Velart, mit großer Aufmerkſamkeit nach allen Seiten ſpähend und horchend.

Da fiel rechts von ihm im Rohre ein Schuß — ein zweiter — dritter folgte.

Aus einem der vielen Weidenbüſche qualmte eine runde, dichte Rauchmaſſe auf — ein Schuß knallte — dann ward's auf beiden Seiten ſtill.

Der Wind trieb die blauen Rauchwolken in langen Streifen über die neblichte Heide hin.

Plötzlich ſchrillte ein kurzer aber gräßlicher Schrei durch die Luft. Von beiden Seiten drangen jetzt die Scharen der Treiber aus dem Dickicht. Hörling voran, den Leithund an der Leine.

Immer links, immer links, rief er, mit der Hand winkend, der Satan kann nicht ſehr weit ſein — da — hier — überall Schweiß; halloh — d'rauf Kinder!

Mit einem Male verſtummte die Stimme des Alten; er ſtieß einen Ruf des Schreckens aus, der die nächſt Umſtehenden um ihn verſammelte.

Auf dem naſſen Boden, das Antlitz zur Erde gekehrt, lag Velart, die Flinte noch in der Hand, neben ihm der Sand von Blut geröthet. Augenblicklich wurde der Lebloſe aufgehoben, und der kundige Blick des alten Hörlings ſuchte ängſtlich nach der Wunde. Endlich fand man dieſelbe. Die durchſchoſſene Waidtaſche Velarts zeigte, daß eine Kugel ihn von ſeitwärts in die Hüfte getroffen habe.

Das iſt höchſt ſonderbar, bemerkte der Wundarzt des nächſten Fleckens, welcher als Jagdliebhaber geladen war und ſogleich herbeigerufen wurde. Der Strömung nach, in welcher der Verwundete ſich befindet, kam die Kugel von jener Seite, während meines Wiſſens nur auf der unſerigen geſchoſſen wurde. Laſſen Sie den Verwundeten augenblicklich ins Haus ſchaffen, Herr Forſtrath, und die Jagd einſtweilen einſtellen. Die Hilfe darf nicht einen Augenblick verzögert werden, und hier kann ich ohne Inſtrumente nichts thun.

Auf einer ſchnell bereiteten Tragbahre von Baumzweigen wurde der Bewußtloſe von vier Männern ſorgſam fortgetragen.

Hörling war in Verzweiflung.

So mag die Beſtie von Wolf hin und zum Teufel gehen! rief er endlich; aber wiſſen muß ich, wer den Unglücksſchuß gethan. Und mit dieſen Worten ſetzte er das Horn an, und rief zur Verſammlung.

Binnen einer Viertelſtunde war Alles auf dem Platze.

Halt! rief Hörling, als die Schützen des gegenüberſtehenden Zuges, verwundert über die plötzliche Einberufung, ſich näherten. Wer von Ihrer Seite hat geſchoſſen?

Niemand antwortete.

Hörling ging von Mann zu Mann. Ueberall ſtacken die Zündhütchen blank auf den Piſtons — an keinem Gewehre die geringſte Spur eines kürzlich gethanen Schuſſes.

Herr Forſtrath! Herr Forſtrath! erſcholl mit einem Male die Stimme eines Treibers, der zurückgeblieben war und jetzt heftig mit der Hand winkte — Um Gotteswillen — hieher!

Man eilte dem Rufenden, der ſich in die Weidenbüſche wandte, zu.

Auf einem Sandhügel lag der Wolf — verendet — lang ausgeſtreckt. Einige Schritte weiter aufwärts eine männliche Geſtalt, in welcher Alle ſogleich Erwin erkannten.

Hörling lief hinzu und ſchauderte zurück.

Von Blut überſtrömt, die Kehle furchtbar zerriſſen, lag der Unglückliche, beide Hände feſtgeballt, ohne Lebenszeichen. Etwa zehn Schritte entfernt, lag ſein Hut und ſeine Flinte.

Hörling hob das Gewehr auf, während der Arzt zu dem Verwundeten niederkniete. Die Hämmer beider Läufe an Erwins Doppelflinte waren abgelaſſen. Der echte Lauf zeigte die Spuren eines vor Kurzem abgebrannten Schußes; — der linke war abgedrückt worden — das Zündhütchen hatte explodirt, aber der Schuß verſagt.

Ein düſteres Lächeln legte ſich auf Hörlings Geſicht, und mit einem Blicke von nicht leicht zu beſchreibendem Ausdrucke ſah er auf den Arzt, der eben aufgeſtanden war.

Nun?

Da kommt Menſchenhilfe zu ſpät. Die Kehle iſt durch und durch gebiſſen. Die Hände ſind bereits kalt und ſtarr.

Herr Forſtrath — fuhr er fort, ſich, gleichſam um ſich zu orientiren, einige Male umſehend — es iſt ein ſeltſames Zuſammentreffen von Umſtänden. Meine Pflicht nöthigt mich zur Bitte an Sie, von dieſem Vorfalle unverweilt die Anzeige an das Kreisgericht zu machen. Ich will unterdeſſen nach Herrn Velart ſehen. Hebt den Todten auf und bringt ihn ins Forſthaus.

Nein, nein! rief Hörling — meine arme Louiſe! Paul — hier winkte er einem ſeiner Heger — laſſen Sie vorerſt die Leiche hier in Ihr Haus bringen und nichts von ſeinen Kleidern u. ſ. w. wegnehmen. Kommen Sie, Doctor!

Beide beſprachen ſich auf dem Wege zu Hörlings Hauſe über den ſtattgehabten Unfall.

Der Forſtrath, ſo ſchmerzlich bewegt er war, ſah ſich veranlaßt, gegen den Arzt ſeine traurige Vermuthung über Velarts Verwundung auszuſprechen, indem er die nöthigen Aufſchlüſſe durch Berührung der jüngſten Ereigniſſe beifügte.

Dieſer hörte ihn aufmerkſam an.

Ich glaube leider, mit Ihnen, Herr Forſtrath, annehmen zu müſſen, der bedauernswerthe junge Mann ſei, aufgeregt durch die Scenen der letzten Tage, auf den traurigen Gedanken einer heimtückiſchen Rache gekommen, dabei aber ſelbſt das Opfer geworden. Wahrſcheinlich wurde er in demſelben Augenblick, als er den Schuß ſeines einen Laufes abfeuerte, unverſehens von dem durch ſeine frühere Verwundung wüthend gemachten Thiere angefallen. Daß er einen zweiten Schuß zu ſeiner Vertheidigung verſuchte, beweiſt der Zuſtand ſeines Gewehres. Der nach dem Wolfe gerichtete Schuß verſagte, und wehrlos, wie er war, wurde er von dem Raubthiere erfaßt und ſo gräßlich zugerichtet. Wenigſtens iſt dies der einzige mir denkbare Hergang. Ich bedaure herzlich, daß meine Pflicht mir nicht geſtattet, Ihnen die unangenehme Berührung mit der Behörde zu erſparen.

Bei dieſen Worten hatten ſie die mit der Tragbahre nur langſam fortſchreitenden Träger eingeholt. Hörling eilte voraus, ſeine Tochter vorzubereiten.

Ein Lager wurde ſchnell aufgeſchlagen, und nun konnte erſt die allfällige Gefahr von Velarts Verwundung ermittelt werden.

Die Kugel war neben dem Rückgrathe ſchief eingedrungen und ſaß auf dem Hüftknochen feſt.

Nach einigen Minuten war ſie von der geübten Hand des Arztes ausgezogen und ein kunſtgerechter Verband angelegt. Des alten Hörlings Blicke hingen ängſtlich an dem Geſichte des Wundarztes. Wie iſt's, wie ſteht's — beſter Freund?

Leidlich! Ohne eine langweilige Reconvalescenz wird's freilich nicht abgehen — aber Gefahr iſt Gott Lob keine. Die Gewalt der Kugel war durch ein in der Wadtaſche befindliches Buch, welches ſie durchſchlagen mußte, gebrochen, und hat den Hüftknochen nicht beſchädigt. Nur Ruhe jetzt.

An der Thüre pochte es — Hörling öffnete.

Väterchen — um Gotteswillen — laſſen Sie mich nicht ſo lange in dieſer gräßlichen Schwebe! — flehte Louiſe, das Köpfchen zwiſchen der Thürr hereinſteckend — wie geht's dem Verwundeten?

So gut das jetzt nur immer ſein kann, tröſtete der Alte. Der Doctor findet keinen Grund zu großer Beſorgniß. Darum ſei ruhig und bleib' auf Deinem Zimmerchen. Wenn Velart zu ſich kommt, werde ich rufen; aber für's Erſte braucht er Ruhe.

Das Wundfieber, fügte der Arzt hinzu, iſt bereits im Anzuge. Mit ſeinem Eintritte wird die tiefe Ohnmacht, in welche ihn Schmerz und Blutverluſt verſetzten, bald weichen.

Louiſe ging.

Und die Kugel, frug Hörling plötzlich; — wo haben Sie die Kugel?

Dort im Waſſerbecken.

Hörling nahm das Blei heraus, und betrachtete daſſelbe aufmerkſam. Dann nahm er aus einem Schranke ſeine Kugelformen und verſuchte.

Obwohl durch das harte Aufſetzen des Ladſtockes und die durch den Schuß ſelbſt erlittenen Veränderungen aus der Form gebracht, paßte die Kugel doch ziemlich genau in eine der Gießzangen.

Aus allen Zweifeln aber brachte den Forſtrath die Bemerkung, daß die Kugel deutlich die Spuren eines dreizügigen Laufes zeigte. Außer Erwin trug Niemand ein in dieſer Art gezogenes Gewehr. Hörling ſteckte das Blei in ſeine Taſche und ſprach dann lange und leiſe mit dem Arzte, der, nachdem er dem Kranken nochmals den Puls gefühlt hatte, mit freundlichem Händedruck ſchied.

Als Velart aus ſeiner Betäubung erwachte, war der Tag eben im Anbrechen. Sein matter, ungewiſſer Blick ſuchte umher und fiel endlich auf die Geſtalt des Forſtrathes, der im Lehnſtuhle neben dem Bette ſaß und nickte. Einen Augenblick lang war ihm, als beuge ſich ein zartes, freundliches Geſicht mit beſorgtem Ausdruck über ihn, aber ſein verſchwimmendes Auge ſchloß ſich zu neuem Schlummer. Erſt einige Stunden ſpäter kehrte das Bewußtſein heller zurück. Er fand den Doctor und Hörling an ſeiner Seite, und nun begannen die gegenſeitigen Mittheilungen, aus welchen zu entnehmen war, daß Velart ſeine Verwundung für einen Act des Zufalls hielt.

Man fand es natürlich nicht für gerathen, ihn vor der Hand näher darüber aufzuklären. Hörling hatte die nöthigen Schritte bei den Behörden gethan, und die Verhandlungen gingen ihren Gang.

Die allgemeine Achtung und Theilnahme, deren ſich der Forſtrath erfreute, machten, daß der heikle Theil der gerichtlichen Unterſuchung nie ganz bekannt wurde. Hörling ſuchte die Mutter Erwins auf, um ihr mit liebevoller Schonung die Nachricht von dem traurigen Ende ihres Sohnes, der inzwiſchen ſtille beigeſetzt worden war, mitzutheilen, und ihr eine Freiſtätte in ſeinem Hauſe anzubieten. Er nahm mehre Male Audienz bei dem Fürſten, und erwirkte der gebeugten Frau, die das Unglück ihres Sohnes als ein ihm im Dienſte widerfahrenes betrachtete, einen Jahrsgehalt. In des Forſtraths Haus zu ziehen lehnte ſie jedoch ab; die Umgegend bringe ihr zu bittere Erinnerungen.

Von Hörlings Vermuthungen in Betreff Velarts Verwundung erfuhr ſie nie das Geringſte. Die Genesung ging langſam aber ſtetig vorwärts. Schon nach einigen Wochen vermochte er, wenn auch noch am Stocke hinkend, und von Hörling und Niklas geführt, nach dem Tannenwäldchen zu gehen, wo er damals Louiſen überraſchte.

Am Krankenlager war ihm dieſe eine eifrige, treue Geſellſchafterin geweſen. Ueber die Herzenszuſtände Beider herrſchte kein Zweifel mehr.

Da ſaß er denn, noch bleich und matt, aber fröhlichen Muthes auf dem Steine, ſonnte ſich in den milden Strahlen und lächelte ſtille vor ſich hin. Hörling hielt die Hand des Geneſenden in der ſeinigen. Was ſie geſprochen, wußte Niemand, denn der alte Niklas ſuchte im Holze geradgewachſene Kornelkirſchenzweige zu Ladſtöcken; als Velart und Hörling ſich

erhoben, hörte er eben noch, wie Letzterer sagte: In Gottes Namen denn, nächsten September, wenn Sie bis dahin gesund und gerade sind.

An demselben Tage, an welchem Erwin und Louise den nächtlichen Scherz mit den Freikugeln hatten, wurde Hermann mit ihr, ein Jahr später getraut. Einige Zeit vorher hatte der Forstrath Beiden die düstere Vermuthung in Bezug auf Erwin mitgetheilt.

Nennt es meinetwegen Aberglauben, schloß er, aus einem Papiere das verhängnißvolle, sorgfältig aufbewahrte Blei wickelnd, welches er, im Einverständnisse mit dem Arzte, nicht als corpus delicti ausgeliefert hatte; man soll die dunkel waltenden Mächte nicht herausfordern. Der diese Kugel goß, hat seine Schuld gesühnt. Friede mit ihm. Aber gießt mir nie wieder Freikugeln.

Die Hauptmomente der Entstehung und Ausbildung der k. k. österreichischen Armee.

(Schluß.)

Auf solche Art ergänzten sich die kaiserlichen Heere des siebenjährigen Krieges; von der äußeren Erscheinung der damaligen Soldaten, mag die beifolgende Abbildung einen Begriff geben.

Oesterreichische Soldaten zur Zeit des 7jährigen Krieges.

Sogleich nach abgeschlossenem Hubertusburger Frieden traten mancherlei Veränderungen ein. Schon 1763 wurde verfügt, daß den aus den deutschen und ungarischen Erblanden gebürtigen Unterthanen keine Capitulation mehr ertheilt, sie vielmehr zu beständigen Kriegsdiensten angenommen werden sollten. Höchstens ließ man nach, daß solche Männer, die ein Grundstück zu bewirthschaften oder von ihren Eltern und Verwandten eine Profession übernommen hatten, den Abschied gegen Stellung anderer dienstauglichen Leute erhielten. Zweckmäßigee, als bisher, wurde im Jahre 1766 die Reichswerbung eingerichtet, und einem jeden deutschen Infanterieregimente ein eigener Werbbezirk angewiesen, zugleich zur Leitung der Reichswerbungsangelegenheiten ein General als Directeur angestellt, an welchen alle im Reiche befindlichen Werbeoffiziere gewiesen waren. Ein wichtiger Fortschritt, welcher dazu diente, bei den mannigfachen und verschiedenartigen Bestandtheilen der Monarchie, Einheit in die Gesammtstreitmacht derselben zu bringen, war die allmälige Einführung der Conscription, in den meisten Ländern des Erzhauses (mit Ausnahme von Tirol, Belgien, Ungarn, Siebenbürgen, der Lombardie, Illirien) und die Aufstellung beständiger Werbcantone für die Regimenter seit 1771. Nach Einführung der Militärconscription wurde 1780 die Regimentswerbung conscribirter Unterthanen innerhalb der österreichischen Staaten gänzlich untersagt und hiermit das alte Werbesistem in Oesterreich völlig zu Grabe getragen, 1781 unter Kaiser Josef II. das neue Conscriptions- und Werbbezirkssistem bekannt gemacht. 1788 wurden die Juden, gleich den übrigen Unterthanen, der Militärpflichtigkeit und den allgemeinen Militärverschriften unterworfen.

Im Jahre 1802 wurde der lebenslängliche Dienst bei dem Militär aufgehoben und den Unterthanen sämmtlicher conscribirten Erblande regelmäßig eine Capitulation auf eine bestimmte Anzahl Jahre bewilligt, und zwar war die Dienstzeit für die Mannschaft bei der Infanterie, bei dem Pontonier- und Fuhrwesenspersonale auf 10, bei der Cavallerie auf 12, bei der Artillerie und den dem Geniecorps untergeordneten Branchen auf 14 Jahre festgesetzt. 1811 aber wurde, um ungleiche Behandlungen zu vermeiden, jener Unterschied aufgehoben und die Capitulationszeit für Inländer im Allgemeinen, ohne Unterschied der Waffengattungen, auf 14 Jahre festgesetzt.

Das Aufhören des römisch-deutschen Reiches 1806 zog auch jenes der bisherigen Reichswerbung nach sich, und es wurde dagegen 1808 längs der Gränzen die sogenannte »Conationswerbung« eingeführt, dieselbe aber 1817 aus mancherlei triftigen Gründen wieder aufgehoben und im Allgemeinen bestimmt, daß die Anwerbung von Ausländern nur auf solche Leute beschränkt werden solle, welche ein schönes Aussehen haben und die für einen Unteroffizier erforderlichen Eigenschaften besitzen. Zur Artillerie, leichten Cavallerie und zu den Jägern durften schon nach den hofkriegsräthlichen Verordnungen von 1814 und 1816 überhaupt keine Ausländer zur obligaten Dienstleistung angenommen werden. Um die Mannschaft, welche die aus den deutsch-erbländisch-conscribirten Provinzen sich ergänzenden Infanterie- und Cavallerie-Regimenter, die Jäger und Artillerie zur Friedenszeit statt der entlassenen Capitulanten, und im Kriege zur Vermehrung ihres Standes erhalten, ohne Zögerung und schon abgerichtet zu erlangen, wurde 1808 die Errichtung einer Reserve-Anstalt angeordnet und dieselbe 1812 reorganisirt.

War es nach dem siebenjährigen Kriege schon dem Grafen Josef Lascy, als Präsidenten des Hofkriegsrathes, gelungen, in die österreichische Militärverwaltung eine bis dahin ungekannte Einheit zu bringen, so wurde mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts die innere Armee-Verwaltung durch Einführung eines geordneten Requisitions- und Magazins-Systems, ferner durch Unterstellung aller Armee-Verpflegsanstalten, Administrationen ꝛc. unter die Stäbe der Armeecorps und ihrer einzelnen Divisionen, noch mehr vereinfacht. Der militärische Scharfblick des Erzherzogs Carl übte hier einen mächtigen und heilsamen Einfluß. Unter seiner Leitung wurde der Hofkriegsrath besser organisirt, das Institut der General-Commanden mehr ausgebildet, die Militär-Controlle geordnet und überhaupt die verschiedenen Zweige der Militär-Administration auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit gestellt. Indem man die möglichste Entfernung aller bloßen Wucht anstrebte, wurde die schwere Reiterei vermindert, das leichte Fußvolk dagegen vermehrt, das zwecklose Kasket, der schwere Helm, der Säbel des Fußsoldaten, als ihm unbrauchbar, abgeschafft, zugleich die Anwendung der Waffengattungen, je viel das thunlich, mit der Nationaleigenthümlichkeit der Krieger in einen gewissen Einklang gebracht.

Diese Verbesserungen im Heerwesen, welche die Regierungszeit des Kaiser Franz I. bezeichnen, setzten sich unter seinem Nachfolger, Kaiser Ferdinand I., fort. Unausgesetzt wurden Forschungen wegen Verbesserungen unternommen, alle in das Kriegsfach einschlagenden neuen Erfindungen genau geprüft und die erzielten Resultate sorgfältig erwogen. Feldmarschall Radetzky organisirte den Sieg, indem er unermüdlich an der Ausbildung eines Systems der Taktik, namentlich an einer zweckmäßigen Einübung der Generale und der Generalstabsoffiziere in der Verwendung gemischter Truppenabtheilungen auf verschiedenartigem Terrain, arbeitete und diese seine tiefdurchdachten Ideen bei den jährlichen großen Manövern an der Etsch und am Mincio zur Vollziehung brachte.

Aber nicht nur die Vervollkommnung ſelbſt, auch die Verbeſſerung und Erleichterung des Looſes der Krieger blieb ein Augenmerk der Staatsverwaltung. 1836 trat eine neue Adjuſtirungsvorſchrift, 1839 eine Erhöhung der Gagen des geſammten Subalternoffizierscorps in's Leben. Bei dieſer Gelegenheit wurde die Charge der Fähnriche aufgelöſt und ſtatt derſelben eine neue: die der Unterlieutenants zweiter Claſſe, geſchaffen. In demſelben Jahre wurden durch einen Erlaß des Hofkriegsrathes dem früher ausgedehnteren Disciplinarrechte der Offiziere engere Gränzen gezogen. Gleichzeitig wurde die Dienſtzeit des ungariſchen Militärs auf 10 Jahre geſtellt, und für die militäriſch conſcribirten Provinzen 1845 die Dienſtzeit von 14 auf 8 Jahre herabgeſetzt. Die Vermögens-Confiscation in Militär-Deſertionsfällen war ſchon 1842 aufgehoben worden, und eine vollkommene Amneſtie der Rekrutirungsflüchtigen in den altconſcribirten Provinzen erfolgte ebenfalls 1845. Der Hofkriegsrath, welcher ſich allerdings in der Zeit überlebt hatte, wurde 1848, in Folge der gewaltigen Reformen dieſes Jahres, aufgehoben und dafür ein Miniſterium des Krieges errichtet, und noch zu Ende desſelben Jahres erſchien ein, ſchon ſeit einiger Zeit vorbereitetes neues Rekrutirungsgeſetz.

So kam die neueſte, zugleich wichtigſte und reformenreichſte Epoche für die Armee heran: die Regierung des jetzigen Kaiſers Franz Joſef I. Was durch das organiſirende Genie dieſes ritterlichen Herrſchers bisher für die Armee und innerhalb derſelben geſchehen, iſt viel zu außerordentlich und reichhaltig, um hier als bloßer Anhang dienen zu können. Es bedarf einer Schilderung für ſich, die wir einem ſpäteren Aufſatze vorbehalten.

(Vgl. Meynert's »Geſchichte der k. k. öſterreichiſchen Armee, ihrer Heranbildung und Organiſation ꝛc.« 4 Bände. Wien, 1852 — 1854.)

Die Reſtauration der Madonna von Tizian in der k. k. Gemälde-Gallerie.

(Schluß. — Mit Abbildung.)

Nachdem wir die Technik Tizian's an einem ſeiner ſchönſten Werke ſelbſt durch die oben beſchriebene Art der Reſtauration kennen gelernt haben, iſt es intereſſant, den Bericht des gleichzeitigen Kunſtſchriftſtellers Giorgio Vaſari (geſt. 1574), der die Biogeaſien der italieniſchen Künſtler ſchrieb, zu hören.

Tizian, 1477 zu Cadore (an der Grenze von Friaul) geboren, wurde ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen für einen der größten Künſtler, beſonders im Porträtfache, gehalten; Papſt Paul III. lud ihn nach Rom und Kaiſer Carl V. achtete ihn ſo hoch, daß er ihn zwei Mal zu ſich nach Augsburg berief und ſich öfter von ihm malen ließ. Zwei dieſer Porträte befinden ſich in der kaiſerl. Gallerie, eines in der k. k. Ambraſer-Sammlung in Wien, zwei andere in Madrid. In der Manier Tizian's laſſen ſich drei Perioden unterſcheiden. Seine früheren Gemälde tragen noch das Gepräge ſtrenger Zeichnung und ſchaefer Formgebung ſeines Meiſters Giovanni Bellini an ſich. Doch wußte ſein reicher Geiſt das Strenge dieſes Stiles bald zur anmuthigſten Klarheit, zur edelſten Formenfülle umzuwandeln. Der Einfluß ſeines Mitſchülers Giorgio Barbarelli, genannt Giorgione, der um 1507 beſonders durch die leuchtende Glut ſeiner Farbe Epoche machte, bezeichnet die zweite Periode in Tizian's Manier, durch den höchſten Zauber des Lichtes und der Farbe, die vollſte Kraft und Wärme des Lebens zugleich die Blütezeit des Meiſters. Seine herrlichſten Schöpfungen, darunter namentlich die berühmte Himmelfahrt Mariä in der Akademie zu Venedig, fallen in dieſe Periode. In ſeinen ſpäteren Jahren wurde das Streben nach Geſammtwirkung vorherrſchend, die Feinheit des Details tritt dagegen zurück und die Werke dieſer Zeit zeichnen ſich mehr durch die vollendetſte Bravour und Meiſterhaftigkeit der Ausführung, als durch Tiefe der Empfindung aus. Tizian erreichte das hohe Alter von 99 Jahren und war bis an ſein Ende thätig und ſchaffend; er ſtarb im Jahre 1576 an der Peſt. — Ueber ſeine Art zu malen ſagt Vaſari, daß er ſeit dem Auftreten Giorgianes ſich bemühte, ſeinen Werken mehr Weichheit und Rundung in ſchönerer Manier zu geben, ohne jedoch das Studium von Natur und Leben zu vernachläſſigen; ja er ſuchte ſie ſo gut, als möglich in Farben nachzuahmen und durch kalte und warme Tinten zu ſchattiren, wie man es in der Wirklichkeit ſieht, ohne eine Zeichnung zu machen, weil er der feſten Meinung war, das richtige und beſte Verfahren und wahre Zeichnung ſei, wenn man nur mit den Farben arbeite, ohne weitere Zeichenſtudien auf dem Papier zu machen. Seine früheren Arbeiten führte er mit großer Feinheit und unglaublichem Fleiße aus, während die des ſpäteren Alters im Fluge, grob und fleckig gemalt ſind und erſt von der Ferne geſehen, ihre rechte Wirkung machen; ſie ſehen aus, als wären ſie ohne Mühe vollendet, was aber nur ſcheinbar iſt, denn er überarbeitete ſie ſorgfältig und ging mit den Farben oft darüber, aber die angewandte Mühe bringt ſich dem Beſchauer nicht auf. Auf andere Meiſter, auf Rubens, van Dyck, die Spanier und die Caracci hatte Tizian's Technik großen Einfluß; ſie gründet ſich auf die lebendigſte Empfindung und die tiefſte Einſicht in die Geſetze der Farbenharmonie.

Die in Rede ſtehende heilige Familie gehört unbeſtritten zu den vorzüglichſten Leiſtungen des Meiſters. Beſonders edel und fein iſt der Kopf der Mutter Gottes, welche mit dem Ausdrucke andächtiger Verehrung und mütterlicher Zärtlichkeit auf das Kind blickt, das in echt kindlicher Freude ihr die Erdbeeren weiſet, die ihm der kleine Johannes gebracht. In Ausdruck und Haltung liegt eine Innigkeit und Gemüthstiefe, welche zeigen, wie ſich der Künſtler ſo ganz in ſeinen Gegenſtand verſenkte. Das ſtille, anbetungsvolle Hinblicken der Heiligen Zacharias und Joſef zu beiden Seiten der Gruppe erhöht den feierlichen, ernſten Eindruck des Ganzen. Dieſe Köpfe, von hoher, idealer Schönheit und dabei doch charakteriſtiſcher Lebenswahrheit zeichnen ſich ebenſo durch vollendete Durchführung, als durch Glut und Kraft der Farbe aus. Jedenfalls gehört das Bild in Tizian's Blütezeit, wo er ſich ſchon von der Strenge der Belliniſchen Schule losgemacht, aber noch mit Treue an der Natur feſthielt und von aller Manier frei, in allen Theilen der Kunſt gleich vollendet war, alſo ungefähr in ſein 40. Lebensjahr (um 1517). Das Gemälde war eine Perle der Sammlung des Erzherzogs Leopold Wilhelm, nach deſſen Tode (1662) es in die kaiſ. Sammlung überging; es befindet ſich ſeit 1657 in Wien.

Schließlich führe ich noch einige Gemälde der kaiſ. Gallerie an, deren Jahr der Verfertigung bekannt iſt, um zu zeigen, wie lange ſich bei Tizian die ſchöpferiſche Kraft erhielt. Ein Porträt Kaiſer Carls V. fällt in ſein 73. Lebensjahr, der große »Ecce homo« in ſein 66., das Porträt des »Fabricio Salnareſio« in ſein 81., ſeine »Diana und Calliſto« in ſein 80. Lebensjahr; das Bildniß des Giac. Strada von Rosberg malte er, da er 89 Jahre zählte.

Holzdurchſchnitte.

(Mit Abbildungen von Naturſelbſtabdrücken. — S. »Faust« Nr. 21.)

Im Cotta'ſchen Verlag, Stuttgart und Tübingen, iſt ein kleines Werkchen 1852 unter dem Titel erſchienen: »Querſchnitte von hundert Holzarten,« umfaſſend die Wald- und Gartenbaumarten, ſo wie die gewöhnlichſten ausländiſchen Bosketthölzer Deutſchlands. Zur Belehrung für Forſtleute, Landwirthe, Botaniker, Holztechnologen. Herausgegeben von Prof. Dr. H. Nördlinger, der Folgendes ſagt:

»Der Baum iſt ein aus unendlich vielen, ſehr kleinen Theilchen zuſammengeſetztes Gebäude. Die Kenntniß dieſer kleinſten Theilchen dient dem Studium der Bäume, ſo wie der Erkennung der verſchiedenen oft durch die Technik ſo ſehr neeänderten Hölzer zur natürlichſten Grundlage.

Der Lehrer der Forſtbotanik, Forſtbenützung und der Holztechnologie ſchickt daher ſeinen Vorträgen einen anatomiſchen Abriß voraus, der, insbeſondere im vorbereitenden Theil der Forſtbenützung, aus einem ganz kleinen Stückchen Holz die Baumart muß erkennen lehren.

Hiebei nun den anatomiſchen Bau der Hölzer mit dem Mikroſkop zu verfolgen, iſt ſehr zeitraubend und ſchon deßhalb unzuläſſig, weil dem Schüler, welcher im ſpätern Leben ſein anatomiſches Wiſſen auffriſchen möchte, in der Regel ein Mikroſkop und ebenſo die Fähigkeit abgeht, ein ſolches mit Sicherheit zu gebrauchen. Bloße Zeichnungen aber oder plaſtiſche Darſtellungen von Seiten des Lehrers prägen ſich dem Gedächtniß nicht gehörig ein.

Von dieſen Uebelſtänden überzeugt, haben daher Th. Hartig, in ſeiner vollſtändigen Naturgeſchichte der forſtlichen Culturpflanzen Deutſchlands, Berlin 1840; und Roßmäßler, forſtwirthſchaftliches Jahrbuch, herausgegeben von der königlich ſächſiſchen Akademie zu Tharand, Dresden 1847, wie auch ich die anatomiſchen Erläuterungen möglichſt auf dasjenige beſchränkt, was man mit dem bloßen Auge oder einer Loupe ſehen kann.

Nun kann ſich aber der Lehrer bei einer größeren Zahl von Zuhörern nicht mit einem Jeden einzeln befaſſen, wenn er nicht unverhältnißmäßig viele Zeit auf den Gegenſtand verwenden will. So ſchien es mir angemeſſen, dem Lernenden zur Erläuterung des mündlichen Vortrags eine Reihe verſchiedener ſchon fertiger Querſchnitte in die Hand zu liefern. Sie ſollten

Digitized by Google

ihm zugleich einen anſprechenden Ueberblick über die Mannigfaltigkeit gewähren, welche die Natur in den Bau der Bäume und des Holzes gelegt hat, das der Laie ſo ſehr geneigt iſt, als eine plumpe, unedle, beſonderer Unterſuchungen kaum würdige Materie zu betrachten.

Zu dieſem Zweck entſtand unter meiner Leitung eine kleine Anzahl Holzquerſchnittſammlungen, die jedoch trotz ihrer Mangelhaftigkeit überall, wohin ſie gelangten, in England, Frankreich, Italien, der Schweiz, Rußland, Beifall erhielten, auch bei der großen Induſtrieausſtellung zu London im Jahre 1851 durch eine Preismedaille ausgezeichnet wurden. Ich erblickte in dieſen Anerkennungen eine Aufforderung, das von mir geſchaffene Belehrungsmittel weiter zu vervollkommnen und eine zur allgemeinen buchhandleriſchen Verbreitung geeignete Anſtalt zu veranſtalten. Wer dieſelbe mit den früheren Exemplaren vergleicht, wird den Fortſchritt bemerken, der hinſichtlich der Größe, Reinheit und Zartheit der Querſchnitte, ſowie auch in Betreff der innern Einrichtung der Handbücher und ihrer Ausſtattung gemacht worden iſt. Auch die veränderte Befeſtigung der einzelnen Querſchnitte iſt das Ergebniß der Erfahrungen bei der früheren Methode, und berechtigt zu der Erwartung, daß, vorausgeſetzt man faſſe die aufgeklappten Doppelblättes möglichſt mit Einer Hand an, ſelbſt bei häufigem Gebrauche nicht leicht mehr Zerſtörungen vorkommen werden.

Außer der ſoeben gemachten Bemerkung, hinſichtlich des mancherlei Gebrauchs der Querſchnitte, möchte ich bei dieſer Gelegenheit noch empfehlen, nach gemachtem Gebrauch die Blätter nicht zuſammen einzeln liegen zu laſſen, weil ſie ſich ſonſt gern werfen und ohne Anhauchen oder leichtes Befeuchten nicht wieder ſchön platt legen.

Der Nutzen unſeres Handbuches beruht nach dem Obigen in der klaren Vorſtellung, die es uns von dem Bau der darin enthaltenen Bäume verſchaffe, ſowie in der Leichtigkeit, mit welcher man, die Querſchnitte in der Hand, wenigſtens die Gattung eines zu unterſuchenden Holzes zu beſtimmen vermag.

Zu dieſem Behufe ſchneidet oder ſägt man ſich ein paſſendes Stückchen des zu erkennenden Holzes quer durch und ſchneidet es ſodann zuerſt mit einem kräftigen, nachher mit einem feinen, z. B. einem Raſirmeſſer, glatt. Erkennt man alsdann auf der glatten Schnittfläche noch nicht die Kennzeichen der verſchiedenen Querſchnitte, ſo ſchneidet man mit dem feinen Meſſer ein möglichſt zartes Spänchen von der Hirnfläche. Iſt dasſelbe rein und umfaßt es eine Jahresringbreite, ſo reicht es ſchon zur Beobachtung hin. Um ſich die Vergleichung zu erleichtern, kann man das Spänchen mit einem Tropfen Waſſer an eine Fenſterſcheibe kleben.

Ich verberge mir nicht, daß auch Längsſchnitte der Hölzer, in ähnlicher Weiſe wie die Querſchnitte gegeben, Intereſſe für den Holzkenner haben. Ihre Beigabe hatte jedoch den Preis unſeres Werkchens bedeutend erhöht. Indem iſt es durchaus nicht ſchwer, bei aufmerkſamer Betrachtung eines Querſchnittes ſich die hervorſtechendſten Kennzeichen abzuleiten, welche der Spiegel- und der Sehnenſchnitt darbieten müſſen.

Die hauptſächlichſten Verſchiedenheiten der Hölzer, wie ſie ohne Schwierigkeit an unſeren Querſchnitten erkannt werden können, mögen im Nachfolgenden kurz zuſammengefaßt werden; vor Allem aber ſoll eine kleine Zeichnung den gewöhnlichen Bau der Bäume erläutern.

Baumſtamm, Aeſte und Wurzeln beſtehen, nachdem ſie von der Rinde befreit worden ſind, aus Mark, Markſtrahlen und ringförmigen Holzſchichten, oder, wo das Mark wie in der Wurzel fehlt, wenigſtens aus Markſtrahlen und Holzringen.

In der Mitte ſteht das Mark. Es wechſelt je nach Stärke und Form ſehr bedeutend. Doch kann es nur für wenige Holzarten, bei denen es ſich ſehr ſtark entwickelt (und rund iſt), als bezeichnend betrachtet werden, nämlich bei

Sambucus. Ailanthus. Juglans.

Bei Quercus verleiht ſeine fünfeckige Form auch den umgebenden Holzringen noch einen entſprechenden fünfeckigen Verlauf. Seine ſonſtigen Verſchiedenheiten ſind theils nicht hinreichend conſtant, theils nicht genug in die Augen fallend, um hier nähere erörtert zu werden.

Die Markſtrahlen oder (im gewöhnlichen Leben) Spiegel erſcheinen auf dem Holzquerſchnitt als Linien, die als Verlängerungen des Marks ſtrahlenartig zum Umfang laufen. Sie fehlen nirgends, und ſelbſt da, wo ſie dem bloßen Auge zu fehlen ſcheinen, verſchwinden ſie nur wegen ihrer Feinheit. Stets erweitern ſie ſich etwas gegen den Umfang hin. »Große Spiegel« heißt man diejenigen, welche am Mark ſelbſt ihren Urſprung nehmen, die »kleinen« entſpringen erſt auf halbem Wege.

Die Verſchiedenheit der Stärke der Spiegel begründet mehrere Claſſen von Holzarten. Ganz ſcharf ſind dieſe Claſſen natürlich nicht begrenzt. Auch iſt zu bemerken, daß die zwei erſten, d. h. diejenigen, in denen die ſtärkſten Spiegel vorkommen, zugleich in der Regel die größten Verſchiedenheiten zwiſchen großen und kleinen Spiegeln darbieten.

I. Quercus Cerris,

II. Alnus glutinosa, incana (bei dieſer aber weit ſparſamer und ſchwächer, als bei erſterer). Carpinus Betulus. Corylus avellana. Fagus. Quercus pedunculata. Vitis.

III. Ailanthus. Celtis australis, crassifolia. Cytisus alpinus, laburnum. Gleditschia. Platanus. Spartium. Robinia. Tamarix gallica.

IV. Acer Pseudo-platanus. Broussonnetia. Ilex. Morus alba. Paulownia. Prunus. Ptelea. Sophora japonica.

V. Acer dasycarpum, negundo, platanoides, saccharinum, tataricum. (Bei Acer, außer negundo und zum Theil dasycarpum, erſcheinen die Markſtrahlen auf dem Querſchnitt meiſt kurz, und an beiden Enden ſich ſpitz auskeilend.) Amorpha fruticosa. Amygdalus. Betula alba var. (Schwarzbirke)?, lenta. Cornus mascula, sanguinea. Bignonia Catalpa. Elaeagnus hortensis. Fraxinus. Gymnocladus. Juglans. Liriodendron. Rhamnus frangula. Rhus typhina. Sambucus. Tilia parvifolia. Ulmus.

VI. Abies. Acer campestre. Aesculus. Amelanchier. Betula alba. Castanea vesca. Cercis. Cornus alba. Crataegus. Ginkgo. Hippophaë. Juniperus. Koelreuteria. Larix. Ligustrum. Pinus. Populus. Pyrus. Rhamnus catharticus. Rhus cotinus. Salix. Sorbus. Spiraea. Syringa. Taxus. Thuja. Viburnum.

Die von den Spiegeln durchſtrahlte Holzmaſſe beſteht aus den ſogenannten Holz- oder Jahresringen. Was uns bei den Laubhölzern an ihnen zuerſt in die Augen ſpringt, ſind die vielen Poren (Röhren), wovon ſie wie ein Sieb durchlöchert erſcheinen, und welche in Größe und Gruppirung eine außerordentliche Abwechslung bieten.

Nach (I.), der Größe der Poren entſteht folgende Stufenleiter:

mit ſehr großen (großen) Poren:

Ailanthus. Castanea. Paulownia. Quercus. Vitis;

mit großen:

Bignonia Catalpa. Broussonnetia. Celtis. Fraxinus. Gymnocladus. Koelreuteria. Juglans. Morus. Robinia. Sophora. Ulmus;

mit gröblichen:

Amorpha. Amygdalus. Betula. Gleditschia. Hippophaë. Populus. Ptelea. Rhus. Tamarix gallica;

mit feinen:

Alnus. Acer campestre, dasycarpum, negundo, platanoides pseudo-platanus, saccharinum. Aesculus. Carpinus. Cercis. Corylus. Cytisus. Elaeagnus hortensis. Fagus. Ilex. Ligustrum. Liriodendron. Platanus. Prunus. Rhamnus frangula. Salix. Sambucus. Spartium. Sophora japonica. Spiraea. Tilia parvifolia.

Mit ſehr feinen:

Amelanchier. Cornus. Crataegus. Juniperus. Prunus. Pyrus. Rhamnus cathartieus. Sorbus. Spartium. Spiraea. Syringa. Viburnum.

Eine noch größere Mannigfaltigkeit bietet (II.) die Gruppirung oder Vertheilung der Laubholzporen.

1. Einzeln, höchſtens zu wenigen verbunden, überall ziemlich gleich groß, und zwar ſo geſtellt, daß ſie

a) über die ganzen Jahrringe in jeder Richtung ziemlich gleichmäßig zerſtreut erſcheinen, und die Poren von

Acer. Alnus.*) Amelanchier. Betula alba,**) lenta.**) Cornus.***) Crataegus. Juglans.***) Liriodendron. Platanus. Populus.**) Prunus. Pyrus (bei torminalis gegen außen im Ring häufig ſparſamer, bei malus etwas größer und ſparſamer als bei communis). Salix.**) Sambucus.**) Tilia.*) Viburnum.

b) lange, durch alle Jahresringe durchgehende Strahlen bildend, die Poren von Carpinus.

*) Dieſe bis zu acht Poren in einer Linie ſtehend, daher etwas ſtrahlige Gruppirung.
**) Etwas verwirrt, weil ſtets oder häufig einige Gefäße verſchmolzen ſind.
***) Poren einzeln oder zu zwei bis drei verſchmolzen.

2. Mit in die Augen fallendem weitlöcherigen Porenkreis am innern Rand des Jahrrings, dabei die übrigen, englöcherigen Poren oder Porengruppen entweder:

a) einzeln oder leicht aerzweigt, subdendritisch (dieser Fall bei den Hölzern mit Porenkreis stets eintreffend, wenn die Zahl der Poren außerhalb des Kreises sparsam): Amygdalus. Bignonia. Catalpa. Hippophaë. Koelreuteria. Ligustrum (sehr breiter Porenkreis). Rhamnus frangula. Rhus cotinus, typhina. Syringa. Oder:

b) Stark aerzweigt, dendritisch, oder verzweigt und kreisartig, oder einzeln und dendritisch und kreisartig oder kreisartig, je nach der Entfernung der Jahrringe vom Mittelpunct und insbesondere ihrer Breite. Selbst ein und derselbe Holzring kann im Frühling sehr rasch wachsend, zerstreute, im Sommer aerzweigte, im Herbst sogar kreisförmig gestellte Holzporen anlegen. Hieher Ailanthus. Amorpha. Broussonnetia. Celtis. Cercis. Cytisus. Elaeagnus. Fraxinus. Gleditschia. Gymnocladus. Morus. Paulownia. Ptelea. Sophora. Tamarix; oder

c) die Verzweigungen fast immer kreisförmig gestellt bei Spartium. Ulmus oder

d) strahlen- oder zungenförmig bei Castanea. Corylus. Ilex (etwas weniger stark). Quercus. Vitis.

Bei den Nadelhölzern finden sich die bei den Laubhölzern so leicht sichtbaren zahlreichen Poren nicht. Dagegen zeige ein Theil der Nadelhölzer auf dem Querschnitte Harzgangporen. Diese erinnern zwar an die Laubholzporen, sind aber sehr leicht davon zu unterscheiden, indem sie (von der Achse des Stammes ausgehend) immer mehr von der Mitte gegen das Ende der Jahresringe und nur sparsam auftreten, während die Poren der Laubhölzer, wenn sie nicht auf der ganzen Fläche gleich groß sind, immer gegen die äußere Seite des Jahrrings an Zahl und Größe abnehmen.

Deutlich sichtbar und ziemlich zahlreich sind die Harzgangchen bei Pinus Cembra, Laricio, strobus, sylvestris, Larix europaea und sparsamer bei Abies excelsa. Bei Abies pectinata, Ginkgo, Juniperus, Pinus Cedrus, Thuja, Taxus sieht man sie mit dem unbewaffneten Auge oder der Loupe nicht, aber müßten sie im Durchmesser kaum von den andern Zellen unterschieden sein.

Die Vertheilung der Harzgänge bietet, wo dieselben vorkommen, wenig Abwechslung dar.

Der besondere Glanz der dünnen Querschnitte rührt vom Vorhandensein außerordentlich vieler Holzporen (Liriodendron, Salix daphnoides). Bei den Nadelhölzern, wo sogar die gewöhnlichen Holzzellen nach Art der Poren langgestreckt sind, steigert er sich zum Seidenglanz.

Dem aufmerksamen Betrachter unserer Querschnitte wird beim Untersuchen der Porenvertheilung nicht entgangen sein, daß die leichte oder schwierige Erkennung der Grenzen der Holz- oder Jahresringe ganz besonders von der Art abhängt, wie die Poren über die Jahresringe verbreitet sind. Offenbar müssen die Grenzen am schwersten zu sehen sein, wo, wie in der Abtheilung 1) die Poren gleichmäßig zerstreut stehen. Doch ist auch hier, wie bei allen andern Bäumen das Ende eines Jahresrings in der Regel angedeutet durch ein Abnehmen der Zahl oder der Größe der Poren, oder durch intensiver werdende Färbung des Rings (Alnus glutinosa), oder nur durch eine feine, dunkler gefärbte Grenzlinie (Acer).

Nicht ohne Werth bei manchen Unterscheidungen von Arten derselben Gattung ist auch die Breite der Jahresringe.

Ferner kommt ein mehr oder weniger welliger Verlauf der Jahresringe, bei der Unterscheidung mancher sonst verwandten Hölzer zu statten. So sind sie bei Fagus in Folge der vielen großen Markstrahlen stark bogig, bei der verwandten Platane aber ziemlich regelmäßig kreisförmig. Derselbe Unterschied scheint zwischen Carpinus und Corylus zu bestehen, ferner zwischen 12- bis 20jährigem Stammholz von Acer platanoides einer-, und pseudoplatanus so wie saccharinum andererseits, endlich zwischen Alnus glutinosa und incana, wenigstens im Alter, wo die Rinde der erstern Art anfängt zu bersten, die der letztern noch geschlossen bleibt; denn es kann auch das Aufreißen der Rinde Veranlassung zur Wellenform der Holzringe geben.

Besonders bezeichnend ist die Farbe vieler Hölzer, namentlich der sogenannten Kernhölzer, wie Quercus, Rhamnus ꝛc. So ist z. B. Akazienkernholz gelb oder braunlichgelb, der verwandte Maulbeerbaum im Kern gelblichbraun. Der Kern von Sorbus aucuparia erscheint heller als der von domestica. Kernholz des Apfelbaums ist brauner als das des Birnbaums. Acer campestre hat brämlicheres Holz als der verwandte platanoides. Alnus incana Holz hat gleichmäßigeres, weniger kreisförmig gebändertes Ansehen, als das von glutinosa.

Bei Amygdalus fällt auf, daß die fortschreitende Kernbildung besonders gern zuerst die nächsten Porenkreise dunkel färbt, während sie sonst Spitzen und Ausbauchungen voranschiebt.

Oefters haben einzelne Jahresringe als Folge eines kalten oder eines gewöhnlichen Winters, gefolgt auf einen sehr nassen Sommer, kernähnlich gefärbte Jahresringe (Broussonnetia), oder verfärbte Kernringe (Rhus Cotinus).

Das Holz mehrerer Eichen zeichnet sich durch kleine, mehrfache weiße Bögchen im äußern Theil der Jahresringe aus.

Bei Alnus, Betula, einigen Crataegus-Arten, Populus tremula, einigen Salixarten, Sorbus und mehreren andern Holzarten bemerkt man sehr bezeichnende dunkle Strichchen, meist an der äußern Grenze oder in der Mitte der Jahresringe, im Sinne der Jahrringe verlaufend, und vorzugsweise gegen die Achse des Baumes hin anzutreffen.

Derartige kleinere Merkmale sind zwar häufig so zuverlässig, als Hauptmerkmale. Allein ehe ihr Vorhandensein und die Art ihres Auftretens durch Untersuchungen aller Theile mehrerer Bäume derselben Art festgestellt ist, schiene es vorrätig, weiter ins Einzelne einzugehen.

Schließlich möge mir gestattet sein, noch eine Bitte an Forstbeamte, Vorsteher botanischer Gärten, Privatgartenbesitzer und alle Freunde und Förderer der Botanik zu richten. Ich schicke voraus, daß mir außer den im vorliegenden Werkchen enthaltenen Holzarten nur noch wenige zu Gebot stehen, nämlich; Evonymus europaeus und latifolius, Sambucus racemosa, Thuja occidentalis, Juniperus Sabina, Taxus sempervirens. Zur Ausdehnung der Querschnitte auch noch auf weitere Holzarten wäre es nur deßhalb sehr wünschenswerth, solche zu erhalten. Sehr häufig werden nun aber derartige seltene Hölzer bei Culturveränderungen, Abräumung von Gärten zu Bauplätzen, durch Ausforstungen wegen zu dichten Standes, oder in Folge kalter Winter entfernt und nutzlos weggeworfen. Um diese Hölzer ersuche ich hiemit angelegentlich. Sie können zwar in längern, 4—5 Zoll starken Rundstücken bis zu 5 Fuß Länge zu wissenschaftlichen Zwecken verwendet werden. Zu Querschnitten aber ist weniger Material nothwendig. Es reichen dazu vollkommen aus: kurze Rundstücke, wie das hier abgebildete, von 5 Zoll, ja im Nothfall bloß 2 Zoll Stärke. Sie sollten einige Zoll Höhe (Faserlänge) haben und wo möglich die Rinde behalten, endlich im Winter zu gut gemacht und versendet werden. Alsdann ertragen sie auch einen längern Transport durch den Fuhrmann. Im Falle unvermeidlicher Sommerfällung muß die Sendung sehr rasch geschehen, oder aber ist man genöthigt, das Trumm, damit es nicht in der Rinde erstickt, sehr kurz zu machen, d. h. zu zwei etwa 1½ Zoll dicken Scheiben zu zersägen.«

Wir haben den Text dieses wenig umfangreichen Broschürchens hier wörtlich angeführt, weil sich füglich kein Auszug aus demselben hätte entlehnen lassen, ohne der bündigen und klaren Abfassung des Verfassers Eintrag zu thun, und glauben durch unseren Abdruck der Holzdurchschnitte, zum ersten Male im Naturselbstdrucke wiedergegeben, nichts Besseres zur Empfehlung und Verbreitung dieses werthvollen Schriftchens hinzufügen zu können.

Ueber die Beilagen.

Aus dem folgenden Inhalts-Verzeichnisse belieben die verehrten Leser des »Jasik« zu ersehen, was in diesem Jahrgange die polygrafische Presse unseres neu in's Leben gerufenen Anstalt zu Tage gefördert. Die meisten der besprochenen Fächer sind nun reichlich vertreten, und es erübrigt heute nur mehr der Raum für eine Chemitipie, nach einer Fotografie, eine Ansicht der Stadt Wien, aufgenommen in der Vorstadt: Unter den Weißgärbern.

Der Gedanke, den Lichtdruck als Zeichnung zum Nachstiche oder einer andern grafischen Ausführung zu benützen, haben wir in Nr. 18 näher angedeutet.

Der von Benedetti gestochene Kopf des Jesukindes nach Tizian, hängt mit dem Schluß-Aufsatze innig zusammen, und soll eine Familien-Festgabe für die bevorstehende Weihnachtsfeier bilden.

Zum Schlusse können wir unseren freundlichen Theilnehmern nichts Angemesseneres bieten, als eine kleine Erinnerungs- und Empfehlungskarte, mittelst eines in der k. k. Staatsdruckerei durch den ausgezeichneten Künstler und Fotografen Ertre jüngst entdeckten Verfahrens rinconeca tipografischen Farbendruckes, dessen nähere Beschreibung und vielseitige Anwendung erst im nächsten Jahrgang auseinander gesetzt werden wird.

Der Verleger.

Digitized by Google

Inhaltsanzeige des literarischen Theiles

der poligrafisch-illustrirten Zeitschrift »Faust«.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Aufsätze für Wissenschaft und Kunst.

Ein Wort über die Entstehung dieses poligrafisch-illustrirten Blattes . . . 1
Ueberblick des technischen Verfahrens und der Anwendung der verschiedenen Druckkünste . . . 1
Die Entdeckung des Naturselbstdruckes. Von Alois Auer . . . 2
Spitzen und Gewebe mit Metall-Ueberzug . . . 2
Kupfer in feinster Zertheilung als Nebenproduct, auf galvanischem Wege gewonnen, und dessen Benützung . . . 2
Die Schriftzüge des Erdkreises in ihrer Entwickelung. Von C. F. Seelieb. (Hiezu eine litografirte Abbildung in Form eines Stammbaumes der Alfabete.) . . . 2
Eigenthumsstreit bei neuen Erfindungen, insbesondere der dem in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei zu Wien entdeckten Naturselbstdrucke. Von Alois Auer . . . 3
Gedrängte Geschichte der Electricität. Von Worring . . . 2, 3
Eklings neuester galvanischer Inductions-Apparat für Heilzwecke. (Illustrirt.) . . . 2
Das Industrie-Ausstellungsgebäude in München. Von Voss. (Mit einer Abbildung.) . . . 1
Zur Geschichte der Galvanoplastik . . . 6
Umschau in der musikalischen Welt. Von F. D. . . . 10, 13, 20
Neues im Gebiete der grafischen Künste. Von Ranftl . . . 14
Der poligrafische Apparat, oder die verschiedenen Kunstfächer der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien. Von Alois Auer. (Mit artistischen Beilagen.) . . . 18
Der Begriff von Zeit und Raum, Maß, Gewicht und Werth. Von F. X. Wurm . . . 19
Die Hauptmomente der Entstehung und Ausbildung der k. k. österreichischen Armee. Von Dr. Hermann Meynert. (Mit 4 Illustrationen.) . . . 21, 22, 23, 24
Die Restauration der Madonna von Titian in der k. k. Gemälde-Gallerie zu Wien . . . 21, 24
Gutenbergs Bibel (1453?) und Albrecht Dürer's Ehrenpforte des Kaisers Maximilian I. (1515.) . . . 21
Holzdurchschnitte von 100 Holzarten. Von Prof. Dr. H. Nördlingen. (Mit Abbild.) . . . 22

Erzählungen, Novellen, Humoresken, Reisebeschreibungen.

Gott erhalte! Ein Bild aus dem Leben. Von Emanuel Straube . . . 1
Der Königin Ehre. Geschichtliche Novelle von Dr. Hermann Meynert . . . 2, 3, 5, 6
Bilder aus China. Aus dem Ungarischen des Emanuel Grafen von Andrássy, übersetzt von Dr. M. Falk . . . 6, 7
Der letzte Magier . . . 6, 7
Die Pflegetochter. Novelle von Friedrich Dahner . . . 7, 8
Drei Mal in Salzburg! Ein Schwank von Dr. Joh. Nep. Vogl. (Illustrirt.) . . . 7
O sancta mutica! Novelle nach einer wahren Begebenheit von Emanuel Straube 8, 9
Der Mensch lebt nur Einmal! Dorfnovelle von Steinhauser . . . 9, 10
Des Woida Abgesandter. Erzählung von Wilhelm Ebrgi . . . 11, 12, 13, 14, 15
Vergißmeinnicht! Reise-Skizze von Andreas Schumacher . . . 11, 14, 15
Trotz alledem! Von Moritz Reich . . . 10
In der neuen Welt. Novelle von Braun v. Braunthal 10, 13, 16, 17, 19, 20, 21, 22, 23
Aus der Chronik eines Dorfgeistlichen. Von Moritz Reich . . . 16, 26
Eine Freikugel. Novelle von Heinrich Pfeffer . . . 17, 19, 20, 21, 22, 24
Eine räthselhafte Gestalt in Oesterreich. Von Ludw. August Frankl . . . 21, 22

Gedichte.

Irrlobe. Von Amand Baumgartner . . . 1
Hymne zur Begrüßung der hohen Kaiserbraut. Von Dr. J. H. Mosenthal . . . 2
Der 23. April. Von Hammer-Purgstall . . . 3
Mutter und Kind. Von K. A. Kaltenbrunner. (Mit einer Abbildung.) . . . 3
Der Engel auf der Erde. Von Dr. Castelli. (Mit einer Abbildung.) . . . 3
Die Kinder und der Vogel. Von K. A. Kaltenbrunner. (Mit einer Abbildung.) . . . 3
Die Wirthin am Wege. Ballade von Dr. Joh. Nep. Vogl. (Illustrirt.) . . . 3
Gruß aus der Heimat. An Josef Freiherrn von Hammer-Purgstall zu seinem 81. Geburtstage. Von Joh. Gabriel Seidl . . . 4
Eine Guckkasten-Scene. Von einem Oberösterreicher. (Illustrirt.) . . . 3, 4, 5
Die fliegenden Glocken. Ballade von Dr. Joh. Nep. Vogl . . . 5
Die Zwillinge. Von K. A. Kaltenbrunner. (Mit zwei Abbildungen.) . . . 5
Der kleine Musikant. Von K. A. Kaltenbrunner. (Mit einer Abbildung.) . . . 5
Im Ungewitter. Ode von Dr. Joh. Nep. Vogl. (Illustrirt.) . . . 5
Die ersten Studien. Von K. A. Kaltenbrunner. (Mit einer Abbildung.) . . . 7
Der Dorf-Dilettant. Von K. A. Kaltenbrunner. (Mit einer Abbildung.) . . . 9
Doctor Faust in Auerbach's Keller zu Leipzig. Ballade von Dr. Joh. N. Vogl. (Illust.) 10
Die wunderbare Erquickung im Sterben. Legende von J. F. Castelli . . . 19
Ein Licht am Grabe. Von Steinhauser. (Mit einer Vignette.) . . . 20

Topografische Aufsätze.

Sebastopol und Adrianopel. (Mit zwei Abbildungen.) . . . 2
Constantinopel und Jassy. (Mit zwei Abbildungen in Nr. 6) . . . 7
Die Ostsee . . . 8, 9, 11
Sulinamündung. (Mit einer Abbildung.) . . . 10
Rustschuk. (Mit einer Abbildung.) . . . 10
Odessa. (Mit einer Abbildung.) . . . 14
Bomarsund. (Mit mehreren Abbildungen.) . . . 11
Kars. Bajazid. (Mit zwei Abbildungen.) . . . 16
Fisiognomien deutscher Hauptstädte . . . 17

Biografien berühmter Zeitgenossen.

Peter von Cornelius. (Mit Porträt.) . . . 2
Karl Heinrich Rahl. (Mit Porträt.) . . . 8
Peter Heß. (Mit Porträt.) . . . 9
Johann I., regierender König von Sachsen. Von H. M. (Mit zwei Abbildungen.) . . . 11
Lord John Russel . . . 14
Wilhelm Kaulbach. (Mit Porträt.) . . . 15
Lenau's Tod, Begräbniß und Grab. Von Anton X. Schurz. (Mit einer Abbild.) . . . 15
Friedrich Hebbel. (Mit Porträt.) . . . 16
Jaques Jasmin . . . 17
Abdul Medschid Khan. (Mit Porträt.) . . . 21

Aufsätze verschiedenen Inhaltes.

Glück auf! Raisonnement der Redaction . . . 2
Rudolf Weigels Holzschnitte berühmter Meister. Von R. E. v. E. . . . 2
Ein Schubert aus Steiermarks Hochgebirgen. Von Ranftl. (Mit einer Abbildung.) . . . 3
Das Glühwürmchen. Eine Fabel von Dr. Joh. Nep. Vogl. (Illustrirt.) . . . 3
Der Prosit von Böhmischbrod . . . 3
Des Dichters Traum. Von Dr. Märzrath. (Mit Illustration.) . . . 4
Etwas vom Löffeln. Ein Scherz von Emanuel Straube . . . 4
Eine Besteigung des Stefansthurmes. Von M. N. . . . 4
Das Genie der Wiener . . . 4
Ueber Balthasar Permoser . . . 4
Beschreibung einer in Paris gemachten Entdeckung, der Benützung der Perlenmuscheln. Von J. A. F. Stabung . . . 5
Wärme des Gemüths . . . 8
Eine Episode aus Schillers Leben. (Illustrirt.) . . . 8
Zur Geschichte des Tabaks . . . 8
Zur Sittengeschichte Wiens im vorigen Jahrhundert . . . 8
Die Schachspieler. (Mit einer Abbildung.) . . . 12
Das Blauschürzchen. (Illustrirt.) . . . 15
Der Seekrieg . . . 15, 16, 17
Flügelaltar zu Bartfeld in Ungarn. (Mit einer Abbildung.) . . . 16
Wochenschau . . . 18, 19, 20
Die Lebensalter. Von Moritz Reich . . . 18
Chinesische Jongleurs und Taschenspieler. (Mit einer Abbildung.) . . . 20
Der Silbonettendruck. (Mit einer Kunstbeilage.) . . . 20
Vogl's Passifloren . . . 23

Nekrologe.

Wilhelm Hebenstreit, Schriftsteller . . . 4
Josef Moßmer, akademischer Maler . . . 4
Friedrich Treml, akademischer Maler . . . 5
Friedrich August II., König von Sachsen. Von H. M. . . . 10
Ebersberg, Schriftsteller . . . 11
Ranftl, akademischer Maler . . . 21
Sauter, Schriftsteller . . . 22

Historische Kleinigkeiten.

Kaiser Carl V. und Doctor Faust . . . 4
Ein österreichisches Fürstenwort . . . 4
Ein Urtheil über Wien vor 70 Jahren . . . 4
Kaiser Friedrichs III. Grabmal im St. Stefansdome zu Wien. (Mit einer Abbild.) . . . 14

Sinngedichte.

9, 20.

Erklärungen von Kunstbeilagen.

1, 2, 13, 17.

Pränumerations-Anzeigen.

1, 10, 22, 23, 24.

Inhaltsanzeige des artistischen Theiles

der poligrafisch-illustrirten Zeitschrift »Faust«.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Oesterreichs Bitte. (Musikbeilage.) . . . [illegible]
Peter Cornelius. (Stahlstich, geschabt von Christian Mayer.) . . . [illegible]
Mutter und Kind. (Stahlstich, geschabt von Thomas Benedetti.) . . . [illegible]
Alfabeten-Stammbaum. (Litografirte Gravüre.) . . . [illegible]
Die Kinder und der Vogel. (Radirung in Stahl.) . . . [illegible]
Häkelmuster von Marie Pokorny. (Originalselbstdruck.) . . . [illegible]
Moose. (Naturselbstdruck.) . . . [illegible]
Der steirische Hirtenknabe von Ranftl. (Kreidezeichnung.) . . . [illegible]
Sebastopol und Adrianopel. (Gravüre in Stein.) . . . [illegible]
Moose. (Naturselbstdruck in Farben.) . . . [illegible]
Spitzen. (Originalselbstdruck.) . . . [illegible]
Ideal einer Landschaft. (Radirung in Kupfer.) . . . [illegible]
Das Industrie-Ausstellungsgebäude in München. (Zinkradirung und Umdruck.) . . . [illegible]
Ein Kroaten-Vorposten. (Kupferdruck.) . . . [illegible]
Die Zwillinge. (Kupferstich.) . . . [illegible]
Der kleine Musikant. (Schabmanier.) . . . [illegible]
Tiroler Welden-Freiwillige. (Kupferstich.) . . . [illegible]
Constantinopel und Jassy. (Zinkradirung.) . . . [illegible]
Moose. (Naturselbstdruck.) . . . [illegible]
Grundplan des Industrie-Ausstellungsgebäudes in München. (Litografie.) . . . [illegible]
Die ersten Studien. (Kupferstich.) . . . [illegible]
Karl Heinrich Rahl. (Kupferstich.) . . . [illegible]
Eine durchschnittene Achatmandel aus Sachsen. (Naturselbstdruck.) . . . [illegible]
Die Rückkehr aus dem Feldzuge. (Kupferstich.) . . . [illegible]
Peter Heß. (Stahlstich.) . . . [illegible]
Der Dorf-Dilettant. (Kupferstich.) . . . [illegible]
Ideale Landschaft. (Radirung in Kupfer.) . . . [illegible]
Die Sulinamündung und Rustschuk. (Zinkradirung.) . . . [illegible]
Der Wasserfall. (Hochätzung nach Ranftl'schem Verfahren.) . . . [illegible]
Der Haase. (Originalselbstdruck.) . . . [illegible]
Der Hundskopf. (Galvanografie.) . . . [illegible]
Der Wiener Freiwillige. (Kupferstich.) . . . [illegible]
Das durchlöcherte Bild. (Stahlstich.) . . . [illegible]
Der Auerhahn. (Originalselbstdruck.) . . . [illegible]
Die Schachspieler. (Xilografie.) . . . [illegible]
Moose. (Naturselbstdruck.) . . . [illegible]
Wilhelm Kaulbach. (Stahlstich.) . . . [illegible]
Dorf aus Oberösterreich. (Xilografie.) . . . [illegible]
Die Tollkirsche. (Naturselbstdruck.) . . . [illegible]
Odessa. (Umdruck auf Stein.) . . . [illegible]
Kaiser Friedrichs III. Grabdenkmal im St. Stefansdome zu Wien. (Kupferstich.) . . . [illegible]
Auszeichnung und Entschluß. (Radirung in Kupfer.) . . . [illegible]
Lenau's Grabmal. (Kupferstich.) . . . [illegible]
Bomarsund. (Umdruck auf Stein.) . . . [illegible]
Ideale Landschaft. (Radirung in Kupfer.) . . . [illegible]
Friedrich Hebbel. (Stahlstich.) . . . [illegible]
Flügelaltar zu Bartfeld in Ungarn. (Kupferstich.) . . . [illegible]
Kars und Bajazid. (Umdruck auf Stein.) . . . [illegible]
Die Krimm-Expedition. (Xilografischer Umdruck.) . . . [illegible]
Moose. (Naturselbstdruck.) . . . [illegible]
Weißstickerei. (Originalselbstdruck.) . . . [illegible]
Alle fünf Londoner Weltausstellungs-Münzen von 1851 . . . [illegible]
Farrenkraut im Naturselbstdrucke . . . [illegible]
Alfabete für Blinde . . . [illegible]
Das Mädchen mit dem Medaillon. (Galvanografie.) . . . [illegible]
Spitzenkragen. (Originalselbstdruck.) . . . [illegible]
Zum Ereigniß von Bomarsund. (Xilografischer Umdruck.) . . . [illegible]
Die Admiralität im türkisch-russischen Feldzug. (Xilografischer Umdruck.) . . . [illegible]
Ein großes Eichenblatt. (Naturselbstdruck.) . . . [illegible]
Silhouettendruck . . . [illegible]
Der Sultan. (Xilografischer Umdruck.) . . . [illegible]
Holzdurchschnitte das. I. (Naturselbstdruck.) . . . [illegible]
Madonna von Titian. (Kupferstich.) . . . [illegible]
Tipografische Ornamentik. (Festgedicht.) . . . [illegible]
Bibel-Abdruck . . . [illegible]
Dürers Holzschnitte . . . [illegible]
Mathias Ranftl. (Stahlstich in geschabter Manier.) . . . [illegible]
Glasdruck . . . [illegible]
Algen. (Meerpflanzen im Naturselbstdruck.) . . . [illegible]
Gutenberg und Faust. (Tipografischer Farbendruck, Ester's neues Verfahren.) . . . [illegible]
Jesukind von Titian. (Kupferstich.) . . . [illegible]
Ansicht von Wien. (Chemitypie nach einer Fotografie.) . . . [illegible]

Herausgeber u. Verleger: M. Auer. Wien. Druck von M. Auer. Redacteur: Dr. Hermann Meynert.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die neu eingerichtete

Buchdruckerei von M. Auer in Wien

(Mariahilf grosse Stiftgasse Nr. 75)

empfiehlt sich zu Aufträgen aller typographischen Arbeiten,

auf gewöhnliche Art, als auch auf das Eleganteste

IN FARBEN- GOLD- SILBER- UND PRÄGEDRUCK AUSGESTATTET WERDEN.

Uebernimmt ferner

Gelegenheitdruckschriften,

Werke,

JOURNALE

in allen Sprachen und

von jedem Umfange

Tabellen, Preis-Courants

Circulare, Rechnungen, Einladungen

Adresse- und Visit-Karten etc.

Zeichnungen u. Gravuren

mitgetheilt und besorgt.

Digitized by Google

Beilage zu M. Auer's poly. illust. Zeitschrift, Faust.

Digitized by Google

Chemitypie nach einer Photographie.

Ansicht von Wien, aufgenommen in der Vorstadt: Unter den Weissgärbern.

Beilage zu M. Auer's „Lenau"

Probeblatt ohne Kunstbeilagen.

Poligrafisch-illustrirte Zeitschrift

für Kunst, Wissenschaft, Industrie und Unterhaltung,

begleitet von Kunst-Beilagen aus mehr als 30 Druckfächern.

N°. Die Wahl der Illustrationen aus den bisher nur in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gepflegten Druckkünsten geschieht unter der gefälligen Einflußnahme des Herrn Directors der genannten Anstalt, Regierungsrathes Auer. II. Jahrgang. 1855.

Prospect.

Nach Ablauf des ersten Jahrganges dieser poligrafisch-illustrirten Zeitschrift erlauben wir uns, indem wir zur Pränumeration auf den bereits begonnenen **zweiten Jahrgang** des „**Faust**“ geziemend einladen, die P. T. Herren Abonnenten auf die baldige Bestellung aus dem Grunde rechtzeitig aufmerksam zu machen, weil nur in der Reihenfolge der Vormerkungen die ersten und schönsten Abdrücke jener prachtvollen Kunst-Beilagen, die für den Jahrgang 1855 vorbereitet sind, verbürgt werden können.

Hinsichtlich der neuen, sehr umfassenden Aufgabe, welche sich diese Zeitschrift für diesen Jahrgang sowohl in wissenschaftlicher und schongeistiger, als in artistischer und technischer Beziehung gestellt hat, berufen wir uns auf die bereits erschienenen Nummern. So wie einerseits die besten und renommirtesten Literaten Deutschlands an diesem Journale mitwirken, so soll es auch andererseits bezüglich der Illustrationen, denen mehr als 30 grafische Druckkünste, und zwar: der **Holzschnitt, Kupfer- und Stahlstich, Letografie, Chemitipie, Glifografie, Galvanografie, Stilografie, Glasdruck, Gravirung, Guillochirung, Verkleinerung, anastatische Abbildung, Farbendruck, Fotografie, Mikrotipie, Original- und Naturselbstdruck** ꝛc. ꝛc. zum Organe dienen, dieselben durch Kunstbeilagen in elegantester Ausstattung zur Anschauung zu bringen.

Dadurch, daß der eines europäischen Rufes genießende Director unserer weltberühmten k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Herr Regierungsrath Alois Auer, sich bei der Auswahl und Anordnung der artistischen Beilagen speciell betheiligen wird, ist wohl am besten bezeichnet, was in dieser Hinsicht geleistet werden soll. Es werden die artistischen Beilagen für die Herren Interessenten mit der Zeit nicht nur zu einem höchst werthvollen und reichhaltigen Album anwachsen, sondern sie werden sich auch trefflich zu Zimmer-Zierden eignen.

Vorzüglich aber streben wir, durch Beilagen von Naturselbst-Abdrücken förmliche Herbarien anzulegen, und die bisher bestehenden von natürlichen Pflanzen, die so leicht der Verwesung unterliegen, entbehrlich zu machen. Auch prachtvolle Modebilder und andere bildliche Darstellungen für den Gebrauch der Damenwelt sollen dabei ihre zeitgemäße Berücksichtigung finden, und möglichst dahin gestrebt werden, daß jede Numer kein Mitglied der Familie vergesse, nämlich dem Manne, der Frau und dem Kinde etwas Neues und Nützliches zu bringen.

Den Inhalt werden folgende Rubriken bilden: 1. Interessante, leicht faßliche Abhandlungen aller wissenschaftlichen Zweige. 2. Durch Dialog und Tendenz ausgezeichnete Original-Novellen, Erzählungen und vaterländische Sagen. 3. Vaterländische Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung Oesterreichs aus den reichen Quellen seiner ruhmvollen militärischen Thaten. 4. Anziehende Reise-Skizzen. Topografische Beschreibungen vorzüglicher Gegenden und Orte (mit Illustrationen). 5. Schilderungen der Sitten, Gebräuche und Trachten in unserer Monarchie, mit zeitweisen prachtvollen Bildern im Farbendruck. 6. Biografien und Nekrologe ausgezeichneter Zeitgenossen 7. Sehr gelungene Originalgedichte, damit alles Schöngeistige vertreten werde. 8. Correspondenzen wissenschaftlichen und geselligen Inhaltes. 9. Beurtheilung literarischer Erscheinungen, der Kunstgegenstände, des Theater- und Concertwesens. 10 Beurtheilung der vorzüglichsten Erfindungen und Erzeugnisse aus dem Gebiete der Industrie, des Kunst- und Gewerbefleißes. 11. Pikante historische Lückenbüßer. 12 Portefeuille der Neuigkeiten. 13. Epigramme, Miscellen, Aforismen. 14. Kleine Lustspiele, Charaden ꝛc. 15. Würdigung des geselligen Lebens und Verkehrs. 16. Telegraf der Redaction.

Von dieser Zeitschrift erscheinen vom 1. Jänner 1855 ab jährlich 24 **Bogen Text** im Imperial-Quart-Format mit **72 Beilagen** von gleicher Größe, ohne die in den Text eingedruckten Illustrationen mitzurechnen. Ueberdieß wird der „Faust“ von Zeit zu Zeit satirisch-humoristische, illustrirte Beilagen mit passendem Texte bringen.

So wie die Außere, wenn auch noch so kostspielige Einrichtung dieses Blattes dieselbe bleibt, ebenso sollen auch die höchst billigen Pränumerations-Bedingnisse unverändert beibehalten erscheinen, und zwar:

Der Preis für Wien **ganzjährig mit 12 fl., halbjährig 6 fl.** Zustellungsgebühr **30 kr.** — Für Auswärtige mit Postversendung **ganzjährig 14 fl., halbjährig 7 fl.** C. M. — Für das Ausland ganzjährig 16 R. Th. Pr. Cour. **In Leipzig bei Robert Hoffmann.** Alle k. k. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Unseren ganzjährigen P. T. Abonnenten haben wir auch für 1855 wieder eine prachtvolle Prämie bestimmt, nämlich einen Stahlstich in Placatformat, betitelt: „**Nach der Prüfung;**“ darstellend: Einen fleißigen, bescheidenen Knaben mit seiner Mutter, in Gegenwart des Schulmeisters. — Gleich nach Einsendung des ganzjährigen Pränumerations-Betrages soll dieses präciose Kunstblatt jedem P. T. Abonnenten franco zugemittelt werden.

Da die Anzahl der verehrten Abnehmer des „Faust“ im heurigen Jahre so sehr über alles Erwarten zugenommen, daß die Prämie: „**Die Auswanderer**“ am Schlusse des Jahres 1854 nochmals neu litografirt werden mußte, und prachtvolle Abdrücke nun wieder vorhanden sind, so erlaubt man sich die Bemerkung beizufügen, daß diejenigen P. T. Abnehmer, welche sich noch früh genug um den ersten Jahrgang des „Faust“ melden wollen, mit ganz reingedruckten Prämien versehen werden können.

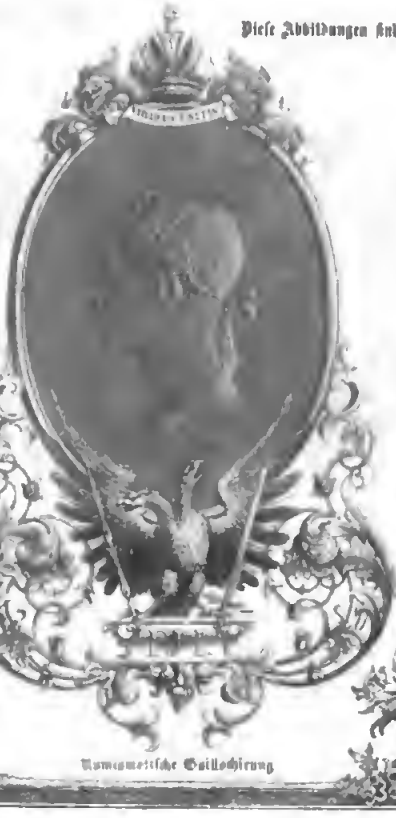
Der schnelleren Expedition wegen belieben sich einheimische und auswärtige Pränumeranten **Oesterreichs** direct an den Verlag des „Faust“ (Mariahilf, große Stiftgasse Nr. 75 in Wien) zu wenden und die Beträge frankirt einzusenden.

Verlag und Redaction des „Faust“.

Digitized by Google

Diese Abbildungen sind keineswegs als vollendete **Muster**, sondern nur als **Repräsente**

Numismatische Guillochirung.



Numismatische Guillochirung

Numismatische Guillochirung

Galvanogravüre.

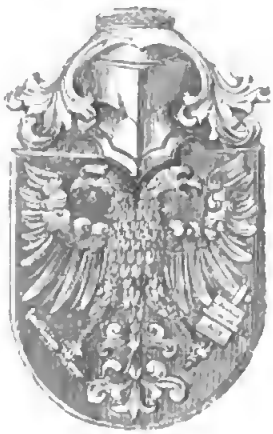
Chemitipie

Chemitipie

Silhouettendruck.

Stahlstich.

Kupferstich



Eisengravüre

Radirung

Stilogravüre.

Digitized by Google

...chiedenen grafischen Manieren anzusehen, da Besseres vom litografischen Umdruck zu verlangen, unbillig war.

Zinkografie

Litografie

Zinkografie

Naturselbstdruck

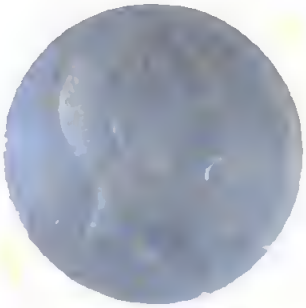
Naturselbstdruck.

Naturselbstdruck

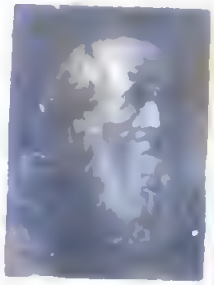
Naturselbstdruck

Originalselbstdruck

Diese Abbildungen sind keineswegs als vollendete **Muster**, sondern nur als Rep



Numismatische Guillochirung



Chemitipie

Silhouettendruck.

Kupferstich

Elisograste

Radirung

Stilograste.

Digitized by Google

ſchiedenen graſiſchen Manieren anzuſehen, da Beſſeres vom lithograſiſchen Umdruck zu erringen, unbillig wäre.

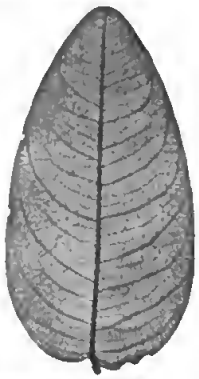
Stichgrafik

Lithografie

Lithografie

Naturselbſtdruck.

Naturselbſtdruck.



Naturselbſtdruck

Naturselbſtdruck

Originalſelbſtdruck

Digitized by Google

Inhaltsanzeige des literarischen Theiles

der poligrafisch-illustrirten Zeitschrift „Faust." (Erster Jahrgang 1854.)

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Aufsätze für Wissenschaft und Kunst.

- Ein Wort über die Entstehung dieses Blattes . . . 1
- Ueberblick des technischen Verfahrens und der Anwendung der verschiedenen Druckkunste . . . 1
- Die Entdeckung des Naturselbstdruckes. Von Alois Auer . . . 2
- Spitzen und Gewebe mit Metall-Ueberzug . . . 2
- Kupfer in feinster Zertheilung als Nebenprodukt, auf galvanischem Wege gewonnen, und dessen Benützung . . . 2
- Die Schriftzüge des Erdkreises in ihrer Entwickelung. Von C. C. Seelieb. (Hiezu eine litografirte Abbildung in Form eines Stammbaumes der Alfabete.) . . . 2
- Eigenthumsstreit bei neuen Erfindungen, insbesondere bei dem in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei zu Wien entdeckten Naturselbstdrucke. Von Alois Auer . . . 3
- Gedrängte Geschichte der Electricität. Von Worring . . . 4, 5
- Ellings neuester galvanischer Inductions-Apparat für Heilzwecke. (Illustrirt.) . . . 4
- Das Industrie-Ausstellungsgebäude in München. Von Voit. (Mit einer Abbildung.) . . . 5
- Zur Geschichte der Galvanoplastik . . . 6
- Umschau in der musikalischen Welt. Von F. D. . . . 10, 13, 20
- Neues im Gebiete der grafischen Künste. Von Raaitl . . . 10
- Der poligrafische Apparat, oder die verschiedenen Kunstfächer der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien. Von Alois Auer. (Mit artistischen Beilagen.) . . . 18
- Der Begriff von Zeit und Raum, Maß, Gewicht und Werth. Von F. X. Wurm . . . 19
- Die Hauptmomente der Entstehung und Ausbildung der österreichischen Armee. Von Dr. Herrmann Meynert. (Mit 4 Illustrationen.) . . . 21, 22, 23, 24
- Die Restauration der Madonna von Tizian in der k. k. Gemälde-Gallerie in Wien . . . 21, 24
- Gutenbergs Bibel (1453?) u. Albr. Dürer's Ehrenpforte des Kaisers Maximilian I. (1515) . . . 22
- Holzdurchschnitte von 100 Holzarten. Von Prof. Dr. H. Nördlinger. (Mit Abbild.) . . . 24

Erzählungen, Novellen, Humoresken, Reisebilder.

- Gott erhalte! Ein Bild aus dem Leben. Von Straube . . . 9
- Der Königin Ehre. Geschichtliche Novelle von Dr. Herm. Meynert . . . 3, 4, 5, 6
- Bilder aus Ebeno. Aus dem Ungarischen des C. Grafen von Andrassy, übersetzt von Dr. M. Falk . . . 6, 7
- Der letzte Magier . . . 6, 7
- Die Pflegetochter. Novelle von Friedrich Dorner . . . 7, 8
- Drei Mal in Salzburg! Ein Schwank von Dr. Joh. Nep. Vogl. (Illustrirt.) . . . 3
- O santa musica! Novelle nach einer wahren Begebenheit von Emanuel Straube . . . 9, 9
- Der Mensch lebt nur Einmal! Dorfnovelle von Stainhauser . . . 9, 10
- Des Weiba Abgesandter. Erzähl. v. Chezi . . . 11, 12, 13, 14, 15
- Vergißmeinnicht! Reiseskizze von A. Schumacher . . . 11, 12, 13
- Trotz alledem! Von Moriz Reich . . . 13
- In der neuen Welt. Novelle von Braun von Braunthal . . . 14, 15, 16, 17, 18, 20, 21, 22, 23
- Aus der Chronik eines Dorfgeistlichen. Von M. Reich . . . 16, 19
- Eine Freikugel. Novelle v. Pfeiffer . . . 17, 19, 20, 21, 23, 24
- Eine räthselhafte Gestalt in Oesterr. Von L. A. Frankl . . . 22, 23

Gedichte.

- Festode. Von Amand Baumgartner . . . 1
- Hymne zur Begrüßung der hohen Kaiserbraut. Von Dr. J. H. Mosenthal . . . 1
- Der 23. April. Von Hammer-Purgstall . . . 1
- Mutter und Kind. Von K. A. Kaltenbrunner. (Ill.) . . . 1
- Der Engel auf der Erde. Von Dr. Castelli. (Illustr.) . . . 2
- Die Kinder u. der Vogel. Von Kaltenbrunner. (Ill.) . . . 2
- Die Birthen am Wege. Ballade von Dr. Vogl. (Ill.) . . . 3
- Gruß aus der Heimat. An Josef Freiherrn von Hammer-Purgstall zu seinem 81. Geburtstage. Von J. G. Seidl . . . 3
- Eine Guckkasten-Scene. Von ein. Oberösterreicher. (Ill.) . . . 3, 4, 5
- Die fliegenden Glocken. Ballade v. Dr. Joh. Nep. Vogl . . . 5
- Die Zwillinge. V. K. A. Kaltenbrunner. (M. 2 Abb.) . . . 5
- Der kleine Musikant. Von Kaltenbrunner. (Illustr.) . . . 6
- Im Ungewitter. Ode von Dr. J. N. Vogl. (Illustrirt.) . . . 6
- Die ersten Studien. Von Kaltenbrunner. (Illustr.) . . . 7
- Der Dorf-Dilettant. Von Kaltenbrunner. (Ill.) . . . 9
- Doctor Faust in Auerbach's Keller zu Leipzig. Ballade von Dr. Joh. Nep. Vogl. (Illustrirt.) . . . 14
- Die wunderbare Erquickung im Sterben. Legende von J. F. Castelli . . . 19
- Ein Licht am Grabe. Von Stainhauser. (M. 1 Vign.) . . . 20

Topografische Aufsätze.

- Sebastopol und Adrianopel. (Mit zwei Abbildungen.) . . . 3
- Constantinopel und Jassy. (Mit zwei Abbild. in Nr. 6.) . . . 7
- Die Ostsee . . . 8, 9, 14
- Sulinamündung. (Mit einer Abbildung.) . . . 10
- Rustschuk. (Mit einer Abbildung.) . . . 10
- Odessa. (Mit einer Abbildung.) . . . 14
- Bomarsund. (Mit mehren Abbildungen.) . . . 15
- Kars. Bajasid. (Mit zwei Abbildungen.) . . . 16
- Fisiognomien deutscher Hauptstädte . . . 17

Biografien berühmter Zeitgenossen.

- Peter von Cornelius. (Mit Porträt.) . . . 1
- Karl Heinrich Rahl. (Mit Porträt.) . . . 8
- Peter Heß. (Mit Porträt.) . . . 9
- Johann I., regierender König von Sachsen. Von H. M. (Mit Abbildung.) . . . 11
- Lord John Russel . . . 12
- Wilhelm Kaulbach. (Mit Porträt.) . . . 13
- Lenau's Tod, Begräbniß und Grab. Von Ant. X. Schurz. (Mit einer Abbildung.) . . . 15
- Friedrich Hebbel. (Mit Porträt.) . . . 16
- Jaquem Jaufemin . . . 17
- Abdul Medschid Khan. (Mit Porträt.) . . . 21

Aufsätze verschiedenen Inhaltes.

- Glück auf! Raisonnement der Redaction . . . 1
- Rudolf Weigels Holzschnitte berühmter Meister. Von R. C. v. C. . . . 1
- Ein Schafbirt aus Steiermarks Hochgebirgen. B. Ranftl. (Mit einer Abbildung.) . . . 2
- Das Windmännchen. Eine Fabel v. Dr. J. N. Vogl. (Ill.) . . . 3
- Der Preiß von Böhmischbrod . . . 3
- Des Dichters Traum. Von Dr. Märzroth. (Mit Ill.) . . . 4
- Etwas von Löffeln. Ein Scherz von Emanuel Straube . . . 4
- Eine Besteigung des Stefansthurmes. Von M. R. . . . 4
- Das Glacis der Wiener . . . 4
- Ueber Balthasar Permoser . . . 4
- Beschreibung einer in Paris gemachten Entdeckung der Benützung der Perlenmuscheln. Von J. A. F. Fladung . . . 5
- Wärme des Gemüths . . . 8
- Eine Episode aus Schillers Leben. (Illustrirt.) . . . 8
- Zur Geschichte des Tabaks . . . 8
- Zur Sittengeschichte Wiens im vorigen Jahrhundert . . . 9
- Die Schachspieler. (Mit einer Abbildung.) . . . 12
- Das Blauschürzchen. (Illustrirt.) . . . 13
- Der Seekrieg . . . 15, 16, 17
- Flügelaltar zu Bartfeld in Ungarn. (Mit einer Abbild.) . . . 16
- Wochenschau . . . 16, 19, 20
- Die Lebensalter. Von Moriz Reich . . . 19
- Chinesische Jongleurs u. Taschenspieler. (Mit einer Abb.) . . . 20
- Der Silhouettendruck. (Mit einer Kunstbeilage.) . . . 20
- Vogl's Passiflore . . . 23

Nekrologe.

- Wilhelm Hebenstreit, Schriftsteller . . . 3
- Josef Mößmer, akademischer Maler . . . 4
- Friedrich Treml, akademischer Maler . . . 5
- Friedrich August II., König von Sachsen. Von H. M. . . . 16
- Ebersberg, Schriftsteller . . . 21
- Ranftl, akademischer Maler . . . 22
- Saute Schriftsteller . . . 22

Historische Kleinigkeiten.

- Kaiser Carl V. und Doctor Faust . . . 3
- Ein österreichisches Fürstenwort . . . 4
- Ein Urtheil über Wien vor 70 Jahren . . . 6
- Kaiser Friedrich III. Grabmal im St. Stefansdome zu Wien. (Mit einer Abbildung.) . . . 14

Sinngedichte . . . 9, 10

Erklärungen von Kunstbeilagen . . . 4, 3, 13, 17

Pränumerations-Anzeigen . . . 1, 10, 22, 23, 24

Inhaltsanzeige des artistischen Theiles.

- Oesterreichs Bitte. (Musikbeilage.) . . . 1
- Peter Cornelius. (Stahlst., geschabt von Edr. Mayer.) . . . 1
- Mutter u. Kind. (Stahlst., geschabt v. Th. Benedetti.) . . . 1
- Alfabeten-Stammbaum. (Litografirte Gravüre.) . . . 2
- Die Kinder und der Vogel. (Radirung in Stahl.) . . . 2
- Häkelmuster von Marie Pokorny. (Originalselbstdruck.) . . . 2
- Moose. (Naturselbstdruck.) . . . 3
- Der steirische Hirtenknabe v. Ranftl. (Kreidezeichnung.) . . . 3
- Sebastopol und Adrianopel. (Gravüre in Stein.) . . . 3
- Moose. (Naturselbstdruck in Farben.) . . . 4
- Spitzen. (Originalselbstdruck.) . . . 4
- Ideal einer Landschaft. (Radirung in Kupfer.) . . . 4
- Das Industrie-Ausstellungsgebäude in München. (Zinkradirung und Umdruck.) . . . 5
- Ein Kroaten-Vorposten. (Kupferdruck.) . . . 5
- Die Zwillinge. (Kupferstich.) . . . 5
- Der kleine Musikant. (Schabmanier.) . . . 6
- Tiroler Welden-Freiwillige. (Kupferstich.) . . . 6
- Constantinopel und Jassy. (Zinkradirung.) . . . 6
- Moose. (Naturselbstdruck.) . . . 7
- Industrie-Ausstellungsgebäude in München. (Grundriß.) . . . 7
- Die ersten Studien. (Kupferstich.) . . . 7
- Karl Heinrich Rahl. (Kupferstich.) . . . 8
- Eine Schatmandel aus Sachsen. (Naturselbstdruck.) . . . 8
- Die Rückkehr aus dem Feldzuge. (Kupferstich.) . . . 8
- Peter Heß. (Stahlstich.) . . . 9
- Der Dorf-Dilettant. (Kupferstich.) . . . 9
- Ideale Landschaft. (Radirung in Kupfer.) . . . 9
- Die Sulinamündung und Rustschuk. (Zinkradirung.) . . . 10
- Der Wasserfall. (Hochätzung nach Ranftl'schem Verfahren) . . . 10
- Der Hase. (Originalselbstdruck.) . . . 10
- Der Hundskopf. (Galvanografie.) . . . 11
- Der Wiener Freiwillige. (Kupferstich.) . . . 11
- Das durchlöcherte Bild. (Stahlstich.) . . . 11
- Der Auerhahn. (Originalselbstdruck.) . . . 12
- Die Schachspieler. (Litografie.) . . . 12
- Moose. (Naturselbstdruck.) . . . 12
- Wilhelm Kaulbach. (Stahlstich.) . . . 13
- Dorf aus Oberösterreich. (Litografie.) . . . 13
- Die Tollkirsche. (Naturselbstdruck.) . . . 13
- Odessa. (Umdruck auf Stein.) . . . 14
- Kaiser Friedrich III. Grabdenkmal im St. Stefansdome in Wien. (Kupferstich.) . . . 14
- Aufzeichnung und Entwurf. (Radirung in Kupfer.) . . . 15
- Lenau's Grabmal. (Kupferstich.) . . . 15
- Bomarsund. (Umdruck auf Stein.) . . . 15
- Ideale Landschaft. (Radirung in Kupfer.) . . . 15
- Friedrich Hebbel. (Stahlstich.) . . . 16
- Flügelaltar zu Bartfeld in Ungarn. (Kupferstich.) . . . 16
- Kars und Bajasid. (Umdruck auf Stein.) . . . 16
- Die Krimm-Expedition. (Litografischer Umdruck.) . . . 17
- Moose. (Naturselbstdruck.) . . . 17
- Weißstickerei. (Originalselbstdruck.) . . . 17
- Alle fünf Londoner Weltausstellungs-Münzen. (Guilloch.) . . . 18
- Farrenkraut im Naturselbstdrucke . . . 18
- Alfabete für Blinde . . . 18
- Das Mädchen mit dem Medaillon. (Galvanografie.) . . . 19
- Spitzenkragen. (Originalselbstdruck.) . . . 19
- Zum Ereigniß von Bomarsund. (Litografischer Umdruck.) . . . 19
- Die Admiralität im türkisch-russischen Feldzug. (Litografischer Umdruck.) . . . 20
- Ein großes Eichenblatt. (Naturselbstdruck.) . . . 20
- Silhouettendruck . . . 20
- Der Sultan. (Litografischer Umdruck.) . . . 21
- Holzdurchschnitte. (Naturselbstdruck.) . . . 21
- Madonna von Tizian. (Kupferstich.) . . . 21
- Litografische Ornamentik. (Festgedicht.) . . . 22
- Gutenberg-Bibel-Abdruck . . . 22
- Dürers Holzschnitte . . . 22
- Mathias Ranftl. (Stahlstich in geschabter Manier.) . . . 23
- Glasdruck . . . 23
- Algen. (Meerpflanzen im Naturselbstdruck.) . . . 23
- Gutenberg und Faust. (Litografischer Farbendruck.) . . . 24
- Jesukind von Tizian. (Kupferstich.) . . . 24
- Ansicht von Wien. (Chemitypie nach einer Fotografie.) . . . 24

Zweiter Jahrgang 1855.

Aufsätze für Wissenschaft, Historik, Kunst und Naturgeschichte.

Naturgeschichte der Feder. Von Dr. J. A. Schinner. 1, 2. — Südslavische Bilder. 1. Von Dr. B. F. Klun. 4. — Eine Mozartfeier in Laibach. Von Dr. Heinr. Costa. 1. — Aus den Alpen. I. Reiseskizzen von Prof. Fr. Simony. (Mit Abbild.) 2. — Naturgeschichtliche Bilder über Siebenbürgen. Von Professor F. A. Schur. 3. — Gallerie biografischer Skizzen aus dem 30jährigen Kriege. Von L. Bechstein. 3. — Nationalökonomisches. Von G. F. Mally. 4. — Aus den Alpen. II. Reiseskizzen von Prof. Fr. Simony. 4. — Das Brautthor der St. Sebaldus-Kirche in Nürnberg. Von Dr. G. Heider (mit Abb.) 4.

Erzählungen, Novellen, Sagen.

Der Leibdienst des Grafen von Egmont. Historische Novelle von Leopold Kordesch. 1, 2, 3, 4. — Silhouetten von Wien. I. Eine Scene im Controlorgange. Von Moriz Bermann. 1. — Silhouetten aus Wien. II. F. Gräffer. V. M. Bermann. 2. — Das Incognito. Novellette von J. F. Castelli. 3. Falkenstein. Sage von Alex. Patuzzi. 3. — Silhouetten von Wien. III. Der Kräutlerer. Von Moriz Bermann. 4.

Gedichte.

Neujahrsepistel an die Leser. Von Leopold Kordesch. 1. — Der Messerschmied. Von Grafen F. Pocci. 1. — Die Sprache der Stummen. Von Rudolf Rigler. 2. — Das versunkene Schloß. Von Dr. J. N. Vogl. 3. — Der Tanzsaal und die Todtengruft. Faschingsparallele von J. Ritter von Wiser. 4.

Biografien berühmter Zeitgenossen.

- Betti Paoli. (Mit Porträt.) . . . 1

Nekrologe.

- Dr. Eduard Melly. (Mit Porträt.) . . . 4

Aufsätze verschiedenes Inhaltes.

- Die Sonntagsfeier in England. Von J. Badnigg . . . 3

Industrielles.

Seidenweberei. Gewebte Bilder. Von J. Reckenschuß. 1, 2. Der Glaspalast für die allg. Kunst- und Industrie-Ausstellung auf den elysäischen Feldern zu Paris. 3.

Epigramme.

Neuartiger Handel. Von A. v. Wiser. 1. — Epitafium eines Zaunkönigs. Von Leopold Kordesch. 2. — Waidmannssprüche. V. Fr. v. Kobell. 2. — Das Beste. Von Freih. v. Braun. 4.

Literatur.

- Die Industriellen*. Roman von Alois Ritter v. Tschabuschnigg . . . 2

Kunstkritische Streifzüge.

- Hector Berlioz u. Richard Wagner. Von Fried. Dornau . . . 4

Uebersicht der Wiener Bühnenzustände. 4. — Umschau auswärtiger Theater 4. — Portefeuille für Literatur und Kunst 4. — Aforismen. 1, 2. — Historische Lückenbüßer und Rückblicke. 1, 2, 3. — Miscellen 1, 2, 3, 4. — Charakterwesen. 1, 2, 3, 4. — Erklärungen von Kunstbeilagen. 1, 2, 3, 4. — Telegraf der Redaction. 1, 2, 3, 4.

Kunstbeilagen der Zeitschrift Faust pro 1855.

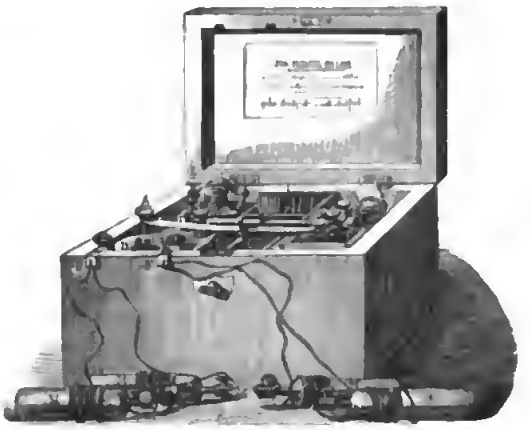
Blumenbouquet. (Chromolitografie.) 1. — Betti Paoli. (Stahlstich von Mayer.) 1. — Kalender pro 1855. Litografische Gravüre) 1. — St. Georg von Fernkorn, Litografie von Geiger u. Schneider. 2. — Ein Hirtenmädchen. (Litografie von G. Benedetti.) 2. Der Großglockner. (Zinkradirung von Simony.) 2. Der Pariser Glaspalast. (Litografischer Umdruck.) 3. — Die Münchener Medaillen (Hochprägung) 2. — Eichenblätter. Naturselbstdruck.) 3. — Ein Gebet. Gedicht von F. Castelli (Litografische Rahmenverzierung.) 4. — Das Brautthor der St. Sebalduskirche in Nürnberg. (Holzschnitt mit Farbendruck von Rückert.) 4. — Porträt des Dr. Eduard Melly. (Kupferstich von Christ. Mayer.) 4.

Druck u. Verlag von M. Auer. Im Auslande zu beziehen nur durch Robert Hoffmann's Buchhandlung in Leipzig. Verantw. Redacteur: Leopold Kordesch.

Digitized by Google

Ekling's neueſter galvaniſcher Inductions-Apparat für Heilzwecke.

Beilage zu M. Auer's polygraphiſch-illuſtrirter Zeitſchrift »Fauſt.«



Wir haben hier vor uns das Ergebniß einer mehr als dreißigjährigen Erfahrung, erworben während der Ausführung fiſikaliſcher Inſtrumente der verſchiedenſten Art, und insbeſondere bereichert ſeit dem Jahre 1834 durch die Conſtruction zahlreicher galvaniſcher Apparate, welche, allmälig vervollkommnet, endlich zu obigem Reſultat und Zweck leiteten. Dieſes Inſtrument iſt daher nicht zufällig erfunden, ſondern iſt allmälig entſtanden durch die praktiſchen Verſuche, welche der Verfertiger ſelbſt an ſeinem eigenen Körper als Prüfungsmittel anſtellte. Durch unzählige Wiederholungen ſolcher Prüfungen von der ſchwächſten bis zu der ſtärkſten und anhaltendſten Art gewann er die vollſte Ueberzeugung, daß ſtarkes und häufiges Galvaniſiren nicht nur nicht ſchädlich, ſondern in beinahe allen Krankheiten mit gutem, in den meiſten Fällen mit dem beſten und ſchnellſten Erfolg angewendet werden kann. Dieſe ſeine Erfahrungen in der Anwendung des galvaniſchen Stromes wurden auch noch durch Herrn Ekling ſeit mehr als zwölf Jahren an verſchiedenen anderen Perſonen bei den mannigfaltigſten Krankheiten und Wunden erprobt.

Viele wollen zwar behaupten, der Galvanismus ſei in gewiſſen Fällen ſchädlich; nach den Reſultaten des Herrn Ekling ſcheint dieß jedoch nur darin zu liegen:

1. daß der galvaniſche Strom häufig verkehrt in den Körper geleitet wird;

2. daß man denſelben zu ſchwach, oder

3. zu kurze Zeit und zu wenig andauernd verwendet.

Durch ſeine, beinahe wunderbaren Erfolge und durch den Beifall vorurtheilsfreier, denkender Perſonen ermuthiget, war Herr Ekling bemüht, einen Apparat zu conſtruiren, der den Bedürfniſſen für Heilzwecke ſo weit entſpricht, als überhaupt unſere Kenntniß des Galvanismus und unſere Macht über die nöthige Stärke desſelben es bis jetzt nur immer erlauben.

Die Hauptbedingniſſe, welche man von einem guten galvaniſchen Apparate für mediciniſchen Gebrauch zu fordern berechtiget iſt, ſind:

a. daß man mit einem ſolchen Apparat einen galvaniſchen Strom erregen kann, der ſchwach genug iſt, damit ihn die empfindlichſte Perſon ohne Beſchwerde aushalten kann;

b. daß man die Stärke dieſes Stromes ohne beſondere Umſtände und Weitläufigkeiten in dem Verhältniß ſteigern kann, in welchem es die zu galvaniſirende Perſon fordern und ertragen kann;

c. darf das hiefür verwendete, galvaniſche Erregungs-Element nicht ſolche Säuren benöthigen, deren Dämpfe den zu behandelnden Kranken beläſtigen oder ſchaden können;

d. ſoll ein ſolcher Apparat möglichſt einfach, dauerhaft und dergeſtalt conſtruirt ſein, daß eine Verwechslung der Pole, wie oben unter 1. erwähnt, oder überhaupt irgend ein Mißverſtändniß in der Anwendung nicht ſtattfinden könne.

Dieſen gerechten Bedingniſſen glaubt Herr Ekling in ſeinen neuen Apparaten vollkommen entſprochen zu haben, und wir wollen hier etwas näher erörtern, in wie weit die angeführten Puncte berückſichtiget, und den bezeichneten Anforderungen Genüge geleiſtet wurde.

Durch die Combination der Drähte an der Inductionsſpule und durch die Einrichtung, daß zwei Smee'ſche oder Zink-Silber-Elemente nach Belieben Eines oder das Andere, oder Beide zugleich mit dem Inductionsapparate verbunden werden können, iſt der Vortheil erreicht, daß man ſich jeden Grad von Stärke des galvaniſchen Stromes verſchaffen, und denſelben allmälig und beliebig ſteigern kann, wie weiter unten bei der Beſchreibung des Apparates noch deutlicher erklärt werden ſoll; überdieß kann dieſe Steigerung noch erhöht werden durch die Anzahl der eiſernen Stäbchen, die man nach Willen und Bedarf in die Inductionsſpule hineingibt. Die Einrichtung der Elemente und deren beliebige Verbindung und Anwendung iſt ferner auch noch in ökonomiſcher Beziehung ſehr vortheilhaft.

Die als Erregungsflüſſigkeit benützte Solution iſt eine ſehr ſtark verdünnte, weiße, ſogenannte engliſche Schwefelſäure, die ungemein billig zu ſtehen kommt und durchaus keine ſchädlichen Dämpfe entwickelt.

Obgleich man beim erſten Anblicke des ganzen Apparates denſelben vielleicht für complicirt halten dürfte, ſo iſt ſelber doch den gewonnenen Erfahrungen gemäß mit möglichſter Vereinfachung conſtruirt. Die Handhabung desſelben iſt mit einiger Aufmerkſamkeit ſehr leicht einzuüben. Die Dauerhaftigkeit dieſes Apparates erhellt ſchon daraus, daß davon nichts conſumirt werden kann, als das wirklich verbrauchte Zink und die ſchon erwähnte Schwefelſäure; ja nach zwanzigjährigem häufigem Gebrauche kann derſelbe noch eben ſo gut und brauchbar ſein, als noch einer Benützung von ſechs Wochen.

Eine Verwechslung der Pole aber iſt durch die Einrichtung und Bezeichnung an dieſem Apparate unmöglich gemacht, indem einestheils die Verbindung der galvaniſchen Batterie mit dem Inductions-Apparate nicht verwechſelt werden kann, anderntheils oder die Zeichen und Buchſtaben an den Schraubenklemmen, die zur Aufnahme von den Drahtenden der Conductoren beſtimmt ſind, jede Irrung verhindern. Jede Schraubenklemme iſt nämlich zur Aufnahme der Drahtenden von zwei Conductoren beſtimmt; an der einen Schraubenklemme bemerkt man den Buchſtaben H oder plus +, und die zwei daran befeſtigten Conductoren gehören in beide Hände (in beſonderen Fällen gibt man dieſe Conductoren auch in die Achſelhöhlen, oder an das obere Ende des Rückgrates, an den Hals, Stirn u. ſ. w.); — an der anderen Schraubenklemme befindet ſich der Buchſtabe F oder minus —, deren zwei Conductoren dergeſtalt unter die nackten Vorderfüße gelegt werden, daß ſolche noch von den hohlen Zehen gehalten werden können.

Eine Weſenheit dieſes neuen Apparates beſteht ferner darin, daß der ganze Apparat ſammt den galvaniſchen Elementen, den nöthigen Conductoren, Eiſenſtäben, vorräthiger Schwefelſäure und Zuleitungsdrähten in einem Käſtchen ſich befindet, das im äußern Umfange nicht größer iſt, als:

$8\frac{1}{2}$ Zoll lang, $5\frac{1}{2}$ Zoll breit, und 5 Zoll hoch.

Aus der beigegebenen Abbildung iſt die ganze Zuſammenſtellung des Apparates deutlich erſichtlich, nämlich:

1, 2, 3, iſt die Batterie, beſtehend aus zwei Smee'ſchen Elementen, wovon man das Eine oder das Andere, oder auch Beide zugleich verwenden

Digitized by Google

kann, zu welchem Behufe man den kürzeren kupfernen Verbindungsſtreifen mit den Verbindungsſchrauben B und 1, oder B und 2, — den längeren hingegen mit A und 2, oder A und 3, befeſtiget; — iſt der kürzere Stab mit B und 1, der längere aber mit A und 3 verbunden, ſo benützt man die ganze Kraft der beiden Elemente.

Unter C iſt der Commutator, d. h. ein Stück Eiſen in Hufeiſenform, welches durch den galvaniſchen Strom zeitweilig magnetiſch gemacht wird. Ober dieſem Commutator befindet ſich der Anker, deſſen Federn durch die Schraube L. reguliert werden müſſen, um ſtets einen gleichmäßigen Contact herzuſtellen. Bei ſtarkem Strom muß nämlich die Schraube L. etwas nachgelaſſen werden; das Geräuſch gibt durch das Gehör einen nicht zu verkennenden Anhalt der richtigen Regulirung; — wird hingegen der Strom geſchwächt, ſo findet das umgekehrte Verfahren ſtatt.

Dieſer Commutator iſt mit der Inductionsſpule oder dem Multiplicator D verbunden, in deſſen Mittelpunct ſich eine Höhlung befindet, die zur Aufnahme der Eiſenſtäbe I beſtimmt iſt, welche Stäbe man einzeln oder mehrere auf einmal hineingeben kann, um die Wirkung nach Belieben zu verſtärken. Dieſer Multiplicator endlich iſt auch noch mit der Batterie verbunden, um die Wechſelwirkung herzuſtellen und die galvaniſche Kette zu ſchließen.

E iſt der Wechſel, deſſen eines Ende zwiſchen K und B verſchiebbar iſt, um die volle, oder nur die halbe Multiplication der Spule benützen zu können, und zwar dergeſtalt, daß durch die Rückung nach B die halbe, nach K aber die ganze Wirkung der Multiplicationsſpule erhalten wird.

An den Puncten H und F befinden ſich die beſprochenen Klemmſchrauben zur Aufnahme der Drahtenden von den vier Conductoren, zwei für die Hände, zwei für die Füße.

M, M, M, M, ſind dieſe vier Conductoren.

G iſt ein Fläſchchen mit vorräthiger Schwefelſäure. — Die Füllung der Batterie mit der Erregungsflüſſigkeit geſchieht folgender Maßen: Man fülle die Gläſer der beiden Elemente bis zum eingeritzten Striche mit gewöhnlichem Waſſer, gieße dieſes Waſſer aus beiden Gläſern in irgend ein anderes beliebiges größeres Glas, und ergreife nun das Tuſchgläschen, das ſich im mittleren Fache befindet, fülle ſolches bis zum angegebenen Merkzeichen mit Schwefelſäure, welche zu oberwähntem Waſſerquantum hinzugefügt wird. Nach hinreichender Vermiſchung der Säure mit dem Waſſer, gieße man dieſe Mixtur in die Gläſer der beiden Elemente zurück, welche man an ihre Plätze in der Schatulle ſteckt, und die im Deckel befeſtigten Platten hineinhängt, worauf — nach gehöriger Verbindung der Batterie mit dem Apparate — ſogleich die Wirkung eintritt.

Hat man ſich des Inſtrumentes bedient, und will ſolches z. B. bis zum nächſten Tag ruhen laſſen, ſo hebt man den Deckel der Batterie mit den daran befeſtigten Platten ab, (wie aus nebenſtehender Figur erſichtlich iſt), überſpült Letztere mit gewöhnlichem Waſſer, und lehnt ſolche an irgend einen geeigneten Ort zum Ablaufen und Trocknen. Der Buchſtabe N an dieſer Figur bezeichnet die Schraube, welche eröffnet werden muß, wenn man die Platten zum Behufe des Reinigens und Verquickens herauszunehmen genöthiget iſt, welches jedoch nur höchſt ſelten zu geſchehen hat. — Die verdunnte Säure kann man in den hiefür beſtimmten Gläſern belaſſen, und ſolche neuerdings, gewöhnlich drei bis viermal verwenden, worauf dieſelbe dann erneuert werden muß. Beim Transporte des Apparates darf ſich natürlicher Weiſe keine Flüſſigkeit in den Elementen befinden; man nimmt ſich daher nur einen Vorrath von concentrirter Säure im Fläſchchen G mit.

Die gewöhnliche Anwendung dieſes Apparates in den meiſten Fällen iſt — wie geſagt — durch die Hände und Füße; will man jedoch insbeſondere Bruſt, Lunge, Magen oder Unterleib behandeln, ſo soll man ſich nur zweier Conductoren bedienen, und zwar abwechslungsweiſe, rechte Hand und linker Fuß, und ſo umgekehrt. Die Ausführung des galvaniſchen Stromes durch die Füße ſoll jedoch nie unterbleiben, mit Ausnahme des einzigen Falles von Verhärtungen im Unterleibe, wo ſolche in den Weichen des Unterleibes und der Schenkel angebracht werden können. — Der Hals oder einzelne Theile des Kopfes werden, wenn nöthig, durch die Hand-Conductoren behandelt, indem man ſolche entweder leicht in der Hand faßt und an den betreffenden Theil drückt, oder auch — wenn noch ſtärkere Einwirkung erzielt werden ſoll — dieſe Hand-Conductoren nur mittelſt Lappen angreift und feſthält, wodurch dieſelben iſolirt werden.

Die Dauer der Anwendung des galvaniſchen Stromes ſoll eine möglichſt lang andauernde ſein; man kann ſich anfänglich eine Viertelſtunde lang galvaniſiren, dann ausſetzen, hierauf neuerdings eine Viertelſtunde dieſes Verfahren fortſetzen. Nach einiger Angewöhnung ſoll man jedoch die Wirkung des Galvoniſirens eine Stunde lang — allenfalls mit einigen Intervallen — ertragen lernen, welches auch ohne alle Unbequemlichkeit leicht ausführbar erſcheinen wird.

Ueberblickt man die oben angegebenen und beſprochenen Vorrichtungen zum Modificiren des erzeugten galvaniſchen Stromes, ſo kann dieſe Modification auf vierlei Weiſe erreicht werden, nämlich:

1. ein Element mit der halben Multiplication ohne Stäbe;
2. ein Element mit der halben Multiplication mit beliebiger Anzahl von Stäben;
3. ein Element mit der ganzen Multiplication ohne Stäbe;
4. ein Element mit der ganzen Multiplication mit irgend einer Anzahl von Stäben.

Dieſelben Modificationen ergeben ſich bei Verwendung beider Elemente; die Anzahl der Eiſenſtäbe, die in die Multiplicationsſpule eingeſetzt werden können, ſteigert die Wirkung allmälig zu jedem beliebigen, ja dem ſtärkſten Grade, wie z. B. bei Lähmungen.

Aus vorſtehender Beſchreibung erhellt, daß die Handhabung dieſes Apparates nichts weniger als mühſam und umſtändlich ſein kann; noch mehr wird man ſich davon überzeugen können, wenn man einige wenige Proben mit der Handhabung deſſelben ſelbſt unternimmt. Auch hat der Erzeuger und Erfinder dieſer Apparate die angenehme Ueberzeugung gewonnen, daß die Anerkennung der guten Wirkung des Galvanismus auf den menſchlichen Körper immer mehr Platz greift und Platz greifen muß; er ſelbſt hat für medicinischen Gebrauch allein ſchon mehr als 200 Apparate gefertiget und abgeſetzt, und die Benützung derſelben hätte noch häufiger ſtattgefunden, wenn nicht der Preis ſeiner früheren Apparate für viele Perſonen ſich zu hoch herausgeſtellt hätte. In Rückſicht deſſen hat derſelbe dahin geſtrebt, bei beſſerer Wirkung den Preis der neuen Apparate im Vergleich zu den älteren möglichſt billig zu ſtellen. Dieß iſt ihm nun vollkommen gelungen; abgleich die Inductionsſpule in ſeinen neuen Apparaten im Vergleich zu ſeinen bisherigen klein erſcheint — welch' Letztere ſich übrigens bis jetzt noch immer als die kräftigſten von allen derartigen bekannten Apparaten erwieſen haben — ſo gibt dieſe Spule doch mit den hiezu gehörigen galvaniſchen Elementen einen ſtärkeren und wirkſameren Strom, als ſeine älteren größeren Apparate. Durch dieſe verbeſſerte und vereinfachte Conſtruction iſt es ermöglichet, einen ſolchen Apparat mit allem hiezu Gehörigen gegenwärtig loco Wien für nicht mehr als 32 fl. Conv. Münze herzuſtellen. Sie ſind zu beziehen bei dem Erfinder und Verfertiger derſelben, Johann Michael Ekling, Mechaniker in Wien, Landſtraße Nr. 109.

K. K. PRIVILEGIRTE

Druck von M. Auer in Wien.

4298/1
FII 21

Österreichische Nationalbibliothek
+Z164851703

Z 38654

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google